


LIBRARY of the
OHIO STATE
UNIVERSITY

Zeitfragen

des

christlichen Volkslebens.

Begründet

von

Dr. Mühlhäußer und Dr. Geffcken.

Fortgeführt

von

E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pfarrer G. Schlosser

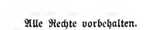
in Berlin. in Frankfurt a. M.

Elfter Band.





Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1886.



Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Inhalt des elften Bandes.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XI. Heft 1.

Unsere Zeit

im Lichte des Gemüthslebens betrachtet.

Von

Dr. Theodor Schott,
Pfarrer in Freienseen.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1885.



Wenn es schwer ist, einen Charakter zu haben, so muß es auch schwer sein, einen solchen zu zeichnen. Das will sagen: die Schwierigkeit des Charakterisirens liegt oft, vielleicht meist, nicht sowohl in der Befähigung des schildernden Subjects, als vielmehr in der Beschaffenheit des zu schildernden Objects, zumal wenn dasselbe nicht eine geschlossene Einzelperson, sondern ein mannichfaltiger Lebensorganismus ist, der eben durch die kritische Betrachtung erst zu einer mit wirklichem Charakter bekleideten einheitlichen Gesammtpersönlichkeit ideal zusammengeschaut werden muß, also besonders, wenn es sich um die Charakteristik einer Zeit handelt. Es hat einen außerordentlichen Reiz, den Gesammtinhalt eines geschichtlichen Zeitabschnitts in die einfache Formel eines oder einiger scharfgeprägter Wesenszüge zu bannen. Aber der Reiz beruht wie überall so auch hier auf dem Contrast, d. h. er ist hervorgerufen durch eben das, was die Schwierigkeit der Sache bildet, nämlich durch die unendliche Vielheit der zu diesem einheitlichen Wesensbilde zusammenwirkenden Momente, welche großentheils nach Art und Maß gar nicht klar und bestimmt herauszufinden, ja vielfach nicht einmal in sich selbst zu einer solchen bestimmten Eigenthümlichkeit ausgestaltet sind. Am stärksten muß sich das natürlich geltend machen bei der jeweiligen Gegenwart, deren Lebensgebilde noch in so unfertiger Gährung begriffen, und deren Angehörige noch durch Gefühl und Interesse in ihrem

---

Anmerkung. Die Redaction kann sich mit den nachfolgenden Ausführungen in vielen Einzelheiten nicht einverstanden erklären, besonders soweit dieselben politische Fragen berühren, glaubt dieselben dem Leserkreise bei alledem aber nicht vorenthalten zu sollen, weil sie gewisse Schattenseiten unsrer Zeit in unzweifelhaft zutreffender, wenn auch manchmal einseitiger Weise beleuchten.

Urtheil so sehr gebunden sind. Eine wahre und vollständige Charakteristik wird wie für jede so auch für unsere Zeit erst dann möglich sein, wenn sie nicht mehr der fließenden, sondern der abgeschlossenen Bewegung, der Vergangenheit, der Geschichte angehört. Der zeitgenössische Darsteller wird sich darauf beschränken müssen, dieser Aufgabe der Zukunft vorzuarbeiten, indem er den Charakter unsrer Zeit nur nach einer oder der andern einzelnen Seite ins Licht stellt. Das ists, was in den nachfolgenden Ausführungen versucht werden soll. Aber auch wirklich den Charakter unserer Zeit möchte ich — in der angegebenen Beschränkung — vorführen; also nicht bloß einen Einzelzug in dem Bilde ihrer unfreiwilligen Individualität, sondern etwas von dem selbst erzeugten Gepräge ihres geistig-sittlichen Wesens, womit sie für das Innenleben ihrer Angehörigen und somit für die cultur- und sittengeschichtliche Entwicklung eine bestimmende Macht geworden ist und noch ist.

Um aber für die Aufgabe auch in dieser Beschränkung das rechte Licht zu haben, muß vor allem der falsche allgemeine Glanz beseitigt werden, welchen die von den tonangebenden Stimmen großgezogene Neigung unsres Geschlechts zu eitler Selbstverherrlichung in gewissen überschwänglichen Bezeichnungen unserer Zeit wie einen blendenden Glorienschein umzulegen pflegt.

Eine der beliebtesten derartigen Wendungen ist es, unsere Zeit eine „große“ Zeit zu nennen. Die mit diesem hohen Wort so schnell bei der Hand sind, wissen nicht was sie thun. Es gibt sehr wenig große Zeiten in der Weltgeschichte. Solche waren — um bei unserer vaterländischen Geschichte zu bleiben — die Zeit der Völkerwanderung, die der Reformation, die der Freiheitskriege; an diese aber — das sagt uns ohne alle kritische Untersuchung schon das unmittelbare Gefühl — reicht unsere Zeit bei weitem nicht hinan. Eine große Zeit ist eben nicht schon die, in welcher mehr als in einer andern einzelnes Große geschieht, so wenig wie ein Buch, worin manche gute Stellen vorkommen, deshalb schon ein gutes Buch ist. Sondern, wie schon der logische Wortverstand zwingend an die Hand gibt: groß ist eine Zeit nur, wenn sie selbst ganz, d. h. ihr gesammter wesentlicher Lebensinhalt unmittelbar oder mittelbar groß ist. Groß aber hinwiederum ist nicht schon das Bedeutende, das nach den äußern Mitteln und Erfolgen Massenhafte. Das Große im Gebiet des Menschlichen, Geschicht-

lichen darf überhaupt nicht nach dem Maß der äußern Erscheinung, sondern nur nach dem der wirksamen innern Lebenskraft und der erzielten innern Lebensfrucht geschätzt werden. Eine Zeit, wo aus den tiefinnersten Gründen des menschlichen oder nationalen Lebens ungemeine Kräfte in ursprünglicher Stärke hervorbrechen und mit Anstrengungen, für welche der Drang natürlicher Beweggründe nicht ausreicht, durch Wirkungen, welche aus den gewöhnlichen Ursachen sich nicht erklären, den ganzen innern und äußern Organismus des Gesammtlebens auf neue, über das Regelmäßige weit hinausliegende Höhen emporheben — m. e. W. Zeiten, wo durch Wunderkräfte Wunderthaten geschehen und Wundergebilde entstehen, das sind „große" Zeiten. Von solchen Wundererscheinungen aber ist in unserer Zeit wenig zu sehen. Höchstens könnte die Thatsache, daß unser Volk auf seine außerordentliche äußere Erhöhung hin so gar keinen innern Aufschwung geistiger Idealität und sittlichen Ernstes genommen, sondern einen schweren Abfall zu materialistisch leichtfertiger Sinnesart vollzogen hat, als ein Wunder erscheinen, wenn es nicht die sehr erklärliche Folge der passiven inneren Unberührtheit wäre, womit es sozusagen wie im Traum zu jener äußern Höhe emporgeschnellt worden ist.

Zu einer großen Zeit gehören als die Geburtshelfer ihrer Wundergebilde die großen Männer, die Wunderleute, wie sie Luther nennt. Unserer Zeit fehlen auch die. Denn große Männer sind noch nicht die, welche mit genialen Gaben und Leistungen als große Künstler, Gelehrte, Feldherren, Staatsmänner glänzen, sondern nur die, bei welchen diese specielle Genialität nur ein einzelner Strahl der sonnenhaften Wirksamkeit ist, welche sie mit ihrer ganzen lebendigen Persönlichkeit ausüben. So war Augustin ein großer Theologe, aber Luther war ein großer Mann; Turenne war ein großer Feldherr, aber Napoleon war ein großer Mann; Richelieu war ein großer Staatsmann, aber Stein war ein großer Mann; Heinrich II. war ein großer Regent, aber Friedrich II. war ein großer Mann. Den großen Mann macht noch nicht eine Wirksamkeit, welche nur einzelne Seiten des Lebens, seis auch in noch so überlegener Weise berührt; sein charakteristisches Merkmal ist nach Schleiermachers seiner Begriffsbestimmung „das Gemeinschaftstiftende". Deutlicher ausgeführt: der große Mann hat seine Adelsprobe an einem Wirken, wodurch er das menschliche oder nationale Gesammtleben in all

seinen Verzweigungen von innen heraus schöpferisch erneuert und den ganzen zeitgeschichtlichen Organismus, mit den Kräften der eigenen Persönlichkeit befruchtet und nach ihrem Typus umgeprägt, gewissermaßen zu seinem selbständigen Erzeugniß macht. Solche Gestalten kann ich wenigstens in unserer Zeit nicht finden.

Aehnlich verhält sichs mit andern für unsere Zeit üblichen Bezeichnungen; sie schmeicheln, wie man von Bildern sagt. Eine „schöne" Zeit, wie man sie oft mit Vorliebe nennen hört, ist eben wieder nicht eine solche, in der einzelnes oder auch selbst ziemlich vieles Schöne aufgeht — danach gäbe es auch ziemlich viel schöne Zeiten —; sondern eine schöne Zeit ist nur die, in welcher Alles, was irgendwie bemerkbar aus dem gewöhnlichen Gewimmel heraustritt, in irgend welchem Sinn und Maß vom festlichen Hauch des Schönen berührt ist; die Zeit, in welcher die ganze Fülle der bedeutsameren Lebenserscheinungen sich zu einer reinen, reichen Offenbarung des echt Menschlichen oder Nationalen harmonisch zusammenschließt. Das perikleische Zeitalter in Athen, die Zeit der ersten Christenheit, die Zeit der ersten Hohenstaufen mögen in diesem Sinne, jede in ihrer Weise, schöne Zeiten genannt werden. Daß unsere Zeit diese Physiognomie nicht an sich trägt, bedarf für jedes einigermaßen klarblickende Auge keines Beweises. Ein häßliches oder auch nur gewöhnliches Gesicht hat sie darum durchaus nicht. Im Gegentheil. Aber bei einiger Aufrichtigkeit des Blickes in den Spiegel wird ihr doch kaum ein andres Selbstzeugniß übrig bleiben als das einer lebenslustigen Bekannten aus meiner Jugendzeit: „schön bin ich nicht, aber höchst interessant."

Herrlich — auch diese leider schon lange zum alltägigen Aschenbrödel herabgewürdigte Königin unserer Beiwörter wird tausendmal zur Huldigung für unsre Zeit vorgerufen. Aber mit noch weniger Berechtigung. Herrlich ist ja nichts Geringeres, als der Inbegriff von groß und schön. Herrlich ist nur eine Zeit, welche unter der überschüssig heraufquellenden Fülle echter Lebenskräfte und Güter in souveräner Bedürfnißlosigkeit thronend, mit ihrem Reichthum die tausend Lebensgärtlein ihrer Kinder beglückend zu erfüllen, ja selbst in die angrenzenden Gebiete der nachfolgenden Geschlechter noch nährend und erquickend hinauszudringen vermag; eine Zeit, von der man's sagen kann, wie jene begeisterte Stimme von dem Zeitalter der wiederaufblühenden klassischen Geistesbildung: „es ist eine Lust zu leben."

Nun Lebenslust, hastige, gierige Lebenssucht ist wohl in unsrer Gegenwart übergenug da; aber vielleicht nur deshalb, weil die wahre Lust zu leben, der freudige Drang, der großen Gesammtbewegung des Lebens mit den innersten Kräften des Wesens sich hinzugeben, fehlt. Denn für Jeden, der einigermaßen unter die Oberfläche zu blicken versteht, ist es eine unverkennbare Thatsache, daß die Masse des eigentlichen Volkes von einer wirklichen inneren Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten durchaus nichts weiß, sondern nur zu einer halbwilligen Statistenrolle bei dem national-politischen Drama künstlich auf die Beine gebracht und dressirt ist. In gewöhnlichen Zeitläuften wäre das ja ein ganz natürlicher, ja in gewissem Betracht gesunder und befriedigender Zustand. In einer Zeit aber, wie die unsrige, wo eine völlige Umwälzung des politisch-socialen Gemeinlebens mit einer wahren Sturmfluth durch alle Kreise dahinschießt, ist jene Apathie eine so unnatürliche und befremdliche Erscheinung, daß die Vermuthung nahe liegt, es werde hier gerade ein ganz besonders charakteristisches Moment für die innere Art unserer Zeit im Hintergrund verborgen stehen. Und senken wir die Sonde tiefer ein, so stoßen wir in der That sehr bald auf einen Zug, der jene Entfremdung nur zu gut erklärt. Es drängt sich uns die Wahrnehmung auf, daß unserer Zeit gerade das fehlt, was für jede menschliche und vorab für jede germanische Volksgemeinschaft den eigentlichen nervus motor bildet, daß unsere Zeit gerade das Organ, wodurch allein das Volk im Ganzen lebendige Fühlung mit ihr gewinnen und halten könnte, nicht anzuziehen und zu fesseln, daß sie mit all ihrem Reichthum dem G e m ü t h keine genügende Nahrung zu bieten, keine wohlige Heimath zu bereiten vermag.

Nach dieser Seite, im Lichte des Gemüths unsere Zeit zu betrachten, dazu haben wir außer den hernach zu besprechenden innern sachlichen Beweggründen auch noch eine äußere zeitgeschichtliche Veranlassung an der noch kaum verhallten Lutherfeier. Das eigentlich Wunderbare und Hinreißende an diesem „Deutschesten der Deutschen“ ist doch letztlich die Tiefe und Kraft des Gemüths, die sich an ihm in so unvergleichlicher Weise geoffenbart, und womit er seine Welt so übermächtig zu beseelen verstanden hat. Gehen wir aber mit diesem Eindruck daran, unsere Zeit an denselben Probirstein zu legen, sie auf der Wage des Gemüths nach ihrem Feingehalt zu prüfen, so muß sich uns schon beim ersten Ueberblick

der Eindruck einer empfindlichen Leere und Armuth aufdrängen. Diesen allgemeinen Eindruck durch den zusammenhängenden Nachweis seiner Einzelgründe zu einem bestimmten Bilde auszubreiten, das und nur das ist die Absicht der folgenden Ausführungen.

Ich hege nämlich die sonderbare Schwärmerei, zu glauben, daß etwas, das kalt ist, nicht zugleich warm sein, daß eine Zeit, die an Gemüthsinhalt arm ist, nicht zugleich daran reich sein kann. Ebensowenig vermag ich einzusehen, welchen Werth eine Darstellung haben kann, welche durch möglichste Ausgleichung von Plus und Minus schließlich Alles ins Null der Ergebnißlosigkeit gegen einander aufgehen läßt. Die großen Vorzüge unserer Zeit fällt mir nicht ein zu leugnen; aber sie liegen außer der Linie meiner Aufgabe. Für mich handelt sichs jetzt nur um diese eine Seite unsrer Gegenwart, um ihren Gehalt an Gemüth; und nach dieser Seite wird wohl auch ein besserer Kenner ihr Bild schwerlich mit freundlicheren Farben zu zeichnen im Stande sein.

Die Grundlage für unsere Darstellung haben wir uns natürlich vor allem in der Beantwortung der Frage zu schaffen: was denn eigentlich „Gemüth“ ist? Richtig wird sich das nur dann bestimmen lassen, wenn man darin nicht ein einzelnes selbständiges Organ der Seele sucht. Gemüth ist vielmehr der innerste, alle Einzelkräfte in sich vereinigende Mittelpunkt des geistigen Wesens, nichts Andres, als was sonst mit allgemein verständlichem Ausdruck das Herz heißt. Nur aber nicht das Herz, sofern es vermittelst der einzelnen Geisteskräfte aus sich heraus und auf die objective Welt eingeht, sondern sofern es unmittelbar durch ein erfahrungsmäßiges Innewerden die objectiven Dinge in sich hereinnimmt und verarbeitet, um dann mit den so gewonnenen Gesammteindrücken erst die einzelnen Geistesorgane zum bewußten, sozusagen kunstgerechten Erfassen jener Objecte anzuregen. Damit ist weiter von selbst gegeben, daß diese Eindrücke von den Dingen nicht sowohl in der Form urtheilsmäßiger Zustimmung oder Verneinung, sondern nur in der Gestalt der Anziehung oder Abstoßung, der Zuneigung oder Abneigung zu Stande kommen können.

Es gibt eine schlechte Gemüthlichkeit. Das ist die träge

Stockung der Lebensströmung, welche an die vom Herzen, d. h. vom Gemüth aus zu bewegenden geistig sittlichen Kräfte der Nation keine oder doch so gut wie keine Anforderungen stellt, sondern nur die niedrigere Seite des Seelenlebens, das halbsinnliche unmittelbare Gefühl in der Art anspricht, daß man in den unwillkürlichen Neigungen und Interessen des hergebrachten Daseins mit bequemer Gemächlichkeit sich fortleiern lassen kann. Je mehr diese Gemüthlichkeit einer Zeit fehlt, desto besser. Aber es gibt auch eine andere werthvollere Gemüthlichkeit. Wenn die Gestaltungen einer Zeit im Ganzen und Großen der Art sind, daß sie sich nicht blos, auch nicht einmal zunächst an Verstand oder Willen oder eine andere einzelne Geisteskraft ihrer Angehörigen mit der Zumuthung einer schweren, wohl gar schmerzlich selbstverleugnenden Aneignung wenden, sondern zunächst und in entscheidender Weise den Herzen der Zeitgenossenschaft mit einem unmittelbar befreundeten Eindruck sich zu spüren geben, um von diesem Heerd aus dann erst alle einzelnen Seelenkräfte mit der lebenskräftigen Wärme innerer Liebesfreude zu ihrer vollgiltigen Aneignung und fruchtbaren Förderung in Bewegung zu setzen — das ist echte, gedeihliche Gemüthlichkeit. Daß die unserer Zeit so sehr abgeht, das ist der im Folgenden nachzuweisende tiefste Schatten ihres Charakterbildes.

Es ist ein eigenthümlich deutsches Wort, das wir da zum Angelpunkt unserer Betrachtungen genommen haben; wie denn auch der darin sich ausdrückende Inhalt etwas eigenthümlich Deutsches ist. Denn die besondere Mitgift des Deutschen aus der Hand des Schöpfers ist sein Gemüth. Deutsches Leben ist wesentlich Gemüthsleben. Mit dem beliebten Schlagwort die Deutschen als ein „Volk von Denkern" zu bezeichnen, ist nur dann kein Unsinn, wenn das Denken nicht als das todte Maschinengespinnst des trockenen Verstandes gefaßt wird, sondern als das lebendige Gewächse aus dem tiefinnersten Einheitspunkt des gesammten Geisteslebens, aus dem Herzen. Luther übersetzt die specifische Bezeichnung des Denkvermögens im Griechischen, das Wort νοῦς, mehrmals geradezu mit „Gemüth". Sein Denken — darin liegt der unvergleichliche Reiz und die unwiderstehliche Gewalt seiner Schriften — sein Denken selbst war eben nur die geistige Verarbeitung seines Gemüthslebens; und Luther ist recht eigentlich der Typus deutscher Geistes- und Gedankenarbeit. Dieselbe Eigenthümlichkeit zeigt uns jeder Blick in die andere Werk-

stätte des deutschen Geistes, in die deutsche Kunst. Die Innigkeit, womit das Gemüth sich darin ausprägt, oder noch richtiger: die harmonische Verschmelzung des Gemüthvollen mit dem tief und klar dahinter stehenden Gedanken, das ists, was alle deutschen Kunstgebilde mit einer so seelenvollen Wärme, einer so zarten Weihe durchhaucht. Eine Hamann'sche Ideenkette oder eine Schelling'sche Gedankenreihe ist in ihrer Weise dasselbe, wie das Tongetriebe einer Bach'schen Fuge, das Farben- und Liniengewebe eines Dürer'schen Bildes oder das Pfeiler- und Bogensystem eines gothischen Domes, nämlich die abgeklärte Ausgestaltung dessen, was mit unmittelbarer Kraft und Fülle drinnen im Gemüth lebte.

Was ihr auch treibt, das treibet mit Ernst und Liebe; die beiden Stehen dem Deutschen so schön, den ach so Vieles entstellt.

Das heißt: die tragende Wurzel, der nährende Quell, das adelnde Kleinod des deutschen Volkslebens ist das Gemüth. Den ganzen Kreis menschlicher Lebensbewegung, den andere Völker überwiegend mit Verstand, Gefühl, Phantasie oder einem andern Einzelorgan behandeln, von innen heraus mit der centralen Kraft des Gemüths durchzuleben, das erscheint mir als die besondere Aufgabe des germanischen Volksthums. In demselben Maße mithin, als unser nationales Gemeinleben sich anders als vom Gemüth aus und für das Gemüth gestaltet, in demselben Maße löst es sich von seiner ureigensten Natur und damit von dem Geheimniß seiner Kraft, Schönheit und Wohlfahrt.

Ein solcher Zug aber ist meines Erachtens an unserer Zeit nur zu sehr spürbar. Wer nur ein wenig die Stimmung der Volksseele zu belauschen versteht, der hört deutlich genug einen Ton des Unbehagens, der Enttäuschung und Nichtbefriedigung, der bei allen öffentlichen Lobreden auf unsere Zeit still, aber mächtig durch alle Kreise unseres Volkes geht. Allen, die das Leben noch einigermaßen tiefer zu nehmen verstehen, drängt sich aus dem Gewimmel der zeitgeschichtlichen Eindrücke immer wieder eine Empfindung der Bedürftigkeit, des Hungers unentrinnbar auf. Und was da hungert, ist das Tiefste und Beste in uns, das Gemüth. Die wohlige Lebensluft, die uns lockte, alle Fühlfäden des Innersten zu erquickender Berührung hinauszustrecken; den klaren, tiefen Lebensstrom, der uns einladend zöge, mit dem inwendigen Menschen zum erfrischenden Bad in seine Fluthen zu tauchen und mit stolzem

Hochgefühl auf seiner muntern Strömung uns forttragen zu lassen — wer ist so glücklich, das in unserer Zeit zu finden? Bei allem Reichthum an Solchem, was das Leben glänzend und vergnüglich macht, ist unsere Zeit doch arm an dem, wovon das Gemüth leben und des Lebens froh werden kann. Mühsam, in Kampf und Krampf muß es sich seinen Bedarf zusammensuchen und erobern. Großentheils und gewiß mehr als insgemein beachtet wird, liegt das an einem Umstand, der freilich selbst wieder auch als eine Folge der sonstigen Gemüthlosigkeit der Zeit zu betrachten ist, nämlich daran, daß es so wenig wahrhaft gemüthliche, d. h. überwiegend mit dem Gemüth lebende Menschen gibt. Denn am schönsten und reichsten und auch am leichtesten erkennbar, am vollsten genießbar prägt sich der Gehalt einer Zeit an Gemüthselementen in den lebensvollen Bildern echter Gemüthsmenschen aus. Je mehr deren in einer Zeit leben, desto mehr wird sich das ganze Geschlecht gemüthlich von ihr berührt fühlen, ja desto mehr wird auch die Zeit selbst mit ihren Erscheinungen gemüthlich werden. Denn schließlich ists doch immer der Mensch, der den Dingen, auch wenn er sie nicht bestimmend umzugestalten vermag, wenigstens das Gepräge seiner Art in gewisser Weise aufdrückt. Es ist eine alte Erfahrung, daß Menschen mit stark ausgebildeter Individualität etwas an sich haben, das sie wie eine sinnlich-geistige Atmosphäre ausströmen und um sich verbreiten; Menschen, deren Gegenwart nicht blos auf andere Personen unmittelbar wohlthuend oder unbehaglich wirkt, sondern auch über Umgebungen und Verhältnisse eine verklärende oder beschattende, erleichternde oder bedrückende Beleuchtung ausgießt. So viel wahrhaft gemüthvolle Menschen es also in einem Zeitalter gibt, ebenso viel gibt es auch lebendige Heerde einer Wärme- und Lichtstrahlung, durch welche an den Zeiterscheinungen das fürs Gemüth Ansprechende erst recht in volle Beleuchtung gestellt, das Gleichgiltige und Abstoßende aber verklärt und versöhnend gemildert wird. Je seltener in einer Zeit diese Oasen gemüthlicher Natur sind, desto unerfreulicher macht sich die rauhe Wüstenwirklichkeit für Alle fühlbar. Ja auch der Fortbestand der echt gemüthlichen Lebenskunst und Art ist bedingt durch die Häufigkeit ihrer persönlichen Träger. Jeder ist ein Kind seiner Zeit, eine Pflanze, die ihren Lebenssaft aus dem zeitgenössischen Boden zieht. Der allgemeine Zeitgeist übt auf die einzelnen Geister eine unwiderstehlich

assimilirende Wirkung, um so mehr, als der durchschnittliche Mensch doch immer mehr Gattungswesen als Individuum ist. Ist eine Zeit reich an Gemüthsmenschen, so wird dies lebendige Capital immer mehr wachsen; wo es ihrer wenige gibt, da werden ihrer immer weniger.

Letzteres ist in unserer Zeit in sehr empfindlicher Weise der Fall; die echten Gemüthsmenschen werden immer seltener. Jene behaglichen, harmonisch in sich zusammenstimmenden Naturen, in deren stillem Frieden man mit dem bewegten Gemüth erquickenden Feierabend halten und des Lebens Widerwärtigkeiten los werden kann; die sinnig beschaulichen Seelen, aus deren ruhig klaren Tiefen die verworrene Außenwelt in freundlichem Spiegelbilde wiederstrahlt, verlieren sich, besonders in den gebildeten Volksschichten, immer mehr. Auch die kindlich naiven Naturen, die Leute des gesunden Mutterwitzes, die einwärts gerichteten mild-ernsten Stillen im Lande, all diese Typen des echten Gemüthsmenschen sterben allmählich aus. Wohin die Fühlfäden des Gemüths mit suchendem Bedürfniß sich strecken, sie stoßen meist auf die conventionell glatten, sinnlich seichten, geschäftlich starren, leidenschaftlich unruhigen Vertreter einer gemüthlos prosaischen Welt, von denen sie sich leer wieder zurückziehen müssen. Selbst an manchen Orten, wo man wohl von früher her ein heimliches Gärtchen erfrischender Einkehr für sein Gemüth zu haben gewohnt war, sieht man oft nach kurzer Pause mit schmerzlicher Enttäuschung die weichen Triebe des Gemüthslebens erstorben, seine frischen Quellen versiecht. Darüber muß aber auch denen selbst, die noch Gemüth haben, die Lust und Fähigkeit mit dem Gemüth zu leben, mehr und mehr ausgehen. Verstimmt in sich selbst zurückgescheucht und vom eigenen Vorrath zu leben genöthigt, werden sie denselben bald aufgezehrt oder in mißmuthiger Verschlossenheit erstickt haben und also über kurz oder lang gemüthlich verarmt und ermattet sich eben auch in der Masse der Alltagsmenschen und ihrer äußerlichen Lebensweise verlieren.

Aber, fragen wir unwillkürlich, warum ist denn das nun so? warum gibts in unsrer Zeit so wenig gemüthvolle Menschen? Die letzte Antwort kann, wie schon angedeutet, doch wieder keine andere sein als die: weil eben die Zeit selbst mit ihrem sachlichen Gesammtinhalt so wenig fruchtbar für das Gemüth ist. So sehen

wir uns aufs Neue noch bestimmter vor unser eigentliches Problem gestellt, vor die Frage nach den einzelnen Ursachen der Ungemüthlichkeit der Gegenwart. Man pflegt zur Erklärung dieser, auch von den überschwänglichen Lobrednern unsrer Zeit nicht geleugneten Thatsache vor allem darauf hinzuweisen, daß unsere Zeit eben eine Uebergangszeit sei. Aber Uebergangszeiten müssen durchaus nicht ungemüthlich sein. Die Abenddämmerung, die eigentliche Zeit der Innerlichkeit, die einst Gott der Herr sich wählte, um in vertrautem Verkehr dem sündigen Menschen die geheimsten Gründe des Gemüths zu bewegen; die Zeit, wo mit dem Stillerwerden des Lebensgetümmels die zartesten Regungen die Seele beschleichen und die tiefsten Töne aus dem Innersten herausklingen, ist sie etwa unfruchtbar für das Gemüth? Oder um ins menschliche Leben zu greifen: die Zeit zwischen der Kindheit und Jugend, wo die Seele mit den lieblichsten Träumen und seligsten Ahnungen in wonnigen Zaubergärten weilt, ist sie gemüthlich arm? Oder um auch die Weltgeschichte selbst zu vergleichen: die beiden letzten großen Uebergangszeiten, die Reformationszeit, die mit dem neu eröffneten Quell des wahrhaft Menschlichen den Völkern die unterbundenen Adern des Innenlebens wieder fröhlich springen machte, die Zeit der Freiheitskriege, wo es aus den tiefsten Gründen deutschen Wesens mit tausend schwellenden Trieben frommen Muthes, mit tausend hellen Stimmen reiner Begeisterung wie ein reicher Frühling hervorbrach — waren sie denn mit all ihren schweren Wehen und blutigen Kämpfen unerquicklich für die Gemüther des lebenden Geschlechts? waren sie nicht vielmehr gerade die schönsten, fruchtbarsten Festzeiten des Gemüths? Nein, Uebergangszeiten müssen als solche keineswegs gemüthswidrig sein. Es wird nur darauf ankommen, wovon, wozu und wie der Uebergang gemacht wird. Wenn das Volksleben von ausgelebten Formen zu neuen gesunden Bildungen durch innerlich treibende Kräfte unter weiser und starker Leitung stetig hinübergeführt wird, dann wird der Uebergang trotz aller unvermeidlichen harten Eingriffe im Einzelnen doch im Ganzen nicht den Charakter des Störenden oder Widrigen, sondern eher des Wohlthuenden, Heilenden für das Gesammtgefühl tragen. Aber gerade diese Bedingungen sind bei dem im letzten Jahrzehnt vollzogenen Uebergang in einer Weise mißachtet worden, unter welcher gerade das Gemüth aufs empfindlichste leiden muß.

In Anwendung der weiland Karlstadt'schen Reformationsmethode, nur freilich in eleganterer Form, hat man, vom jungen Wein der neuen Reichsherrlichkeit berauscht, in unserm politisch-socialen Haushalt einen fanatischen Aufräumungsproceß begonnen, in welchem nicht blos wirklich Veraltetes, Ueberlebtes aufgegeben, sondern auch lebensfähige Einrichtungen ohne Noth abgeschafft, ja selbst werthvolle Ordnungen und Schranken, unentbehrliche Lebensgrundlagen geringschätzig weggeworfen worden sind. Die ausreichende Probe von der kalten Gemüthlosigkeit dieses Verfahrens ist schon damit allein geliefert, daß man mit dem von den Franzosen geborgten „Unterstützungswohnsitz" dem Menschen die Heimath genommen und ihm damit eins der zartesten und heiligsten Bande, das besonders für den Deutschen von der tiefsten Bedeutung ist, kurzweg aus dem Gemüth gerissen hat. Bei einer Reform solchen Styls geht es dem Volksgemüth ungefähr so wie in der bekannten Geschichte: „Es ist nur ein Uebergang", sagte der Wolf und zog dem Schaf das Fell über die Ohren.

Das Gemüth ist seiner Natur nach conservativ. Mit Allem, was es einmal erfaßt hat, wächst es sich zusammen in einer Liebe, die es nicht mehr lassen kann, bis es ihm sozusagen unter den Händen abstirbt. Dieses sittliche Band der Gesinnung ist es, das dem Gemüth das volle Recht zum entscheidenden Mitsprechen bei jeder Aenderung der gemeingiltigen Lebensordnung gibt und es durch jedes rücksichtslose Verändern so tief verwundet werden läßt. Es ist die Gesinnung der Pietät, die sich das Verhältniß des lebenden Geschlechts zu den früheren und ihren Einrichtungen unter jene höchste aller menschlichen Pflichten stellt: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren"; und darum ists dem Gemüth ein schweres Aergerniß, wenn das junge Geschlecht die altehrwürdigen Ordnungen, in und von denen es bisher gelebt hat, wie ein herzloses Kind die altersschwachen Aeltern ohne weiters vor die Thüre setzt. Es ist die Gesinnung der dankbaren Treue, die das Alte nach dem Spruch: „verdirb es nicht, es ist ein Segen darin", solang bis es wirklich unbrauchbar geworden ist, schonend erhält; und darum ists dem Gemüth tief verletzend, wenn man die alten bewährten Geräthe, sobald sie nicht mehr ganz nach dem Zeitgeschmack arbeiten, mit hochmüthiger Verachtung zum alten

Eisen wirft, um sie durch moderne Apparate eigener rascher Erfindung zu ersetzen.

Denn solcher Art ist eben großentheils das Neue, wozu unsere Zeit uns hinüberführt: gar so viel Unnöthiges, Unerprobtes, rein Experimentales; solches, was nicht durch ein deutliches Volksbedürfniß aus dem Fruchtboden des Bestehenden hervorgetrieben, sondern als Liebhaberei willkürlicher Parteimeinungen oder auch als Journalbild fremder Moden dem Volksleben aufgedrängt worden ist. Mit solchen Neuerungen kann sich das Gemüth nicht befreunden. Seine Organe sind Liebe und Vertrauen. Einrichtungen, welche es nicht wenigstens mit den Familienzügen der altvertrauten Lebensverfassung grüßen, sondern nur mit der Nettigkeit logischer Rubriken coquettiren, sind für das Gemüth nur unheimliche Gespenster, vor denen es sich scheu und mißtrauisch zurückzieht.

So muß es aber besonders dann kommen, wenn diese neuen fremden Dinge nicht mit besonnener Ruhe nach und nach eingeführt, sondern mit leidenschaftlicher Hast auf einmal in Masse wie ein Sturzbad über das Gemeinleben ausgeschüttet werden, wie man es bei uns gemacht hat. Unserer Zeit ist ja freilich in der großen Symphonie der Weltgeschichte ein lebhaftes Allegro zugewiesen. Aber als Furioso brauchte man das doch nicht zu spielen; und die mancherlei Ruhezeichen und Ritardandos, die von dem göttlichen Tondichter wohlbemerkbar in die Partitur eingezeichnet sind, sollten die Herren Dirigenten doch auch nicht so überhudeln lassen. Jedenfalls ist es nicht zu verwundern, wenn derjenige Theil des Publicums, der etwas für sein Gemüth haben will, eine solche Aufführung nicht mehr als wohlthuenden Genuß, sondern als peinliche Mißhandlung empfindet. Das Gemüth will eben nicht gejagt sein, sondern es will vor allem leben, will das, worin es leben soll, auch wirklich erleben, und das braucht Zeit, viel Zeit, viel Arbeits- und Ruhezeit. Wo das Gemüth so ruhelos weitergehetzt wird, da kann es nicht mehr mitkommen, ja da mag es wohl gar nicht mehr mitgehen, sondern stemmt sich mit mißmuthigem Trotz wider den ancommandirten Geschwindschritt und hält mit desto zäherer Beharrlichkeit seine alte heimische Welt, in der es ihm großentheils noch ganz wohlig war, wider die neuen zweifelhaften Herrlichkeiten fest. Die gesunden Elemente, in denen das Volk wirklich, d. h. mit dem Gemüth leben kann, sind Natur

und Geschichte. Den frischen Trieb aus den Wurzeln der ursprünglichen Volksnatur, den kräftigen Pulsschlag des Lebens und Fühlens der Vergangenheit muß das Volk in seinen Einrichtungen zu spüren bekommen, wenn sie ihm wahrhaft sympathisch und vertraut werden sollen. Beides aber prägt sich am echtesten aus in den nationalen Ueberlieferungen, Sitten und Bräuchen, Anschauungen und Gefühlen — wohl auch Vorurtheilen; denn „das Vorurtheil ist die Knechtsgestalt, in welcher die zartesten, die fruchtbarsten, die tiefsinnigsten Wahrheiten in der Masse des Volks leben." Diese Elemente sind recht eigentlich die dem Volksleben eigenartigen und darum lebensfähigen Formen, in denen es ihm wahrhaft wohl ist, und die darum auch jederzeit, ganz besonders aber in tiefgreifenden Uebergangsperioden als die magna charta echter Volksfreiheit mit schonendster Sorgfalt gehütet werden müßten.

Aber gerade diese Ausgestaltungen der Volksseele wurden und werden bei uns geringschätzig behandelt als Ueberreste einer kindisch unreifen Vergangenheit, die vor dem Licht moderner Aufklärung schwinden müssen, als eine fehlerhafte Schülerscription, welche die Großmeister moderner Aufklärung nach dem Musterheft ihrer abstracten Theorien auszucorrigiren haben.

Mit diesem Geist, der gerade dem Lebenselement der Volksüberlieferung gegenüber stets verneint, ist unsere Zeit auch stets der Mephisto, vor dem es Gretchen graut. Allerdings läuft ja in diesem Unbewußten der Volksüberlieferung auch so manches Wunderliche mit unter. Allein das muß so sein und schadet auch nichts. Das Natürliche und Geschichtliche ist eben ein Lebendiges, das als solches auch seine eigene, vergleichsweise willkürliche Bewegung hat; und gerade in dieser seiner Freiheit birgt sich das tief poetische Moment, womit es dem Volksgemüth so innig vertraut und unentbehrlich wird. Wie zu einem gesunden, frischen jungen Menschen auch nothwendig ein paar kräftige Schrullen und Auswüchse gehören, deren künstliches Zustutzen nach der Schablone eines Musterknaben nur zur jämmerlichen Verhunzung des Charakters und Gemüths ausschlagen kann: so gehören auch zum gesunden fröhlichen Leben und Gedeihen eines Volkes etliche seltsame Launen und absonderliche Bildungen; und jeder Versuch, diese gewachsenen Eigenthümlichkeiten durch die Pädagogik einer aufgeklärten Gesetzgebung in das regelrechte Modell allgemeiner Begriffe zu pressen, ist

eine unverständige Grausamkeit, welche, wenn sie überhaupt etwas wirkt, nur eine äußere Verkümmerung und eine innere unbehagliche Gedrücktheit des Volkslebens zum Erfolg haben kann. Gerade in den scheinbar willkürlichsten Gestaltungen der Volkssitte und des Volksgefühls steckt oft mehr Weisheit als in den feinsten Theorien politischer Principienreiterei.

Denn — damit berühren wir eine tiefere Seite der Sache — alle jene überlieferten Volkssitten und Anschauungen gehen im letzten Grunde zurück auf die unentwegbaren sittlichen Grundlagen aller menschlichen Gemeinschaft: Autorität, Pietät und Zucht. Das sind die drei tiefinnerlichen Pulsadern, von denen das nationale Gemeinleben durchzogen sein muß, wenn seine Angehörigen auch innerlich, d. h. mit dem Gemüth sich ihm hingeben sollen. Wie schwer es unsere Zeit gerade in diesem Stück dem Gemüth macht, bedarf kaum eines Nachweises. Nicht nur verschwinden Autorität, Pietät und Zucht thatsächlich immer mehr aus allen Lebensverhältnissen, sondern, was das Schlimmere ist, die rechtliche Neuordnung unsers öffentlichen Lebens selbst leistet diesem Verfall Vorschub. Sie stellt statt der Autorität die Mehrheit, statt der Pietät die gesetzliche Pflicht hin, statt der Zucht die Polizei, das Strafrecht. Auch diese Factoren wirken ja; aber nicht, wie jene, innerlich, frei und stetig, sondern nur äußerlich, mechanisch, casuistisch; nicht persönlich und positiv, sondern nur sachlich und negativ. Statt, wie jene, die Gesammtheit als eine Gemeinschaft sittlicher Persönlichkeiten gliedlich zu gruppiren, fügen sie dieselbe nur als eine Masse von Rechtssubjecten aneinander. Was dem Staatsleben seine ideale Schönheit, seine innige Wärme verleiht, das Familienhafte, das durch Autorität, Pietät und Zucht lebendig erhalten wird, das wird durch diese formalen Factoren zum Geschäfts- und Vertragsmäßigen entleert. So wird das Gemeinleben gerade der wirksamsten Elemente zur Befriedigung des Gemüths entkleidet.

Die Sache greift aber noch tiefer. Die stärkste Grundlage aller Autorität ist die Religion; das eigentliche Quellgebiet der Pietät ist die Kirche; die beste Werkstätte der Zucht ist die Familie; der Verfall von Autorität, Pietät und Zucht wird im Letzten immer darauf zurückgehen, daß es mit Religion, d. i. mit Christenthum, Kirche und Familie übel steht. Mit dem Nachweis des Letzteren für unsere Zeit Wasser ins Meer zu tragen, wird man mir gern erlassen. Damit ist nun aber die tiefste Kluft

zwischen unserer Zeit und dem Gemüth aufgedeckt. Was nur immer dem schlichten deutschen Gemüth die befreundete Theilnahme am öffentlichen Gesammtleben abgewinnen kann, das faßt sich zusammen in den drei hohen Heiligthümern: Religion, Kirche, Familie. Sie sind die Angelpunkte, um welche sich die ganze Beziehung des Gemüths zum öffentlichen Leben dreht, sie sind der tiefere Untergrund, zu dem sich die Herzwurzel des Gemüths durch die aufgeschüttete Oberschicht des äußeren Lebensgetriebes, Halt und Nahrung suchend, hinabsenkt. Wo ihm dieser Boden durch den ätzenden Kalk frivoler Aufklärung und selbstsüchtiger Freiheit aufgelöst ist, da zieht es sich unzufrieden und scheu in sich selbst zurück. Mit der Verkümmerung von Religion, Kirche und Familie wird unserer Zeit immer mehr das Herz abgedrückt, an dem das Einzelgemüth sich verständnißinnig anschmiegen könnte.

Diese Zersetzung der realsten und fruchtbarsten Lebensgründe ist wesentlich mit Schuld daran, daß auch sonst im Gemeinleben des Gesunden, Kernhaften, woran das Gemüth sich Ersatz holen könnte, immer weniger wird, und jenes leidige Scheinwesen, jene leere Phrasenwirthschaft überhand nimmt, die das Gemüth, wenn es sie auch nicht immer kritisch zu durchschauen vermag, doch mit instinctivem Widerwillen zurückweist. Tiefer betrachtet geht auf dieselbe Ursache auch die verdrießliche Erscheinung zurück, daß im ganzen Umkreis unsers Gemeinlebens das Concrete, Leibhaftige, das dem Gemüth seinen eigentlichen Bedarf, nämlich lebendige Anschauungen und unmittelbare Eindrücke vermitteln könnte, immer mehr verschwindet, und Alles in allgemeine Rubriken sich verwischt.

Schon der Personalbestand des Volkes wird von den derben Ingredienzien urwüchsiger Menschengestalten immer mehr filtrirt und zu einem schablonenhaften Menschen- und Staatsbürgermaterial verdünnt: die scharfgeschnittenen Charakterköpfe, die knorrigen Originale mit ihrer souveränen Geschlossenheit, an denen in der grauen krabbelnden Masse der Alltagsmenschen das Gemüth sich erquicken und erbauen kann, werden immer seltener. Auch die bunten Gruppen, die das Gesammtleben natürlich und anmuthig gliedern, verschwimmen mehr und mehr. Stände gibt's fast nicht mehr. Der Adel hat seine sociale Sonderbedeutung als Inhaber des ererbten großen Grundbesitzes und Träger der ritterlich-romantischen Seite des Lebens großentheils verloren und ist mit

Wissenschaft, Beamtenthum, Großindustrie und Handel zu der sehr unbestimmten Kategorie der gebildeten Gesellschaft zusammengeflossen. Auch der Bürgerstand mit seiner ehrenfesten Stattlichkeit geht immer mehr aus, nach oben im Fabricanten und Kaufmann verdampfend, nach unten im Lohnarbeiter versickernd. Der Bauer mit seiner schlichten patriarchalischen Würde ist in einer darwinistischen Umwandlung zum Grundbesitzer oder Händler begriffen und in der Ausgleichung mit dem Städter schon weit vorgeschritten. Von beiden aber bröckeln sich breite Schichten ab, um sich aufzulösen in der fluthenden Masse, die man mit charakteristischer Allgemeinheit als „Arbeiter" bezeichnet. Die Zünfte mit ihrem freilich oft recht schwerfälligen, aber doch auch wohlthätigen und ergötzlichen Zopfe sind ganz dahin. Der sociale Unterschied der Geschlechter ist schon soweit beseitigt, daß man sich darauf gefaßt machen kann, auch die einzig übrige, von einer unbilligen der altmodischen Natur aufgezwungene Ungleichheit eines verschiedenen Pensums an der Fortpflanzung des Geschlechts demnächst in Frage gestellt zu sehen. Auch die Stammeseigenthümlichkeiten schleifen sich durch die Verkehrserleichterungen und die ungebundene Freizügigkeit merkbar ab. Volkstrachten, Mundarten, Gebräuche verschwinden; die launigen Gebilde örtlicher Sonderordnungen versinken unter den regelrechten Systemen der allgemeinen Gesetzgebung, wie die malerischen Mauern und Thore der Städte vor den rechtwinkligen Straßenzügen und Baulinien. Die Wissenschaft steigt mit volksthümlichen Vorlesungen von ihrer Höhe in die Mittellage des gebildeten Unterhaltungsbedürfnisses herunter. Die Kunst berührt sich im Dienst des Luxus mit dem Handwerk. Und so fast überall. Der schön angelegte Garten des Volkslebens mit seinen abwechselnden Partien, worin das Gemüth sich wohlig ergehen könnte, wird immer mehr eingeebnet zum prosaischen Eisenbahndamm für den brausenden Schnellzug des großen Weltgetriebes; die wohlgegliederte Gesellschaft verliert sich in den künstlichen Surrogaten der Vereine.

In diesem socialen Brei vergeht aber nicht nur der gemüthliche Genuß am Leben, sondern was schlimmer ist, es wird dadurch dem Einzelnen auch das wohlthuende Bewußtsein von seiner persönlichen Bedeutung und Tüchtigkeit gelähmt. Der durchschnittliche Mensch mit seiner bescheidenen Kraft fühlt sich dadurch mit tiefer Verstimmung herabgesetzt zu einem von den viel

tausend unfrei mitlaufenden Rädchen an der großen Gesellschaftsmaschine. Der ganze Krieg zwischen Herrschaften und Dienstboten, der eine der ärgsten Zeitplagen bildet, die zunehmende Unlust und Widerspenstigkeit der Dienenden aller Verhältnisse, die das Leben so empfindlich verbittert, ist zum größten Theil die Rückwirkung von diesem recht eigentlich inhumanen Zug, wie er vom Fabrikwesen her um sich greift, von der geschäftsmäßigen Herzlosigkeit, die nicht den Menschen mit seiner Arbeitskraft, sondern eigentlich nur die Arbeitskraft allein sucht und schätzt, und den Menschen nur als den Stiel, an dem die Arbeitskraft unlösbar hängt, widerwillig mit in Kauf nimmt. In dieser verletzenden Nichtachtung der Person liegt eigentlich der böseste Knoten der ganzen socialen Frage.

Der Einwand, daß ja unsere Zeit gerade überall die Persönlichkeit betone, zieht nicht, denn er beruht auf einer sehr verhängnißvollen Verwechslung von Persönlichkeit und Individuum. Das Individuum ist der Einzelne nur mit der thatsächlichen Besonderheit seiner geistleiblichen Natur. Die Persönlichkeit dagegen ist der Einzelne mit den geistig-sittlichen Kräften und Gesetzen, womit er jene seine Natur als Stoff und Werkzeug zur Ausgestaltung des wahren Menschenthums gebraucht. Die Persönlichkeit soll demnach allerdings das Grundprincip eines freien Staatswesens sein. Die Zugrundelegung des Individuums aber, wie sie in unserer Zeit als Rückschlag von der Uebertreibung des Allgemeinen regiert, kann nur dazu führen, daß die Einzelnen im Gehenlassen ihres niedern Naturtriebs ohne persönlich sittliche Zucht und Arbeit und wider die objectiven Gemeinschaftsnormen begünstigt, und folgeweise die schlechteren Elemente der Gemeinschaft auf Kosten der besseren berücksichtigt werden. Dies Beides bringt unsere heutige Gesellschaftsordnung nothwendig mit Volksgefühl und Gewissen in einen tiefen moralischen Widerspruch, der die edleren Gemüther mißmuthig sich von der Zeit abwenden macht.

Mit dieser Zurücksetzung der wahren Persönlichkeit hängt es eng zusammen, daß unsere Gegenwart überhaupt dem innerlichen Leben zu wenig Recht und Raum gibt, und vielmehr mit ihrer gesammten Bewegung nach außen, an die Oberfläche drängt. Eine der betrübendsten Erscheinungen in dieser Hinsicht ist die Verödung der schönsten Pflegestätte des Innenlebens, des Hauses. Der Poet des Gemüths, Jean Paul, sagt in der Vorrede zum Quintus Fixlein: „Die nöthigste Predigt,

die man unserm Jahrhundert halten kann, ist die, zu Hause zu bleiben." Unserm Geschlecht vollends ist das Zuhausebleiben die allerschwerste Pflicht. Der ganze Zug des Lebens in Thätigkeit und Genuß geht, gezwungen oder freiwillig, aus dem Hause hinaus auf den Markt der Welt. Und wo selbst die Seele des Hauses, die Frau, in weltsüchtiger Unruhe hinausflattert, da kann vom Leben des Hauses nicht viel gedeihen. Das Haus bleibt die Anstalt des physischen Daseins, der Pferch der prosaischen Handtirung, vielleicht auch der Rahmen einer formellen Geselligkeit. Aber die stille Lebensheimath, wo die edelsten Blüthen des Herzens sich erschließen, wo die tiefsten Saiten des Gemüths erklingen und die zartesten Triebe der Seele reifen, das ist das Haus für die größere Hälfte unsers Geschlechts nicht mehr. Aber auch wo sonst immer das Gemüth einen stillen Standort sucht, um das umgebende Leben auch einmal mit seinen tieferen, poetischen Farbentönen auf der zarten Platte des innern Sinnes sich spiegeln zu lassen, da tritt ihm Alles in einer gährenden Unruhe entgegen, die das Bild verwirrt und verzerrt. Es ist vor Allem das politische Getriebe, wodurch das Leben gemüthlich verdorben wird. Der Wind einer leidenschaftlichen Presse, der Hochdruck einer unausgesetzten Agitation, die Pump- und Saugwerke der endlosen Wahlen, die Vereine und Versammlungen, das Alles sorgt mit unermüdlichem Eifer dafür, daß doch ja kein Lebenswinkel vor der Sündfluth des politischen Getümmels sicher sei. In die erhabenen Zellen der Wissenschaft und in die freundlichen Gärten der Kunst, in die harmlosen Kreise der Schule und in die heiligen Räume der Kirche, in die schlichten Bahnen des Berufs, in den trauten Frieden des Hauses, in alle die heimlichen Zufluchtsstätten des Gemüths schiebt es sich störend herein, die werthvollsten Bande des Gemüths zerreißt es. Die schwerste crux für das Gemüth ist dabei das schreckliche Parteiwesen. Die politischen Parteien sind ja nothwendig als die Mahlsteine, welche die Körner der im Volksbewußtsein verstreuten politischen Ideen zu dem Mehl verarbeiten, woraus dann die leitenden Gewalten das nahrhafte Brod volksthümlicher Gesetze bereiten können. Aber eben darum sollten sie sich gegenseitig achten und von einander lernen. So ists in England. Was bei uns das Parteiweisen so vergiftet, das ist die unfehlbare Ausschließlichkeit, die heftige Leidenschaft und die tyrannische Gewaltthätigkeit der Parteien. Dadurch kommt in das Parteiwesen

eine hochmüthige Härte, eine stechende Bösartigkeit und eine heuchlerische Unwahrhaftigkeit, die das Gemeinleben in einer Weise vergiften, daß das Gemüth mit einem tiefen Unbehagen, ja manchmal mit einer Art Grauen sich davon abwendet.

Gewissermaßen das Gegenstück zu dem politischen Treiben bilden die Culturbestrebungen unserer Zeit. Aber auch hier macht sich die Richtung auf's Äußerliche, Sinnliche in einer für das Gemüth störenden Weise geltend.

Alle die großen Errungenschaften in dieser Dienstbarmachung der Natur und Weltkräfte für das Menschenleben kommen doch überwiegend nur den niederen Seiten des Lebens, dem materiellen Erwerb, dem Behagen und der Eleganz, dem industriellen Betrieb, der kaufmännischen Spekulation, der äußeren Organisation, dem gegeselligen Verkehr zu Gute. Es fehlt der ideale Sinn, der die Ergebnisse der Culturarbeit für die Zwecke der höheren Humanität zu verwenden, sie wahrhaft zu vergeistigen und zu versittlichen versteht. Das würden allerdings die energischen Bildungsbestrebungen unserer Zeit leisten, wenn sie rechter Art wären, und nicht blos den unheimlichen Mephisto im Menschen, den kalten zersetzenden Verstand fütterten. Das Subject der Bildung soll das Ich sein. Das aber ist nicht Verstand, sondern Geist, Gesinnung, Wille. Das geistige Vermögen, die Dinge nach ihrer göttlichen Idee zu fassen; der feine reine Sinn, der von Allem nur das Schöne und Gute sich innerlich aneignet, und der freudig ernste Drang, dieses ganze Erkennen für die hohe Bestimmung des eigenen und des Gesammtlebens fruchtbar zu machen, dies Capital von Geist, Gesinnung und Willen ist Bildung; und das muß im Gesammtleben mit regem Umsatz arbeiten, wenn auch das Einzelgemüth mit dem freudigen Einsatz seines innern Vermögens sich daran betheiligen soll. Jene blose Verstandesschulung läßt es nicht blos darauf ankommen, was aus dem Menschen nach seiner sittlichen Persönlichkeit wird; sondern indem sie diejenigen Elemente, welche eben nur mit dem Gemüth erfaßt werden können, also vor allem die ewigen, göttlichen Dinge bei Seite liegen läßt, pflanzt sie im Menschen die geringschätzige Gleichgiltigkeit, ja die bewußte Abneigung dagegen, erstickt ihm also gerade die Faktoren, welche den sittlichen Charakter geben und den wahren Werth des Menschen bestimmen. Eine solche Bildung muß allen idealen Zug in den Geistern ertödten und das Gemüthsleben in der traurigsten Weise

entweihen und veröden. Statt aller anderen Belege brauche ich dafür nur auf die Physiognomie unserer Jugend hinzuweisen. Die Jugend vertritt das Gemüth. Wo, wie in unserm Geschlecht, die Kinder nicht mehr in der poetischen Welt der Spiele leben, und die jungen Leute nicht mehr im romantischen Lande der Ideale schwärmen, wo der philisterhafte Sinn für einträgliche und bequeme Lebenseinrichtung, die blasirte kritelnde Gleichgiltigkeit gegen alles Überweltliche, die Neigung zum sinnlich Gemeinen selbst unter der Jugend so überhand nimmt, wie bei uns, da muß das Gemüthsleben der Nation sehr verarmt sein und, wenn nicht die Jugend neue Gemüthsquellen gräbt, immer mehr verarmen.

Das Gemüth will nicht sowohl verstehen und wissen, als vielmehr hinnehmen, ergreifen, und darum erst selbst hingenommen, ergriffen werden. Es sucht, auch auf dem Gebiet des Geistes, nach großen überwältigenden Eindrücken. Auch die bietet ihm jenes verstandesmäßige Wissen nicht. Jene aus dem Vollen geschöpften genialen Meisterwürfe, in denen die Zeitgenossenschaft mit bewundernden Entzücken die tiefsten Offenbarungen menschlichen Denkens und Fühlens erkennt, und die noch auf weit hinaus im nationalen Geistesleben ihre Kreise ziehen, suchen wir im weiten Umkreis der modernen wissenschaftlichen Leistung vergebens. Auch das Höchste davon ist doch nur Virtuosenhaftes, das sich in zahlreichen Variationen verzettelt und damit allmählich seine Wirkung verliert. Wie aber der gesinnungslose Rationalismus immer mit innerer Nothwendigkeit von seinen vornehmen Wissensstelzen in den Schmutz niedrigen Sinnendienstes herunterfallen muß, so ist auch jene gebildete Verleugnung der höheren ewigen Wahrheit bei uns sehr bald und entschieden zu grob materialistischer Gesinnung fortgeschritten. Zunächst in den Kreisen der Wissenschaft, deren Wetteifer um die Ehre unserer bestialischen Abkunft das Gemüth zugleich mit Ingrimm, Ekel und Mitleid erfüllen mußte. Aus dieser Höhenlage ist's dann in die Niederungen des eigentlichen Volkslebens herabgesickert und dort angeschwollen zu einer Gier des materiellen Erwerbens und Genießens, die immer massenhafter und an immer edleren Theilen des Volkskörpers in abscheulichen Flecken moralischer Fäulniß aufbricht. Allen edleren Gemüthern muß sich dieser Brodem der Verderbniß erstickend auf die Brust legen. Und das nicht nur wegen seiner fauligen Widerwärtigkeit; sondern je tiefer gerade sie es fühlen, daß sie eben

auch Kinder ihrer Zeit, auch Fleisch und Blut sind, desto mehr muß ihnen dieser einreißende materielle Sinn vorkommen wie ein böses Gespenst, das sie umschleicht, um auch sie unvermerkt in den taumelnden Götzendienst des Fleisches hineinzuziehen.

Es hat das seine ernstliche Bedeutung um so mehr, als unsere Zeit die Sinnlichkeit auch in der feineren Gestalt der Kunst und Literatur großzieht. Die Malerei anlangend, so brauche ich zum Beweis nur den einzigen Namen Makart zu nennen. Bezüglich derjenigen Musik, welche dermalen eine fast absolute Herrschaft übt, sind die Meinungen getheilt. Aber wenn man nur zwischen Gefühl und Gemüth richtig unterscheidet, so daß das Gefühl nur das natürliche Organ zur Ablagerung der Sinneneindrücke, das Gemüth dagegen das sittliche Organ zur reinigenden Verklärung der Sinneneindrücke ist, so kann kein Zweifel mehr obwalten, daß die Wagner'sche Musik nicht sowohl der gemüthlichen Erhebung über, als vielmehr der gefühligen Überwältigung durch die sinnlichen Eindrücke dient; wie das auch schon wegen der starken Sinnlichkeit ihrer Texte und Scenerien von vornherein gar nicht anders sein kann. Den von Wagner übrig gelassenen Raum aber beherrschen bekanntlich die lockern oder gar unzüchtigen Operetten und Ballets oder vollends die gemeinen Offenbachiaden. Für unsere Poesie ist es charakteristisch, daß der eigentliche poetische Heimgarten des Gemüths, die Lyrik, von den ohnedies nicht zahlreichen bedeutenderen Dichtern fast gar nicht mehr bebaut wird, und insbesondere der Quell der Lieder fast völlig versiecht. Die andere dem Gemüth näher verwandte Gattung, die dramatische Dichtkunst, treibt ebenfalls nur sehr spärliche werthvollere Blüthen; daneben tauchen auch wohl noch vereinzelte gutangelegte Bühnenstücke aus dem massenhaften Quark leichtfertiger oder ordinärer Waare auf. Die poetische Kraft unserer Zeit concentrirt sich immer einseitiger im Roman, der auch in seiner edelsten Gestalt sich doch überwiegend an die sinnlichen Organe der Phantasie und des Gefühls wendet, in den niederen Formen aber vollends eine trübe Fluth frivolster Sinnlichkeit aufschäumt. Ein verheißungsvoller Nachwuchs junger Dichterkräfte will sich nirgends zeigen. Das Gemüth muß sich mit dem Erbtheil früherer reicherer Zeiten fristen. — Auch die Baukunst bewegt sich in einer mehr den Sinnen als dem Gemüth zusagenden Richtung. Viel elegante und bequeme Ausstattung, aber wenig originale Schönheit. Im Hausbau aristokratischer

Ordnung barocke Pracht, der Idee ebenso wie der Anmuth entbehrend; im bürgerlichen Hausbau die viereckige Langweile des kahlen Logirapparats, beides gegen die freie, schwungvolle Romantik des mittelalterlichen Patricier- und Bürgerhauses traurig abstechend. Im monumentalen Bau anspruchsvolle Massenhaftigkeit mit unruhiger Ornamentik; viel verstreute geschmackvolle Einzelheiten, aber kein einheitlicher Guß. Das wirklich Schöne ist Nachahmung von Altem, wobei es überdies charakteristisch erscheint, daß beliebig in Gothik, Renaissance und Rococo zugleich nachgeahmt wird. Daß unsere Zeit es zu einem eigenen Styl ebenso wenig bringen kann, wie auch nur zu einer bestimmten Richtung in der Wahl ihres Stylvorbilds, ist jedenfalls kein Zeichen von Tiefe oder Fülle ihres Gemüthslebens.

Zu den glänzendsten Proben unseres fortgeschrittenen Wissens gehören ohne Zweifel die bedeutenden Erfindungen auf dem naturwissenschaftlichen, mechanisch technischen Gebiet. Aber auch sie gerade haben gemüthlich angesehen etwas Unerfreuliches. Der eigentliche tiefe Reiz des Lebens für's Gemüth ist doch das freie Spiel der Menschenhand, die mit kunstvoll kräftigem Griff die Fäden der Dinge in einander schlingt. Je mehr nun mit der raffinirten Ausnutzung der Naturkräfte das freie persönliche Walten der Menschenhand zurückgedrängt wird, desto mehr verliert das Leben jenen eigentlich menschlichen vertraulichen Zug und läßt im Gemüth den unbehaglichen Eindruck zurück, der uns überall kommt, wo wir dem wundersamen Hereinwirken unberechenbarer Naturmächte ins Menschenleben gegenüberstehen. In der Verkümmerung des Handwerks, im Verschwinden geschickter Handwerker, wirklicher Handwerksmeister, macht sich übrigens das Unbehagliche dieser technisch-mechanischen Erfindungsfortschritte auch äußerlich in unliebsamer Weise fühlbar. Durch diese hochgetriebene Ausbildung der Industrie ist ferner die Erzeugung gewisser Lebensbedürfnisse ins Uebermäßige gesteigert, und folglich der Preis, natürlich aber auch die Dauerhaftigkeit derselben erheblich gemindert. Die unvermeidliche Folge davon ist es, daß die Stetigkeit und Innigkeit, welche früher durch die haltbare Beschaffenheit und die pietätvoll schonende Benützung der mancherlei Gebrauchsstücke auch in die kleinsten Lebensverhältnisse kam, zerstört, und eine rücksichtslos rasche Abnutzung, eine launenhafte Abwechslungssucht befördert wird, die nicht nur in ihren Erscheinungen dem Gemüth weh thut, sondern auch den Einzelnen selbst ansteckt und in seinen kleinen Lebenseinrichtungen gemüthlich ver-

dirbt. Zugleich wird eine Menge neuer gefälliger oder praktischer Artikel erzeugt, die durch den sinnlichen Reiz und die Mode zu Bedürfnissen werden; und so bildet sich eine üppige Begehrlichkeit, eine überflüssige Eleganz und Reichlichkeit des äußeren Lebenszuschnitts, in welcher der Mensch mehr und mehr die Befriedigung des Daseins zu finden sich gewöhnt, während das Gemüth Lust und Fähigkeit verliert, aus den tieferen, innerlichen Quellen sich wahre Freude zu schöpfen. Es wird wohl keine allzu ungerechte Beschuldigung sein, wenn ich behaupte, daß der unter der jungen Männerwelt der höheren Classen bedenklich einreißende Verzicht auf Gründung eines Hausstandes in den meisten Fällen weniger in wirklichem finanziellem Unvermögen seinen Grund hat, als in der gemüthlichen Unlust und Unfähigkeit, von der äußerlichen Eleganz und Behaglichkeit der Lebenseinrichtung um der tieferen Herzensfreuden des Familienlebens willen sich ein wenig abzubrechen.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung scheint mir noch ein anderes, wenn gleich mehr im Hintergrund stehendes Moment. Die Faustsage, die germanische Ausgestaltung der antiken Titanen- und Prometheussage, ist ein Erzeugniß des frommen Volksgemüths, hinter dessen phantastischen Zügen doch die ernste Wahrheit verborgen liegt, daß es für den weltbeherrschenden Beruf des Menschen eine feste Grenze gibt, deren keckes Ueberschreiten ihn in Verbindung mit dunklen Gewalten und damit in eine revolutionäre Stellung zu Gott bringen und nothwendig zu seinem Verderben ausschlagen müßte. Es läßt sich kaum verkennen, daß in den rastlosen Bestrebungen unserer Zeit auf dem Gebiet der Naturdynamik auch etwas von jenem unheimlichen Zug wirksam ist, der den Menschen zum Gott auf Erden machen möchte. In den sausenden Dampfmaschinen mit ihrem selbstständigen Arbeiten und ihren ans Wunderbare streifenden Leistungen liegt in der That etwas Dämonisches; und es ist nur ganz natürlich, wenn das Gemüth vor diesen stampfenden, schwirrenden Ungeheuern ein heimliches Grauen empfindet und sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß sich der Mensch damit gleich dem Zauberlehrling ein Heer tückischer Naturgeister auf den Hals ziehe, deren er am Ende nimmer Herr werden kann, und die auf einmal sich empören und mit entfesselter Gewalt den ganzen Bau seiner stolzen Culturwelt in Trümmer schlagen werden. Die mörderischen Wirkungen, welche als fürchterliche Selbstironie jener fortschreitenden Naturtechnik aus den Apparaten

derselben auch immer massenhafter und schrecklicher hervorbrechen, sind gleichsam die wetterleuchtenden Vorspiele zu jener letzten Katastrophe.

Wesentlich mit unter dem Einfluß dieser hochgespannten Technik, besonders des Dampfes und der Elektricität, hat sich unserer Zeit eine höchst ungemüthliche äußere und innere Ruhelosigkeit bemächtigt. Durch die immer steigende Vervielfältigung der Berufsaufgaben und die außerordentlichen Anforderungen in Bezug auf politisch-sociale Privatwirksamkeit artet die äußere Lebensthätigkeit in ein überhastetes Rennen und Jagen aus, und infolge dessen wird auch das Geistes- und Gemüthsleben in einer fieberhaften Spannung und Hast erhalten, welche Lebensfrische und Freude verdirbt. Und bei dem Allen drängt sich dann dem Geplagten auch noch das peinliche Gefühl auf, daß er eben infolge dieser Hast und Zersplitterung nirgends mit der vollen Kraft einsetzen, nirgends etwas Rechtes, Volles, wie er's sonst wohl vermöchte, leisten kann, sondern sich und Andere vielfach mit Halbheit und Scheinwesen zufrieden stellen muß. Diese angreifende Lebenshetze erregt natürlich um so stärker das Bedürfniß nach besonderen Erholungspausen. Aber dieselbe Ursache, die das Bedürfniß weckt, die äußere und innere Unruhe, erschwert und verhindert auch seine Befriedigung. Die gewöhnlichsten Erholungsmittel, Theater, Concert, häusliche und öffentliche Geselligkeit, sind infolge ihrer früher geschilderten inneren Art vielfach nur neue Heerde der Unruhe. Selbst unsere Feste, auch die schönsten, werden durch ihre Häufigkeit und durch das geistige und sinnliche Übermaß ihrer Anstalten vielfach mehr zu ermattenden Anstrengungen als zu stärkenden Erholungen. Insbesondere will es mir vorkommen, als ob bei den immer mehr verkümmernden schlichten Volksfesten alten Styls, bei denen der muntere Wellenschlag des bunten Volkslebens und das joviale Spiel des Volkswitzes das Beste thaten, das Gemüth sich besser gestanden hätte, als bei dem pflichtmäßig verständnißlosen Abrennen der Wunderstraßen moderner Industrie-Ausstellungen, das schließlich doch ebenso wie dort im Schatten eines nur etwas eleganteren und theuereren Bacchustempels sein ersehntes Ziel findet. Selbst die charakteristischen Versuche der Flucht „aus des Lebens verzehrender Mühe und Qual“ in die glückseligen Thäler der Bäder und des Gebirgs werden durch ihre Gemeinüblichkeit, die uns überall dieselbe Gesellschaft nur in noch belästigenderer Massenanhäufung wie einen schwirrenden und zappelnden Heuschreckenschwarm wiederfinden läßt, und durch die eigene

innere Aufregung, die man überallhin mitbringt, großentheils zu neuen Hetzpartien, von denen das Gemüth ebenso leer und matt, als es ausgezogen, nur mit doppelt gereizter Empfindlichkeit für die Unruhe der heimischen Tretmühle zurückkehrt. Es ist ein verzweifelter circulus vitiosus von Unruhe zu Unruhe, worin unser modernes Leben sich bewegt. Was das Gemüth ja noch irgend von erquicklicher Ruhe zu genießen bekommt, das muß es sich in unserer Zeit mehr denn je mit einer doch immer schmerzlichen Nothwehr gegen das Gemeinleben, in einer mehr oder weniger gewaltsamen Isolirung von demselben mühsam erobern. Die Unglücklichen aber, deren Gemüth zu solcher Nothwehr nicht stark, zu solcher Isolirung nicht reich genug ist, werden von dem furchtbaren Räderwerk dieser gemüthlosen Hetze verschlungen. Die immer zahlreicher die Anstalten füllenden Gemüthskranken und die immer massenhafter, reihenweise aufmarschirenden Selbstmörder aus allen Ständen und Altersstufen sind sozusagen die Märtyrer, die mit ihren Lebenstrümmern erschütternd die Thatsache beleuchten, daß unsere Zeit dem Gemüth nicht gibt, wovon es leben kann.

Eins, und zwar ein überschwänglich Großes ist ja allerdings vorhanden, woran das Gemüth immer wieder mit tiefer stolzer Freude sich erwärmen kann; das ist das liebe deutsche Reich mit dem Hintergrund seiner glorreichen Erkämpfung und mit der Spitze seines edlen frommen Kaisers. Nur ist leider die den Vordergrund ausfüllende Wirklichkeit für das deutsche Gemüth stark beeinträchtigt dadurch, daß sie zum abstract liberalen Rechtsstaat mit seiner feinen politischen Maschinerie gestaltet ist. Um sich darin glücklich zu fühlen, müßte das deutsche Volk jedenfalls ein eigentlich politisches Volk sein. Das aber ist es nicht und wird es trotz aller politischen Dressur nie werden. Die tiefe Gemüthsanlage, die sein besonderer Vorzug ist, und politische Begabung schließen einander aus, nach der Natur der Sache und nach der weltgeschichtlichen Erfahrung. Die politische Sinnes- und Lebensrichtung ist als altrömisches — übrigens sehr bedenkliches — Erbtheil die Art der romanischen Völker. Auch das englische Volk verdankt seine hohe politische Begabung neben anderen Ursachen wesentlich seiner starken Mischung mit römischem Element. Germanisch ist das Politische nicht. Es war nicht zufällig, daß der vollendete Bau des römischen Staates durch die völlig staatslosen Germanen zerschlagen worden ist. Das bedeutete, daß nun anstatt der ausschließlich politischen

Völkergestaltung ein anderes innerliches Princip entscheidend in die Weltgeschichte eintreten sollte. Wie in den alten großen asiatischen Reichen die physische Kraft, im Griechenthum der philosophisch-ästhetische Genius, in Rom der praktisch politische Verstand zur vollen Entfaltung gekommen ist, so sollte nun im germanischen Volksthum das tiefinnerliche Gemüth mit seinem religiös sittlichen Zug als treibende Kraft der Weltgeschichte in Wirksamkeit treten. Durch Karl den Gr. ist das äußerlich begründet worden, durch die Reformation ist es, in gewissem Maße auch für den katholischen Theil unseres Volkes, zum inneren Durchbruch gekommen; und nachdem es in der Entwicklungsschule des für die idealen Interessen verhältnißmäßig günstigeren politischen Particularismus langsam und bescheiden und oft unter schmerzlichem Kümmern herangereift ist, so wäre es nun meines Bedünkens unserm Geschlecht deutlich als seine Aufgabe zugewiesen, mit dem gottgefügten neuen Reichsverband unter einem evangelischen Kaiserthum und mit den daraus entspringenden gottgeweckten neuen Kräften und Anregungen jene geschichtliche Aufgabe unseres Volkes mit neuem Ernst ins Werk zu setzen, d. h. den Grundfactor des Gemüths mit all seinen Einzelmomenten in unserm nationalen Leben zur vollen Geltung und in seiner ganzen Fruchtbarkeit und Schönheit zur lebendigen Darstellung zu bringen.

All die stolze Großmachtstellung, die hohe Bildung, die feine Gesetzgebung kann gerade dem schlichten Volk wenig helfen. Das liegt Alles zu hoch über seinem eigentlichen Lebensboden. Um das zu würdigen, muß es sich erst einen großen, meist vergeblichen Anlauf nehmen. „Das Hemd ist Einem näher als der Rock." Die kleinen alltäglichen Verhältnisse sinds, in denen und von denen das Volk eigentlich lebt. Und die sind in unserm modern liberalen Rechtsstaat vernachlässigt, preisgegeben. Ein Gemeinwesen, wo der ungestörte Gang des persönlichen, häuslichen, kirchlichen und geschäftlichen Lebens so wenig öffentlichen Schutz und rücksichtsvolle Erleichterung genießt, wo man sein bischen Recht auf ein stilles und geruhiges Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit so oft erst mühsam und umständlich behaupten und erstreiten, so oft auch tiefverletzt preisgeben muß, wie bei uns — ein solches Gemeinwesen kann trotz aller sonstigen Herrlichkeiten für den schlichten deutschen Mann nie eine wohnliche Heimath werden.

Von jenem hohen Beruf unserer Zeit hat das deutsche Gemüth eine lebendige Ahnung, und das ist der eigentliche Grund seiner

tiefen Liebesfreude am deutschen Reich. Aber leider fühlt es sich mit ihr immer wieder auf ein schmerzlich zweifelndes Wünschen und Hoffen zurückgeworfen. Denn die Wirklichkeit des deutschen Reiches, dieser liberal-rationalistische Rechtsstaat, ist zur Erfüllung jenes Berufs schlechterdings unfähig. Er ist durch und durch gemüthlos, undeutsch. In seinen Grundlagen fehlt das fromme Geheimniß von Autorität und Pietät, in seinem gesetzlichen Recht der lebendige Pulsschlag von Volksgewissen und Volksgefühl, in seiner Gesellschaftsordnung der gesunde Kern von Natur und Geschichte. Lauter Erdachtes und Gemachtes, doctrinärer Schematismus und schablonenhafter Formalismus. Das Innerliche, das im wahren Sinn Patriarchalische, was für jede germanische Gemeinschaftsbildung der unentbehrliche Lebensnerv bleibt, alle die idealen Insignien, welche einst den edelsten Interpreten deutschen Geistes, einen Max von Schenkendorf, predigen und sprechen ließen vom „heiligen" deutschen Reich, die sucht das Gemüth im deutschen Staat, wie er ist, vergebens. Auch mit seinen glänzenden Hauptzügen, der materiellen Macht, der formalen Bildung und der politischen Correctheit ist er doch mehr nur eine moderne zusammenfassende Erneuerung des alten orientalischen, griechischen, römischen, d. h. des heidnischen Staatswesens, ein verhängnißvoller Abfall von dem ethisch-idealen Typus des christlich germanischen Staates.*)

Mag dieser Staat dem liberalen Fanatismus der „Gott auf Erden sein, über den schlechterdings nichts geht": das deutsche Volk, solang es den köstlichen Baarschatz seines tiefen Gemüthslebens sich nicht gegen das werthlose Papier seichter Weltseligkeit abschwindeln läßt, wird sich für diesen profanen Staatsbau nie erwärmen können. Gerade herausgesprochen: was unsere Zeit gemüthlich so fremd und widerstrebend macht, das ist der schmerzlichste Schnitt, der nur je die tieferen Gemüther eines Volkes von ihrer Zeit scheiden kann, es ist die bittere Empfindung, daß unser Volk in einer besonders verheißungsvollen, gottbescheerten Entscheidung seinen wahren Beruf verkannt und verfehlt hat, und mit dem, was es sich daraus bereitet hat, auf die rechte Höhe seiner weltgeschichtlichen Bestimmung nicht zu gelangen vermag.

*) Anmerk. In diesem Punkte vermag die Redaction dem Verf. durchaus nicht beizupflichten, ist vielmehr überzeugt, daß das deutsche Volk, mancher Mängel seiner Verfassung ungeachtet, an dem Reiche mit ungestörter Liebe und Anhänglichkeit festhielt und festhalten wird, wie uns denn auch des Verf. persönliche Vaterlandsliebe und reichstreue Gesinnung trotz dieser Meinungsverschiedenheit über allen Zweifel erhaben bleibt.

Das Schwere, man möchte sagen Tragische seiner Lage beruht sich also für das Gemüth in dem bittern Zwiespalt, daß gerade auf dem energischen innern Widerspruch gegen die dermalige Einrichtung des nationalen Gemeinwesens die Hoffnung auf und die Mitarbeit für eine künftige befriedigendere Gestaltung desselben beruht.*)

Diese peinliche innere Entfremdung wird aber noch verstärkt durch eine mehr von außen kommende, dem Gemüth besonders drückende Empfindung, nämlich durch die Empfindung der schwankenden Unsicherheit, welche jener liberale Rechtsstaat als nothwendige Folge für den ganzen politischen Bestand mit sich bringt. Hauptsächlich hängt das zusammen mit unserm modernen Parlamentarismus und seinen Beigaben. Schon sein äußerer Charakter, daß er mit Ausschluß jedes ständischen Elements reine Parteivertretung ist, die Lotterie der Wahlen, die Unberechenbarkeit der von allen möglichen Zufälligkeiten abhängigen Mehrheiten und Mehrheitsbeschlüsse, das Alles macht diesen Parlamentarismus zu einem unstäten Phänomen, dem bei seinen Bewegungen das Volksgemüth weit mehr mit mißtrauischer Neugier, als mit sympathischem Vertrauen zuschaut. Und wenn auch bei uns glücklicher Weise noch nicht vollständig durchgeführt, ist dieser Parlamentarismus doch immerhin einflußreich genug, um den berufenen Träger und Bürgen einer festen Stetigkeit in der Gesetzgebung, die monarchische Regierungsgewalt, in ihrem kräftigen Walten zu lähmen und damit dem Gemüth gerade den sichersten Anhaltspunkt, dem es mit einem instinctiven Zug der Verwandtschaft und des Zutrauens sich zuneigt, zu nehmen oder doch abzuschwächen. Mittelst dieses gefügigen Werkzeugs des Parlamentarismus hat der herzlose moderne Liberalismus Jahre lang jene verhängnißvolle, in Wahrheit nicht mehr reformatorische, sondern revolutionäre Wirksamkeit zu üben vermocht, durch welche, wie bereits besprochen, nicht nur so manche natürlich und geschichtlich befestigte werthvolle Sitten und Ordnungen unsers Volkes beseitigt, sondern auch, mittelbar und unmittelbar, die unwandelbaren religiös-sittlichen Grundlagen alles, insbesondere alles deutschen Volkslebens, unterwühlt wurden. So ist im buchstäblichen Sinne eine Bodenlosigkeit hergestellt worden, deren Ausfüllung natürlich mit allen

*) Auch hiermit kann sich die Redaction in keiner Weise einverstanden erklären.

noch so fein präparirten neuen Kunstmaterialien nicht gelungen ist, noch gelingen kann; und der Geist, der über diesen Wassern schwebt, ist nicht die dem deutschen Gemüth innig vertraute Freiheit, sondern die Emancipation, vor der es dem Deutschen nicht nur, sondern jedem edleren Gemüth grauen muß.

Sie ist recht eigentlich der böse Dämon unsers Volkes, der dasselbe in die viel beklagte und kaum mehr aufzuhaltende Zerrüttung und Verwilderung seines äußern und innern Lebens hineinreißt. Auf dem social-wirthschaftlichen Gebiet arbeitet sie als sogenannte freie Concurrenz, d. h. als der Krieg Aller gegen Alle, als der Kampf ums Dasein, den man zum Unterschied von seinem bekannten Stiefbruder den Unculturkampf nennen könnte. Damit ist die nackte Selbstsucht zum privilegirten Standpunkt erklärt; und derselbe säumt um so weniger, auch seine wildesten Triebe zur Vergewaltigung des Nächsten herauszulassen, als er ja durch die materialistische Tagesweisheit auch von allen religiös-sittlichen Scrupeln befreit ist, während ihm zugleich die fortschreitende Bildung und Wissenschaft eine Auswahl immer vollkommnerer Mittel für seine Betriebsamkeit liefert, von der harmlosen Vergiftung seiner Mitmenschen durch ihre Nahrung an bis zu der raffinirten Höllenmaschine, die aus Hunderten von zerfetzten Menschenleibern eine stattliche Versicherungssumme herausschlagen muß. Die schauderhafte Ergänzung dazu zeigen die Fälle, wo hinter den abgestreiften religiösen und Gewissensbanden die Bestie im Menschen offen mit brutaler Wildheit hervorspringt, die Messerangriffe und Ueberfälle, die Kaiser-Attentate und Beamten-Erdolchungen, die Lustmorde und Familienschlächtereien, die mit ihrer zunehmenden Masse und Grauenhaftigkeit zu der hohen Cultur unsers Zeitalters die furchtbare bluttriefende Kehrseite liefern. Fürwahr, wenn man so überall Betrug voraussetzen und nach allen Seiten auf dem „qui vive" stehen muß, wenn man schier kein Stückchen Brod ohne Furcht vor Gift genießen und keinen stillen Spaziergang ohne den Revolver in der Tasche machen kann; wenn man in den öffentlichen Tagesberichten fortwährend durch Schmutz und Blut waten und selbst an den Stätten öffentlichen Rechts und nationaler Festfeier über Sprengbomben hinschreiten muß — so ist das wohl mehr als genug, um das Gemüth mit Scham und Entsetzen in sich selbst zurückzudrängen.

Daß jene Dinge nur vereinzelte grobe Ausartungen seien, damit

kann sich nur der oberflächlichste Optimismus beruhigen. Jedes ernstere Auge erkennt darin das Aufschäumen von Geistesströmungen, die sich tief und breit durch alle Schichten des Volkes hinwälzen. Das jubelnd begrüßte Pronunciamento eines Strauß, der den mit etwas aristokratischem Wissensdünkel verbrämten religionslosen Naturalismus als die Höhe humaner Bildung verkündete; die gierig verschlungene philosophische Elegie eines Hartmann, der das Nichtseinwollen, d. h. deutlich ausgedrückt den Selbstmord, das Ergebniß des bankrotten Heidenthums, als Vollendung aller Lebensweisheit predigt, und wie es scheint nicht ohne Erfolg predigt; und die hochgefeierte materialistische Naturwissenschaft, die im Affenhause ihren Cultus verrichtet; dann auf der andern Seite die social-demokratische mordlustige Verschwörung gegen alle göttliche und menschliche Ordnung und der erboste Feldzug der fortschrittlich-undeutschen Presse gegen alles Christlich-Heilige; endlich die gewissenlose Gier des Geldgewinnes und die frivole Gemeinheit des Fleischesdienstes, die in den hohen, mittleren und tiefen Lagen unsers Volkes pestartig grassiren — dies Alles sind nicht blos widerwärtige Einzelerscheinungen, sondern es sind die aufsteigenden Dämpfe von einer Gährung unsers ganzen politisch-socialen Lebens, welche jetzt schon den Boden unter unsern Füßen schwanken macht und über kurz oder lang den ganzen Bau unsers nationalen Lebens zu verwüsten droht. Ein beklemmendes Gefühl der Unsicherheit, ein banges Warten der Dinge, die da kommen werden, das ist für Alle, welche die herrschende Luft mit den feinen Sinnen des Gemüths zu athmen verstehen, der tief unheimliche Eindruck von unserer Zeit. —

Die Leser werden froh sein, daß es zu Ende ist; ich selber bin's auch. Es war ein trübes Bild, das ich vorzuführen hatte. Zwar, wie schon zu Anfang bemerkt, sei's hier am Schluß wiederholt: es sollte nur e i n e Seite am Gesammtbild unsrer Zeit sein, und sie hat auch noch andere Seiten, die in freundlicheren Farben leuchten. Aber auf d i e s e r Seite ist's wirklich dunkel; unsere Zeit ist arm an Gemüth und zehrt eben darum unserm Volk am Gemüth. Warum ich nun gerade diese dunkle Seite vorgezeigt habe? Nun ich kann kurz antworten: eben weil ich hier in diesen Blättern unter diesem Chor von Zeugen einer christlich-conservativen Zeitbetrachtung meine Stimme erheben darf. Denn christlich und conservativ sein heißt nach meinem Verständniß nichts Andres, als: Alles mit dem Gemüth fassen. So sind denn diese Blätter selbst

mit ihrem Leserkreis ein thatsächliches Zeugniß, daß auch in unserer Zeit doch noch ein Schatz von Gemüth lebendig und wirksam ist. Es ist das nicht aus der Zeit, sondern aus der Ewigkeit, aus den Gottestiefen des Glaubens stammende christliche Gemüth, das nun mit seiner gotterzeugten Lebens- und Liebeskraft auch die verschmachtende Seele des Volkes zu erquicken und zu heilen sich bemüht. So soll's ja auch sein. Je weniger unser Gemüth von der Zeit hat, desto mehr soll die Zeit von unserm Gemüth haben. Für diese nationale Liebesarbeit Antrieb und Richtung zu geben, dazu wollen die vorgeführten kritischen Zeitbetrachtungen dienen. Denn das ist zweifellos gewiß: von Allem, was wir für unser Volk in seiner dermaligen schweren Krisis thun wollen und können ist es das Wichtigste und Beste, die entscheidende Grundbedingung, daß wir ihm sein tiefstes Lebensorgan, sein Gemüth wieder zu beleben und zurechtzubringen suchen. „Was hülfe es dem deutschen Volk, wenn es die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an seiner Seele?" Aber Gottlob, es bedarf da auch nicht mehr als eben aufwecken, neubeleben. Die Lutherfeier hat's gezeigt, daß unser Volk, wenn auch ein zerfahrenes und abgestumpftes, so doch noch immer ein wirkliches, ja auch für das Wahre empfängliches Gemüth hat, und wo der Punct liegt, von dem aus es zu fassen ist. Da laßt uns einsetzen, aus dem von unserm Luther wieder aufgeschlossenen Heilquell christlicher Glaubens- und Lebenswahrheit immer wieder das eigene Gemüth laben und stärken und die dort geschöpfte Fülle auf die vertrockneten Fluren unsres Volkes befruchtend hinausleiten; dann wird's, so Gott will, doch auch noch wieder einmal auf deutscher Erde grünen und blühen von frischem und frommem, frohem und freiem deutschem Leben; dann dürfen wir's auch als unsern Trost bekennen, was der fromme Prophet des deutschen Gemüths einst in dunkler Zeit hoffnungsfreudig gesungen:

Ein Morgen soll noch kommen,
Ein Morgen hell und klar,
Sein harren alle Frommen,
Ihn schaut der Engel Schaar.
Dann Klang von allen Thürmen
Und Klang aus jeder Brust,
Und Ruhe nach den Stürmen,
Und Lieb' und Lebenslust.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XI. Heft 2.

Zur

Beurteilung der Probebibel.

Von

Dr. W. Rathmann,
Oberpfarrer in Schönebeck.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1885.

Kaiser Wilhelm hat am gesegneten vierhundertjährigen Gedächtnistage der Geburt D. Luthers als ein ungemein wertvolles Geschenk den evangelischen Volksschulen seiner gesamten Monarchie das Bild von L. Gey: D. Martin Luther im Kreise seiner Mitarbeiter die heil. Schrift verdeutschend, dargeboten. Er hat dadurch bezeugt, daß für die evangelische Volksschule die Bibel nicht blos der Mittelpunkt des ganzen Religionsunterrichts, sondern auch der Quellpunkt aller in ihr waltenden erziehenden Kräfte ist, und hat auf die Erhaltung des evangelischen Charakters der Volksschule ein neues Siegel gedrückt. Er hat auch dadurch seinen Wunsch bezeugt, daß die heilige Schrift dem ganzen Volk immerdar das Lebensbuch bleibe*).

Doch nicht eigentlich will das Bild die Verdeutschung der heil. Schrift darstellen. Das gewaltige, nicht blos für die evangelische Kirche, sondern für das deutsche Volk und seine Sprache wichtige Werk der Übersetzung hatte D. Luther selbst übernommen. Ursprünglich hatte er seinen Freunden in Wittenberg vorgeschlagen, daß jeder von ihnen einen Teil der Bibel übersetzen solle, damit auf diese Weise die gesamte heilige Schrift recht bald in der deutschen Sprache erscheinen möchte. Aber Melanchthon und andere Freunde hatten nicht aufgehört, in ihn zu dringen, daß er diese Arbeit, so groß und schwer sie auch sei, allein übernehmen möchte, weil keiner von ihnen der Schrift so mächtig sei als Luther

*) Vgl. Kannegießer, Reg.- und Schulrat in Magdeburg, das Jubiläumsgeschenk Kaiser Wilhelms für die evangelischen Volksschulen Preußens. Anleitung zur schulmäßigen Behandlung des Bildes von L. Gey. Breslau, Hirt.

und keiner so sehr ein Meister der Sprache wie er. So unterzog er sich denn der Arbeit bereits auf der Wartburg gegen Ende des Jahres 1521 und war dabei so fleißig, daß er schon nach drei bis vier Monaten die Übersetzung des Neuen Testaments beendet hatte. In Wittenberg brauchte er die Arbeit nur noch durchzusehen, und so kam das Neue Testament am 21. September des Jahres 1522 heraus. Die Übersetzung des Alten Testaments war wegen der Sprache und des Umfangs und aus anderen Gründen schwieriger und wurde durch die große anderweitige Arbeitslast, die auf Luther lag, aufgehalten. Am 3. November 1522 schrieb er an seinen Freund, den kurfürstlichen Hofprediger Spalatin: „In der Übersetzung des Alten Testaments bin ich soeben beim dritten Buch Mosis. Es ist unglaublich, wie mich bisher Briefe, Geschäfte, Gesellschaften und vieles andere abgehalten haben. Aber nun habe ich beschlossen, mich zu Hause einzuschließen und zu eilen, daß Moses noch bis zum Januar in die Presse komme." Als er mit der Auslegung des 22. Psalms beschäftigt war, hielt er sich einmal drei Tage lang in seinem einsamen Studierzimmer verborgen. Seine Gattin wurde hierdurch in nicht geringe Unruhe versetzt. Sie weinte, klopfte an die Thür, bat zu öffnen — vergeblich. Endlich ließ sie durch einen Schlosser die Thür öffnen. Als sie ihn endlich erblickte über seiner Bibel sitzend, neben sich nur Salz und Brot habend, gab er auf ihre Vorwürfe die Antwort: Meinst du denn, daß ich etwas Schlechtes vorhabe? und zeigte dabei auf den 22. Psalm. — Am schnellsten folgten noch die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments: die fünf Bücher Mosis erschienen 1523, die übrigen bis 1524; dann noch in demselben Jahre Hiob, Psalter und die salomonischen Schriften. Aber die längste Zeit nahmen die Propheten in Anspruch. Sie wurden im Jahre 1533 fertig gestellt, und erst im Jahre 1534 konnte die erste vollständige Ausgabe der deutschen Bibel im Druck erscheinen. Sie führte den Titel: Biblia, das ist die gantze heilige Schrift. Deudsch. Martin Luther. Wittenberg. Begnadet mit churfürstlicher zu Sachsen Freiheit. Gedruckt durch Hans Luft. MDXXXIIII.

Hatte Luther schon vor der Vollendung der ganzen Übersetzung an einzelnen Stellen nachgebessert und namentlich das Psalmbuch bereits im Jahre 1531 einer dem Geiste der deutschen Sprache umfassendere Rechnung tragenden Revision unterworfen, die be-

reits in die erste Ausgabe der vollständigen Bibel aufgenommen ist, so finden sich Änderungen und Besserungen in den folgenden Auflagen. Die vierte gründlichst revidierte Ausgabe erschien 1540 und 1541, endlich die fünfte und letzte unter Luthers Augen gedruckte 1545.

Unablässig arbeitete Luther an einer immer vollkommneren Lösung seiner Aufgabe. Auf der Universitätsbibliothek in Jena wird das Handexemplar des Alten Testaments aufbewahrt, in welchem er eigenhändige Korrekturen anbrachte. Insonderheit sammelte er im Jahre 1539 seine Freunde und Genossen in Wittenberg und auch aus der Ferne um sich, um mit ihnen die ganze Übersetzung von Anfang bis zu Ende durchzugehen. Mathesius machte davon in der dreizehnten seiner Predigten über Luthers Leben folgende Mitteilung: „Als nun erstlich die ganze deutsche Bibel ausgegangen war (d. h. die Exemplare vergriffen waren) und ein Tag lehrt immer neben der Anfechtung den andern, nimmt D. Luther die Biblien von anfang wieder für sich mit großem Ernst, Fleiß und Gebete und übersiehet sie durchaus. Und weil sich der Sohn Gottes versprochen hatte, er wolle dabei sein, wo ihrer etliche in seinem Namen zusammenkommen und um seinen Geist bitten, verordnet D. Luther gleich ein eigen Sanhedrin von den besten Leuten, so desmals vorhanden, welche wöchentlich etliche Stunden nach dem Abendessen in Doktors Kloster zusammenkommen, D. Johann Bugenhagen, D. Justum Jonam, D. Kreutziger, Magister Philippum, Matthäum Aurogallum, dabei Magister Georg Rörer, der Korrektor auch war. Oftmals kamen fremde Doktoren und Gelehrte zu diesem hohen Werk, als D. Bernhard Ziegler, D. Forsterius. Wenn nun Doktor Luther zuvor die ausgegangene Bibel übersehen und daneben bei Juden und fremden Sprachkundigen sich erlernt und sich bei alten Teutschen von guten Worten erfragt hatte, — wie er ihm etliche Schöps abstechen ließ, damit ihm ein teutscher Fleischer berichtet, wie man ein jedes am Schaf nennete, kam D. Martin in das Konsistorium mit seinen alten lateinischen und seinen neuen teutschen Biblien, dabei er auch stetigs den hebräischen Text hatte. Herr Philippus bracht mit sich den greckischen Text, D. Kreutziger neben der hebräischen die chaldäische Bibel; die Professores hatten bei sich ihre Rabbinen, D. Pommer hatte auch einen lateinischen Text für sich, darin er sehr wohl bekannt war. Zuvor hatte ein jeder sich für den Text

gerüst, davon man rathschlagen sollte, greckische und lateinische neben den jüdischen Auslegern übersehen. Darauf proponiert der Präsident einen Text, ließ die Stimm herumgehen und höret was ein Jeder dazu zu reden hätte nach Eigenschaft der Sprache oder nach der alten Doktoren Auslegung. Wunderschöne und lehrhaftige Reden sollen bei dieser Arbeit gefallen sein, welcher Magister Georg Rörer etliche aufgezeichnet, und die hernach als kleine Glößlein und Auslegung auf den Rand zum Text gedruckt sein. Jeder sagte, wie er es wüßte mit der Grammatika oder aus guter Folge, das mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden übereinstimmt, oder Zeugnis Gelehrter zu erweisen, bis endlich im 41. Jahr dies Werk durch Gottes Gnade vollbracht ward". Bei Tische ließ D. Luther einst die Frage umgehen, wie das Wort Chail (Sprüchw. Salom. 31, 10. Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist u. s. w.) auf gut deutsch zu geben sei, ob man's häuslich oder ehrbar oder tugendsam, ratsam, vernünftig übersetzen sollen. Etliche erwähnten den damals neu aufgekommenen Ausdruck „viel tugendreiche und gestrenge Frau", aber Luther sagte: wir wollen mit den Frauenzimmernworten und festen und gestrengen Frauen in unsern Häusern und Bibel unverworren sein.

Auf dem Bilde von Gey sehen wir demgemäß sechs Freunde um Luther versammelt. Ihm zur Rechten Philipp Melanchthon, weiter rechts Johannes Bugenhagen, hinter dem Tisch Kaspar Kreutziger, im Hintergrunde Georg Forster, links am Tisch Georg Rörer, neben ihm stehend Justus Jonas; davon vier den sächsischen Landschaften, Melanchthon der Pfalz, Bugenhagen dem Herzogtum Pommern, Georg Forster der freien Stadt Augsburg, dem Sitz des denkwürdigen Reichstags von 1530, sie alle also den verschiedensten deutschen Landschaften entstammt, aber alle einig in dem großen Werke der Bibelerklärung.

So zeigt uns denn schon dieses Bild, wie wenig begründet die Behauptung ist, als ob diesem Geschenke diejenige Jubelgabe widerspreche, welche die Cansteinsche Bibelgesellschaft zum Lutherfest des Jahres 1883 in der Probebibel, dem Abdruck der im Auftrage der Eisenacher deutschen evangelischen Kirchenkonferenz revidierten Bibel, dem evangelischen Volke dargeboten hat. Unter Gebet und Flehn haben sich die zu diesem Werke berufnen Männer aus allen Gegenden des evangel. Deutschlands in Halle, der Erbin der Universität Wittenberg und

der Stätte der größten deutschen Bibelgesellschaft, versammelt. Unter der Arbeit ist ihnen bei der treuesten Versenkung in Luthers Persönlichkeit die Größe des Mannes je weiter je mehr aufgegangen, und sie bezeugen, daß der hohe Wert des Meisterwerks der lutherischen Bibelübersetzung und die vielseitigen unübertrefflichen Vorzüge über alle gewöhnliche Vorstellungen beträchtlich hinausgehen. Sie haben für die Aufgabe, den gesicherten Ertrag der exegetischen Forschung von drei Jahrhunderten in die deutsche Volks- und Kirchenbibel aufzunehmen, die größte Vorsicht, die maßhaltendste Besonnenheit, die pietätvollste Schonung des lutherischen Textes erforderlich erachtet und es für den verhängnisvolleren Fehler erkannt, in der Berichtigung der Lutherbibel nach dem Grundtext des Guten zu viel zu thun, als daß sie einzelne Berichtigungen unterlassen hätten. Zwar hat sich Luther in seinen Sendbriefen vom Dolmetschen (Erl. Ausg. Bd. 65. S. 113) mit scharfen Worten gegen die gewendet, die seine Bibelübersetzung verändern möchten: „Wer mein Dolmetschen nicht will, der laß es anstehen; der Teufel danke ihm, wers ungern hat, oder ohn mein Wissen und Willen meistert. Solls gemeistert werden, so will ichs selber thun; wo ichs selber nicht thu, da lasse man mir mein Dolmetschen im Frieden und mache ein Jeglicher, was er will, für sich selbst." Aber es war dies doch von Papisten geredet, die von ihm reichliche Stücke seiner Übersetzung stahlen und doch zugleich ihn meisterten und schmähten. Dazu hat er selbst unter Beirat von Freunden fort und fort gebessert und sagt ein andermal: „Unsre Nachkommen mögen getrost hebräisch studieren und alles besser machen." — Auch ist Luthers Bibelübersetzung zur Kirchenbibel geworden, die beim Jugendunterricht, beim öffentlichen Gottesdienste und durch viele andere Veranstaltungen dem Volke als die beste Verdeutschung der heil. Schrift dargeboten wird. Kommt nun die Kirche in ihren berufenen Vertretern zu der Überzeugung, daß die bisher von ihr verbreitete Übersetzung verbessert werden muß, so hat sie die Pflicht, diese Verbesserungen um der Wahrheit willen herbeizuführen.

Dennoch ist über das Unternehmen der Revision der heiligen Schrift, wie es von dem durch die Eisenacher Kirchenkonferenz berufenen Ausschusse bis zu dem Ziel einer letzten Prüfung gefördert ist, seit seinem Erscheinen ein ernster Meinungsstreit entbrannt. Zwar hat der Revisionsausschuß zur Abgabe von Gutachten über die Probebibel selbst aufgefordert und zur Annahme derselben

behufs Berücksichtigung bei der endgiltigen Feststellung eine schließlich auf den 10. November 1885 erstreckte Frist festgestellt. Aber er hatte um genaue Berücksichtigung der von ihm angenommenen oder vielmehr ihm zum Anfang aufgelegten Grundsätze gebeten. Man ist aber über diese Bitte hinweggegangen, und nachdem die Mitglieder des Ausschusses oder von zustimmenden Kirchenbehörden wie D. Riehm, D. Schröder, D. Delitzsch, D. Grimm, D. Schlottmann, Oberkonsistorial-Rat Düsterdieck, Konsistorial-Rat Kühn, Konsistorial-Rat Kleinert, den Standpunkt des Ausschusses vertreten haben, ist seit der Veröffentlichung der Probebibel kein Monat vergangen, in welchem nicht zahlreiche Beurteilungen derselben laut geworden wären. Die Zahl der besondern Druckschriften, auf welche wir unten teilweis eingehen, hat längst das Dutzend überschritten, unzählige Artikel in allen deutschen Zeitschriften und Zeitungen haben davon gehandelt, fast alle Pastoralkonferenzen haben darüber Beschlüsse gefaßt, und dennoch herrscht über eine, noch dazu die Hauptfrage, noch völlige Unklarheit.

Daß der theologischen Wissenschaft die Berichtigung ungenauer Stellen in Luthers Bibelübersetzung erwünscht sei, darüber ist im wesentlichen Einverständnis. Was aber die Rücksicht auf den einfachen Bibelleser verlange, darüber ist der Kampf entbrannt. Die einen befürchten durch die Einführung von Verbesserungen der gewohnten Lutherbibel eine Verwirrung des evangelischen Volks und gestehen höchstens die Aufnahme von nur äußerlichen Änderungen zu, die andern teilen diese Furcht nicht, ja wollen vielfach weit über die Vorschläge der Probebibel hinausgehen. Theologen werden leicht unter den erschienenen Besprechungen etliche finden, die ihnen ein klares Urteil über die Probebibel geben*). Für gebildete Laien ist wenigstens seit dem Beginn der eigentlichen Erörterung keine bezügliche Druckschrift erschienen, und doch, wie wir nachgewiesen haben, wird es vornämlich darauf ankommen, was unsere treuen Bibelleser, was unser evangelisches

*) Unter den von unbeteiligter Seite erschienenen Schriften heben wir namentlich hervor: Lic. theol. L. Krummel, die Probebibel. Heidelberg, Carl Winter, 70 S. und den Aufsatz von Breest, Agenten der Preuß. Hauptbibelgesellschaft, der revidierte Luthertext in Nr. 27—29 von 1884 des Ev. Gem. Blatts von Sup. Eilsberger in Königsberg.

Volk zu dem Unternehmen der Bibelrevision sagen wird. Ist es für die einfachen Christen zu schwer und zu wenig faßlich, so wird man unbedingt davon abstehen müssen trotz der bald 30 Jahre, in denen auf die Vorbereitung die größte Sorgfalt verwandt ist.

Dem Zweck dieser Sammlung entspricht es, gerade die Nichttheologen über die wichtige Zeitfrage zu orientieren. Wir wollen daher bemüht sein, unsere Behandlung möglichst alles gelehrten Beiwerks bar zu halten, obwohl Kundige bald erkennen werden, daß wir die erschienenen Druckschriften, insbesondere die trefflichen Vorberichte der Cansteinschen Bibelgesellschaft und des Revisionsausschusses, die der Probebibel vorgedruckt sind, aufs sorgfältigste zu berücksichtigen bemüht gewesen sind.

Wir werden zunächst die Veranlassung zu dem Unternehmen der Probebibel darlegen und sodann von der Ausführung desselben handeln. Danach werden wir die vornämlichsten Stimmen prüfen, welche darüber verlautbart sind, und damit zu einem Endurteil über das Werk kommen.

1. Die Ursachen der Revision.

Nicht gelehrte Meinungen und Liebhabereien haben den Anstoß zu dem Bibelrevisionswerk gegeben. Nicht von Kreisen der Wissenschaft, sondern von den evangelischen Bibelgesellschaften ist der Mangel an Übereinstimmung und an gleichmäßiger Korrektheit des Textes in den vorhandenen Ausgaben der Lutherbibel vornämlich hervorgehoben, so daß zuerst die Notwendigkeit einer einheitlichen und gereinigten Textgestalt erkannt und von da aus allmählich auch die Beseitigung sachlicher Mängel der Übersetzung ins Auge gefaßt wurde.

Noch in Luthers Todesjahr erschien eine neue von G. Rörer besorgte und nach Luthers Weisung, wie er behauptet, in einzelnen Wörtern, auch ganzen Sentenzen geänderte Ausgabe. Um der durch diese und in den Jahren 1548, 1550 ff. vorgenommene Änderungen hervorgerufnen Verwirrung vorzubeugen, verbot Kurfürst August von Sachsen jeden eigenmächtigen Neudruck und ließ dann durch einen Ausschuß von Gelehrten den ursprünglichen Text von der letzten Hand Luthers zusammenstellen. Dieser erschien 1581 und ist die Normalausgabe für die späteren geworden.

Dennoch hat von Rörers Korrekturen etwa ein Drittel in der Lutherbibel Bürgerrecht erlangt, weil man bei einer Anzahl nachweisen kann, daß sie Luthers Meinung entsprachen. So ist 1. Mos. 4, 1 Evas Wort von Luther ursprünglich übersetzt: Ich habe den Mann des Herrn. Aber schon 1543 hat er sich in der Abhandlung: „Von den letzten Worten Davids", entschieden für die von Rörer nachher aufgenommene Übersetzung ausgesprochen und dasselbe 1545 auf das bestimmteste wiederholt. 1. Kor. 13, 8 hat die Normalbibel von 1545 „Die Liebe wird nicht müde; es müssen aufhören die Weissagungen". Jetzt steht nach Rörer: „Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden" u. s. w. Phil. 2, 13 hatte Luther übersetzt: „Denn Gott ist's, der in euch wirket, beide, das Wollen und das Thun nach seinem Wohlgefallen". Rörer: — „und das vollbringen, das etwas geschehe, das ihm wohlgefällig ist". Der jetzige Text ist aus beiden gemischt: — und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.

In den zahlreichen späteren Ausgaben, besonders seit dem 17. Jahrhundert, wo man vieles in Luthers Sprache nicht mehr verstand, erfuhr der Bibeltext nicht wenige absichtliche und unabsichtliche Veränderungen, sachlicher und sprachlicher Art.

Schon seit 1574 steht die unechte Stelle 1. Joh. 5, 7 gegen Luthers Sinn in der Bibel. Mark. 11, 26, Luk. 17, 36, Jak. 4, 6, Offenb. 21, 26, welche Luther in der von ihm benutzten Ausgabe des Neuen Testaments nicht vorfand und darum nicht übersetzte, fügte im 17. Jahrhundert Jak. Weller bei. Öfter wurden frühere Übersetzungen Luthers seiner späteren vorgezogen. Psalm 16, 6 übersetzte er: Mir ist das Los auf Liebliche gefallen (Gläubige) gefallen. Dagegen lesen wir jetzt: aufs Liebliche, d. i. ein lieblich Land, wie er 1524 schreibt, und ungenau sagt und druckt man sogar: aufs lieblichste. Psalm 119, 54 übersetzte er im Jahre 1521, wie wir jetzt in unsern Ausgaben lesen: deine Rechte sind mein Lied im „Hause meiner Wallfahrt"; es lautete aber in der Bibelausgabe: „in meinem Hause". Aus dem Grundtext ist geändert Ap.-Gesch. 9, 7: „die Männer hörten eine Stimme" (statt Luther: „seine"): So ist die Zahl der sachlichen Verschiedenheiten schon seit lange eine nicht geringe.

Viel größer sind die sprachlichen Änderungen, die dem jedesmaligen Zeitgebrauche und Zeitgeschmacke richtig oder unrichtig angepaßt wurden. Hebr. 11, 1 schrieb man seit etwa 100 Jahren

in den Cansteinschen Ausgaben statt „zweifeln" im Anschluß an das vorausgehende hofft „zweifelt". Die Redensart einen „rechtsprechen", d. h. schuldlos erklären (5. Mos. 25, 1, Jos. 5, 23) wurde nach 1721 in „einem Recht sprechen", d. h. ein Urteil über ihn sprechen, verändert. 4. Mos. 4, 20 wurde aus „unbedacht" unbedackt und daraus frühzeitig das falsche „unbedeckt". Die Probebibel übersetzt „auch nur einen Augenblick". — Durch mehrere neuere Ausgaben des Cansteinschen Textes schleppten sich die Druckfehler: „Opferfest" statt „Osterfest" 2. Mos. 34, 25, „Lande Ägyptens" statt „Elende Ägyptens" 2. Mos. 3, 17, „Ikonien" statt „Jonien" 1. Macc. 8, 8, „undeutlich" statt „undeutsch" 1. Kor. 14, 11, „eifert" statt des unverständlich gewordenen: „euert", d. h. aufrührt. Gut war die Setzung: „Maultier" statt „Maul" Psalm 32, 9, 2. Sam. 13, 9, 1. Kön. 1, 33. Luther hatte 1. Mos. 3, 24 geschrieben: „Gott lagerte den Cherubim". Er meint damit aber, er hat „ein Lager bereitet" den Cherubim und setzt also den Plural, der gar nicht mehr verstanden wird, wenn jetzt gar steht: „er lagerte den Cherub".

Carl Hildebrand von Canstein, der Begründer der großartigen Hallischen Bibelgesellschaft, ist es vornämlich, dem wir den gebräuchlichsten deutschen Bibeltext verdanken. Unter besonderer Berücksichtigung der von Dieckmann herausgegebenen Stader Bibel verwandte er die gewissenhafteste Sorgfalt auf den Text. Er verglich die verschiedenen Bibelausgaben und wählte bei Abweichungen diejenige, welche nach der Grundsprache den rechten Sinn gab. Die Anstalt nahm 1775 eine durchgreifende Umgestaltung der Rechtschreibung vor, und namentlich infolge der Modernisierung der Sprache, aber nicht minder durch seine Verbreitung in Millionen von Exemplaren durch ganz Deutschland, Rußland und Amerika wurde der Cansteinsche Text der Textus receptus.

Dennoch wurden neben der Cansteinschen noch etwa sechs andere Textgestalten von den Bibelgesellschaften verbreitet. Dieses wurde von mehreren Gesellschaften als Übelstand empfunden, auch eine noch größere Verwilderung des Textes beim Mangel an einheitlicher Obhut und Leitung befürchtet.

Pastor Mönckeberg in Hamburg forderte 1855 die Herstellung eines einheitlichen Textes der deutschen Bibel, die bei Gelegenheit des deutschen Kirchentages am 21. September 1857

abgehaltene Spezialkonferenz von Vertretern deutscher Bibelgesellschaften beschloß die Revision des sprachlichen Textes und der Direktor der Cansteinschen Stiftungen, der noch jetzt in Halle lebende Geh. Reg.-Rat Dr. Kramer sah es als eine Ehrenaufgabe an, dieselbe unbeirrt durch manche und schwere Bedenken, welche die finanziellen Opfer nahe legten, auf alle Weise zu fördern. Der evangel. Oberkirchenrat in Berlin brachte die Angelegenheit an die in den Jahren 1861 und 1863 in Eisenach versammelte evangel. Kirchenkonferenz zur Beurteilung, und diese beschloß, die Sache weder unmittelbar kirchenregimentlich in die Hand zu nehmen, noch auch ihr als einem bloßen Privatunternehmen unthätig zuzusehen, sondern sie mittelbar in jeglicher Weise, insbesondere dadurch zu fördern, daß man die zur Erreichung des Zweckes notwendigen und geeigneten theologischen Kräfte zur Verfügung stelle.

Indem nun aber die Eisenacher Konferenz den Beschluß faßte, daß die verhältnismäßig wenigen Stellen zunächst des Neuen Testaments, deren Abänderung beziehungsweise Berichtigung im Interesse des Schriftverständnisses notwendig und unbedenklich erscheinen möchte, in sinngetreuer Weise und möglichst aus dem Sprachschatze der Lutherbibel, dem Grundtext herzustellen seien, gab sie den Anstoß zu einer weit umfassenderen Revision.

Den ersten Gedanken zu solcher sachlichen Revision sprach Aug. Herm. Francke in seiner Monatsschrift: Observationes biblicae aus. Aber obwohl er nicht daran dachte, daß diese Verbesserungen schon in die Bibelausgaben aufgenommen würden, so erregte er doch so entschiedenen Widerspruch, daß Spener ihm riet, um des Friedens willen von seinem Nachweise revisionsbedürftiger Stellen abzustehen, und daß Freiherr v. Canstein den Grundsatz zu beobachten suchte, daß alle erst nach Luthers Tode gemachten Textänderungen zu verwerfen seien. Die Braunschweigsche revidierte Bibel aus dem Jahre 1758, vom Oberhofprediger Hassel bearbeitet, welche Pfarrer Kirchberg zu Unseburg auf der Pastoralkonferenz zu Gnadau*) vorlegte, mit einer ganzen Zahl Berichtigungen aus dem Grundtexte durch

*) Vgl. den Bericht in der Ev. K.-Z. 1884, S. 974. Sie ist durchaus verschieden von der sogenannten Excellenzenbibel.

Randbemerkungen dürfte der erste nicht mißlungene Versuch einer sachlichen Revision sein, für die auch Claus Harms im Jahre 1817 in seiner These 52:

„Eine Übersetzung aber in eine lebende Sprache muß alle hundert Jahr revidiert werden, damit sie im Leben bleibe".

eintritt*), mag er auch zunächst nur an die sprachliche Revision gedacht haben. Der Frankfurter Patrizier, Joh. Friedrich von Meyer, lernte noch im 35. Lebensjahre das Hebräische, um Luthers Bibel in den nötigsten Stellen nach dem Grundtext berichtigen zu können. Seine revidierte Bibel erschien seit 1819, zuletzt 1855. Der reichbegabte Superintendent Stier gab eine noch mehr veränderte Ausgabe 1860, in dritter Auflage 1867 heraus, und seitdem haben die Handbücher der Bibelerklärung von v. Gerlach, Dächsel, zu Calw, ferner v. Bunsen u. a. ihren Bibelerklärungen verbesserte Übersetzungen beigefügt, sowie auch noch vor ihnen de Wette eine mehr für wissenschaftliche Erklärung als für die einfache Bibellesung bestimmte Version dargeboten hat.

Nur allmählich ist der Eisenacher Kirchenkonferenz und der auf ihre Aufforderung gewählten Kommission der Mut gewachsen, sachliche Änderungen an dem Luthertexte vorzunehmen. Luthers Gelehrsamkeit, seine Meisterschaft in der deutschen Sprache, seine Volkstümlichkeit, insbesondere sein in der heiligen Schrift lebender geistlicher Sinn machten es wohl schwierig, sein Werk zu verbessern. Aber war auch Luthers Schriftverständnis der Riese, auf dessen Schultern alle seitherige Schriftforschung steht, so bleibt doch Speners Wort bestehen, daß auch der Zwerg, eben weil er auf den Schultern des Riesen steht, etwas mehr zu sehen vermag als der Riese, und daß, was er mehr sieht, dem Verlangenden nicht soll vorenthalten werden.

So will es scheinen, als ob die von 1865 bis 1867 aufgestellte Revision des Neuen Testaments in manchen Beziehungen etwas weiter hätte gehen sollen. Ein nicht ohne Grund erhobener Einwand gegen dieselbe ist der, daß der unkritische Erasmische Grundtext des Neuen Testaments bei der Revision nicht habe behalten werden dürfen. Noch im Jahre 1870, als die Revision

*) Wilhelm Faber, die Reformationsthesen, im Hinblick auf brennende Zeitfragen, besonders die Bibelrevisionsfrage, neu herausgegeben von Wilhelm Faber. Leipzig, Dörffling u. Francke.

des Neuen Testaments vollendet wurde und der revidierte Text des Neuen Testaments wenigstens in die Sonderdrucke des Neuen Testaments der meisten Bibelgesellschaften, auch in die Bibelausgaben der Stuttgarter Bibelgesellschaft aufgenommen wurde, hielt Direktor D. Kramer die Revision des Alten Testaments für sehr fernliegend und ließ vom Alten Testament die geschichtlichen Bücher in der sprachlichen Rezension, die D. Frommann besorgt hatte, nach denselben Grundsätzen, die für das Neue Testament geltend gewesen waren, in Galvanos fertigstellen. Dann aber wurde auch die Textrevision des Alten Testaments begonnen und seitens der neu dazu berufenen Männer so gefördert, daß sie 1882 abgeschlossen wurde. Die Änderungen im Alten Testament belaufen sich nach den Vorschlägen der Kommission auf etwa 4000 meist geringern Umfangs, doch in manchem Falle auch so, daß offenbar ist, die Änderungen im Alten Testament seien mit einer größeren Entschiedenheit gemacht, als im Neuen Testament, das ja auch freilich bei der größeren Bekanntschaft der Leser mit dem Texte größere Vorsicht gebot.

Wie die Änderungsvorschläge des neutestamentlichen Ausschusses im Jahre 1867 veröffentlicht waren, so sind auch die Vorschläge der alttestamentlichen Kommission dem Druck übergeben. Jene sind kaum in den Buchhandel gekommen und nur im Interesse der Revisionsarbeit als künftighin wertlose Vorarbeit für die Beschlüsse der Bibelgesellschaften und der Kirchenregierungen gedruckt. Die jetzt vorliegende sogenannte Probebibel, welche auch das Neue Testament mitumfaßt, obgleich die Revision desselben im wesentlichen als abgeschlossen gelten soll, wird hingegen auch nach dem Erscheinen der endgiltigen Ausgabe einen hohen Wert haben. — Das Eigentümliche und Neue der Probebibel soll zwar in den endgiltigen Druck übergehen:

1. Die Berichtigungen der Lutherischen Übersetzung nach dem Grundtext und Zurückführungen des der revidierten Bibel zu Grunde gelegten von Cansteinschen Textes auf den Luthertext — beides das eigentliche Werk des Revisionsausschusses.

2. Die Revision der Sprachformen — das Werk des Germanisten D. Frommann.

3. Die Revision sämtlicher Parallelstellen, der Kapitelüberschriften, -Einteilungen und -Verschiebungen, sowie der im Druck

auszuzeichnenden Kernstellen — das Werk, welches die Stuttgarter Bibelanstalt noch besonders übernommen hat.

4. Die vollständige Neubearbeitung eines Registers zur Erläuterung altertümlicher und wenig bekannter Wörter von Prof. D. Riehm.

5. Die Revision der Interpunktion mit Rücksicht auf den liturgischen Gebrauch und die der Erbauung dienende Lektüre.

6. Die Einführung der neuen Schulrechtschreibung.

Aber niemals wieder wird eine künftige Ausgabe der Bibel einen so unmittelbaren Einblick in die sechzehnjährige Arbeit des Revisionsausschusses thun lassen, als die Probebibel. Während der Probedruck des Neuen Testaments vom Jahre 1867 die vorgenommenen Änderungen nicht kenntlich gemacht hatte, sind dieselben in der Probebibel durch den Druck so deutlich bezeichnet, daß jedermann mühelos imstande ist, die gesamte Revisionsarbeit zu übersehen, und die einzelnen Punkte prüfend zu verfolgen. Die Cansteinsche Bibelgesellschaft hat sich durch die genaue Durchführung des schwierigen Drucks ein neues Verdienst erworben, und da diese Kennzeichnung jeder noch so geringfügigen Abweichung vom Cansteinschen Text selbstverständlich bei dem endgiltigen Druck fehlen würde, so bringt diese Probebibel die langjährige eindringende Arbeit der angesehensten theologischen Kräfte des evangelischen Deutschlands gleichsam graphisch zur Anschauung.

Ein Bericht der Cansteinschen Bibelgesellschaft und des Revisionsausschusses enthält dazu die sonst zerstreuten Angaben über die Geschichte und nähere Art der ganzen Revisionsarbeit zum erstenmal vollständig. Derselbe enthält LXVI Seiten, und wir können nur bitten, diesen wie den ganzen Probedruck einer recht genauen Prüfung zu unterwerfen.

Thatsächlich sei endlich noch erwähnt, daß der evangelische Oberkirchenrat in Berlin den revidierten Text der lutherischen Übersetzung des Neuen Testaments approbiert und für verbindlich beim amtlichen Gebrauch erklärt hat. In der preußischen und in den meisten andern Landeskirchen kommt demgemäß der verbesserte Text des Neuen Testaments sowohl bei dem Perikopenabdruck, als bei den kirchlichen Lektionen, auch in den mit Sprüchen versehenen Katechismen und Spruchsammlungen in Kirche und Schule seit 1871 in Anwendung.

Betreffs der Probebibel aber hat u. a. der evangelische Oberkirchenrat in Berlin das bisher gedeihlich fortgeschrittene, jetzt

aber an einem bedeutungsvollen Stadium angelangte Revisionswerk der sorgfältigen und wohlerwogenen Beurteilung sachkundiger und dafür ausgerüsteter Männer unterbreitet und die Hoffnung ausgesprochen, daß durch Mithülfe noch weiterer innerlich dazu berufener Kreise ein möglichst vollkommnes Ergebnis erreicht werde.

2. Die Ausführung.

Dem neutestamentlichen Revisionsausschusse gehörten zehn Theologen aus den verschiedenen Teilen Deutschlands an, dem alttestamentlichen siebzehn. Sie stimmten lediglich nach ihren eignen Überzeugungen. Dabei wurde nach der von der Konferenz selbst festgesetzten Geschäftsordnung eine Berichtigung Luthers nach dem Grundtext nur dann als beschlossen angesehen, wenn zwei Dritteile der Stimmen sich dafür aussprachen. Über jedes einzelne Buch fand eine doppelte Lesung statt, mit der Bestimmung, daß ein bereits gefaßter Beschluß ebenfalls nur mit einer Mehrheit von zwei Dritteln wieder aufgehoben werden konnte. Die dritte Lesung des Neuen Testaments fand 1868 statt, die des Alten Testaments und, wie sich annehmen läßt, eine erneute Prüfung des Neuen Testaments steht nach der Bearbeitung der bis zum 11. November d. J. eingehenden Gutachten bevor.

Aus den Veröffentlichungen über die einzelnen Bücher, wie wir sie von D. Riehm, Schröder u. a. haben, kann man ersehen, wie die Abstimmung über die einzelnen Stellen eine sehr mühsame war. Es konnte sein, daß zwei Drittel der Mitglieder des Ausschusses die Änderung einer Lesart für notwendig anerkannt hatten, daß sie aber betreffs der neuen Übersetzung sich nicht im Einverständnis fanden. Erhielt nun die neu vorgeschlagene Lesart nicht die Zweidrittelmehrheit, so blieb die alte Lesart bestehen. So ist z. B. die Stelle Jes. 53, 9 vielfach Gegenstand der Verhandlung gewesen. Die Übersetzung „Und er ist begraben wie die Gottlosen, und gestorben wie ein Reicher" ist eine freie Wiedergabe der wörtlichen Übersetzung: „Man wird ihm geben bei Gottlosen sein Grab und bei dem Reichen in seinem Tode." Luther erklärte in den Originalausgaben: „Reicher d. i. der sein Thun auf Reichtum setzt, d. i. ein Gottloser." Zwar hatte die Mehrheit des Ausschusses den Wunsch, die Übereinstimmung der Weissagung mit der neutestamentlichen Erfüllung, daß der Herr in das Grab eines Reichen gelegt ist, hervorzuheben. Gegen diese Vorschläge wurde ein-

gewendet, daß Luthers Auffassung über den Reichen noch jetzt von manchen Auslegern geteilt werde, und daß seine Übersetzung nicht sinnwidrig sei, übrigens aber in dem Kap. 53 stehe, an dem wegen seines Gebrauchs in der Gemeinde überhaupt nichts geändert werden solle. Obgleich aber die Mehrheit für eine Berichtigung dieses Verses war, konnte doch keiner der gemachten Vorschläge eine ausreichende Zahl von Stimmen auf sich vereinigen, und so blieb der Luthertext an dieser Stelle unverändert. Es sei bemerkt, daß eine ganze Reihe von Rezensenten der Probebibel die Berichtigung dieser Stelle verlangt haben, und daß es nach einer Erklärung des D. Delitzsch zu hoffen steht, daß sie geändert werde. Was Luther „gestorben wie ein Reicher" übersetzt, heißt wörtlich: und in seinem Todeszustande war er bei einem Reichen. Eine andere Lesart würde lauten: „sein Grab war bei einem Reichen". Auch wir legen Wert darauf, daß diese Stelle unter möglichster Anlehnung an Luther übersetzt würde: Und er ist begraben wie ein Gottloser und bestattet wie ein Reicher.

Auch bei der Aufnahme eines unechten Einschiebsels von 1. Joh. 5, 7. 8 ist nach dieser Ordnung verfahren. Luther hat dasselbe stets zurückgewiesen, und nach seinem Tode hat Bugenhagen die Buchdrucker und die Gelehrten beschworen, propter veritatem ebenso zu verfahren. Erst von 1596 ab wurde der Zusatz: „drei sind die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drei sind eins — auf Erden", auch in den Wittenberger Ausgaben mit einigem Schwanken herrschend. Obgleich über die Unechtheit dieses Verses kein Zweifel im Ausschusse war und z. B. der Oberkonsistorialrat Dr. Nitzsch die Beseitigung desselben unbedingt forderte, ist dennoch aus Rücksicht auf die Schwachen seitens der Mehrheit beliebt, den Vers klein zu drucken und dazu die Bemerkung zu machen: die eingeklammerten Worte fehlen in der Übersetzung Luthers und sind ihr erst später beigefügt worden. Es ist offenbar, daß ein solcher Ausweg, der die Textkritik in die sich erbauende Gemeinde trägt, nur verwirren kann. Daher ist von den Gegnern der Probebibel auch ein scharfer Protest dagegen erhoben, der niemandem lieber sein dürfte als den Mitgliedern des Ausschusses, die im Jahre 1867 noch nicht wagen zu dürfen glaubten, was sie hoffentlich jetzt noch thun werden. Es ist offenbar durchaus lutherisch, das gegen Luthers ausdrücklichen

Willen eingeschmuggelte Einschiebsel, obgleich es in der Epistel des Sonntags Quasimodogeniti steht, wieder herauszuschaffen.

Bedenken hatte der Ausschuß auch betreffs des Taufbefehls Matth. 28, 19. Darüber war kein Zweifel, daß das erste: „lehret alle Völker" nicht wörtlich übersetzt, sogar durch die spätere Wiederholung des lehret in Vers 20 mißverständlich sei. Dringend wurde in dem Ausschusse in Rücksicht auf die Beseitigung des Einwandes der Baptisten, daß nach dem Worte des Herrn selbst das Lehren dem Taufen vorangehen solle, verlangt, daß Vers 19 berichtigt werde, wie ja in jeder Katechismuserklärung gezeigt wird, daß der ursprüngliche Text sage: „machet sie zu Jüngern". Dennoch hat auch hier die Mehrheit sich nicht über eine Übersetzung einigen können, und die Stelle ist unverändert geblieben. Wir verkennen nicht, daß die Änderung einer in den Katechismus übergegangenen und bei der Sakramentsverwaltung gebrauchten Stelle manchen bedenklich machen konnte, auch nicht, daß die wörtliche Übersetzung machet zu Jüngern, indem .... undeutsch sei. Dennoch hat jüngst die Konferenz der Mitglieder der positiven Union in Kösen dringend die Änderung beantragt, und wir an unserm Teile würden es nur erwünscht halten, wenn die letzte Revision sich entschließen würde, mit sehr geringer Abänderung zu schreiben: Gehet in alle Welt, bekehret alle Völker und taufet sie in den Namen des dreieinigen Gottes.

Solche Beweise der Vorsicht und Umsicht, über die ja das Urteil zweifelhaft sein kann, könnten wir viele aus dem Alten und Neuen Testament anführen. Uns kommt es zunächst hier darauf an, die Sorgfalt hervorzuheben, mit der bei der Revision verfahren ist. Auch im Alten Testament hielt der Ausschuß sich nicht für befugt, in 1. Mos. 49, 10 das „Meister" durch „Herrscherstab" zu berichtigen, Psalm 18, 36 ist: „wenn du mich demütigest, machst du mich groß," obgleich z. B. auch Hengstenberg Luthers Übersetzung gegen den Sprachgebrauch und Zusammenhang erklärt hat, nicht in: „durch deine Güte" geändert, auch Sprüche 16, 2: „Einem Jeglichen dünken seine Wege rein zu sein, aber der Herr macht das Herz gewiß" ist nicht in „doch der die Geister wäget ist der Herr" verwandelt.

Pastor Mönckeberg hatte im Jahre 1861 die nach seiner Meinung vornämlich zu berichtigenden Stellen besprochen. Von den 38 Stellen, in denen ein in den Originalausgaben befindlicher

Druckfehler zu verbessern oder die Lesart wiederherzustellen war, sind in der Probebibel 22 geändert, von den 169 Stellen, bei welchen nach ihm die Lesart einer älteren Ausgabe Luthers der in der letzten Ausgabe von 1545 vorzuziehen war, sind 74 berichtigt, von den 75 Stellen, die einer Änderung bedürfen, weil sie nach Mönckeberg ganz unverständlich oder entschieden falsch übersetzt, sind 57 genauer übersetzt.

Allerdings gelang es nicht, für die Berichtigungen, welche im Interesse des Schriftverständnisses notwendig und unbedenklich erscheinen möchten, ein durchgreifendes, festes Prinzip aufzustellen; wohl aber gewann man durch immer erneute gemeinsame Erwägung aller einschlagenden Rücksichten je länger je mehr gewisse, für die Abstimmungen maßgebende Grundsätze und einen immer mehr sich ausbildenden praktischen Takt. Als solche Grundsätze können folgende angegeben und als richtig anerkannt werden:

1. Wie überhaupt aller unnötigen Änderungen, so wollte man sich insonderheit solcher Änderungen enthalten, welche etwa nur den Zweck haben könnten, eine Stelle wörtlicher als Luther es gethan, zu übersetzen.

2. Man mußte nicht nur von der Unrichtigkeit der lutherischen Übersetzung, sondern auch von der Richtigkeit der an ihre Stelle tretenden Übersetzung überzeugt sein.

3. Man wollte Sprüche, welche durch den Gebrauch, der in der Kirche und Erbauungslitteratur von ihnen gemacht wird, dem Volke in der lutherischen Fassung lieb geworden sind, womöglich unverändert beibehalten oder nur leise Änderungen an ihnen vornehmen.

4. Man wollte, wenn man einmal änderte, genügend und konsequent ändern, so daß man sich auch in dem Fall nicht von einer Änderung abbringen ließ, wenn viele Stellen dabei in Frage kamen.

5. Alle neu zu wählenden Worte wurden fast durchgängig aus dem Sprachschatze der Lutherbibel genommen.

Die Beobachtung dieser Grundsätze macht es erklärlich, daß die Änderungen sich nicht gleichmäßig auf die verschiedenen Bücher verteilen. Dieselben sind zu sehr untereinander verschieden, und je schwieriger ein Buch oder ein Teil desselben ist, desto mehr war zu bessern. So folgt die große Zahl der Änderungen zu Hesekiel 40—48 einfach aus der Beschaffenheit des Stücks. Man mußte

im Neuen Testament behutsamer mit Änderungen sein als im Alten Testament, hier waren noch das erste Buch Mosis, Psalter und Jesaja mehr zu schonen. Bei den Apokryphen fielen die Rücksichten am meisten weg. Dem einen Hauptzweck, die Bibelübersetzung richtiger und verständlicher zu machen, aber ist alles andere untergeordnet.

Sachliche Berichtigungen.

Wir stellen nunmehr einzelne der Berichtigungen zusammen.

Matth. 28, 1 und die verwandten Stellen sind von Luther ganz unverständlich übersetzt: „Am Abend aber des Sabbats*), welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertags der Sabbaten". Auch in der Osterperikope Mark. 16, 2 ist dieselbe Unklarheit, so daß, als die Frage der Bibelrevision zuerst besprochen wurde, der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. den Brief eines Gutsbesitzers übergab, welcher nach Luthers Übersetzung von Matth. 28, 1 nachgewiesen hatte, daß die Christen nicht den ersten Wochentag, sondern den siebenten, also den Sabbat zu feiern hätten. Die lutherische Übersetzung übersieht, daß die Mehrzahl „die Sabbate" die Bezeichnung für die sieben Tage zwischen zwei Sabbaten ist, und daher wird eine große Unklarheit beseitigt durch die neue richtige Übersetzung: Als aber der Sabbat um war und der erste Tag der Woche anbrach. — Wo die Osterperikope seit dem Jahre 1870 in der berichtigten Form vorgelesen ist, hat sie gewiß nicht allein dem Prädikanten Befriedigung gebracht, sondern es ist auch der einfache Bibelleser von vornherein dadurch gefördert.

Apostelgesch. 2, 3 steht viel besser statt: „und man sahe an ihnen die Zungen zerteilet, als wären sie feurig" — das klarere: „und es erschienen ihnen Zungen zerteilet wie von Feuer".

Matth. 26, 8: „wozu dieser Unrat?" ist geändert in „wozu diese Vergeudung?"

Joh. 1, 21. 25. Luther: „Bist du ein Prophet?" — Rev.: „Bist du der Prophet?"

Joh. 10, 12. Luther: „Ich bin ein guter Hirte" — Rev.: Ich bin „der gute Hirte".

*) In der Probebibel steht: „Sabbath". Nach den Regeln der preußischen Rechtschreibung muß es unzweifelhaft: „Sabbat" — lauten.

Joh. 15, 1. Luther: „Ich bin ein rechter Weinstock" — Rev.: „Ich bin der rechte Weinstock".

Offb. St. Joh. 21, 3. Luther: „Siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschen" — Rev.: „Siehe da die Hütte".

Ebenso Offb. 1, 5: „der Fürst der Könige", 22, 16: „der helle Morgenstern".

Joh. 4, 24. Luther: „Gott ist ein Geist" — Rev.: „Gott ist Geist".

Matth. 5, 13 versteht Luther dahin, daß wenn das Salz der Welt, die Jünger selbst, dumm wird, dann kein Salz mehr dasein werde, die Welt zu salzen, d. h. vor der Verwesung in Sünden zu bewahren. Er übersetzt demgemäß: „So nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen?" Das Griechische aber sagt: „womit soll es, das Salz, gesalzen werden?" — für das schlechtgewordene Salz giebt es kein Salz mehr. Hier half die einfache Einschiebung eines s: „so nun das Salz dumm wird, womit soll mans salzen?"

Luk. 11, 52 macht der Herr den Schriftgelehrten den Vorwurf: „die ihr den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen habt". In den früheren Ausgaben schreibt Luther: „die ihr den Schlüssel empfangen habt". Diesen ungenügenden Ausdruck hat Luther später gestrichen, aber einen neuen einzuschalten unterlassen. So hat die Revision „weggenommen" wieder eingestellt.

Luk. 17, 3 schrieb Luther: „so dein Bruder sich bessert, so vergieb ihm". Der Urtext bot: „so es ihn reuet, so vergieb" — knüpft also mit der Revision die Pflicht der Vergebung nicht erst an die bewiesene Besserung, sondern an die Bezeugung der reumütigen Gesinnung.

Apostelgesch. 3, 16. Luther: „und durch den Glauben an seinen Namen hat er an diesem, den ihr sehet und kennet, bestätiget seinen Namen". Rev.: „Und durch den Glauben an seinen Namen hat diesen, den ihr sehet und kennet, sein Name stark gemacht". Der Name Christi, an welchen der Lahme geglaubt hat, wird als die Macht bezeichnet, welche das Wunder der Heilung vollbracht hat.

Röm. 8, 3. Luther: „Das that Gott und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches und verdammte die Sünde im Fleisch durch Sünde". Rev.: „in der Gestalt des sündlichen Fleisches und der Sünde halber, und verdammte die Sünde im Fleisch".

Röm. 11, 15. Luther: „denn so ihr Verlust der Welt Versöhnung ist, was wäre das anders, denn das Leben von den Toten nehmen?" Rev.: „Denn so ihre Verwerfung der Welt Versöhnung ist, was wird ihre Annahme anders sein, denn Leben von den Toten?"

Röm. 13, 5. Luther: „So seid nun aus Not unterthan". Rev.: „darum ist's not, unterthan zu sein".

Röm. 15, 16. Luther: „daß ich soll sein ein Diener Christi, zu opfern das Evangelium Gottes". Rev.: „priesterlich zu warten des Evangeliums Gottes".

1. Kor. 14, 11 hatte Luther barbarisch mit undeutsch übersetzt. Der Cansteinsche Text hatte später undeutlich. Rev. hat undeutsch wieder hergestellt, obgleich wir jetzt undeutsch nennen das, was gegen Geist und Gesetz der deutschen Sprache oder gegen das sittliche Lebensideal des deutschen Volkes verstößt.

1. Kor. 13, 5. Luther: „sie trachtet nicht nach Schaden". Rev.: „sie rechnet das Böse nicht zu".

Eph. 5, 16. Luther: „schicket euch in die Zeit", d. h. nach ihm: stehlet und raubet die Zeit, braucht ihrer, weil ihr könnt, zu eurer Seligkeit. Diesen Sinn verbinden wir nicht mehr mit in die Zeit schicken. Darum Rev.: „Kaufet die Zeit aus".

1. Petri 2, 24. Luther: „welcher unsere Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz". Luther versteht es so, daß Christus sich selbst geopfert und damit unsre Sünden getötet und hinweggeschafft habe; aber da der Ausdruck nicht textgemäß und überhaupt nicht biblisch, so Rev.: „er hat sie hinaufgetragen und damit von uns hinweggenommen".

Hebr. 10, 34. Luther nach falscher Lesart: „denn ihr habt mit meinen Banden Mitleid gehabt". In dieser falschen Fassung ist die Stelle oft auf Paulus als Verfasser des Briefes bezogen. Sie ist um so mehr geändert als Luther ausdrücklich bestreitet, daß Paulus oder ein anderer Apostel den Brief geschrieben habe. Darum Rev.: „denn ihr habt mit den Gebundenen Mitleid gehabt".

Offenb. St. Joh. 11, 2. Luther nach falscher Lesart: „das innere Chor des Tempels wirf hinaus" — dies widerspricht ganz V. 1. Daher Rev.: „Aber den Vorhof außerhalb des Tempels".

Alle diese Berichtigungen sind schon seit 1870 durch die revidierte Ausgabe des Neuen Testaments verbreitet und haben, soweit

bekannt geworden, bis zum Erscheinen der Probebibel wenig Veranlassung zum Einspruch gegeben. In dieser letzteren sind sachlich nur noch die wenigen Stellen des Neuen Testaments verändert, welche mit alttestamentlichen Stellen zusammenhangen, die berichtigt sind. Es sind:

Röm. 8, 27. 28. Luther: Jesaias aber schreiet für Israel: „Wenn die Zahl der Kinder Israel würde sein wie der Sand am Meer, so wird doch das Übrige selig werden. Denn es wird ein Verderben und Steuern geschehen zur Gerechtigkeit, und der Herr wird dasselbige Steuern thun auf Erden." Rev.: — „nur das Übrige wird selig werden. Denn es wird ein Verderben, wie beschlossen ist, geschehen zur Gerechtigkeit, und der Herr wird, was er beschlossen hat, thun auf Erden".

1. Petri 3, 12. Luther. „Das Angesicht aber des Herrn siehet auf die, so Böses thun". Rev.: „das Angesicht aber des Herrn steht wider die da Böses thun". (Sprachlich verständlicher wäre „die, welche Böses thun".)

Jak. 5, 7. Luther: „bis er empfange den Morgenregen und Abendregen". Rev.: „bis er empfahe den Frühregen und Spatregen".

Hebr. 2, 7. Luther: „Du hast ihn eine kleine Zeit der Engel mangeln lassen". Rev.: „du hast ihn eine kleine Zeit niedriger sein lassen denn die Engel".

Offb. 9, 17. Luther: „sie hatten feurige und gelbe und schwefelichte Panzer". Rev.: „bläuliche".

Sprachliche Änderungen sind in der Probebibel, auch Neuen Testaments noch viele aufgenommen, worüber siehe unten. Eigentümlich ist es noch, daß die nicht richtige Übersetzung von Eph. 3, 19: „daß Christum lieb haben, viel besser ist denn alles Wissen" in Parenthese beigefügt bleibt, dagegen mit großem Druck „auch erkennen die Liebe Christi, die alle Erkenntnis übertrifft" in den Text gesetzt wird.

Aus dem Alten Testament seien folgende Beispiele angeführt.

1. Mos. 5, 29. Luther: „Dieser wird uns trösten in unsrer Mühe und Arbeit auf Erden, die der Herr verflucht hat" — als wäre die Arbeit von Gott verflucht. Rev. giebt: „Dieser wird uns trösten in unsrer Mühe und Arbeit auf der Erde, die der Herr verflucht hat" — und bietet so durch geringfügige Änderung das klare Verständnis.

1. Mos. 24, 64. Luther: „Rebekka fiel vom Kamel". Rev.: „stieg vom Kamel".

1. Mos. 49, 22. Luther: „Joseph*) wird wachsen, er wird wachsen wie an einer Quelle. Die Töchter treten einher im Regiment". Das erklärt Luther: „Töchter heißen in der Schrift Städte. So will er nun sagen: „die Städte sind wohl geordnet im Regiment". Alle Neueren treffen darin überein, daß die bildliche Rede des ersten Gliedes ebenmäßig weiter geführt wird. Daher Rev.: „er wird wachsen wie ein Baum an der Quelle, daß die Zweige emporsteigen über die Mauer".

5. Mos. 26, 5. Luther: „die Syrer wollten meinen Vater umbringen". Rev. mit allen Neueren: „Mein Vater war ein Syrer und nahe dem Umkommen".

Richter 5, 14. Luther: „Von Sebulon sind Regierer geworden durch die Schreibfeder". Rev.: „Von Sebulon sind, die den Führerstab hielten" (sollte nicht besser sein mit v. Meyer: „Feldherrnstab?").

Esra 2, 63. Hattirsatha (Luther) ist kein Eigenname, sondern Amtsname. Rev. der: „Thirsatha" (woher das Th?).

Hiob 1, 11. Luther: „was gilts, er wird dich ins Angesicht segnen?" Rev.: „was gilts, er wird dir ins Angesicht absagen".

Psalm 16, 2. Luther: „Ich muß um deinetwillen leiden". Rev.: „Ich weiß von keinem Gute außer dir".

Psalm 39, 10. Luther: „Du wirst es wohl machen". Früher Luther, alle Neueren (außer D. Tholuck) und Rev.: „denn du hast es gethan — darum Herr, schweige ich".

Psalm 48, 3: „Der Berg Zion ist wie ein schön Zweiglein, des sich das ganze Land tröstet". Rev.: „Der Berg Zion raget schön empor, des sich das ganze Land freuet".

Prediger Salomo 12, 12. Luther: „Viel Predigen macht den Leib müde". Rev.: „Viel Studieren macht den Leib müde". Man erzählt: Gegen eine Änderung der lutherischen Übersetzung machte ein Votant geltend, es sei zu bedauern, daß dadurch den um Emeritierung nachsuchenden altersschwachen Geistlichen die biblische Begründung ihres Gesuchs mit dieser Stelle entzogen werde. Allein ein anderes Mitglied wies aus Luthers Kommentar zum Prediger nach, daß Luther nicht das Halten, sondern das Anhören

*) Nach der preuß. Rechtschreibung ist: „Josef" zu schreiben.

vieler Predigten meine. Darum wurde beschlossen, mit de Wette und Stier zu lesen: Vieles Studieren ermüdet den Leib. Das Wort studieren gebraucht Luther Sirach 39, 1.

Jes. 5, 18. Luther: „Wehe denen, die sich zusammenkoppeln mit losen Stricken, Unrecht zu thun und mit Wagenseilen zu sündigen". — Um den eigenwilligen Frevel der Gottlosen hervortreten zu lassen, welche mit ihrer Sünde auch das Gericht über sich herbeiziehen, sagt Rev.: „die am Unrecht ziehen mit Stricken und Eitelkeit und an der Sünde mit Wagenseilen".

Jes. 9, 3 ist bei Luther geradezu voll Widerspruch. „Du machst der Heiden viel, damit machst du der Freuden nicht viel", das ist der Text der Christfestepistel, die allezeit bei der Lesung wie bei der Predigt Schwierigkeiten macht. Luther sucht zwar auch eine Deutung zu finden, indem er die Stelle von dem Neide der ungläubigen Juden gegen die Berufung und Bekehrung der Heiden erklärt. Vielmehr ist das „nicht" durch einen Schreibfehler in den Grundtext gekommen, und es hat Rev.: „du machst des Volks viel, du machst groß seine Freude".

Jes. 11, 3. Luther: „sein Riechen wird sein in der Furcht des Herrn". Rev.: „Und Wohlgeruch wird ihm sein die Furcht des Herrn".

Jer. 15, 16. Luther: „Indes enthalte uns dein Wort, wenn wir es kriegen". Rev.: „Dein Wort ward meine Speise, die ich kriegte".

Jer. 23, 23. Luther: „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei". Rev.: „bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht auch ein Gott von ferne her?"

Jer. 33, 16. Luther: „Man wird ihn nennen der Herr der unsre Gerechtigkeit ist". Der Grundtext legt den Namen der Gottesstadt Jerusalem bei; daher Rev.: „und man wird sie nennen: „Herr der unsre Gerechtigkeit" ist.

Hes. 34, 16. Luther: „Und was fett und stark ist, will ich behüten und will ihrer pflegen, wie es recht ist". Rev.: „aber was fett und stark ist, will ich vertilgen und will es weiden mit Gericht".

Hos. 6, 4. Luther: „Wie will ich dir so wohl thun, Ephraim; denn die Gnade, so ich euch erzeigen will, wird sein wie eine Tauwolke des Morgens und wie ein Tau, der frühe morgens sich aus-

breitet". Rev.: „Was soll ich dir thun, Ephraim. Denn eure Liebe ist wie eine Morgenwolke und wie ein Tau, der früh morgens vergeht".

Mal. 3, 20 (4, 2). Luther: „ihr sollt zunehmen wie die Mastkälber". Rev.: „Ihr sollt hüpfen wie die Mastkälber".

In dem Buche Sirach findet sich von Anfang an bei Luthers Übersetzung wie in den Ausgaben der Bibel, die zu seinen Lebzeiten erschienen, die Vorrede Jesu Sirach auf sein Buch. Auch später wurde sie in allen größeren Ausgaben, welche Luthers Vorreden und Randglossen enthielten, mitgedruckt. Dagegen ließ sie die Stadesche Bibel und nach ihr Canstein fort, während sie in den Folioausgaben stehen blieb, weil man die Vorrede des Jesus Sirach mit den Vorreden Luthers gleichstellte. Da kein Grund vorhanden ist, die Vorrede zu beseitigen, so hat sie Rev. mit einzelnen Berichtigungen, die in der Probebibel bezeichnet sind.

Ebenso ist in dem Buche Tobiä von dem Rate, den nach der Vulgata, aus welcher Luther das Buch übersetzte, der Engel Raphael dem jungen Tobias und seiner Braut giebt, in den griechischen Handschriften sich keine Spur findet, derselbe also wahrscheinlich als ein Fündlein des Hieronymus anzusehen ist, der Abschnitt bei Luther 6, 17—23 nach der Septuaginta gegeben. In 2. Mack. 8, 33—36 wird die von Luther gelassene Lücke in der revidierten Bibel ausgefüllt.

Aus diesen wenigen Stellen geht zur Genüge hervor, wie wertvoll die Berichtigung derselben für den treuen Bibelleser sein muß.

Wir erwähnen noch einiger Mißverständnisse, die beseitigt sind. Luther hatte 2. Mos. 12, 36 übersetzt: „dazu hatte der Herr dem Volke Gnade gegeben vor den Ägyptern, daß sie ihnen leiheten und entwandten es den Ägyptern". — Heute verstehen wir entwenden nur noch im Sinne eines unrechtmäßigen Wegnehmens, und so stempelt die Verbindung dieses Wortes mit leihen den Vorgang zu einem frommen Betrug, den noch dazu Gott gut heißt. Von leihen ist im Grundtext keine Rede. Daher Rev.: „daß sie ihnen willfertig waren; und beraubten also die Ägypter".

1. Könige 21, 20 heißt es von Ahab: „du bist verkauft, nur Übles zu thun vor dem Herrn". Nahe liegt der Gedanke an eine die eigne sittliche Entscheidung aufhebende Vorherbestimmung. Daher Rev.: „du hast dich verkauft, nur Übels zu thun vor dem Herrn".

In Maleachi 2, 16 klingt mitten in einer gegen die leichtfertigen Ehescheidungen gerichteten Strafrede die Anweisung: „wer ihr, dem Weibe seiner Jugend gram ist, der lasse sie fahren, und gebe ihr eine Decke des Frevels von seinem Kleide" — wie die, obzwar widerwillige Zulassung der Ehescheidung. Allerdings widerspricht dies den andern Worten des Herrn, aber der Anstoß wird dadurch nicht gehoben. Rev.: „Wer ihr aber gram ist und verstößt sie, der bedeckt mit Frevel sein Kleid". So wird der volle göttliche Ernst wider die Ehebrecher zum Ausdruck gebracht.

Eine ganze Reihe naturgeschichtlicher Fehlgriffe sind beseitigt. So Jes. 13, 22. „Und wilde Hunde in ihren Palästen heulen" — statt: „und Eulen in ihren Palästen singen". (Doch sind Ohim in V. 21 wohl Schakale.) Jes. 34, 15 ist statt des Eier legenden Igels die Natter gesetzt. Hiob 39, 13 nicht der Storch legt seine Eier auf die Erde, sondern der Strauß.

Statt Luthers Strom Sittim hat Rev.: „Thal Sittim". Von dem besonders im 4. und 5. Buch Moses vorkommenden Worte „Arnon" wußte Luther nicht, ob es Stadt oder Berg sei. Die Rev. behandelt es in den verschiedenen Stellen als „Fluß". Ähnlich im Neuen Testament Apostelgesch. 17, 11, Gal. 4, 25.

Die Namen der Personen und Orte sind durchweg revidiert. Die lateinischen, beziehungsweise griechischen Flexionsformen sind aufgegeben — nur nicht bei Jesus, Christus, den Überschriften zu den biblischen Büchern (St. Pauli) und einzelnen andern Fällen. Unserer Meinung nach hätten sie auch da beseitigt werden können; namentlich aber mußten die falschen Angaben über die Abfassung der neutestamentlichen Briefe nicht bloß mit kleiner Schrift gedruckt, sondern ganz beseitigt werden. Die griechischen Formen hebräischer Namen wie Roboam (Matth. 1, 7) haben den alttestamentlichen Formen weichen müssen. An verschiedenen Stellen findet sich nun dieselbe Schreibart, der hebräische O-Laut ist in sein Recht eingesetzt. An Stelle von „Jebusi" oder Sohn „Jemini" steht nun „der Jebusiter" und der „Benjaminit", statt „Kinder Zeruga" jetzt: „Kinder der Zeruga", für „Kamarim" steht „Götzenpfaffen", für „Hain" steht „Ascherabild" *), für Thon steht „Erdharz", für „Ronnot und Gabis" steht „Korallen und Krystall".

*) Was freilich Lic. Meinhold in der evang. K. Z. S. 567 d. J. bemängelt.

(Hiob 28, 18), für „Melechet" des Himmels (Jeremiä 7, 18) steht „Himmelskönigin", für „Reich Arabien" mit Luther: „Reicharabien" u. s. w. Die Bezeichnung der Farben, der Bäume und Pflanzen, der Opfergebräuche ist auf das sorgfältigste berichtigt. Das von Luther auch bei Menschen übersetzte Wort: anbeten hat die Revision sehr gut mit andern auch sonst von Luther gebrauchten Ausdrücken vertauscht, wie: wer einem niederfallen, auf sein Antlitz fallen, sich niederbücken zur Erde auf sein Antlitz niederfallen zur Erde, sich neigen u. s. w.

Nicht gering auch ist anzuschlagen, daß man bemüht gewesen ist, anstößige Ausdrücke inbetreff des Geschlechtslebens zu mildern, insoweit es die Rücksicht auf den Text selbst zuließ. Doch hätte hier noch mehr geschehen können. Blöße statt Scham ist ein kleiner, Silberling oder Lot für Sekel ein größerer Gewinn, die Berichtigung Hiob 40, 12 anzuerkennen. „Gemächte" konnte man auch aufgeben, ebenso: Wollust, wenn es nur Freude bezeichnen soll, auch Psalm 73, 27 konnte stehen: „die von dir abfallen". „Geilen" — konnte 5. Mos. 32, 15 und Luk. 11, 8 durch „er schlug aus" und „drängen" ersetzt werden, „Wanst" konnte beseitigt, „Maul" 1. Mos. 4, 11 durch „Mund", „Junge hecken" mit „Junge bergen" (Ps. 84, 4), „brünstige Lippen" (Sprüche 26, 23) mit „heiße Lippen" vertauscht werden. Statt: „Blöße aufdecken" würden wir zur Besserung von ganzen Abschnitten einfach „zur Ehe nehmen" übersetzen. Zu den Anstößen rechnen die verschiedenen Gutachten auch: „meine Beine" statt „Gebeine" — bei Canstein.

Es sei uns gestattet, noch andere Wünsche in bezug auf die sprachliche Revision auszusprechen.

1. Mos. 3, 16 hat statt Luther „dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein" — die Rev.: „dein Verlangen soll nach deinem Manne sein". Diese Stelle ist Bestandteil der hergebrachten, sich auf Luthers Traubüchlein zurückführenden Trauungsliturgie und wird in vielen Gemeinden über jedem Brautpaare am Altar verlesen. Wir lassen es dahingestellt, ob es erwünscht ist, eine so in liturgischen Gebrauch übergegangene Version ohne Not zu ändern. Wir halten es aber in der That für seinen Anstoß, das krankhafte, heftige Verlangen, was übrigens die Rev. selbst wieder abschwächt, hervortreten zu lassen.

Ganz ebenso ist 1. Mos. 4, 7. Luther: „du aber laß ihr

nicht ihren Willen" mindestens ebenso vielwertig als das der Rev.: „nach dir hat sie Verlangen". Die von D. Riehm hervorgehobene Bedeutsamkeit des Verlangens liegt schon in dem Worte Willen ausgedrückt.

5. Mos. 5, 8 übersetzt Luther: „Du sollst dir kein Bildnis machen einigerlei Gleichnis". — Rev.: „einigerlei Gestalt". Wir hätten lieber das Wort „einigerlei" geändert als das andere.

Richter 5 sind im Liede Deboras bedeutende Änderungen: V. 11 steht: „Da die Schützen schrieen zwischen den Schöpfrinnen" — wir würden statt dessen setzen „Brunnen" oder „Cisternen". Ob V. 13 richtig übersetzt ist in der Rev., ist uns zweifelhaft: „da zog herab was übrig war von Herrlichen im Volk. Der Herr zog mit mir herab unter den Helden". Es dürfte vielmehr „Volk" mit: „Herr" zu verbinden sein: „das Volk des Herrn zog mit mir herab gegen die Helden".

1. Sam. 15, 22. Luther: „Meinest du, daß der Herr Lust habe am Opfer und Brandopfer, als am Gehorsam der Stimme des Herrn?" Rev.: „Meinst du, daß der Herr Lust habe am Opfer . . . gleich wie am Gehorsam?" Die Undeutlichkeit ist durch die Änderung nicht beseitigt.

2. Kön. 2, 9 erscheint die Änderung, „daß mir werde ein zwiefältig Teil von deinem Geiste", als eine Verschlechterung der von Luther mit genialem Griff dargebotenen und wiederherzustellenden Übersetzung, „daß dein Geist bei mir sei zwiefältig".

Esther 7, 8. Die neue Übersetzung: „will er auch der Königin Gewalt thun bei mir im Hause?" deutet auf einen sexuellen Angriff hin und trägt dadurch einen neuen Anstoß hinein, der schwerlich im Text liegt. Luthers: „Will er auch die Königin würgen", ist zu behalten.

Hiob 3, 23 die neue Übersetzung, „und der ihm von Gott verzäunt ward", ist unklar. Besser: „den ringsum Gott umzäunt hat".

Hiob 4, 19 besser statt: „Leimenhäuser" „Lehmhäuser", und statt des falsch verstandenen „auf Erde" setze „auf Staub".

Hiob 6, 16. Die Übersetzung der Rev.: „die trübe sind vom Eis, in die der Schnee sich birgt", bietet, wie Meinhold Ev. K.-Z. S. 567 bemerkt, eine ebenso wunderliche als unnötige Notiz. Er schlägt dafür vor: „wie Bäche, die sich zurückziehn vor Eis, auf denen Schnee sich birgt, sodaß niemand zu ihnen kann".

Hiob 14, 4. Luther: „Wer will einen Reinen finden bei denen, da keiner rein ist?" Rev.: „Kann wohl ein Reiner kommen von den Unreinen? Auch nicht einer." Wir halten diese Änderung für unrichtig, und bitten dringend, sie wieder zurückzunehmen.

Psalm 51, 7. Schon Mönckeberg hatte sich gegen die Übersetzung Luthers gewendet: „aus sündlichem Samen". Die Rev. setzt statt dessen nicht recht glücklich: „in sündlichem Wesen". Da Luther bei Anführung dieser Stelle in seinen Sermonen wechselt: in Sünden, in Untugend, in Ungerechtigkeit, so dürfte eines davon hier zu behalten sein.

Psalm 122. Statt der Rev.: „Ich freute mich über die, so mir sagten: Lasset uns ins Haus des Herrn gehen!" — wäre doch wohl wieder die lutherische Übersetzung zu geben, statt: „Ein Lied Davids im höhern Chor" aber von Psalm 120 bis 134 zu setzen: „Ein Stufenlied oder Wallfahrtslied".

Psalm 139, 5. Rev.: „Rückwärts und vorwärts umgiebst du mich" — ist unklar. Soll die Luthersche Übersetzung nicht bleiben, so würden wir etwa sagen: „vor- und rückwärts", oder „vorn und hinten", oder am besten: „allenthalben".

Hos. 3, 4 klingt die Drohung eigentümlich, „daß Israel ohne Hausgötzen bleiben soll". Viel besser Luther: „ohne Heiligtum".

Andererseits kann es auffallen, daß einzelne Stellen nicht geändert sind.

4. Mos. 12, 3: „Moses war ein sehr geplagter Mensch" — hat Luther erst 1535 geschrieben und dabei die Randglosse gemacht: „der viel leiden mußte". A. H. Francke führte diese Stelle als verbesserungsbedürftig an. Es ist sehr schwer zu erklären, warum Luther die alte Übersetzung, „ein sehr sanftmütiger Mensch über allen Menschen" verändert hat, die mit der Septuaginta, der Vulgata und allen neueren übereinkommt.

Psalm 20, 10. Luther: „Hilf Herr, der König erhöre uns, wenn wir rufen." Jeder Hörer muß meinen, daß der Psalm auf die Bitte um Erhörung seitens des irdischen Königs hinausläuft, was dem Grundtext widerspricht. Von den vorgeschlagenen Änderungen dürfte die an Luthers Betbüchlein 1522 sich anschließende: „Hilf, Herr, dem Könige und erhöre uns, wenn wir rufen" — aufzunehmen sein.

Psalm 39, 13. Luther: „Ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger." Eine treffende und liebliche Bezeichnung der Doppel-

stellung des Christen im Leben dieser Welt, aber doch nicht dem Grundtext (Luther selbst früher: dein Fremdling und dein Gast) entsprechend.

Psalm 90, 10 übersetzt v. Gerlach: „Unser Leben währet 70 Jahr, und wenn einer in Kraft ist, 80 Jahr, und ihr Stolz ist Mühsal und Eitelkeit."

Im Neuen Testament sind der Stellen, die man deutlicher übersetzt wünschte, noch mehr. Doch liegt das an der Vorsicht, die in anzuerkennender Weise bei der Revision des Neuen Testaments bewiesen ist. Hervorgehoben sei nächst Matth. 28, 19 nur:

Luk. 6, 40. Luther: „Wenn der Jünger ist wie sein Meister, so ist er vollkommen." Schon 1511 schrieb Luther richtig: „welcher aber vollkommen wird, ist wie sein Meister". Dies dürfte noch aufzunehmen sein. Ebenso:

Joh. 14, 1 ist das doppelte: „Glaubet" — falsch gefaßt. Luther hat früher das zweite imperativisch gedeutet.

Apostelgesch. 4, 12. Hinter Name fehlen die unzweifelhaft echten Worte: „unter dem Himmel" in dem Baseler Text, der dem Erasmus vorlag. D. Delitzsch weist mit Recht darauf hin, daß die Worte in den Text gehören.

Apostelgesch. 13, 23 ist „gezeugt" falsch. Man hätte mit Luther schreiben müssen: „aufgerichtet".

Röm. 1, 12 schreibt Rev.: „Was man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar". Canstein hatte geschrieben: „daß man weiß"; die revidierte Ausgabe von 1870 hatte: „das man weiß". Es gehört zu den sprachlichen Abnormitäten der Probebibel, auf welche wir unten eingehen.

Röm. 1, 20 ist „von der Schöpfung der Welt" früher von Luther richtig auf die Zeit bezogen. Statt jener unklaren Änderung in V. 19 mußte die Tautologie des jetzigen Textes fallen und: „seit der Schöpfung der Welt" — geschrieben werden.

Gal. 1, 6 steht auch jetzt noch: „der euch berufen hat in die Gnade". Man hätte nach der älteren Übersetzung Luthers sagen müssen: „in der Gnade".

Eph. 5, 9 ist: „Frucht des Geistes" geblieben, trotzdem schon Luther in seinem Kommentar die durch die jetzige Textkritik bestätigte Vermutung ausspricht, es möchte wohl „Lichts" gestanden haben.

Kol. 1, 24 deutete Luther richtig von den „Trübsalen Christi".

2. Thess. 1, 10 ist die den Chiliasten Boden gebende

verteidigt die Rev. ähnlich: Schließlich hat die Erwägung, daß der evangel. Gemeinde alle Erkenntnis des stufenmäßigen Fortschritts der alttestamentlichen Heilsoffenbarung unmöglich gemacht würde, wenn die deutsche Bibel im Widerspruch mit dem hebräischen Grundtext, wie mit der griechischen und lateinischen Bibel, auch in ihrem revidierten Texte schon Eva ein Bekenntnis der Gottheit des Messias ablegen ließe; die weitere Erwägung, daß es für die religiös-sittliche Lebensanschauung unsers Volks nicht ohne Belang ist, daß die Stammmutter des menschlichen Geschlechts gleich bei der ersten Geburt ihr Kind als ein Gnadengeschenk Gottes angesehen und anerkannt hat, und endlich der Umstand, daß man schon in einer unter Aufsicht des geistlichen Ministeriums von D. Fresenius in Frankfurt a. M. 1835 herausgegebenen Lutherbibel die Berichtigung: Ich habe einen Mann durch den Herrn, aufgenommen fand, zu dem Ergebnis geführt, daß diese zwar nicht ganz wörtliche, aber sinngetreue Übersetzung einstimmig angenommen wurde.

Wir lassen es hier ganz dahingestellt, daß das stufenmäßige Fortschreiten der göttlichen Offenbarung, wie es unsere neuere gläubige Theologie proklamirt hat, durch die kritischen Hypothesen der neuesten Theologen sehr bestritten ist. Von Wichtigkeit ist uns schon, daß die vorgeschlagene Übersetzung der Probebibel nicht wörtlich und nur sinngetreu bezeichnet wird. Möglicherweise kann: „mit dem Herrn“ übersetzt werden, aber nimmermehr: „durch den Herrn“. Einzelne Ausleger haben sich noch jüngst für Luthers Auffassung ausgesprochen, so der selige D. Philippi in Rostock, die reformierten Theologen D. Böhl in Wien und D. Zahn in Stuttgart. D. Hupfeld übersetzte: „ich habe ein Kind mit dem Herrn“. Nach dem aufgestellten Kanon ist daher eine Änderung des jetzigen Textes nicht statthaft. Dazu kommt aber auch der praktische Gebrauch dieser Stelle. Hofackers Predigt über den 1. Adv. S. 3 sagt: „Schon lange hatte die Tochter Zion nach der Erscheinung ihres Königs geseufzt. Sie hatte die Verheißung, daß er kommen werde. Aber er kam lange nicht. Im Paradiese schon war dem gefallenen Menschen der Weibessame versprochen worden, der der Schlange den Kopf zertreten sollte. Sie warteten mit Sehnsucht auf ihn. Als Eva ihren ersten Sohn gebar, meinte sie, dieser werde der verheißene Sohn Gottes sein. Aber Kain war so wenig der Schlangentreter, daß

er vielmehr zum Samen der Schlange gehörte." — Man sieht, auch Hofacker redet von einem stufenartigen Fortschreiten in der Geschichte des Volks Gottes. — Der Spruch steht in vielen Verzeichnissen messianischer Weissagungen. Wir würden uns nicht bedenken, eine Änderung anzunehmen. Da sie aber nicht absolut sicher ist, so raten wir, hier die Berichtigung zu streichen.

2. Sam. 7, 19 beseitigt die Änderung der Probebibel die unzulässige Auffassung der Stelle als einer direkten messianischen in bezug auf die Menschwerdung Gottes in Christo. „Herr Jehovah" — ist vorher und nachher Anrede. Zwar scheint die Übersetzung: „und das nach Menschenweise" nicht ganz klar. Da sie aber den Preis der herablassenden Gnade Gottes andeutet, der liebreich und vertraulich mit David redet, wie ein Mensch zu seinem Mitmenschen redet, so wird sie anzunehmen sein, ebenso wie die Parallele 1. Chron. 17, 17 und du hast mich angesehen nach Menschenweise, der du in der Höhe Gott der Herr bist.

2. Sam. 23, 1 erklären sich alle Ausleger gegen die Übersetzung, welche Luther erst 1542 eingeführt, allerdings in seiner Abhandlung „Von den letzten Worten Davids" ausführlich verteidigt hat. Eine Beziehung auf eine Zusage betr. des Messias wird in diesem Verse allgemein nicht gefunden und daher in der Rev. geändert: „David, der hoch erhoben ist, der Gesalbte des Herrn". Zwar ist die sprachliche Berechtigung dieser Übersetzung zweifelhaft. Da aber die Stelle wenig als Beweisstelle angezogen wird, so mag die Rev. zulässig sein. Die Berichtigung in V. 3. 4: „Ein Gerechter herrscht unter den Menschen, er herrscht in der Furcht Gottes und ist wie das Licht des Morgens" — kann klarer noch als in der Lutherschen Übersetzung messianisch gedeutet werden und ist daher erwünscht.

Hiob 19, 25—27 lautet im recipierten Text: „Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt; und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken; und werde danach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleisch Gott sehen. Denselben werde ich mir sehen und meine Augen werden ihn schauen, und kein Fremder. Meine Nieren sind verzehrt in meinem Schoß." Die Rev. hat: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und als der letzte (?) wird er sich über dem Staube erheben. Und nachdem diese meine Haut zerschlagen ist, werde ich ohne mein Fleisch Gott sehen . . . . Danach sehnen sich meine Nieren in meinem Schoß".

Diese Stelle ist die crux für alle geworden, welche über die Probebibel ein Urteil gegeben haben. Hören wir zuerst Konsistorialrat Kühn in Dresden: „Von jeher hat diese Stelle als eine der Hauptbeweisstellen für die Auferstehung des Fleisches gegolten, ist in diesem Sinne in der christlichen Erbauungslitteratur heimisch geworden und klingt in herrlichen Liedern (wie: Jesus, meine Zuversicht) wieder. Aber Luthers Übersetzung ist im wesentlichen falsch; gerade vom Auferwecken enthält der Grundtext nichts, auch die Übersetzung des V. 26 läßt sich kaum zu einem kleinen Teile aus ihm rechtfertigen. Vielmehr ist das der große, gewaltige Gedanke der Stelle, daß Gott der Herr das letzte Wort haben, daß Hiob selbst ihn in eigener Person als seinen Rechtfertiger schauen werde, sei es, wie die meisten Ausleger erklären, in einem zukünftigen, sei es, wie andere erklären, in diesem Leben. Immer aber bleibt die Hauptsache die gewaltige Glaubenszuversicht mit ihrer allen Jammer des Erdenlebens siegreich überwindenden Kraft, welche ein Hiob, auch ohne daß er von einer Auferstehung der Toten wußte, aus seiner Gottesgemeinschaft schöpfte. Gerade weil sich ihm der Gott des Heils noch nicht wie uns in Christo geoffenbart hatte, ist er in dieser Zuversicht ein um so gewaltigeres Vorbild. Es wird der Gemeinde nur von Segen sein, wenn sie Altes und Neues Testament nicht in unrichtiger Weise vermischt, sondern erkennt, daß auch die Heilserkenntnis eine Geschichte hat. Nehmen wir noch dazu, daß in Luthers Übersetzung dieser Stelle von der Auferstehung in einer grobsinnlichen Weise geredet wird, die mit 1. Kor. 15 in Widerspruch (?) steht, so wird man es begreiflich finden, daß der Ausschuß geändert hat." — D. Luthardt und Kliefoth fragen dagegen: „Ist es wirklich der Fall, daß man darüber allgemein einverstanden sei, daß die neue Übersetzung richtig sei"? Sie erinnern daran, daß diese Stelle in Lied, Gebet, Liturgie der Kirche und so zum Gemeingut der Kirche geworden ist. — Oberkonsistorialrat D. Düsterdieck weist wieder darauf hin, daß die hannöversche Landessynode beschlossen habe, den V. 5 des Gesanges: „Jesus meine Zuversicht", welcher beginnt: „Dann wird eben diese Haut mich umgeben, wie ich glaube", in dem hannöverschen Gesangbuch wegzulassen. Andere Gesangbücher, z. B. das Militärgesangbuch, das sächsische Provinzialgesangbuch haben statt dessen: Dieser Leib, von Gott erbaut, wird verklärt mich dann umgeben: Gott wird werden angeschaut, dann von mir im neuen Leben. — Offenbar

ist die Rev. von V. 25. 26 nicht ohne sprachliche Härten. — Der Ausschuß selbst hat beschlossen, die ursprüngliche Übersetzung Luthers in einer Anmerkung dem revidierten Texte beizugeben. Wir an unserm Teile glauben, es werde dem gläubigen Bibelleser am liebsten sein, wenn die lutherische Bibelübersetzung bliebe, wenn aber die wörtliche Übersetzung, deren Härten aber noch zu beseitigen wären *), in einer Anmerkung beigegeben würde. Daß wir hierfür uns entscheiden, dazu giebt Prof. D. Schlottmann, der Vorsitzende des Bibelrevisionsausschusses, den letzten Anlaß, da er in der Besprechung dieser heiklen Frage bekennt, daß die kirchliche typische Anwendung der vielbesprochenen Hiob-Stelle auf Christus den Erlöser ihr volles Recht habe, daß gerade so das: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt — in Liedern, wie in den Gerhardschen, in Tönen, wie in dem Anfang des dritten Teils des Händelschen Messias, in Liturgien und in Grabschriften glorreich wiederklingt.

Das Wort Goël (Erlöser) macht auch der Revision des Buchs Ruth Verlegenheit. In diesem Buch ist es mit „Erbe" übersetzt und erregt immer wieder die falsche Vorstellung, als erwürbe Boas mit der Hand der Ruth zugleich ein Vermögen. Es ist gut vorgeschlagen, die Seite des Begriffs des Goël, wonach er das in fremden Besitz geratene Erbgut des Verwandten durch Zahlung eines Preises wieder einlösen oder zurückfordern konnte, durch Erblöser auszudrücken.

Daß in Psalm 8, 6. 7 die Berichtigung: „Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönet. Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk" aufgenommen ist, dürfte um so weniger zu beanstanden sein, als die Stelle Hebr. 2, 7. 9 damit in Übereinstimmung gebracht ist und die neue Überschrift des Psalms andeutet, daß die schon im Neuen Testament vorkommende Beziehung der Psalmworte auf Christum keineswegs ausgeschlossen sein solle.

Der Änderung der Weihnachtsperikope Jes. 9, 3 haben wir schon S. 25 freudig zugestimmt. Die Forderung, daß in V. 6 statt des Ausdrucks: „Kraft" die viel richtigere Übersetzung: „Gott" Aufnahme finde, hat eine Reihe von Gutachten zur Probebibel ge-

*) Eine neue jüngst erschienene Schrift, die die Hiob-Übersetzung noch mehr verdeutschen will, schlägt vor, zu sagen: „ob er gleich spät wird auferstehen".

Zeitfragen

des

christlichen Volkslebens.

Begründet
von
Dr. Mühlhäußer und Dr. Geffcken.

Fortgeführt
von

E. Frhr. v. Ungern-Sternberg und Pfarrer G. Schlosser
in Berlin. in Frankfurt a. M.

Elfter Band.





Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1886.



Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Inhalt des elften Bandes.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XI. Heft 1.

Unsere Zeit

im Lichte des Gemüthslebens betrachtet.

Von

Dr. Theodor Schott,
Pfarrer in Freiensee.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1885.



Wenn es schwer ist, einen Charakter zu haben, so muß es auch schwer sein, einen solchen zu zeichnen. Das will sagen: die Schwierigkeit des Charakterisirens liegt oft, vielleicht meist, nicht sowohl in der Befähigung des schildernden Subjects, als vielmehr in der Beschaffenheit des zu schildernden Objects, zumal wenn dasselbe nicht eine geschlossene Einzelperson, sondern ein mannichfaltiger Lebensorganismus ist, der eben durch die kritische Betrachtung erst zu einer mit wirklichem Charakter bekleideten einheitlichen Gesammtpersönlichkeit ideal zusammengeschaut werden muß, also besonders, wenn es sich um die Charakteristik einer Zeit handelt. Es hat einen außerordentlichen Reiz, den Gesammtinhalt eines geschichtlichen Zeitabschnitts in die einfache Formel eines oder einiger scharfgeprägter Wesenszüge zu bannen. Aber der Reiz beruht wie überall so auch hier auf dem Contrast, d. h. er ist hervorgerufen durch eben das, was die Schwierigkeit der Sache bildet, nämlich durch die unendliche Vielheit der zu diesem einheitlichen Wesensbilde zusammenwirkenden Momente, welche großentheils nach Art und Maß gar nicht klar und bestimmt herauszufinden, ja vielfach nicht einmal in sich selbst zu einer solchen bestimmten Eigenthümlichkeit ausgestaltet sind. Am stärksten muß sich das natürlich geltend machen bei der jeweiligen Gegenwart, deren Lebensgebilde noch in so unfertiger Gährung begriffen, und deren Angehörige noch durch Gefühl und Interesse in ihrem

---

Anmerkung. Die Redaction kann sich mit den nachfolgenden Ausführungen in vielen Einzelheiten nicht einverstanden erklären, besonders soweit dieselben politische Fragen berühren, glaubt dieselben dem Leserkreise bei alledem aber nicht vorenthalten zu sollen, weil sie gewisse Schattenseiten unsrer Zeit in unzweifelhaft zutreffender, wenn auch manchmal einseitiger Weise beleuchten.

Urtheil so sehr gebunden sind. Eine wahre und vollständige Charakteristik wird wie für jede so auch für unsere Zeit erst dann möglich sein, wenn sie nicht mehr der fließenden, sondern der abgeschlossenen Bewegung, der Vergangenheit, der Geschichte angehört. Der zeitgenössische Darsteller wird sich darauf beschränken müssen, dieser Aufgabe der Zukunft vorzuarbeiten, indem er den Charakter unsrer Zeit nur nach einer oder der andern einzelnen Seite ins Licht stellt. Das ists, was in den nachfolgenden Ausführungen versucht werden soll. Aber auch wirklich den Charakter unserer Zeit möchte ich — in der angegebenen Beschränkung — vorführen; also nicht bloß einen Einzelzug in dem Bilde ihrer unfreiwilligen Individualität, sondern etwas von dem selbst erzeugten Gepräge ihres geistig-sittlichen Wesens, womit sie für das Innenleben ihrer Angehörigen und somit für die cultur- und sittengeschichtliche Entwicklung eine bestimmende Macht geworden ist und noch ist.

Um aber für die Aufgabe auch in dieser Beschränkung das rechte Licht zu haben, muß vor allem der falsche allgemeine Glanz beseitigt werden, welchen die von den tonangebenden Stimmen großgezogene Neigung unsres Geschlechts zu eitler Selbstverherrlichung in gewissen überschwänglichen Bezeichnungen unserer Zeit wie einen blendenden Glorienschein umzulegen pflegt.

Eine der beliebtesten derartigen Wendungen ist es, unsere Zeit eine „große" Zeit zu nennen. Die mit diesem hohen Wort so schnell bei der Hand sind, wissen nicht was sie thun. Es gibt sehr wenig große Zeiten in der Weltgeschichte. Solche waren — um bei unserer vaterländischen Geschichte zu bleiben — die Zeit der Völkerwanderung, die der Reformation, die der Freiheitskriege; an diese aber — das sagt uns ohne alle kritische Untersuchung schon das unmittelbare Gefühl — reicht unsere Zeit bei weitem nicht hinan. Eine große Zeit ist eben nicht schon die, in welcher mehr als in einer andern einzelnes Große geschieht, so wenig wie ein Buch, worin manche gute Stellen vorkommen, deshalb schon ein gutes Buch ist. Sondern, wie schon der logische Wortverstand zwingend an die Hand gibt: groß ist eine Zeit nur, wenn sie selbst ganz, d. h. ihr gesammter wesentlicher Lebensinhalt unmittelbar oder mittelbar groß ist. Groß aber hinwiederum ist nicht schon das Bedeutende, das nach den äußern Mitteln und Erfolgen Massenhafte. Das Große im Gebiet des Menschlichen, Geschicht-

lichen darf überhaupt nicht nach dem Maß der äußern Erscheinung, sondern nur nach dem der wirksamen innern Lebenskraft und der erzielten innern Lebensfrucht geschätzt werden. Eine Zeit, wo aus den tiefinnersten Gründen des menschlichen oder nationalen Lebens ungemeine Kräfte in ursprünglicher Stärke hervorbrechen und mit Anstrengungen, für welche der Drang natürlicher Beweggründe nicht ausreicht, durch Wirkungen, welche aus den gewöhnlichen Ursachen sich nicht erklären, den ganzen innern und äußern Organismus des Gesammtlebens auf neue, über das Regelmäßige weit hinausliegende Höhen emporheben — m. e. W. Zeiten, wo durch Wunderkräfte Wunderthaten geschehen und Wundergebilde entstehen, das sind „große" Zeiten. Von solchen Wundererscheinungen aber ist in unserer Zeit wenig zu sehen. Höchstens könnte die Thatsache, daß unser Volk auf seine außerordentliche äußere Erhöhung hin so gar keinen innern Aufschwung geistiger Idealität und sittlichen Ernstes genommen, sondern einen schweren Abfall zu materialistisch leichtfertiger Sinnesart vollzogen hat, als ein Wunder erscheinen, wenn es nicht die sehr erklärliche Folge der passiven inneren Unberührtheit wäre, womit es sozusagen wie im Traum zu jener äußern Höhe emporgeschnellt worden ist.

Zu einer großen Zeit gehören als die Geburtshelfer ihrer Wundergebilde die großen Männer, die Wunderleute, wie sie Luther nennt. Unserer Zeit fehlen auch die. Denn große Männer sind noch nicht die, welche mit genialen Gaben und Leistungen als große Künstler, Gelehrte, Feldherren, Staatsmänner glänzen, sondern nur die, bei welchen diese specielle Genialität nur ein einzelner Strahl der sonnenhaften Wirksamkeit ist, welche sie mit ihrer ganzen lebendigen Persönlichkeit ausüben. So war Augustin ein großer Theologe, aber Luther war ein großer Mann; Turenne war ein großer Feldherr, aber Napoleon war ein großer Mann; Richelieu war ein großer Staatsmann, aber Stein war ein großer Mann; Heinrich II. war ein großer Regent, aber Friedrich II. war ein großer Mann. Den großen Mann macht noch nicht eine Wirksamkeit, welche nur einzelne Seiten des Lebens, seis auch in noch so überlegener Weise berührt; sein charakteristisches Merkmal ist nach Schleiermachers feiner Begriffsbestimmung „das Gemeinschaftstiftende". Deutlicher ausgeführt: der große Mann hat seine Adelsprobe an einem Wirken, wodurch er das menschliche oder nationale Gesammtleben in all

seinen Verzweigungen von innen heraus schöpferisch erneuert und den ganzen zeitgeschichtlichen Organismus, mit den Kräften der eigenen Persönlichkeit befruchtet und nach ihrem Typus umgeprägt, gewissermaßen zu seinem selbständigen Erzeugniß macht. Solche Gestalten kann ich wenigstens in unserer Zeit nicht finden.

Aehnlich verhält sichs mit andern für unsere Zeit üblichen Bezeichnungen; sie schmeicheln, wie man von Bildern sagt. Eine „schöne" Zeit, wie man sie oft mit Vorliebe nennen hört, ist eben wieder nicht eine solche, in der einzelnes oder auch selbst ziemlich vieles Schöne aufgeht — danach gäbe es auch ziemlich viel schöne Zeiten —; sondern eine schöne Zeit ist nur die, in welcher Alles, was irgendwie bemerkbar aus dem gewöhnlichen Gewimmel heraustritt, in irgend welchem Sinn und Maß vom festlichen Hauch des Schönen berührt ist; die Zeit, in welcher die ganze Fülle der bedeutsameren Lebenserscheinungen sich zu einer reinen, reichen Offenbarung des echt Menschlichen oder Nationalen harmonisch zusammenschließt. Das perikleische Zeitalter in Athen, die Zeit der ersten Christenheit, die Zeit der ersten Hohenstaufen mögen in diesem Sinne, jede in ihrer Weise, schöne Zeiten genannt werden. Daß unsere Zeit diese Physiognomie nicht an sich trägt, bedarf für jedes einigermaßen klarblickende Auge keines Beweises. Ein häßliches oder auch nur gewöhnliches Gesicht hat sie darum durchaus nicht. Im Gegentheil. Aber bei einiger Aufrichtigkeit des Blickes in den Spiegel wird ihr doch kaum ein andres Selbstzeugniß übrig bleiben als das einer lebenslustigen Bekannten aus meiner Jugendzeit: „schön bin ich nicht, aber höchst interessant."

Herrlich — auch diese leider schon lange zum alltägigen Aschenbrödel herabgewürdigte Königin unserer Beiwörter wird tausendmal zur Huldigung für unsre Zeit vorgerufen. Aber mit noch weniger Berechtigung. Herrlich ist ja nichts Geringeres, als der Inbegriff von groß und schön. Herrlich ist nur eine Zeit, welche unter der überschüssig heraufquellenden Fülle echter Lebenskräfte und Güter in souveräner Bedürfnißlosigkeit thronend, mit ihrem Reichthum die tausend Lebensgärtlein ihrer Kinder beglückend zu erfüllen, ja selbst in die angrenzenden Gebiete der nachfolgenden Geschlechter noch nährend und erquickend hinauszubringen vermag; eine Zeit, von der man's sagen kann, wie jene begeisterte Stimme von dem Zeitalter der wiederaufblühenden klassischen Geistesbildung: „es ist eine Lust zu leben."

Nun Lebensluſt, haſtige, gierige Lebensſucht iſt wohl in unſrer Gegenwart übergenug da; aber vielleicht nur deshalb, weil die wahre Luſt zu leben, der freudige Drang, der großen Geſammtbewegung des Lebens mit den innerſten Kräften des Weſens ſich hinzugeben, fehlt. Denn für Jeden, der einigermaßen unter die Oberfläche zu blicken verſteht, iſt es eine unverkennbare Thatſache, daß die Maſſe des eigentlichen Volkes von einer wirklichen inneren Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten durchaus nichts weiß, ſondern nur zu einer halbwilligen Statiſtenrolle bei dem national-politiſchen Drama künſtlich auf die Beine gebracht und dreſſirt iſt. In gewöhnlichen Zeitläuften wäre das ja ein ganz natürlicher, ja in gewiſſem Betracht geſunder und befriedigender Zuſtand. In einer Zeit aber, wie die unſrige, wo eine völlige Umwälzung des politiſch-ſocialen Gemeinlebens mit einer wahren Sturmfluth durch alle Kreiſe dahinſchießt, iſt jene Apathie eine ſo unnatürliche und befremdliche Erſcheinung, daß die Vermuthung nahe liegt, es werde hier gerade ein ganz beſonders charakteriſtiſches Moment für die innere Art unſerer Zeit im Hintergrund verborgen ſtehen. Und ſenken wir die Sonde tiefer ein, ſo ſtoßen wir in der That ſehr bald auf einen Zug, der jene Entfremdung nur zu gut erklärt. Es drängt ſich uns die Wahrnehmung auf, daß unſerer Zeit gerade das fehlt, was für jede menſchliche und vorab für jede germaniſche Volksgemeinſchaft den eigentlichen nervus motor bildet, daß unſere Zeit gerade das Organ, wodurch allein das Volk im Ganzen lebendige Fühlung mit ihr gewinnen und halten könnte, nicht anzuziehen und zu feſſeln, daß ſie mit all ihrem Reichthum dem Gemüth keine genügende Nahrung zu bieten, keine wohlige Heimath zu bereiten vermag.

Nach dieſer Seite, im Lichte des Gemüths unſere Zeit zu betrachten, dazu haben wir außer den hernach zu beſprechenden innern ſachlichen Beweggründen auch noch eine äußere zeitgeſchichtliche Veranlaſſung an der noch kaum verhallten Lutherfeier. Das eigentlich Wunderbare und Hinreißende an dieſem „Deutſcheſten der Deutſchen" iſt doch letztlich die Tiefe und Kraft des Gemüths, die ſich an ihm in ſo unvergleichlicher Weiſe geoffenbart, und womit er ſeine Welt ſo übermächtig zu beſeelen verſtanden hat. Gehen wir aber mit dieſem Eindruck daran, unſere Zeit an denſelben Probirſtein zu legen, ſie auf der Wage des Gemüths nach ihrem Feingehalt zu prüfen, ſo muß ſich uns ſchon beim erſten Ueberblick

der Eindruck einer empfindlichen Leere und Armuth aufdrängen. Diesen allgemeinen Eindruck durch den zusammenhängenden Nachweis seiner Einzelgründe zu einem bestimmten Bilde auszubreiten, das und nur das ist die Absicht der folgenden Ausführungen.

Ich hege nämlich die sonderbare Schwärmerei, zu glauben, daß etwas, das kalt ist, nicht zugleich warm sein, daß eine Zeit, die an Gemüthsinhalt arm ist, nicht zugleich daran reich sein kann. Ebensowenig vermag ich einzusehen, welchen Werth eine Darstellung haben kann, welche durch möglichste Ausgleichung von Plus und Minus schließlich Alles ins Null der Ergebnißlosigkeit gegen einander aufgehen läßt. Die großen Vorzüge unserer Zeit fällt mir nicht ein zu leugnen; aber sie liegen außer der Linie meiner Aufgabe. Für mich handelt sichs jetzt nur um diese eine Seite unsrer Gegenwart, um ihren Gehalt an Gemüth; und nach dieser Seite wird wohl auch ein besserer Kenner ihr Bild schwerlich mit freundlicheren Farben zu zeichnen im Stande sein.

Die Grundlage für unsere Darstellung haben wir uns natürlich vor allem in der Beantwortung der Frage zu schaffen: was denn eigentlich „Gemüth“ ist? Richtig wird sich das nur dann bestimmen lassen, wenn man darin nicht ein einzelnes selbständiges Organ der Seele sucht. Gemüth ist vielmehr der innerste, alle Einzelkräfte in sich vereinigende Mittelpunkt des geistigen Wesens, nichts Andres, als was sonst mit allgemein verständlichem Ausdruck das Herz heißt. Nur aber nicht das Herz, sofern es vermittelst der einzelnen Geisteskräfte aus sich heraus und auf die objective Welt eingeht, sondern sofern es unmittelbar durch ein erfahrungsmäßiges Innewerden die objectiven Dinge in sich hereinnimmt und verarbeitet, um dann mit den so gewonnenen Gesammteindrücken erst die einzelnen Geistesorgane zum bewußten, sozusagen kunstgerechten Erfassen jener Objecte anzuregen. Damit ist weiter von selbst gegeben, daß diese Eindrücke von den Dingen nicht sowohl in der Form urtheilsmäßiger Zustimmung oder Verneinung, sondern nur in der Gestalt der Anziehung oder Abstoßung, der Zuneigung oder Abneigung zu Stande kommen können.

Es gibt eine schlechte Gemüthlichkeit. Das ist die träge

Stockung der Lebensströmung, welche an die vom Herzen, d. h. vom Gemüth aus zu bewegenden geistig sittlichen Kräfte der Nation keine oder doch so gut wie keine Anforderungen stellt, sondern nur die niedrigere Seite des Seelenlebens, das halbsinnliche unmittelbare Gefühl in der Art anspricht, daß man in den unwillkürlichen Neigungen und Interessen des hergebrachten Daseins mit bequemer Gemächlichkeit sich fortleiern lassen kann. Je mehr diese Gemüthlichkeit einer Zeit fehlt, desto besser. Aber es gibt auch eine andere werthvollere Gemüthlichkeit. Wenn die Gestaltungen einer Zeit im Ganzen und Großen der Art sind, daß sie sich nicht blos, auch nicht einmal zunächst an Verstand oder Willen oder eine andere einzelne Geisteskraft ihrer Angehörigen mit der Zumuthung einer schweren, wohl gar schmerzlich selbstverleugnenden Aneignung wenden, sondern zunächst und in entscheidender Weise den Herzen der Zeitgenossenschaft mit einem unmittelbar befreundeten Eindruck sich zu spüren geben, um von diesem Heerd aus dann erst alle einzelnen Seelenkräfte mit der lebenskräftigen Wärme innerer Liebesfreude zu ihrer vollgiltigen Aneignung und fruchtbaren Förderung in Bewegung zu setzen — das ist echte, gedeihliche Gemüthlichkeit. Daß die unserer Zeit so sehr abgeht, das ist der im Folgenden nachzuweisende tiefste Schatten ihres Charakterbildes.

Es ist ein eigenthümlich deutsches Wort, das wir da zum Angelpunkt unserer Betrachtungen genommen haben; wie denn auch der darin sich ausdrückende Inhalt etwas eigenthümlich Deutsches ist. Denn die besondere Mitgift des Deutschen aus der Hand des Schöpfers ist sein Gemüth. Deutsches Leben ist wesentlich Gemüthsleben. Mit dem beliebten Schlagwort die Deutschen als ein „Volk von Denkern“ zu bezeichnen, ist nur dann kein Unsinn, wenn das Denken nicht als das todte Maschinengespinnst des trockenen Verstandes gefaßt wird, sondern als das lebendige Gewächse aus dem tiefinnersten Einheitspunkt des gesammten Geisteslebens, aus dem Herzen. Luther übersetzt die specifische Bezeichnung des Denkvermögens im Griechischen, das Wort *νοῦς*, mehrmals geradezu mit „Gemüth“. Sein Denken — darin liegt der unvergleichliche Reiz und die unwiderstehliche Gewalt seiner Schriften — sein Denken selbst war eben nur die geistige Verarbeitung seines Gemüthslebens; und Luther ist recht eigentlich der Typus deutscher Geistes- und Gedankenarbeit. Dieselbe Eigenthümlichkeit zeigt uns jeder Blick in die andere Werk-

stätte des deutschen Geistes, in die **deutsche Kunst**. Die Innigkeit, womit das Gemüth sich darin ausprägt, oder noch richtiger: die harmonische Verschmelzung des Gemüthvollen mit dem tief und klar dahinter stehenden Gedanken, das ists, was alle deutschen Kunstgebilde mit einer so seelenvollen Wärme, einer so zarten Weihe durchhaucht. Eine **Hamann**'sche Ideenkette oder eine **Schelling**'sche Gedankenreihe ist in ihrer Weise dasselbe, wie das Tongetriebe einer **Bach**'schen Fuge, das Farben- und Liniengewebe eines **Dürer**'schen Bildes oder das Pfeiler- und Bogensystem eines gothischen Domes, nämlich die abgeklärte Ausgestaltung dessen, was mit unmittelbarer Kraft und Fülle drinnen im Gemüth lebte.

> Was ihr auch treibt, das treibet mit Ernst und Liebe; die beiden
> Stehen dem Deutschen so schön, den ach so Vieles entstellt.

Das heißt: die tragende Wurzel, der nährende Quell, das adelnde Kleinod des deutschen Volkslebens ist das Gemüth. Den ganzen Kreis menschlicher Lebensbewegung, den andere Völker überwiegend mit Verstand, Gefühl, Phantasie oder einem andern Einzelorgan behandeln, von innen heraus mit der centralen Kraft des Gemüths durchzuleben, das erscheint mir als die besondere Aufgabe des germanischen Volksthums. In demselben Maße mithin, als unser nationales Gemeinleben sich anders als vom Gemüth aus und für das Gemüth gestaltet, in demselben Maße löst es sich von seiner ureigensten Natur und damit von dem Geheimniß seiner Kraft, Schönheit und Wohlfahrt.

Ein solcher Zug aber ist meines Erachtens an unserer Zeit nur zu sehr spürbar. Wer nur ein wenig die Stimmung der Volksseele zu belauschen versteht, der hört deutlich genug einen Ton des **Unbehagens**, der **Enttäuschung** und **Nichtbefriedigung**, der bei allen öffentlichen Lobreden auf unsere Zeit still, aber mächtig durch alle Kreise unseres Volkes geht. Allen, die das Leben noch einigermaßen tiefer zu nehmen verstehen, drängt sich aus dem Gewimmel der zeitgeschichtlichen Eindrücke immer wieder eine Empfindung der Bedürftigkeit, des Hungers unentrinnbar auf. Und was da hungert, ist das Tiefste und Beste in uns, das Gemüth. Die wohlige Lebensluft, die uns lockte, alle Fühlfäden des Innersten zu erquickender Berührung hinauszustrecken; den klaren, tiefen Lebensstrom, der uns einladend zöge, mit dem inwendigen Menschen zum erfrischenden Bad in seine Fluthen zu tauchen und mit stolzem

Hochgefühl auf seiner muntern Strömung uns forttragen zu lassen — wer ist so glücklich, das in unserer Zeit zu finden? Bei allem Reichthum an Solchem, was das Leben glänzend und vergnüglich macht, ist unsere Zeit doch arm an dem, wovon das Gemüth leben und des Lebens froh werden kann. Mühsam, in Kampf und Krampf muß es sich seinen Bedarf zusammensuchen und erobern. Großentheils und gewiß mehr als insgemein beachtet wird, liegt das an einem Umstand, der freilich selbst wieder auch als eine Folge der sonstigen Gemüthlosigkeit der Zeit zu betrachten ist, nämlich daran, daß es so wenig wahrhaft gemüthliche, d. h. überwiegend mit dem Gemüth lebende Menschen gibt. Denn am schönsten und reichsten und auch am leichtesten erkennbar, am vollsten genießbar prägt sich der Gehalt einer Zeit an Gemüthselementen in den lebensvollen Bildern echter Gemüthsmenschen aus. Je mehr deren in einer Zeit leben, desto mehr wird sich das ganze Geschlecht gemüthlich von ihr berührt fühlen, ja desto mehr wird auch die Zeit selbst mit ihren Erscheinungen gemüthlich werden. Denn schließlich ists doch immer der Mensch, der den Dingen, auch wenn er sie nicht bestimmend umzugestalten vermag, wenigstens das Gepräge seiner Art in gewisser Weise aufdrückt. Es ist eine alte Erfahrung, daß Menschen mit stark ausgebildeter Individualität etwas an sich haben, das sie wie eine sinnlich-geistige Atmosphäre ausströmen und um sich verbreiten; Menschen, deren Gegenwart nicht blos auf andere Personen unmittelbar wohlthuend oder unbehaglich wirkt, sondern auch über Umgebungen und Verhältnisse eine verklärende oder beschattende, erleichternde oder bedrückende Beleuchtung ausgießt. So viel wahrhaft gemüthvolle Menschen es also in einem Zeitalter gibt, ebenso viel gibt es auch lebendige Heerde einer Wärme- und Lichtstrahlung, durch welche an den Zeiterscheinungen das fürs Gemüth Ansprechende erst recht in volle Beleuchtung gestellt, das Gleichgiltige und Abstoßende aber verklärt und versöhnend gemildert wird. Je seltener in einer Zeit diese Oasen gemüthlicher Natur sind, desto unerfreulicher macht sich die rauhe Wüstenwirklichkeit für Alle fühlbar. Ja auch der Fortbestand der echt gemüthlichen Lebenskunst und Art ist bedingt durch die Häufigkeit ihrer persönlichen Träger. Jeder ist ein Kind seiner Zeit, eine Pflanze, die ihren Lebenssaft aus dem zeitgenössischen Boden zieht. Der allgemeine Zeitgeist übt auf die einzelnen Geister eine unwiderstehlich

assimilirende Wirkung, um so mehr, als der durchschnittliche Mensch doch immer mehr Gattungswesen als Individuum ist. Ist eine Zeit reich an Gemüthsmenschen, so wird dies lebendige Capital immer mehr wachsen; wo es ihrer wenige gibt, da werden ihrer immer weniger.

Letzteres ist in unserer Zeit in sehr empfindlicher Weise der Fall; die echten Gemüthsmenschen werden immer seltener. Jene behaglichen, harmonisch in sich zusammenstimmenden Naturen, in deren stillem Frieden man mit dem bewegten Gemüth erquickenden Feierabend halten und des Lebens Widerwärtigkeiten los werden kann; die sinnig beschaulichen Seelen, aus deren ruhig klaren Tiefen die verworrene Außenwelt in freundlichem Spiegelbilde wiederstrahlt, verlieren sich, besonders in den gebildeten Volksschichten, immer mehr. Auch die kindlich naiven Naturen, die Leute des gesunden Mutterwitzes, die einwärts gerichteten mild-ernsten Stillen im Lande, all diese Typen des echten Gemüthsmenschen sterben allmählich aus. Wohin die Fühlfäden des Gemüths mit suchendem Bedürfniß sich strecken, sie stoßen meist auf die conventionell glatten, sinnlich seichten, geschäftlich starren, leidenschaftlich unruhigen Vertreter einer gemüthlos prosaischen Welt, von denen sie sich leer wieder zurückziehen müssen. Selbst an manchen Orten, wo man wohl von früher her ein heimliches Gärtchen erfrischender Einkehr für sein Gemüth zu haben gewohnt war, sieht man oft nach kurzer Pause mit schmerzlicher Enttäuschung die weichen Triebe des Gemüthslebens erstorben, seine frischen Quellen versiecht. Darüber muß aber auch denen selbst, die noch Gemüth haben, die Lust und Fähigkeit mit dem Gemüth zu leben, mehr und mehr ausgehen. Verstimmt in sich selbst zurückgescheucht und vom eigenen Vorrath zu leben genöthigt, werden sie denselben bald aufgezehrt oder in mißmuthiger Verschlossenheit erstickt haben und also über kurz oder lang gemüthlich verarmt und ermattet sich eben auch in der Masse der Alltagsmenschen und ihrer äußerlichen Lebensweise verlieren.

Aber, fragen wir unwillkürlich, warum ist denn das nun so? warum gibts in unsrer Zeit so wenig gemüthvolle Menschen? Die letzte Antwort kann, wie schon angedeutet, doch wieder keine andere sein als die: weil eben die Zeit selbst mit ihrem sachlichen Gesammtinhalt so wenig fruchtbar für das Gemüth ist. So sehen

wir uns aufs Neue noch bestimmter vor unser eigentliches Problem gestellt, vor die Frage nach den **einzelnen Ursachen der Ungemüthlichkeit der Gegenwart.** Man pflegt zur Erklärung dieser, auch von den überschwänglichen Lobrednern unsrer Zeit nicht geleugneten Thatsache vor allem darauf hinzuweisen, daß unsere Zeit eben **eine Uebergangszeit** sei. Aber Uebergangszeiten müssen durchaus nicht ungemüthlich sein. Die Abenddämmerung, die eigentliche Zeit der Innerlichkeit, die einst Gott der Herr sich wählte, um in vertrautem Verkehr dem sündigen Menschen die geheimsten Gründe des Gemüths zu bewegen; die Zeit, wo mit dem Stillerwerden des Lebensgetümmels die zartesten Regungen die Seele beschleichen und die tiefsten Töne aus dem Innersten heraufklingen, ist sie etwa unfruchtbar für das Gemüth? Oder um ins menschliche Leben zu greifen: die Zeit zwischen der Kindheit und Jugend, wo die Seele mit den lieblichsten Träumen und seligsten Ahnungen in wonnigen Zaubergärten weilt, ist sie gemüthlich arm? Oder um auch die Weltgeschichte selbst zu vergleichen: die beiden letzten großen Uebergangszeiten, die Reformationszeit, die mit dem neu eröffneten Quell des wahrhaft Menschlichen den Völkern die unterbundenen Adern des Innenlebens wieder fröhlich springen machte, die Zeit der Freiheitskriege, wo es aus den tiefsten Gründen deutschen Wesens mit tausend schwellenden Trieben frommen Muthes, mit tausend hellen Stimmen reiner Begeisterung wie ein reicher Frühling hervorbrach — waren sie denn mit all ihren schweren Wehen und blutigen Kämpfen unerquicklich für die Gemüther des lebenden Geschlechts? waren sie nicht vielmehr gerade die schönsten, fruchtbarsten Festzeiten des Gemüths? Nein, Uebergangszeiten müssen als solche keineswegs gemüthswidrig sein. Es wird nur darauf ankommen, **wovon, wozu** und **wie** der Uebergang gemacht wird. Wenn das Volksleben von ausgelebten Formen zu neuen gesunden Bildungen durch innerlich treibende Kräfte unter weiser und starker Leitung stetig hinübergeführt wird, dann wird der Uebergang trotz aller unvermeidlichen harten Eingriffe im Einzelnen doch im Ganzen nicht den Charakter des Störenden oder Widrigen, sondern eher des Wohlthuenden, Heilenden für das Gesammtgefühl tragen. Aber gerade diese Bedingungen sind bei dem im letzten Jahrzehnt vollzogenen Uebergang in einer Weise mißachtet worden, unter welcher gerade das Gemüth aufs empfindlichste leiden muß.

In Anwendung der weiland Karlstadt'schen Reformationsmethode, nur freilich in eleganterer Form, hat man, vom jungen Wein der neuen Reichsherrlichkeit berauscht, in unserm politisch-socialen Haushalt einen fanatischen Aufräumungsproceß begonnen, in welchem nicht blos wirklich Veraltetes, Ueberlebtes aufgegeben, sondern auch lebensfähige Einrichtungen ohne Noth abgeschafft, ja selbst werthvolle Ordnungen und Schranken, unentbehrliche Lebensgrundlagen geringschätzig weggeworfen worden sind. Die ausreichende Probe von der kalten Gemüthlosigkeit dieses Verfahrens ist schon damit allein geliefert, daß man mit dem von den Franzosen geborgten „Unterstützungswohnsitz" dem Menschen die Heimath genommen und ihm damit eins der zartesten und heiligsten Bande, das besonders für den Deutschen von der tiefsten Bedeutung ist, kurzweg aus dem Gemüth gerissen hat. Bei einer Reform solchen Styls geht es dem Volksgemüth ungefähr so wie in der bekannten Geschichte: „Es ist nur ein Uebergang", sagte der Wolf und zog dem Schaf das Fell über die Ohren.

Das Gemüth ist seiner Natur nach conservativ. Mit Allem, was es einmal erfaßt hat, wächst es sich zusammen in einer Liebe, die es nicht mehr lassen kann, bis es ihm sozusagen unter den Händen abstirbt. Dieses sittliche Band der Gesinnung ist es, das dem Gemüth das volle Recht zum entscheidenden Mitsprechen bei jeder Aenderung der gemeingiltigen Lebensordnung gibt und es durch jedes rücksichtslose Verändern so tief verwundet werden läßt. Es ist die Gesinnung der Pietät, die sich das Verhältniß des lebenden Geschlechts zu den früheren und ihren Einrichtungen unter jene höchste aller menschlichen Pflichten stellt: „Du sollst deinen Vater und deine Mutter ehren"; und darum ists dem Gemüth ein schweres Aergerniß, wenn das junge Geschlecht die altehrwürdigen Ordnungen, in und von denen es bisher gelebt hat, wie ein herzloses Kind die altersschwachen Aeltern ohne weiters vor die Thüre setzt. Es ist die Gesinnung der dankbaren Treue, die das Alte nach dem Spruch: „verdirb es nicht, es ist ein Segen darin", solang bis es wirklich unbrauchbar geworden ist, schonend erhält; und darum ists dem Gemüth tief verletzend, wenn man die alten bewährten Geräthe, sobald sie nicht mehr ganz nach dem Zeitgeschmack arbeiten, mit hochmüthiger Verachtung zum alten

Eisen wirft, um sie durch moderne Apparate eigener rascher Erfindung zu ersetzen.

Denn solcher Art ist eben großentheils das Neue, wozu unsere Zeit uns hinüberführt: gar so viel Unnöthiges, Unerprobtes, rein Experimentales; solches, was nicht durch ein deutliches Volksbedürfniß aus dem Fruchtboden des Bestehenden hervorgetrieben, sondern als Liebhaberei willkürlicher Parteimeinungen oder auch als Journalbild fremder Moden dem Volksleben aufgedrängt worden ist. Mit solchen Neuerungen kann sich das Gemüth nicht befreunden. Seine Organe sind Liebe und Vertrauen. Einrichtungen, welche es nicht wenigstens mit den Familienzügen der altvertrauten Lebensverfassung grüßen, sondern nur mit der Nettigkeit logischer Rubriken coquettiren, sind für das Gemüth nur unheimliche Gespenster, vor denen es sich scheu und mißtrauisch zurückzieht.

So muß es aber besonders dann kommen, wenn diese neuen fremden Dinge nicht mit besonnener Ruhe nach und nach eingeführt, sondern mit leidenschaftlicher Hast auf einmal in Masse wie ein Sturzbad über das Gemeinleben ausgeschüttet werden, wie man es bei uns gemacht hat. Unserer Zeit ist ja freilich in der großen Symphonie der Weltgeschichte ein lebhaftes Allegro zugewiesen. Aber als Furioso brauchte man das doch nicht zu spielen; und die mancherlei Ruhezeichen und Ritardandos, die von dem göttlichen Tondichter wohlbemerkbar in die Partitur eingezeichnet sind, sollten die Herren Dirigenten doch auch nicht so überhudeln lassen. Jedenfalls ist es nicht zu verwundern, wenn derjenige Theil des Publicums, der etwas für sein Gemüth haben will, eine solche Aufführung nicht mehr als wohlthuenden Genuß, sondern als peinliche Mißhandlung empfindet. Das Gemüth will eben nicht gejagt sein, sondern es will vor allem leben, will das, worin es leben soll, auch wirklich erleben, und das braucht Zeit, viel Zeit, viel Arbeits- und Ruhezeit. Wo das Gemüth so ruhelos weitergehetzt wird, da kann es nicht mehr mitkommen, ja da mag es wohl gar nicht mehr mitgehen, sondern stemmt sich mit mißmuthigem Trotz wider den ancommandirten Geschwindschritt und hält mit desto zäherer Beharrlichkeit seine alte heimische Welt, in der es ihm großentheils noch ganz wohlig war, wider die neuen zweifelhaften Herrlichkeiten fest. Die gesunden Elemente, in denen das Volk wirklich, d. h. mit dem Gemüth leben kann, sind Natur

und Geschichte. Den frischen Trieb aus den Wurzeln der ursprünglichen Volksnatur, den kräftigen Pulsschlag des Lebens und Fühlens der Vergangenheit muß das Volk in seinen Einrichtungen zu spüren bekommen, wenn sie ihm wahrhaft sympathisch und vertraut werden sollen. Beides aber prägt sich am echtesten aus in den nationalen Ueberlieferungen, Sitten und Bräuchen, Anschauungen und Gefühlen — wohl auch Vorurtheilen; denn „das Vorurtheil ist die Knechtsgestalt, in welcher die zartesten, die fruchtbarsten, die tiefsinnigsten Wahrheiten in der Masse des Volks leben." Diese Elemente sind recht eigentlich die dem Volksleben eigenartigen und darum lebensfähigen Formen, in denen es ihm wahrhaft wohl ist, und die darum auch jederzeit, ganz besonders aber in tiefgreifenden Uebergangsperioden als die magna charta echter Volksfreiheit mit schonendster Sorgfalt gehütet werden müßten.

Aber gerade diese Ausgestaltungen der Volksseele wurden und werden bei uns geringschätzig behandelt als Ueberreste einer kindisch unreifen Vergangenheit, die vor dem Licht moderner Aufklärung schwinden müssen, als eine fehlerhafte Schülerscription, welche die Großmeister moderner Aufklärung nach dem Musterheft ihrer abstracten Theorien auszucorrigiren haben.

Mit diesem Geist, der gerade dem Lebenselement der Volksüberlieferung gegenüber stets verneint, ist unsere Zeit auch stets der Mephisto, vor dem es Gretchen graut. Allerdings läuft ja in diesem Unbewußten der Volksüberlieferung auch so manches Wunderliche mit unter. Allein das muß so sein und schadet auch nichts. Das Natürliche und Geschichtliche ist eben ein Lebendiges, das als solches auch seine eigene, vergleichsweise willkürliche Bewegung hat; und gerade in dieser seiner Freiheit birgt sich das tief poetische Moment, womit es dem Volksgemüth so innig vertraut und unentbehrlich wird. Wie zu einem gesunden, frischen jungen Menschen auch nothwendig ein paar kräftige Schrullen und Auswüchse gehören, deren künstliches Zustutzen nach der Schablone eines Musterknaben nur zur jämmerlichen Verhunzung des Charakters und Gemüths ausschlagen kann: so gehören auch zum gesunden fröhlichen Leben und Gedeihen eines Volkes etliche seltsame Launen und absonderliche Bildungen; und jeder Versuch, diese gewachsenen Eigenthümlichkeiten durch die Pädagogik einer aufgeklärten Gesetzgebung in das regelrechte Modell allgemeiner Begriffe zu pressen, ist

eine unverständige Grausamkeit, welche, wenn sie überhaupt etwas wirkt, nur eine äußere Verkümmerung und eine innere unbehagliche Gedrücktheit des Volkslebens zum Erfolg haben kann. Gerade in den scheinbar willkürlichsten Gestaltungen der Volkssitte und des Volksgefühls steckt oft mehr Weisheit als in den feinsten Theorien politischer Principienreiterei.

Denn — damit berühren wir eine tiefere Seite der Sache — alle jene überlieferten Volkssitten und Anschauungen gehen im letzten Grunde zurück auf die unentwegbaren sittlichen Grundlagen aller menschlichen Gemeinschaft: Autorität, Pietät und Zucht. Das sind die drei tiefinnerlichen Pulsadern, von denen das nationale Gemeinleben durchzogen sein muß, wenn seine Angehörigen auch innerlich, d. h. mit dem Gemüth sich ihm hingeben sollen. Wie schwer es unsere Zeit gerade in diesem Stück dem Gemüth macht, bedarf kaum eines Nachweises. Nicht nur verschwinden Autorität, Pietät und Zucht thatsächlich immer mehr aus allen Lebensverhältnissen, sondern, was das Schlimmere ist, die rechtliche Neuordnung unsers öffentlichen Lebens selbst leistet diesem Verfall Vorschub. Sie stellt statt der Autorität die Mehrheit, statt der Pietät die gesetzliche Pflicht hin, statt der Zucht die Polizei, das Strafrecht. Auch diese Factoren wirken ja; aber nicht, wie jene, innerlich, frei und stetig, sondern nur äußerlich, mechanisch, casuistisch; nicht persönlich und positiv, sondern nur sachlich und negativ. Statt, wie jene, die Gesammtheit als eine Gemeinschaft sittlicher Persönlichkeiten gliedlich zu gruppiren, fügen sie dieselbe nur als eine Masse von Rechtssubjecten aneinander. Was dem Staatsleben seine ideale Schönheit, seine innige Wärme verleiht, das Familienhafte, das durch Autorität, Pietät und Zucht lebendig erhalten wird, das wird durch diese formalen Factoren zum Geschäfts- und Vertragsmäßigen entleert. So wird das Gemeinleben gerade der wirksamsten Elemente zur Befriedigung des Gemüths entkleidet.

Die Sache greift aber noch tiefer. Die stärkste Grundlage aller Autorität ist die Religion; das eigentliche Quellgebiet der Pietät ist die Kirche; die beste Werkstätte der Zucht ist die Familie; der Verfall von Autorität, Pietät und Zucht wird im Letzten immer darauf zurückgehen, daß es mit Religion, d. i. mit Christenthum, Kirche und Familie übel steht. Mit dem Nachweis des Letzteren für unsere Zeit Wasser ins Meer zu tragen, wird man mir gern erlassen. Damit ist nun aber die tiefste Kluft

zwischen unserer Zeit und dem Gemüth aufgedeckt. Was nur immer dem schlichten deutschen Gemüth die befreundete Theilnahme am öffentlichen Gesammtleben abgewinnen kann, das faßt sich zusammen in den drei hohen Heiligthümern: Religion, Kirche, Familie. Sie sind die Angelpunkte, um welche sich die ganze Beziehung des Gemüths zum öffentlichen Leben dreht, sie sind der tiefere Untergrund, zu dem sich die Herzwurzel des Gemüths durch die aufgeschüttete Oberschicht des äußeren Lebensgetriebes, Halt und Nahrung suchend, hinabsenkt. Wo ihm dieser Boden durch den ätzenden Kalk frivoler Aufklärung und selbstsüchtiger Freiheit aufgelöst ist, da zieht es sich unzufrieden und scheu in sich selbst zurück. Mit der Verkümmerung von Religion, Kirche und Familie wird unserer Zeit immer mehr das Herz abgedrückt, an dem das Einzelgemüth sich verständnißinnig anschmiegen könnte.

Diese Zersetzung der realsten und fruchtbarsten Lebensgründe ist wesentlich mit Schuld daran, daß auch sonst im Gemeinleben des Gesunden, Kernhaften, woran das Gemüth sich Ersatz holen könnte, immer weniger wird, und jenes leidige Scheinwesen, jene leere Phrasenwirthschaft überhand nimmt, die das Gemüth, wenn es sie auch nicht immer kritisch zu durchschauen vermag, doch mit instinctivem Widerwillen zurückweist. Tiefer betrachtet geht auf dieselbe Ursache auch die verdrießliche Erscheinung zurück, daß im ganzen Umkreis unsers Gemeinlebens das Concrete, Leibhaftige, das dem Gemüth seinen eigentlichen Bedarf, nämlich lebendige Anschauungen und unmittelbare Eindrücke vermitteln könnte, immer mehr verschwindet, und Alles in allgemeine Rubriken sich verwischt.

Schon der Personalbestand des Volkes wird von den derben Ingredienzien urwüchsiger Menschengestalten immer mehr filtrirt und zu einem schablonenhaften Menschen- und Staatsbürgermaterial verdünnt: die scharfgeschnittenen Charakterköpfe, die knorrigen Originale mit ihrer souveränen Geschlossenheit, an denen in der grauen krabbelnden Masse der Alltagsmenschen das Gemüth sich erquicken und erbauen kann, werden immer seltener. Auch die bunten Gruppen, die das Gesammtleben natürlich und anmuthig gliedern, verschwimmen mehr und mehr. Stände gibt's fast nicht mehr. Der Adel hat seine sociale Sonderbedeutung als Inhaber des ererbten großen Grundbesitzes und Träger der ritterlich-romantischen Seite des Lebens großentheils verloren und ist mit

Wissenschaft, Beamtenthum, Großindustrie und Handel zu der sehr unbestimmten Kategorie der gebildeten Gesellschaft zusammengeflossen. Auch der Bürgerstand mit seiner ehrenfesten Stattlichkeit geht immer mehr aus, nach oben im Fabricanten und Kaufmann verdampfend, nach unten im Lohnarbeiter versickernd. Der Bauer mit seiner schlichten patriarchalischen Würde ist in einer darwinistischen Umwandlung zum Grundbesitzer oder Händler begriffen und in der Ausgleigung mit dem Städter schon weit vorgeschritten. Von beiden aber bröckeln sich breite Schichten ab, um sich aufzulösen in der fluthenden Masse, die man mit charakteristischer Allgemeinheit als „Arbeiter" bezeichnet. Die Zünfte mit ihrem freilich oft recht schwerfälligen, aber doch auch wohlthätigen und ergötzlichen Zopfe sind ganz dahin. Der sociale Unterschied der Geschlechter ist schon soweit beseitigt, daß man sich darauf gefaßt machen kann, auch die einzig übrige, von einer unbilligen der altmodischen Natur aufgezwungene Ungleichheit eines verschiedenen Pensums an der Fortpflanzung des Geschlechts demnächst in Frage gestellt zu sehen. Auch die Stammeseigenthümlichkeiten schleifen sich durch die Verkehrserleichterungen und die ungebundene Freizügigkeit merkbar ab. Volkstrachten, Mundarten, Gebräuche verschwinden; die launigen Gebilde örtlicher Sonderordnungen versinken unter den regelrechten Systemen der allgemeinen Gesetzgebung, wie die malerischen Mauern und Thore der Städte vor den rechtwinkligen Straßenzügen und Baulinien. Die Wissenschaft steigt mit volksthümlichen Vorlesungen von ihrer Höhe in die Mittellage des gebildeten Unterhaltungsbedürfnisses herunter. Die Kunst berührt sich im Dienst des Luxus mit dem Handwerk. Und so fast überall. Der schön angelegte Garten des Volkslebens mit seinen abwechselnden Partien, worin das Gemüth sich wohlig ergehen könnte, wird immer mehr eingeebnet zum prosaischen Eisenbahndamm für den brausenden Schnellzug des großen Weltgetriebes; die wohlgegliederte Gesellschaft verliert sich in den künstlichen Surrogaten der Vereine.

In diesem socialen Brei vergeht aber nicht nur der gemüthliche Genuß am Leben, sondern was schlimmer ist, es wird dadurch dem Einzelnen auch das wohlthuende Bewußtsein von seiner persönlichen Bedeutung und Tüchtigkeit gelähmt. Der durchschnittliche Mensch mit seiner bescheidenen Kraft fühlt sich dadurch mit tiefer Verstimmung herabgesetzt zu einem von den viel

tausend unfrei mitlaufenden Rädchen an der großen Gesellschaftsmaschine. Der ganze Krieg zwischen Herrschaften und Dienstboten, der eine der ärgsten Zeitplagen bildet, die zunehmende Unlust und Widerspenstigkeit der Dienenden aller Verhältnisse, die das Leben so empfindlich verbittert, ist zum größten Theil die Rückwirkung von diesem recht eigentlich inhumanen Zug, wie er vom Fabrikwesen her um sich greift, von der geschäftsmäßigen Herzlosigkeit, die nicht den Menschen *mit* seiner Arbeitskraft, sondern eigentlich nur die Arbeitskraft allein sucht und schätzt, und den Menschen nur als den Stiel, an dem die Arbeitskraft unlösbar hängt, widerwillig mit in Kauf nimmt. In dieser verletzenden Nichtachtung der Person liegt eigentlich der böseste Knoten der ganzen socialen Frage.

Der Einwand, daß ja unsere Zeit gerade überall die Persönlichkeit betone, zieht nicht, denn er beruht auf einer sehr verhängnißvollen Verwechslung *von Persönlichkeit und Individuum*. Das Individuum ist der Einzelne nur mit der thatsächlichen Besonderheit seiner geistleiblichen Natur. Die Persönlichkeit dagegen ist der Einzelne mit den geistig-sittlichen Kräften und Gesetzen, womit er jene seine Natur als Stoff und Werkzeug zur Ausgestaltung des wahren Menschenthums gebraucht. Die Persönlichkeit soll demnach allerdings das Grundprincip eines freien Staatswesens sein. Die Zugrundelegung des Individuums aber, wie sie in unserer Zeit als Rückschlag von der Uebertreibung des Allgemeinen regiert, kann nur dazu führen, daß die Einzelnen im Gehenlassen ihres niedern Naturtriebs ohne persönlich sittliche Zucht und Arbeit und wider die objectiven Gemeinschaftsnormen begünstigt, und folgeweise die schlechteren Elemente der Gemeinschaft auf Kosten der besseren berücksichtigt werden. Dies Beides bringt unsere heutige Gesellschaftsordnung nothwendig mit Volksgefühl und Gewissen in einen tiefen moralischen Widerspruch, der die edleren Gemüther mißmuthig sich von der Zeit abwenden macht.

Mit dieser Zurücksetzung der wahren Persönlichkeit hängt es eng zusammen, daß unsere Gegenwart überhaupt *dem innerlichen Leben zu wenig Recht und Raum gibt*, und vielmehr mit ihrer gesammten Bewegung *nach außen, an die Oberfläche drängt*. Eine der betrübendsten Erscheinungen in dieser Hinsicht ist *die Verödung* der schönsten Pflegestätte des Innenlebens, *des Hauses*. Der Poet des Gemüths, Jean Paul, sagt in der Vorrede zum Quintus Fixlein: „Die nöthigste Predigt,

die man unserm Jahrhundert halten kann, ist die, zu Hause zu bleiben.“ Unserm Geschlecht vollends ist das Zuhausebleiben die allerschwerste Pflicht. Der ganze Zug des Lebens in Thätigkeit und Genuß geht, gezwungen oder freiwillig, aus dem Hause hinaus auf den Markt der Welt. Und wo selbst die Seele des Hauses, die Frau, in weltsüchtiger Unruhe hinausflattert, da kann vom Leben des Hauses nicht viel gedeihen. Das Haus bleibt die Anstalt des physischen Daseins, der Pferch der prosaischen Handtirung, vielleicht auch der Rahmen einer formellen Geselligkeit. Aber die stille Lebensheimath, wo die edelsten Blüthen des Herzens sich erschließen, wo die tiefsten Saiten des Gemüths erklingen und die zartesten Triebe der Seele reifen, das ist das Haus für die größere Hälfte unsers Geschlechts nicht mehr. Aber auch wo sonst immer das Gemüth einen stillen Standort sucht, um das umgebende Leben auch einmal mit seinen tieferen, poetischen Farbentönen auf der zarten Platte des innern Sinnes sich spiegeln zu lassen, da tritt ihm Alles in einer gährenden Unruhe entgegen, die das Bild verwirrt und verzerrt. Es ist vor Allem das politische Getriebe, wodurch das Leben gemüthlich verdorben wird. Der Wind einer leidenschaftlichen Presse, der Hochdruck einer unausgesetzten Agitation, die Pump- und Saugwerke der endlosen Wahlen, die Vereine und Versammlungen, das Alles sorgt mit unermüdlichem Eifer dafür, daß doch ja kein Lebenswinkel vor der Sündfluth des politischen Getümmels sicher sei. In die erhabenen Zellen der Wissenschaft und in die freundlichen Gärten der Kunst, in die harmlosen Kreise der Schule und in die heiligen Räume der Kirche, in die schlichten Bahnen des Berufs, in den trauten Frieden des Hauses, in alle die heimlichen Zufluchtsstätten des Gemüths schiebt es sich störend herein, die werthvollsten Bande des Gemüths zerreißt es. Die schwerste crux für das Gemüth ist dabei das schreckliche P a r t e i w e s e n. Die politischen Parteien sind ja nothwendig als die Mahlsteine, welche die Körner der im Volksbewußtsein verstreuten politischen Ideen zu dem Mehl verarbeiten, woraus dann die leitenden Gewalten das nahrhafte Brod volksthümlicher Gesetze bereiten können. Aber eben darum sollten sie sich gegenseitig achten und von einander lernen. So ists in England. Was bei uns das Parteiweisen so vergiftet, das ist die unfehlbare Ausschließlichkeit, die heftige Leidenschaft und die tyrannische Gewaltthätigkeit der Parteien. Dadurch kommt in das Parteiwesen

eine hochmüthige Härte, eine stechende Bösartigkeit und eine heuchlerische Unwahrhaftigkeit, die das Gemeinleben in einer Weise vergiften, daß das Gemüth mit einem tiefen Unbehagen, ja manchmal mit einer Art Grauen sich davon abwendet.

Gewissermaßen das Gegenstück zu dem politischen Treiben bilden die Culturbestrebungen unserer Zeit. Aber auch hier macht sich die Richtung auf's Äußerliche, Sinnliche in einer für das Gemüth störenden Weise geltend.

Alle die großen Errungenschaften in dieser Dienstbarmachung der Natur und Weltkräfte für das Menschenleben kommen doch überwiegend nur den niederen Seiten des Lebens, dem materiellen Erwerb, dem Behagen und der Eleganz, dem industriellen Betrieb, der kaufmännischen Spekulation, der äußeren Organisation, dem gegeselligen Verkehr zu Gute. Es fehlt der ideale Sinn, der die Ergebnisse der Culturarbeit für die Zwecke der höheren Humanität zu verwenden, sie wahrhaft zu vergeistigen und zu versittlichen versteht. Das würden allerdings die energischen Bildungsbestrebungen unserer Zeit leisten, wenn sie rechter Art wären, und nicht blos den unheimlichen Mephisto im Menschen, den kalten zersetzenden Verstand fütterten. Das Subject der Bildung soll das Ich sein. Das aber ist nicht Verstand, sondern Geist, Gesinnung, Wille. Das geistige Vermögen, die Dinge nach ihrer göttlichen Idee zu fassen; der feine reine Sinn, der von Allem nur das Schöne und Gute sich innerlich aneignet, und der freudig ernste Drang, dieses ganze Erkennen für die hohe Bestimmung des eigenen und des Gesammtlebens fruchtbar zu machen, dies Capital von Geist, Gesinnung und Willen ist Bildung; und das muß im Gesammtleben mit regem Umsatz arbeiten, wenn auch das Einzelgemüth mit dem freudigen Einsatz seines innern Vermögens sich daran betheiligen soll. Jene blose Verstandesschulung läßt es nicht blos darauf ankommen, was aus dem Menschen nach seiner sittlichen Persönlichkeit wird; sondern indem sie diejenigen Elemente, welche eben nur mit dem Gemüth erfaßt werden können, also vor allem die ewigen, göttlichen Dinge bei Seite liegen läßt, pflanzt sie im Menschen die geringschätzige Gleichgiltigkeit, ja die bewußte Abneigung dagegen, erstickt ihm also gerade die Faktoren, welche den sittlichen Charakter geben und den wahren Werth des Menschen bestimmen. Eine solche Bildung muß allen idealen Zug in den Geistern ertödten und das Gemüthsleben in der traurigsten Weise

entweihen und veröden. Statt aller anderen Belege brauche ich dafür nur auf die Physiognomie unserer Jugend hinzuweisen. Die Jugend vertritt das Gemüth. Wo, wie in unserm Geschlecht, die Kinder nicht mehr in der poetischen Welt der Spiele leben, und die jungen Leute nicht mehr im romantischen Lande der Ideale schwärmen, wo der philisterhafte Sinn für einträgliche und bequeme Lebenseinrichtung, die blasirte krittelnde Gleichgiltigkeit gegen alles Überweltliche, die Neigung zum sinnlich Gemeinen selbst unter der Jugend so überhand nimmt, wie bei uns, da muß das Gemüthsleben der Nation sehr verarmt sein und, wenn nicht die Jugend neue Gemüthsquellen gräbt, immer mehr verarmen.

Das Gemüth will nicht sowohl verstehen und wissen, als vielmehr hinnehmen, ergreifen, und darum erst selbst hingenommen, ergriffen werden. Es sucht, auch auf dem Gebiet des Geistes, nach großen überwältigenden Eindrücken. Auch die bietet ihm jenes verstandesmäßige Wissen nicht. Jene aus dem Vollen geschöpften genialen Meisterwürfe, in denen die Zeitgenossenschaft mit bewunderndem Entzücken die tiefsten Offenbarungen menschlichen Denkens und Fühlens erkennt, und die noch auf weit hinaus im nationalen Geistesleben ihre Kreise ziehen, suchen wir im weiten Umkreis der modernen wissenschaftlichen Leistung vergebens. Auch das Höchste davon ist doch nur Virtuosenhaftes, das sich in zahlreichen Variationen verzettelt und damit allmählich seine Wirkung verliert. Wie aber der gesinnungslose Rationalismus immer mit innerer Nothwendigkeit von seinen vornehmen Wissensstelzen in den Schmutz niedrigen Sinnendienstes herunterfallen muß, so ist auch jene gebildete Verleugnung der höheren ewigen Wahrheit bei uns sehr bald und entschieden zu grob materialistischer Gesinnung fortgeschritten. Zunächst in den Kreisen der Wissenschaft, deren Wetteifer um die Ehre unserer bestialischen Abkunft das Gemüth zugleich mit Ingrimm, Ekel und Mitleid erfüllen mußte. Aus dieser Höhenlage ist's dann in die Niederungen des eigentlichen Volkslebens herabgesickert und dort angeschwollen zu einer Gier des materiellen Erwerbens und Genießens, die immer massenhafter und an immer edleren Theilen des Volkskörpers in abscheulichen Flecken moralischer Fäulniß aufbricht. Allen edleren Gemüthern muß sich dieser Brodem der Verderbniß erstickend auf die Brust legen. Und das nicht nur wegen seiner fauligen Widerwärtigkeit; sondern je tiefer gerade sie es fühlen, daß sie eben

auch Kinder ihrer Zeit, auch Fleisch und Blut sind, desto mehr muß ihnen dieser einreißende materielle Sinn vorkommen wie ein böses Gespenst, das sie umschleicht, um auch sie unvermerkt in den taumelnden Götzendienst des Fleisches hineinzuziehen.

Es hat das seine ernstliche Bedeutung um so mehr, als unsere Zeit die Sinnlichkeit auch in der feineren Gestalt der Kunst und Literatur großzieht. Die Malerei anlangend, so brauche ich zum Beweis nur den einzigen Namen Makart zu nennen. Bezüglich derjenigen Musik, welche dermalen eine fast absolute Herrschaft übt, sind die Meinungen getheilt. Aber wenn man nur zwischen Gefühl und Gemüth richtig unterscheidet, so daß das Gefühl nur das natürliche Organ zur Ablagerung der Sinneneindrücke, das Gemüth dagegen das sittliche Organ zur reinigenden Verklärung der Sinneneindrücke ist, so kann kein Zweifel mehr obwalten, daß die Wagner'sche Musik nicht sowohl der gemüthlichen Erhebung über, als vielmehr der gefühligen Überwältigung durch die sinnlichen Eindrücke dient; wie das auch schon wegen der starken Sinnlichkeit ihrer Texte und Scenerien von vornherein gar nicht anders sein kann. Den von Wagner übrig gelassenen Raum aber beherrschen bekanntlich die lockern oder gar unzüchtigen Operetten und Ballets oder vollends die gemeinen Offenbachiaden. Für unsere Poesie ist es charakteristisch, daß der eigentliche poetische Heimgarten des Gemüths, die Lyrik, von den ohnedies nicht zahlreichen bedeutenderen Dichtern fast gar nicht mehr bebaut wird, und insbesondere der Quell der Lieder fast völlig versiecht. Die andere dem Gemüth näher verwandte Gattung, die dramatische Dichtkunst, treibt ebenfalls nur sehr spärliche werthvollere Blüthen; daneben tauchen auch wohl noch vereinzelte gutangelegte Bühnenstücke aus dem massenhaften Quark leichtfertiger oder ordinärer Waare auf. Die poetische Kraft unserer Zeit concentrirt sich immer einseitiger im Roman, der auch in seiner edelsten Gestalt sich doch überwiegend an die sinnlichen Organe der Phantasie und des Gefühls wendet, in den niederen Formen aber vollends eine trübe Fluth frivolster Sinnlichkeit aufschäumt. Ein verheißungsvoller Nachwuchs junger Dichterkräfte will sich nirgends zeigen. Das Gemüth muß sich mit dem Erbtheil früherer reicherer Zeiten fristen. — Auch die Baukunst bewegt sich in einer mehr den Sinnen als dem Gemüth zusagenden Richtung. Viel elegante und bequeme Ausstattung, aber wenig originale Schönheit. Im Hausbau aristokratischer

Ordnung barocke Pracht, der Idee ebenso wie der Anmuth entbehrend; im bürgerlichen Hausbau die viereckige Langweile des kahlen Logirapparats, beides gegen die freie, schwungvolle Romantik des mittelalterlichen Patricier- und Bürgerhauses traurig abstechend. Im monumentalen Bau anspruchsvolle Massenhaftigkeit mit unruhiger Ornamentik; viel verstreute geschmackvolle Einzelheiten, aber kein einheitlicher Guß. Das wirklich Schöne ist Nachahmung von Altem, wobei es überdies charakteristisch erscheint, daß beliebig in Gothik, Renaissance und Rococo zugleich nachgeahmt wird. Daß unsere Zeit es zu einem eigenen Styl ebenso wenig bringen kann, wie auch nur zu einer bestimmten Richtung in der Wahl ihres Stylvorbilds, ist jedenfalls kein Zeichen von Tiefe oder Fülle ihres Gemüthslebens.

Zu den glänzendsten Proben unseres fortgeschrittenen Wissens gehören ohne Zweifel die bedeutenden Erfindungen auf dem naturwissenschaftlichen, mechanisch technischen Gebiet. Aber auch sie gerade haben gemüthlich angesehen etwas Unerfreuliches. Der eigentliche tiefe Reiz des Lebens für's Gemüth ist doch das freie Spiel der Menschenhand, die mit kunstvoll kräftigem Griff die Fäden der Dinge in einander schlingt. Je mehr nun mit der raffinirten Ausnutzung der Naturkräfte das freie persönliche Walten der Menschenhand zurückgedrängt wird, desto mehr verliert das Leben jenen eigentlich menschlichen vertraulichen Zug und läßt im Gemüth den unbehaglichen Eindruck zurück, der uns überall kommt, wo wir dem wundersamen Hereinwirken unberechenbarer Naturmächte ins Menschenleben gegenüberstehen. In der Verkümmerung des Handwerks, im Verschwinden geschickter Handwerker, wirklicher Handwerksmeister, macht sich übrigens das Unbehagliche dieser technisch-mechanischen Erfindungsfortschritte auch äußerlich in unliebsamer Weise fühlbar. Durch diese hochgetriebene Ausbildung der Industrie ist ferner die Erzeugung gewisser Lebensbedürfnisse ins Uebermäßige gesteigert, und folglich der Preis, natürlich aber auch die Dauerhaftigkeit derselben erheblich gemindert. Die unvermeidliche Folge davon ist es, daß die Stetigkeit und Innigkeit, welche früher durch die haltbare Beschaffenheit und die pietätvoll schonende Benützung der mancherlei Gebrauchsstücke auch in die kleinsten Lebensverhältnisse kam, zerstört, und eine rücksichtslos rasche Abnutzung, eine launenhafte Abwechslungssucht befördert wird, die nicht nur in ihren Erscheinungen dem Gemüth weh thut, sondern auch den Einzelnen selbst ansteckt und in seinen kleinen Lebenseinrichtungen gemüthlich ver-

dirbt. Zugleich wird eine Menge neuer gefälliger oder praktischer Artikel erzeugt, die durch den sinnlichen Reiz und die Mode zu Bedürfnissen werden; und so bildet sich eine üppige Begehrlichkeit, eine überflüssige Eleganz und Reichlichkeit des äußeren Lebenszuschnitts, in welcher der Mensch mehr und mehr die Befriedigung des Daseins zu finden sich gewöhnt, während das Gemüth Lust und Fähigkeit verliert, aus den tieferen, innerlichen Quellen sich wahre Freude zu schöpfen. Es wird wohl keine allzu ungerechte Beschuldigung sein, wenn ich behaupte, daß der unter der jungen Männerwelt der höheren Classen bedenklich einreißende Verzicht auf Gründung eines Hausstandes in den meisten Fällen weniger in wirklichem finanziellem Unvermögen seinen Grund hat, als in der gemüthlichen Unlust und Unfähigkeit, von der äußerlichen Eleganz und Behaglichkeit der Lebenseinrichtung um der tieferen Herzensfreuden des Familienlebens willen sich ein wenig abzubrechen.

Von nicht zu unterschätzender Bedeutung scheint mir noch ein anderes, wenn gleich mehr im Hintergrund stehendes Moment. Die Faustsage, die germanische Ausgestaltung der antiken Titanen- und Prometheussage, ist ein Erzeugniß des frommen Volksgemüths, hinter dessen phantastischen Zügen doch die ernste Wahrheit verborgen liegt, daß es für den weltbeherrschenden Beruf des Menschen eine feste Grenze gibt, deren keckes Ueberschreiten ihn in Verbindung mit dunklen Gewalten und damit in eine revolutionäre Stellung zu Gott bringen und nothwendig zu seinem Verderben ausschlagen müßte. Es läßt sich kaum verkennen, daß in den rastlosen Bestrebungen unserer Zeit auf dem Gebiet der Naturdynamik auch etwas von jenem unheimlichen Zug wirksam ist, der den Menschen zum Gott auf Erden machen möchte. In den sausenden Dampfmaschinen mit ihrem selbstständigen Arbeiten und ihren ans Wunderbare streifenden Leistungen liegt in der That etwas Dämonisches; und es ist nur ganz natürlich, wenn das Gemüth vor diesen stampfenden, schwirrenden Ungeheuern ein heimliches Grauen empfindet und sich des Eindrucks nicht erwehren kann, daß sich der Mensch damit gleich dem Zauberlehrling ein Heer tückischer Naturgeister auf den Hals ziehe, deren er am Ende nimmer Herr werden kann, und die auf einmal sich empören und mit entfesselter Gewalt den ganzen Bau seiner stolzen Culturwelt in Trümmer schlagen werden. Die mörderischen Wirkungen, welche als fürchterliche Selbstironie jener fortschreitenden Naturtechnik aus den Apparaten

derselben auch immer massenhafter und schrecklicher hervorbrechen, sind gleichsam die wetterleuchtenden Vorspiele zu jener letzten Katastrophe.

Wesentlich mit unter dem Einfluß dieser hochgespannten Technik, besonders des Dampfes und der Elektricität, hat sich unserer Zeit eine höchst ungemüthliche äußere und innere Ruhelosigkeit bemächtigt. Durch die immer steigende Vervielfältigung der Berufsaufgaben und die außerordentlichen Anforderungen in Bezug auf politisch-sociale Privatwirksamkeit artet die äußere Lebensthätigkeit in ein überhastetes Rennen und Jagen aus, und infolge dessen wird auch das Geistes- und Gemüthsleben in einer fieberhaften Spannung und Hast erhalten, welche Lebensfrische und Freude verdirbt. Und bei dem Allen drängt sich dann dem Geplagten auch noch das peinliche Gefühl auf, daß er eben infolge dieser Hast und Zersplitterung nirgends mit der vollen Kraft einsetzen, nirgends etwas Rechtes, Volles, wie er's sonst wohl vermöchte, leisten kann, sondern sich und Andere vielfach mit Halbheit und Scheinwesen zufrieden stellen muß. Diese angreifende Lebenshetze erregt natürlich um so stärker das Bedürfniß nach besonderen Erholungspausen. Aber dieselbe Ursache, die das Bedürfniß weckt, die äußere und innere Unruhe, erschwert und verhindert auch seine Befriedigung. Die gewöhnlichsten Erholungsmittel, Theater, Concert, häusliche und öffentliche Geselligkeit, sind infolge ihrer früher geschilderten inneren Art vielfach nur neue Heerde der Unruhe. Selbst unsere Feste, auch die schönsten, werden durch ihre Häufigkeit und durch das geistige und sinnliche Übermaß ihrer Anstalten vielfach mehr zu ermattenden Anstrengungen als zu stärkenden Erholungen. Insbesondere will es mir vorkommen, als ob bei den immer mehr verkümmernden schlichten Volksfesten alten Styls, bei denen der muntere Wellenschlag des bunten Volkslebens und das joviale Spiel des Volkswitzes das Beste thaten, das Gemüth sich besser gestanden hätte, als bei dem pflichtmäßig verständnißlosen Abrennen der Wunderstraßen moderner Industrie-Ausstellungen, das schließlich doch ebenso wie dort im Schatten eines nur etwas eleganteren und theuereren Bacchustempels sein ersehntes Ziel findet. Selbst die charakteristischen Versuche der Flucht „aus des Lebens verzehrender Mühe und Qual" in die glückseligen Thäler der Bäder und des Gebirgs werden durch ihre Gemeinüblichkeit, die uns überall dieselbe Gesellschaft nur in noch belästigenderer Massenanhäufung wie einen schwirrenden und zappelnden Heuschreckenschwarm wiederfinden läßt, und durch die eigene

innere Aufregung, die man überallhin mitbringt, großentheils zu neuen Hetzpartien, von denen das Gemüth ebenso leer und matt, als es ausgezogen, nur mit doppelt gereizter Empfindlichkeit für die Unruhe der heimischen Tretmühle zurückkehrt. Es ist ein verzweifelter circulus vitiosus von Unruhe zu Unruhe, worin unser modernes Leben sich bewegt. Was das Gemüth ja noch irgend von erquicklicher Ruhe zu genießen bekommt, das muß es sich in unserer Zeit mehr denn je mit einer doch immer schmerzlichen Nothwehr gegen das Gemeinleben, in einer mehr oder weniger gewaltsamen Isolirung von demselben mühsam erobern. Die Unglücklichen aber, deren Gemüth zu solcher Nothwehr nicht stark, zu solcher Isolirung nicht reich genug ist, werden von dem furchtbaren Räderwerk dieser gemüthlosen Hetze verschlungen. Die immer zahlreicher die Anstalten füllenden Gemüthskranken und die immer massenhafter, reihenweise aufmarschirenden Selbstmörder aus allen Ständen und Altersstufen sind sozusagen die Märtyrer, die mit ihren Lebenstrümmern erschütternd die Thatsache beleuchten, daß unsere Zeit dem Gemüth nicht gibt, wovon es leben kann.

Eins, und zwar ein überschwänglich Großes ist ja allerdings vorhanden, woran das Gemüth immer wieder mit tiefer stolzer Freude sich erwärmen kann; das ist das liebe deutsche Reich mit dem Hintergrund seiner glorreichen Erkämpfung und mit der Spitze seines edlen frommen Kaisers. Nur ist leider die den Vordergrund ausfüllende Wirklichkeit für das deutsche Gemüth stark beeinträchtigt dadurch, daß sie zum abstract liberalen Rechtsstaat mit seiner feinen politischen Maschinerie gestaltet ist. Um sich darin glücklich zu fühlen, müßte das deutsche Volk jedenfalls ein eigentlich politisches Volk sein. Das aber ist es nicht und wird es trotz aller politischen Dressur nie werden. Die tiefe Gemüthsanlage, die sein besonderer Vorzug ist, und politische Begabung schließen einander aus, nach der Natur der Sache und nach der weltgeschichtlichen Erfahrung. Die politische Sinnes- und Lebensrichtung ist als altrömisches — übrigens sehr bedenkliches — Erbtheil die Art der romanischen Völker. Auch das englische Volk verdankt seine hohe politische Begabung neben anderen Ursachen wesentlich seiner starken Mischung mit römischem Element. Germanisch ist das Politische nicht. Es war nicht zufällig, daß der vollendete Bau des römischen Staates durch die völlig staatslosen Germanen zerschlagen worden ist. Das bedeutete, daß nun anstatt der ausschließlich politischen

Völkergestaltung ein anderes innerliches Princip entscheidend in die Weltgeschichte eintreten sollte. Wie in den alten großen asiatischen Reichen die physische Kraft, im Griechenthum der philosophisch-ästhetische Genius, in Rom der praktisch politische Verstand zur vollen Entfaltung gekommen ist, so sollte nun im germanischen Volksthum das tiefinnerliche Gemüth mit seinem religiös sittlichen Zug als treibende Kraft der Weltgeschichte in Wirksamkeit treten. Durch Karl den Gr. ist das äußerlich begründet worden, durch die Reformation ist es, in gewissem Maße auch für den katholischen Theil unseres Volkes, zum inneren Durchbruch gekommen; und nachdem es in der Entwicklungsschule des für die idealen Interessen verhältnißmäßig günstigeren politischen Particularismus langsam und bescheiden und oft unter schmerzlichem Kümmern herangereift ist, so wäre es nun meines Bedünkens unserm Geschlecht deutlich als seine Aufgabe zugewiesen, mit dem gottgefügten neuen Reichsverband unter einem evangelischen Kaiserthum und mit den daraus entspringenden gottgeweckten neuen Kräften und Anregungen jene geschichtliche Aufgabe unseres Volkes mit neuem Ernst ins Werk zu setzen, d. h. den Grundfactor des Gemüths mit all seinen Einzelmomenten in unserm nationalen Leben zur vollen Geltung und in seiner ganzen Fruchtbarkeit und Schönheit zur lebendigen Darstellung zu bringen.

All die stolze Großmachtstellung, die hohe Bildung, die feine Gesetzgebung kann gerade dem schlichten Volk wenig helfen. Das liegt Alles zu hoch über seinem eigentlichen Lebensboden. Um das zu würdigen, muß es sich erst einen großen, meist vergeblichen Anlauf nehmen. „Das Hemd ist Einem näher als der Rock." Die kleinen alltäglichen Verhältnisse sinds, in denen und von denen das Volk eigentlich lebt. Und die sind in unserm modern liberalen Rechtsstaat vernachlässigt, preisgegeben. Ein Gemeinwesen, wo der ungestörte Gang des persönlichen, häuslichen, kirchlichen und geschäftlichen Lebens so wenig öffentlichen Schutz und rücksichtsvolle Erleichterung genießt, wo man sein bischen Recht auf ein stilles und geruhiges Leben in aller Gottseligkeit und Ehrbarkeit so oft erst mühsam und umständlich behaupten und erstreiten, so oft auch tiefverletzt preisgeben muß, wie bei uns — ein solches Gemeinwesen kann trotz aller sonstigen Herrlichkeiten für den schlichten deutschen Mann nie eine wohnliche Heimath werden.

Von jenem hohen Beruf unserer Zeit hat das deutsche Gemüth eine lebendige Ahnung, und das ist der eigentliche Grund seiner

tiefen Liebesfreude am deutschen Reich. Aber leider fühlt es sich mit ihr immer wieder auf ein schmerzlich zweifelndes Wünschen und Hoffen zurückgeworfen. Denn die Wirklichkeit des deutschen Reiches, dieser liberal-rationalistische Rechtsstaat, ist zur Erfüllung jenes Berufs schlechterdings unfähig. Er ist durch und durch gemüthlos, undeutsch. In seinen Grundlagen fehlt das fromme Geheimniß von Autorität und Pietät, in seinem gesetzlichen Recht der lebendige Pulsschlag von Volksgewissen und Volksgefühl, in seiner Gesellschaftsordnung der gesunde Kern von Natur und Geschichte. Lauter Erdachtes und Gemachtes, doctrinärer Schematismus und schablonenhafter Formalismus. Das Innerliche, das im wahren Sinn Patriarchalische, was für jede germanische Gemeinschaftsbildung der unentbehrliche Lebensnerv bleibt, alle die idealen Insignien, welche einst den edelsten Interpreten deutschen Geistes, einen Max von Schenkendorf, predigen und sprechen ließen vom „heiligen" deutschen Reich, die sucht das Gemüth im deutschen Staat, wie er ist, vergebens. Auch mit seinen glänzenden Hauptzügen, der materiellen Macht, der formalen Bildung und der politischen Correctheit ist er doch mehr nur eine moderne zusammenfassende Erneuerung des alten orientalischen, griechischen, römischen, d. h. des heidnischen Staatswesens, ein verhängnißvoller Abfall von dem ethisch-idealen Typus des christlich germanischen Staates.*)

Mag dieser Staat dem liberalen Fanatismus der „Gott auf Erden sein, über den schlechterdings nichts geht": das deutsche Volk, solang es den köstlichen Baarschatz seines tiefen Gemüthslebens sich nicht gegen das werthlose Papier seichter Weltseligkeit abschwindeln läßt, wird sich für diesen profanen Staatsbau nie erwärmen können. Gerade herausgesprochen: was unsere Zeit gemüthlich so fremd und widerstrebend macht, das ist der schmerzlichste Schnitt, der nur je die tieferen Gemüther eines Volkes von ihrer Zeit scheiden kann, es ist die bittere Empfindung, daß unser Volk in einer besonders verheißungsvollen, gottbescheerten Entscheidung seinen wahren Beruf verkannt und verfehlt hat, und mit dem, was es sich daraus bereitet hat, auf die rechte Höhe seiner weltgeschichtlichen Bestimmung nicht zu gelangen vermag.

*) Anmerk. In diesem Punkte vermag die Redaction dem Verf. durchaus nicht beizupflichten, ist vielmehr überzeugt, daß das deutsche Volk, mancher Mängel seiner Verfassung ungeachtet, an dem Reiche mit ungestörter Liebe und Anhänglichkeit festhielt und festhalten wird, wie uns denn auch des Verf. persönliche Vaterlandsliebe und reichstreue Gesinnung trotz dieser Meinungsverschiedenheit über allen Zweifel erhaben bleibt.

Das Schwere, man möchte sagen Tragische seiner Lage beruht sich also für das Gemüth in dem bittern Zwiespalt, daß gerade auf dem energischen innern Widerspruch gegen die dermalige Einrichtung des nationalen Gemeinwesens die Hoffnung auf und die Mitarbeit für eine künftige befriedigendere Gestaltung desselben beruht.*)

Diese peinliche innere Entfremdung wird aber noch verstärkt durch eine mehr von außen kommende, dem Gemüth besonders drückende Empfindung. nämlich durch die Empfindung der schwankenden Unsicherheit, welche jener liberale Rechtsstaat als nothwendige Folge für den ganzen politischen Bestand mit sich bringt. Hauptsächlich hängt das zusammen mit unserm modernen Parlamentarismus und seinen Beigaben. Schon sein äußerer Charakter, daß er mit Ausschluß jedes ständischen Elements reine Parteivertretung ist, die Lotterie der Wahlen, die Unberechenbarkeit der von allen möglichen Zufälligkeiten abhängigen Mehrheiten und Mehrheitsbeschlüsse, das Alles macht diesen Parlamentarismus zu einem unstäten Phänomen, dem bei seinen Bewegungen das Volksgemüth weit mehr mit mißtrauischer Neugier, als mit sympathischem Vertrauen zuschaut. Und wenn auch bei uns glücklicher Weise noch nicht vollständig durchgeführt, ist dieser Parlamentarismus doch immerhin einflußreich genug, um den berufenen Träger und Bürgen einer festen Stetigkeit in der Gesetzgebung, die monarchische Regierungsgewalt, in ihrem kräftigen Walten zu lähmen und damit dem Gemüth gerade den sichersten Anhaltspunkt, dem es mit einem instinctiven Zug der Verwandtschaft und des Zutrauens sich zuneigt, zu nehmen oder doch abzuschwächen. Mittelst dieses gefügigen Werkzeugs des Parlamentarismus hat der herzlose moderne Liberalismus Jahre lang jene verhängnißvolle, in Wahrheit nicht mehr reformatorische, sondern revolutionäre Wirksamkeit zu üben vermocht, durch welche, wie bereits besprochen, nicht nur so manche natürlich und geschichtlich befestigte werthvolle Sitten und Ordnungen unsers Volkes beseitigt, sondern auch, mittelbar und unmittelbar, die unwandelbaren religiös-sittlichen Grundlagen alles, insbesondere alles deutschen Volkslebens, unterwühlt wurden. So ist im buchstäblichen Sinne eine Bodenlosigkeit hergestellt worden, deren Ausfüllung natürlich mit allen

*) Auch hiermit kann sich die Redaction in keiner Weise einverstanden erklären.

noch so fein präparirten neuen Kunstmaterialien nicht gelungen ist, noch gelingen kann; und der Geist, der über diesen Wassern schwebt, ist nicht die dem deutschen Gemüth innig vertraute Freiheit, sondern die Emancipation, vor der es dem Deutschen nicht nur, sondern jedem edleren Gemüth grauen muß.

Sie ist recht eigentlich der böse Dämon unsers Volkes, der dasselbe in die viel beklagte und kaum mehr aufzuhaltende Zerrüttung und Verwilderung seines äußern und innern Lebens hineinreißt. Auf dem social-wirthschaftlichen Gebiet arbeitet sie als sogenannte freie Concurrenz, d. h. als der Krieg Aller gegen Alle, als der Kampf ums Dasein, den man zum Unterschied von seinem bekannten Stiefbruder den Unculturkampf nennen könnte. Damit ist die nackte Selbstsucht zum privilegirten Standpunkt erklärt; und derselbe säumt um so weniger, auch seine wildesten Triebe zur Vergewaltigung des Nächsten herauszulassen, als er ja durch die materialistische Tagesweisheit auch von allen religiös-sittlichen Scrupeln befreit ist, während ihm zugleich die fortschreitende Bildung und Wissenschaft eine Auswahl immer vollkommnerer Mittel für seine Betriebsamkeit liefert, von der harmlosen Vergiftung seiner Mitmenschen durch ihre Nahrung an bis zu der raffinirten Höllenmaschine, die aus Hunderten von zerfetzten Menschenleibern eine stattliche Versicherungssumme herausschlagen muß. Die schauderhafte Ergänzung dazu zeigen die Fälle, wo hinter den abgestreiften religiösen und Gewissensbanden die Bestie im Menschen offen mit brutaler Wildheit hervorspringt, die Messerangriffe und Ueberfälle, die Kaiser-Attentate und Beamten-Erdolchungen, die Lustmorde und Familienschlächtereien, die mit ihrer zunehmenden Masse und Grauenhaftigkeit zu der hohen Cultur unsers Zeitalters die furchtbare bluttriefende Kehrseite liefern. Fürwahr, wenn man so überall Betrug voraussetzen und nach allen Seiten auf dem „qui vive“ stehen muß, wenn man schier kein Stückchen Brod ohne Furcht vor Gift genießen und keinen stillen Spaziergang ohne den Revolver in der Tasche machen kann; wenn man in den öffentlichen Tagesberichten fortwährend durch Schmutz und Blut waten und selbst an den Stätten öffentlichen Rechts und nationaler Festfeier über Sprengbomben hinschreiten muß — so ist das wohl mehr als genug, um das Gemüth mit Scham und Entsetzen in sich selbst zurückzudrängen.

Daß jene Dinge nur vereinzelte grobe Ausartungen seien, damit

kann sich nur der oberflächlichste Optimismus beruhigen. Jedes ernstere Auge erkennt darin das Aufschäumen von Geistesströmungen, die sich tief und breit durch alle Schichten des Volkes hinwälzen. Das jubelnd begrüßte Pronunciamento eines Strauß, der den mit etwas aristokratischem Wissensdünkel verbrämten religionslosen Naturalismus als die Höhe humaner Bildung verkündete; die gierig verschlungene philosophische Elegie eines Hartmann, der das Nichtseinwollen, d. h. deutlich ausgedrückt den Selbstmord, das Ergebniß des bankrotten Heidenthums, als Vollendung aller Lebensweisheit predigt, und wie es scheint nicht ohne Erfolg predigt; und die hochgefeierte materialistische Naturwissenschaft, die im Affenhause ihren Cultus verrichtet; dann auf der andern Seite die social-demokratische mordlustige Verschwörung gegen alle göttliche und menschliche Ordnung und der erboste Feldzug der fortschrittlich-undeutschen Presse gegen alles Christlich-Heilige; endlich die gewissenlose Gier des Geldgewinnes und die frivole Gemeinheit des Fleischesdienstes, die in den hohen, mittleren und tiefen Lagen unsers Volkes pestartig grassiren — dies Alles sind nicht blos widerwärtige Einzelerscheinungen, sondern es sind die aufsteigenden Dämpfe von einer Gährung unsers ganzen politisch-socialen Lebens, welche jetzt schon den Boden unter unsern Füßen schwanken macht und über kurz oder lang den ganzen Bau unsers nationalen Lebens zu verwüsten droht. Ein beklemmendes Gefühl der Unsicherheit, ein banges Warten der Dinge, die da kommen werden, das ist für Alle, welche die herrschende Luft mit den feinen Sinnen des Gemüths zu athmen verstehen, der tief unheimliche Eindruck von unserer Zeit. —

Die Leser werden froh sein, daß es zu Ende ist; ich selber bin's auch. Es war ein trübes Bild, das ich vorzuführen hatte. Zwar, wie schon zu Anfang bemerkt, sei's hier am Schluß wiederholt: es sollte nur *eine Seite* am Gesammtbild unsrer Zeit sein, und sie hat auch noch andere Seiten, die in freundlicheren Farben leuchten. Aber auf *dieser* Seite ist's wirklich dunkel; unsere Zeit ist arm an Gemüth und zehrt eben darum unserm Volk am Gemüth. Warum ich nun gerade diese dunkle Seite vorgezeigt habe? Nun ich kann kurz antworten: eben weil ich hier in diesen Blättern unter diesem Chor von Zeugen einer christlich-conservativen Zeitbetrachtung meine Stimme erheben darf. Denn christlich und conservativ sein heißt nach meinem Verständniß nichts Andres, als: Alles mit dem Gemüth fassen. So sind denn diese Blätter selbst

mit ihrem Leserkreis ein thatsächliches Zeugniß, daß auch in unserer Zeit doch noch ein Schatz von Gemüth lebendig und wirksam ist. Es ist das nicht aus der Zeit, sondern aus der Ewigkeit, aus den Gottestiefen des Glaubens stammende christliche Gemüth, das nun mit seiner gotterzeugten Lebens- und Liebeskraft auch die verschmachtende Seele des Volkes zu erquicken und zu heilen sich bemüht. So soll's ja auch sein. Je weniger unser Gemüth von der Zeit hat, desto mehr soll die Zeit von unserm Gemüth haben. Für diese nationale Liebesarbeit Antrieb und Richtung zu geben, dazu wollen die vorgeführten kritischen Zeitbetrachtungen dienen. Denn das ist zweifellos gewiß: von Allem, was wir für unser Volk in seiner dermaligen schweren Krisis thun wollen und können ist es das Wichtigste und Beste, die entscheidende Grundbedingung, daß wir ihm sein tiefstes Lebensorgan, sein Gemüth wieder zu beleben und zurechtzubringen suchen. „Was hülfe es dem deutschen Volk, wenn es die ganze Welt gewänne, und nähme Schaden an seiner Seele?" Aber Gottlob, es bedarf da auch nicht mehr als eben aufwecken, neubeleben. Die Lutherfeier hat's gezeigt, daß unser Volk, wenn auch ein zerfahrenes und abgestumpftes, so doch noch immer ein wirkliches, ja auch für das Wahre empfängliches Gemüth hat, und wo der Punct liegt, von dem aus es zu fassen ist. Da laßt uns einsetzen, aus dem von unserm Luther wieder aufgeschlossenen Heilquell christlicher Glaubens- und Lebenswahrheit immer wieder das eigene Gemüth laben und stärken und die dort geschöpfte Fülle auf die vertrockneten Fluren unsres Volkes befruchtend hinausleiten; dann wird's, so Gott will, doch auch noch wieder einmal auf deutscher Erde grünen und blühen von frischem und frommem, frohem und freiem deutschem Leben; dann dürfen wir's auch als unsern Trost bekennen, was der fromme Prophet des deutschen Gemüths einst in dunkler Zeit hoffnungsfreudig gesungen:

> Ein Morgen soll noch kommen,
> Ein Morgen hell und klar,
> Sein harren alle Frommen,
> Ihn schaut der Engel Schaar.
> Dann Klang von allen Thürmen
> Und Klang aus jeder Brust,
> Und Ruhe nach den Stürmen,
> Und Lieb' und Lebenslust.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XI. Heft 2.

Zur
Beurteilung der Probebibel.

Von

Dr. W. Rathmann,
Oberpfarrer in Schönebeck.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1885.

Kaiser Wilhelm hat am gesegneten vierhundertjährigen Gedächtnistage der Geburt D. Luthers als ein ungemein wertvolles Geschenk den evangelischen Volksschulen seiner gesamten Monarchie das Bild von L. Gey: D. Martin Luther im Kreise seiner Mitarbeiter die heil. Schrift verdeutschend, dargeboten. Er hat dadurch bezeugt, daß für die evangelische Volksschule die Bibel nicht blos der Mittelpunkt des ganzen Religionsunterrichts, sondern auch der Quellpunkt aller in ihr waltenden erziehenden Kräfte ist, und hat auf die Erhaltung des evangelischen Charakters der Volksschule ein neues Siegel gedrückt. Er hat auch dadurch seinen Wunsch bezeugt, daß die heilige Schrift dem ganzen Volk immerdar das Lebensbuch bleibe*).

Doch nicht eigentlich will das Bild die Verdeutschung der heil. Schrift darstellen. Das gewaltige, nicht blos für die evangelische Kirche, sondern für das deutsche Volk und seine Sprache wichtige Werk der Übersetzung hatte D. Luther selbst übernommen. Ursprünglich hatte er seinen Freunden in Wittenberg vorgeschlagen, daß jeder von ihnen einen Teil der Bibel übersetzen solle, damit auf diese Weise die gesamte heilige Schrift recht bald in der deutschen Sprache erscheinen möchte. Aber Melanchthon und andere Freunde hatten nicht aufgehört, in ihn zu dringen, daß er diese Arbeit, so groß und schwer sie auch sei, allein übernehmen möchte, weil keiner von ihnen der Schrift so mächtig sei als Luther

---

*) Vgl. Kannegießer, Reg.- und Schulrat in Magdeburg, das Jubiläumsgeschenk Kaiser Wilhelms für die evangelischen Volksschulen Preußens. Anleitung zur schulmäßigen Behandlung des Bildes von L. Gey. Breslau, Hirt.

und keiner so sehr ein Meister der Sprache wie er. So unterzog er sich denn der Arbeit bereits auf der Wartburg gegen Ende des Jahres 1521 und war dabei so fleißig, daß er schon nach drei bis vier Monaten die Übersetzung des Neuen Testaments beendet hatte. In Wittenberg brauchte er die Arbeit nur noch durchzusehen, und so kam das Neue Testament am 21. September des Jahres 1522 heraus. Die Übersetzung des Alten Testaments war wegen der Sprache und des Umfangs und aus anderen Gründen schwieriger und wurde durch die große anderweitige Arbeitslast, die auf Luther lag, aufgehalten. Am 3. November 1522 schrieb er an seinen Freund, den kurfürstlichen Hofprediger Spalatin: „In der Übersetzung des Alten Testaments bin ich soeben beim dritten Buch Mosis. Es ist unglaublich, wie mich bisher Briefe, Geschäfte, Gesellschaften und vieles andere abgehalten haben. Aber nun habe ich beschlossen, mich zu Hause einzuschließen und zu eilen, daß Moses noch bis zum Januar in die Presse komme." Als er mit der Auslegung des 22. Psalms beschäftigt war, hielt er sich einmal drei Tage lang in seinem einsamen Studierzimmer verborgen. Seine Gattin wurde hierdurch in nicht geringe Unruhe versetzt. Sie weinte, klopfte an die Thür, bat zu öffnen — vergeblich. Endlich ließ sie durch einen Schlosser die Thür öffnen. Als sie ihn endlich erblickte über seiner Bibel sitzend, neben sich nur Salz und Brot habend, gab er auf ihre Vorwürfe die Antwort: Meinst du denn, daß ich etwas Schlechtes vorhabe? und zeigte dabei auf den 22. Psalm. — Am schnellsten folgten noch die geschichtlichen Bücher des Alten Testaments: die fünf Bücher Mosis erschienen 1523, die übrigen bis 1524; dann noch in demselben Jahre Hiob, Psalter und die salomonischen Schriften. Aber die längste Zeit nahmen die Propheten in Anspruch. Sie wurden im Jahre 1533 fertig gestellt, und erst im Jahre 1534 konnte die erste vollständige Ausgabe der deutschen Bibel im Druck erscheinen. Sie führte den Titel: Biblia, das ist die gantze heilige Schrift. Deudsch. Martin Luther. Wittenberg. Begnadet mit churfürstlicher zu Sachsen Freiheit. Gedruckt durch Hans Luft. MDXXXIIII.

Hatte Luther schon vor der Vollendung der ganzen Übersetzung an einzelnen Stellen nachgebessert und namentlich das Psalmbuch bereits im Jahre 1531 einer dem Geiste der deutschen Sprache umfassendere Rechnung tragenden Revision unterworfen, die be-

reits in die erste Ausgabe der vollständigen Bibel aufgenommen ist, so finden sich Änderungen und Besserungen in den folgenden Auflagen. Die vierte gründlichst revidierte Ausgabe erschien 1540 und 1541, endlich die fünfte und letzte unter Luthers Augen gedruckte 1545.

Unablässig arbeitete Luther an einer immer vollkommneren Lösung seiner Aufgabe. Auf der Universitätsbibliothek in Jena wird das Handexemplar des Alten Testaments aufbewahrt, in welchem er eigenhändige Korrekturen anbrachte. Insonderheit sammelte er im Jahre 1539 seine Freunde und Genossen in Wittenberg und auch aus der Ferne um sich, um mit ihnen die ganze Übersetzung von Anfang bis zu Ende durchzugehen. Mathesius machte davon in der dreizehnten seiner Predigten über Luthers Leben folgende Mitteilung: „Als nun erstlich die ganze deutsche Bibel ausgegangen war (d. h. die Exemplare vergriffen waren) und ein Tag lehrt immer neben der Anfechtung den andern, nimmt D. Luther die Biblien von anfang wieder für sich mit großem Ernst, Fleiß und Gebete und übersiehet sie durchaus. Und weil sich der Sohn Gottes versprochen hatte, er wolle dabei sein, wo ihrer etliche in seinem Namen zusammenkommen und um seinen Geist bitten, verordnet D. Luther gleich ein eigen Sanhedrin von den besten Leuten, so desmals vorhanden, welche wöchentlich etliche Stunden nach dem Abendessen in Doktors Kloster zusammenkommen, D. Johann Bugenhagen, D. Justum Jonam, D. Kreutziger, Magister Philippum, Matthäum Aurogallum, dabei Magister Georg Rörer, der Korrektor auch war. Oftmals kamen fremde Doktoren und Gelehrte zu diesem hohen Werk, als D. Bernhard Ziegler, D. Forsterius. Wenn nun Doktor Luther zuvor die ausgegangene Bibel übersehen und daneben bei Juden und fremden Sprachkundigen sich erlernt und sich bei alten Teutschen von guten Worten erfragt hatte, — wie er ihm etliche Schöps abstechen ließ, damit ihm ein teutscher Fleischer berichtet, wie man ein jedes am Schaf nennete, kam D. Martin in das Konsistorium mit seinen alten lateinischen und seinen neuen teutschen Biblien, dabei er auch stetigs den hebräischen Text hatte. Herr Philippus bracht mit sich den greckischen Text, D. Kreutziger neben der hebräischen die chaldäische Bibel; die Professores hatten bei sich ihre Rabbinen, D. Pommer hatte auch einen lateinischen Text für sich, darin er sehr wohl bekannt war. Zuvor hatte ein jeder sich für den Text

gerüst, davon man rathschlagen sollte, greckische und lateinische neben den jüdischen Auslegern übersehen. Darauf proponiert der Präsident einen Text, ließ die Stimm herumgehen und höret was ein Jeder dazu zu reden hätte nach Eigenschaft der Sprache oder nach der alten Doktoren Auslegung. Wunderschöne und lehrhaftige Reden sollen bei dieser Arbeit gefallen sein, welcher Magister Georg Rörer etliche aufgezeichnet, und die hernach als kleine Glößlein und Auslegung auf den Rand zum Text gedruckt sein. Jeder sagte, wie er es wüßte mit der Grammatika oder aus guter Folge, das mit dem Vorhergehenden und Nachfolgenden übereinstimmt, oder Zeugnis Gelehrter zu erweisen, bis endlich im 41. Jahr dies Werk durch Gottes Gnade vollbracht ward". Bei Tische ließ D. Luther einst die Frage umgehen, wie das Wort Chail (Sprüchw. Salom. 31, 10. Wem ein tugendsam Weib bescheeret ist u. s. w.) auf gut deutsch zu geben sei, ob man's häuslich oder ehrbar oder tugendsam, ratsam, vernünftig übersetzen sollen. Etliche erwähnten den damals neu aufgekommenen Ausdruck „viel tugendreiche und gestrenge Frau", aber Luther sagte: wir wollen mit den Frauenzimmernworten und festen und gestrengen Frauen in unsern Häusern und Bibel unverworren sein.

Auf dem Bilde von Gey sehen wir demgemäß sechs Freunde um Luther versammelt. Ihm zur Rechten Philipp Melanchthon, weiter rechts Johannes Bugenhagen, hinter dem Tisch Kaspar Kreutziger, im Hintergrunde Georg Forster, links am Tisch Georg Rörer, neben ihm stehend Justus Jonas; davon vier den sächsischen Landschaften, Melanchthon der Pfalz, Bugenhagen dem Herzogtum Pommern, Georg Forster der freien Stadt Augsburg, dem Sitz des denkwürdigen Reichstags von 1530, sie alle also den verschiedensten deutschen Landschaften entstammt, aber alle einig in dem großen Werke der Bibelerklärung.

So zeigt uns denn schon dieses Bild, wie wenig begründet die Behauptung ist, als ob diesem Geschenke diejenige Jubelgabe widerspreche, welche die Cansteinsche Bibelgesellschaft zum Lutherfest des Jahres 1883 in der Probebibel, dem Abdruck der im Auftrage der Eisenacher deutschen evangelischen Kirchenkonferenz revidierten Bibel, dem evangelischen Volke dargeboten hat. Unter Gebet und Flehn haben sich die zu diesem Werke berufnen Männer aus allen Gegenden des evangel. Deutschlands in Halle, der Erbin der Universität Wittenberg und

der Stätte der größten deutschen Bibelgesellschaft, versammelt. Unter der Arbeit ist ihnen bei der treuesten Versenkung in Luthers Persönlichkeit die Größe des Mannes je weiter je mehr aufgegangen, und sie bezeugen, daß der hohe Wert des Meisterwerks der lutherischen Bibelübersetzung und die vielseitigen unübertrefflichen Vorzüge über alle gewöhnliche Vorstellungen beträchtlich hinausgehen. Sie haben für die Aufgabe, den gesicherten Ertrag der exegetischen Forschung von drei Jahrhunderten in die deutsche Volks- und Kirchenbibel aufzunehmen, die größte Vorsicht, die maßhaltendste Besonnenheit, die pietätvollste Schonung des lutherischen Textes erforderlich erachtet und es für den verhängnisvolleren Fehler erkannt, in der Berichtigung der Lutherbibel nach dem Grundtext des Guten zu viel zu thun, als daß sie einzelne Berichtigungen unterlassen hätten. Zwar hat sich Luther in seinen Sendbriefen vom Dolmetschen (Erl. Ausg. Bd. 65. S. 113) mit scharfen Worten gegen die gewendet, die seine Bibelübersetzung verändern möchten: „Wer mein Dolmetschen nicht will, der laß es anstehen; der Teufel danke ihm, wers ungern hat, oder ohn mein Wissen und Willen meistert. Solls gemeistert werden, so will ichs selber thun; wo ichs selber nicht thu, da lasse man mir mein Dolmetschen im Frieden und mache ein Jeglicher, was er will, für sich selbst." Aber es war dies doch von Papisten geredet, die von ihm reichliche Stücke seiner Übersetzung stahlen und doch zugleich ihn meisterten und schmähten. Dazu hat er selbst unter Beirat von Freunden fort und fort gebessert und sagt ein andermal: „Unsre Nachkommen mögen getrost hebräisch studieren und alles besser machen." — Auch ist Luthers Bibelübersetzung zur Kirchenbibel geworden, die beim Jugendunterricht, beim öffentlichen Gottesdienste und durch viele andere Veranstaltungen dem Volke als die beste Verdeutschung der heil. Schrift dargeboten wird. Kommt nun die Kirche in ihren berufenen Vertretern zu der Überzeugung, daß die bisher von ihr verbreitete Übersetzung verbessert werden muß, so hat sie die Pflicht, diese Verbesserungen um der Wahrheit willen herbeizuführen.

Dennoch ist über das Unternehmen der Revision der heiligen Schrift, wie es von dem durch die Eisenacher Kirchenkonferenz berufenen Ausschusse bis zu dem Ziel einer letzten Prüfung gefördert ist, seit seinem Erscheinen ein ernster Meinungsstreit entbrannt. Zwar hat der Revisionsausschuß zur Abgabe von Gutachten über die Probebibel selbst aufgefordert und zur Annahme derselben

behufs Berücksichtigung bei der endgiltigen Feststellung eine schließlich auf den 10. November 1885 erstreckte Frist festgestellt. Aber er hatte um genaue Berücksichtigung der von ihm angenommenen oder vielmehr ihm zum Anfang aufgelegten Grundsätze gebeten. Man ist aber über diese Bitte hinweggegangen, und nachdem die Mitglieder des Ausschusses oder von zustimmenden Kirchenbehörden wie D. Riehm, D. Schröder, D. Delitzsch, D. Grimm, D. Schlottmann, Oberkonsistorial-Rat Düsterdieck, Konsistorial-Rat Kühn, Konsistorial-Rat Kleinert, den Standpunkt des Ausschusses vertreten haben, ist seit der Veröffentlichung der Probebibel kein Monat vergangen, in welchem nicht zahlreiche Beurteilungen derselben laut geworden wären. Die Zahl der besondern Druckschriften, auf welche wir unten teilweis eingehen, hat längst das Dutzend überschritten, unzählige Artikel in allen deutschen Zeitschriften und Zeitungen haben davon gehandelt, fast alle Pastoralkonferenzen haben darüber Beschlüsse gefaßt, und dennoch herrscht über eine, noch dazu die Hauptfrage, noch völlige Unklarheit.

Daß der theologischen Wissenschaft die Berichtigung ungenauer Stellen in Luthers Bibelübersetzung erwünscht sei, darüber ist im wesentlichen Einverständnis. Was aber die Rücksicht auf den einfachen Bibelleser verlange, darüber ist der Kampf entbrannt. Die einen befürchten durch die Einführung von Verbesserungen der gewohnten Lutherbibel eine Verwirrung des evangelischen Volks und gestehen höchstens die Aufnahme von nur äußerlichen Änderungen zu, die andern teilen diese Furcht nicht, ja wollen vielfach weit über die Vorschläge der Probebibel hinausgehen. Theologen werden leicht unter den erschienenen Besprechungen etliche finden, die ihnen ein klares Urteil über die Probebibel geben*). Für gebildete Laien ist wenigstens seit dem Beginn der eigentlichen Erörterung keine bezügliche Druckschrift erschienen, und doch, wie wir nachgewiesen haben, wird es vornämlich darauf ankommen, was unsere treuen Bibelleser, was unser evangelisches

*) Unter den von unbeteiligter Seite erschienenen Schriften heben wir namentlich hervor: Lic. theol. L. Krummel, die Probebibel. Heidelberg, Carl Winter, 70 S. und den Aufsatz von Breest, Agenten der Preuß. Hauptbibelgesellschaft, der revidierte Luthertext in Nr. 27—29 von 1884 des Ev. Gem. Blatts von Sup. Eilsberger in Königsberg.

Volk zu dem Unternehmen der Bibelrevision sagen wird. Ist es für die einfachen Christen zu schwer und zu wenig faßlich, so wird man unbedingt davon abstehen müssen trotz der bald 30 Jahre, in denen auf die Vorbereitung die größte Sorgfalt verwandt ist.

Dem Zweck dieser Sammlung entspricht es, gerade die Nichttheologen über die wichtige Zeitfrage zu orientieren. Wir wollen daher bemüht sein, unsere Behandlung möglichst alles gelehrten Beiwerks bar zu halten, obwohl Kundige bald erkennen werden, daß wir die erschienenen Druckschriften, insbesondere die trefflichen Vorberichte der Cansteinschen Bibelgesellschaft und des Revisionsausschusses, die der Probebibel vorgedruckt sind, aufs sorgfältigste zu berücksichtigen bemüht gewesen sind.

Wir werden zunächst die Veranlassung zu dem Unternehmen der Probebibel darlegen und sodann von der Ausführung desselben handeln. Danach werden wir die vornämlichsten Stimmen prüfen, welche darüber verlautbart sind, und damit zu einem Endurteil über das Werk kommen.

1. Die Ursachen der Revision.

Nicht gelehrte Meinungen und Liebhabereien haben den Anstoß zu dem Bibelrevisionswerk gegeben. Nicht von Kreisen der Wissenschaft, sondern von den evangelischen Bibelgesellschaften ist der Mangel an Übereinstimmung und an gleichmäßiger Korrektheit des Textes in den vorhandenen Ausgaben der Lutherbibel vornämlich hervorgehoben, so daß zuerst die Notwendigkeit einer einheitlichen und gereinigten Textgestalt erkannt und von da aus allmählich auch die Beseitigung sachlicher Mängel der Übersetzung ins Auge gefaßt wurde.

Noch in Luthers Todesjahr erschien eine neue von G. Rörer besorgte und nach Luthers Weisung, wie er behauptet, in einzelnen Wörtern, auch ganzen Sentenzen geänderte Ausgabe. Um der durch diese und in den Jahren 1548, 1550 ff. vorgenommene Änderungen hervorgerufnen Verwirrung vorzubeugen, verbot Kurfürst August von Sachsen jeden eigenmächtigen Neudruck und ließ dann durch einen Ausschuß von Gelehrten den ursprünglichen Text von der letzten Hand Luthers zusammenstellen. Dieser erschien 1581 und ist die Normalausgabe für die späteren geworden.

Dennoch hat von Rörers Korrekturen etwa ein Drittel in der Lutherbibel Bürgerrecht erlangt, weil man bei einer Anzahl nachweisen kann, daß sie Luthers Meinung entsprachen. So ist 1. Mos. 4, 1 Evas Wort von Luther ursprünglich übersetzt: Ich habe den Mann des Herrn. Aber schon 1543 hat er sich in der Abhandlung: „Von den letzten Worten Davids", entschieden für die von Rörer nachher aufgenommene Übersetzung ausgesprochen und dasselbe 1545 auf das bestimmteste wiederholt. 1. Kor. 13, 8 hat die Normalbibel von 1545 „Die Liebe wird nicht müde; es müssen aufhören die Weissagungen". Jetzt steht nach Rörer: „Die Liebe höret nimmer auf, so doch die Weissagungen aufhören werden" u. s. w. Phil. 2, 13 hatte Luther übersetzt: „Denn Gott ist's, der in euch wirket, beide, das Wollen und das Thun nach seinem Wohlgefallen". Rörer: — „und das vollbringen, das etwas geschehe, das ihm wohlgefällig ist". Der jetzige Text ist aus beiden gemischt: — und das Vollbringen nach seinem Wohlgefallen.

In den zahlreichen späteren Ausgaben, besonders seit dem 17. Jahrhundert, wo man vieles in Luthers Sprache nicht mehr verstand, erfuhr der Bibeltext nicht wenige absichtliche und unabsichtliche Veränderungen, sachlicher und sprachlicher Art.

Schon seit 1574 steht die unechte Stelle 1. Joh. 5, 7 gegen Luthers Sinn in der Bibel. Mark. 11, 26, Luk. 17, 36, Jak. 4, 6, Offenb. 21, 26, welche Luther in der von ihm benutzten Ausgabe des Neuen Testaments nicht vorfand und darum nicht übersetzte, fügte im 17. Jahrhundert Jak. Weller bei. Öfter wurden frühere Übersetzungen Luthers seiner späteren vorgezogen. Psalm 16, 6 übersetzte er: Mir ist das Los auf Liebliche gefallen (Gläubige) gefallen. Dagegen lesen wir jetzt: aufs Liebliche, d. i. ein lieblich Land, wie er 1524 schreibt, und ungenau sagt und druckt man sogar: aufs lieblichste. Psalm 119, 54 übersetzte er im Jahre 1521, wie wir jetzt in unsern Ausgaben lesen: deine Rechte sind mein Lied im „Hause meiner Wallfahrt"; es lautete aber in der Bibelausgabe: „in meinem Hause". Aus dem Grundtext ist geändert Ap.-Gesch. 9, 7: „die Männer hörten eine Stimme" (statt Luther: „seine"): So ist die Zahl der sachlichen Verschiedenheiten schon seit lange eine nicht geringe.

Viel größer sind die sprachlichen Änderungen, die dem jedesmaligen Zeitgebrauche und Zeitgeschmacke richtig oder unrichtig angepaßt wurden. Hebr. 11, 1 schrieb man seit etwa 100 Jahren

in den Cansteinschen Ausgaben statt „zweifeln" im Anschluß an das vorausgehende hofft „zweifelt". Die Redensart einen „rechtsprechen", d. h. schuldlos erklären (5. Mos. 25, 1, Jos. 5, 23) wurde nach 1721 in „einem Recht sprechen", d. h. ein Urteil über ihn sprechen, verändert. 4. Mos. 4, 20 wurde aus „unbedacht" unbedackt und daraus frühzeitig das falsche „unbedeckt". Die Probebibel übersetzt „auch nur einen Augenblick". — Durch mehrere neuere Ausgaben des Cansteinschen Textes schleppten sich die Druckfehler: „Opferfest" statt „Osterfest" 2. Mos. 34, 25, „Lande Ägyptens" statt „Elende Ägyptens" 2. Mos. 3, 17, „Ikonien" statt „Jonien" 1. Macc. 8, 8, „undeutlich" statt „undeutsch" 1. Kor. 14, 11, „eifert" statt des unverständlich gewordenen: „euert", d. h. aufrührt. Gut war die Setzung: „Maultier" statt „Maul" Psalm 32, 9, 2. Sam. 13, 9, 1. Kön. 1, 33. Luther hatte 1. Mos. 3, 24 geschrieben: „Gott lagerte den Cherubim". Er meint damit aber, er hat „ein Lager bereitet" den Cherubim und setzt also den Plural, der gar nicht mehr verstanden wird, wenn jetzt gar steht: „er lagerte den Cherub".

Carl Hildebrand von Canstein, der Begründer der großartigen Hallischen Bibelgesellschaft, ist es vornämlich, dem wir den gebräuchlichsten deutschen Bibeltext verdanken. Unter besonderer Berücksichtigung der von Dieckmann herausgegebenen Stader Bibel verwandte er die gewissenhafteste Sorgfalt auf den Text. Er verglich die verschiedenen Bibelausgaben und wählte bei Abweichungen diejenige, welche nach der Grundsprache den rechten Sinn gab. Die Anstalt nahm 1775 eine durchgreifende Umgestaltung der Rechtschreibung vor, und namentlich infolge der Modernisierung der Sprache, aber nicht minder durch seine Verbreitung in Millionen von Exemplaren durch ganz Deutschland, Rußland und Amerika wurde der Cansteinsche Text der Textus receptus.

Dennoch wurden neben der Cansteinschen noch etwa sechs andere Textgestalten von den Bibelgesellschaften verbreitet. Dieses wurde von mehreren Gesellschaften als Übelstand empfunden, auch eine noch größere Verwilderung des Textes beim Mangel an einheitlicher Obhut und Leitung befürchtet.

Pastor Mönckeberg in Hamburg forderte 1855 die Herstellung eines einheitlichen Textes der deutschen Bibel, die bei Gelegenheit des deutschen Kirchentages am 21. September 1857

abgehaltene Spezialkonferenz von Vertretern deutscher Bibelgesellschaften beschloß die Revision des sprachlichen Textes und der Direktor der Cansteinschen Stiftungen, der noch jetzt in Halle lebende Geh. Reg.-Rat Dr. Kramer sah es als eine Ehrenaufgabe an, dieselbe unbeirrt durch manche und schwere Bedenken, welche die finanziellen Opfer nahe legten, auf alle Weise zu fördern. Der evangel. Oberkirchenrat in Berlin brachte die Angelegenheit an die in den Jahren 1861 und 1863 in Eisenach versammelte evangel. Kirchenkonferenz zur Beurteilung, und diese beschloß, die Sache weder unmittelbar kirchenregimentlich in die Hand zu nehmen, noch auch ihr als einem bloßen Privatunternehmen unthätig zuzusehen, sondern sie mittelbar in jeglicher Weise, insbesondere dadurch zu fördern, daß man die zur Erreichung des Zweckes notwendigen und geeigneten theologischen Kräfte zur Verfügung stelle.

Indem nun aber die Eisenacher Konferenz den Beschluß faßte, daß die verhältnismäßig wenigen Stellen zunächst des Neuen Testaments, deren Abänderung beziehungsweise Berichtigung im Interesse des Schriftverständnisses notwendig und unbedenklich erscheinen möchte, in sinngetreuer Weise und möglichst aus dem Sprachschatze der Lutherbibel, dem Grundtext herzustellen seien, gab sie den Anstoß zu einer weit umfassenderen Revision.

Den ersten Gedanken zu solcher sachlichen Revision sprach Aug. Herm. Francke in seiner Monatsschrift: Observationes biblicae aus. Aber obwohl er nicht daran dachte, daß diese Verbesserungen schon in die Bibelausgaben aufgenommen würden, so erregte er doch so entschiedenen Widerspruch, daß Spener ihm riet, um des Friedens willen von seinem Nachweise revisionsbedürftiger Stellen abzustehen, und daß Freiherr v. Canstein den Grundsatz zu beobachten suchte, daß alle erst nach Luthers Tode gemachten Textänderungen zu verwerfen seien. Die Braunschweigsche revidierte Bibel aus dem Jahre 1758, vom Oberhofprediger Hassel bearbeitet, welche Pfarrer Kirchberg zu Unseburg auf der Pastoralkonferenz zu Gnadau*) vorlegte, mit einer ganzen Zahl Berichtigungen aus dem Grundtexte durch

*) Vgl. den Bericht in der Ev. K.-Z. 1884, S. 974. Sie ist durchaus verschieden von der sogenannten Excellenzenbibel.

Randbemerkungen dürfte der erste nicht mißlungene Versuch einer sachlichen Revision sein, für die auch Claus Harms im Jahre 1817 in seiner These 52:

„Eine Übersetzung aber in eine lebende Sprache muß alle hundert Jahr revidiert werden, damit sie im Leben bleibe".

eintritt*), mag er auch zunächst nur an die sprachliche Revision gedacht haben. Der Frankfurter Patrizier, Joh. Friedrich von Meyer, lernte noch im 35. Lebensjahre das Hebräische, um Luthers Bibel in den nötigsten Stellen nach dem Grundtext berichtigen zu können. Seine revidierte Bibel erschien seit 1819, zuletzt 1855. Der reichbegabte Superintendent Stier gab eine noch mehr veränderte Ausgabe 1860, in dritter Auflage 1867 heraus, und seitdem haben die Handbücher der Bibelerklärung von v. Gerlach, Dächsel, zu Calw, ferner v. Bunsen u. a. ihren Bibelerklärungen verbesserte Übersetzungen beigefügt, sowie auch noch vor ihnen de Wette eine mehr für wissenschaftliche Erklärung als für die einfache Bibellesung bestimmte Version dargeboten hat.

Nur allmählich ist der Eisenacher Kirchenkonferenz und der auf ihre Aufforderung gewählten Kommission der Mut gewachsen, sachliche Änderungen an dem Luthertexte vorzunehmen. Luthers Gelehrsamkeit, seine Meisterschaft in der deutschen Sprache, seine Volkstümlichkeit, insbesondere sein in der heiligen Schrift lebender geistlicher Sinn machten es wohl schwierig, sein Werk zu verbessern. Aber war auch Luthers Schriftverständnis der Riese, auf dessen Schultern alle seitherige Schriftforschung steht, so bleibt doch Speners Wort bestehen, daß auch der Zwerg, eben weil er auf den Schultern des Riesen steht, etwas mehr zu sehen vermag als der Riese, und daß, was er mehr sieht, dem Verlangenden nicht soll vorenthalten werden.

So will es scheinen, als ob die von 1865 bis 1867 aufgestellte Revision des Neuen Testaments in manchen Beziehungen etwas weiter hätte gehen sollen. Ein nicht ohne Grund erhobener Einwand gegen dieselbe ist der, daß der unkritische Erasmische Grundtext des Neuen Testaments bei der Revision nicht habe behalten werden dürfen. Noch im Jahre 1870, als die Revision

---

*) Wilhelm Faber, die Reformationsthesen, im Hinblick auf brennende Zeitfragen, besonders die Bibelrevisionsfrage, neu herausgegeben von Wilhelm Faber. Leipzig, Dörffling u. Francke.

des Neuen Testaments vollendet wurde und der revidierte Text des Neuen Testaments wenigstens in die Sonderdrucke des Neuen Testaments der meisten Bibelgesellschaften, auch in die Bibelausgaben der Stuttgarter Bibelgesellschaft aufgenommen wurde, hielt Direktor D. Kramer die Revision des Alten Testaments für sehr fernliegend und ließ vom Alten Testament die geschichtlichen Bücher in der sprachlichen Rezension, die D. Frommann besorgt hatte, nach denselben Grundsätzen, die für das Neue Testament geltend gewesen waren, in Galvanos fertigstellen. Dann aber wurde auch die Textrevision des Alten Testaments begonnen und seitens der neu dazu berufenen Männer so gefördert, daß sie 1882 abgeschlossen wurde. Die Änderungen im Alten Testament belaufen sich nach den Vorschlägen der Kommission auf etwa 4000 meist geringern Umfangs, doch in manchem Falle auch so, daß offenbar ist, die Änderungen im Alten Testament seien mit einer größeren Entschiedenheit gemacht, als im Neuen Testament, das ja auch freilich bei der größeren Bekanntschaft der Leser mit dem Texte größere Vorsicht gebot.

Wie die Änderungsvorschläge des neutestamentlichen Ausschusses im Jahre 1867 veröffentlicht waren, so sind auch die Vorschläge der alttestamentlichen Kommission dem Druck übergeben. Jene sind kaum in den Buchhandel gekommen und nur im Interesse der Revisionsarbeit als künftighin wertlose Vorarbeit für die Beschlüsse der Bibelgesellschaften und der Kirchenregierungen gedruckt. Die jetzt vorliegende sogenannte Probebibel, welche auch das Neue Testament mitumfaßt, obgleich die Revision desselben im wesentlichen als abgeschlossen gelten soll, wird hingegen auch nach dem Erscheinen der endgiltigen Ausgabe einen hohen Wert haben. — Das Eigentümliche und Neue der Probebibel soll zwar in den endgiltigen Druck übergehen:

1. Die Berichtigungen der Lutherischen Übersetzung nach dem Grundtext und Zurückführungen des der revidierten Bibel zu Grunde gelegten von Cansteinschen Textes auf den Luthertext — beides das eigentliche Werk des Revisionsausschusses.

2. Die Revision der Sprachformen — das Werk des Germanisten D. Frommann.

3. Die Revision sämtlicher Parallelstellen, der Kapitelüberschriften, -Einteilungen und -Verschiebungen, sowie der im Druck

auszuzeichnenden Kernstellen — das Werk, welches die Stuttgarter Bibelanstalt noch besonders übernommen hat.

4. Die vollständige Neubearbeitung eines Registers zur Erläuterung altertümlicher und wenig bekannter Wörter von Prof. D. Riehm.

5. Die Revision der Interpunktion mit Rücksicht auf den liturgischen Gebrauch und die der Erbauung dienende Lektüre.

6. Die Einführung der neuen Schulrechtschreibung.

Aber niemals wieder wird eine künftige Ausgabe der Bibel einen so unmittelbaren Einblick in die sechzehnjährige Arbeit des Revisionsausschusses thun lassen, als die Probebibel. Während der Probedruck des Neuen Testaments vom Jahre 1867 die vorgenommenen Änderungen nicht kenntlich gemacht hatte, sind dieselben in der Probebibel durch den Druck so deutlich bezeichnet, daß jedermann mühelos imstande ist, die gesamte Revisionsarbeit zu übersehen, und die einzelnen Punkte prüfend zu verfolgen. Die Cansteinsche Bibelgesellschaft hat sich durch die genaue Durchführung des schwierigen Drucks ein neues Verdienst erworben, und da diese Kennzeichnung jeder noch so geringfügigen Abweichung vom Cansteinschen Text selbstverständlich bei dem endgiltigen Druck fehlen würde, so bringt diese Probebibel die langjährige eindringende Arbeit der angesehensten theologischen Kräfte des evangelischen Deutschlands gleichsam graphisch zur Anschauung.

Ein Bericht der Cansteinschen Bibelgesellschaft und des Revisionsausschusses enthält dazu die sonst zerstreuten Angaben über die Geschichte und nähere Art der ganzen Revisionsarbeit zum erstenmal vollständig. Derselbe enthält LXVI Seiten, und wir können nur bitten, diesen wie den ganzen Probedruck einer recht genauen Prüfung zu unterwerfen.

Thatsächlich sei endlich noch erwähnt, daß der evangelische Oberkirchenrat in Berlin den revidierten Text der lutherischen Übersetzung des Neuen Testaments approbiert und für verbindlich beim amtlichen Gebrauch erklärt hat. In der preußischen und in den meisten andern Landeskirchen kommt demgemäß der verbesserte Text des Neuen Testaments sowohl bei dem Perikopenabdruck, als bei den kirchlichen Lektionen, auch in den mit Sprüchen versehenen Katechismen und Spruchsammlungen in Kirche und Schule seit 1871 in Anwendung.

Betreffs der Probebibel aber hat u. a. der evangelische Oberkirchenrat in Berlin das bisher gedeihlich fortgeschrittene, jetzt

aber an einem bedeutungsvollen Stadium angelangte Revisionswerk der sorgfältigen und wohlerwogenen Beurteilung sachkundiger und dafür ausgerüsteter Männer unterbreitet und die Hoffnung ausgesprochen, daß durch Mithülfe noch weiterer innerlich dazu berufener Kreise ein möglichst vollkommnes Ergebnis erreicht werde.

2. Die Ausführung.

Dem neutestamentlichen Revisionsausschusse gehörten zehn Theologen aus den verschiedenen Teilen Deutschlands an, dem alttestamentlichen siebzehn. Sie stimmten lediglich nach ihren eignen Überzeugungen. Dabei wurde nach der von der Konferenz selbst festgesetzten Geschäftsordnung eine Berichtigung Luthers nach dem Grundtext nur dann als beschlossen angesehen, wenn zwei Dritteile der Stimmen sich dafür aussprachen. Über jedes einzelne Buch fand eine doppelte Lesung statt, mit der Bestimmung, daß ein bereits gefaßter Beschluß ebenfalls nur mit einer Mehrheit von zwei Dritteln wieder aufgehoben werden konnte. Die dritte Lesung des Neuen Testaments fand 1868 statt, die des Alten Testaments und, wie sich annehmen läßt, eine erneute Prüfung des Neuen Testaments steht nach der Bearbeitung der bis zum 11. November d. J. eingehenden Gutachten bevor.

Aus den Veröffentlichungen über die einzelnen Bücher, wie wir sie von D. Riehm, Schröder u. a. haben, kann man ersehen, wie die Abstimmung über die einzelnen Stellen eine sehr mühsame war. Es konnte sein, daß zwei Drittel der Mitglieder des Ausschusses die Änderung einer Lesart für notwendig anerkannt hatten, daß sie aber betreffs der neuen Übersetzung sich nicht im Einverständnis fanden. Erhielt nun die neu vorgeschlagene Lesart nicht die Zweidrittelmehrheit, so blieb die alte Lesart bestehen. So ist z. B. die Stelle Jes. 53, 9 vielfach Gegenstand der Verhandlung gewesen. Die Übersetzung „Und er ist begraben wie die Gottlosen, und gestorben wie ein Reicher" ist eine freie Wiedergabe der wörtlichen Übersetzung: „Man wird ihm geben bei Gottlosen sein Grab und bei dem Reichen in seinem Tode." Luther erklärte in den Originalausgaben: „Reicher d. i. der sein Thun auf Reichtum setzt, d. i. ein Gottloser." Zwar hatte die Mehrheit des Ausschusses den Wunsch, die Übereinstimmung der Weissagung mit der neutestamentlichen Erfüllung, daß der Herr in das Grab eines Reichen gelegt ist, hervorzuheben. Gegen diese Vorschläge wurde ein-

gewendet, daß Luthers Auffassung über den Reichen noch jetzt von manchen Auslegern geteilt werde, und daß seine Übersetzung nicht sinnwidrig sei, übrigens aber in dem Kap. 53 stehe, an dem wegen seines Gebrauchs in der Gemeinde überhaupt nichts geändert werden solle. Obgleich aber die Mehrheit für eine Berichtigung dieses Verses war, konnte doch keiner der gemachten Vorschläge eine ausreichende Zahl von Stimmen auf sich vereinigen, und so blieb der Luthertext an dieser Stelle unverändert. Es sei bemerkt, daß eine ganze Reihe von Rezensenten der Probebibel die Berichtigung dieser Stelle verlangt haben, und daß es nach einer Erklärung des D. Delitzsch zu hoffen steht, daß sie geändert werde. Was Luther „gestorben wie ein Reicher" übersetzt, heißt wörtlich: und in seinem Todeszustande war er bei einem Reichen. Eine andere Lesart würde lauten: „sein Grab war bei einem Reichen". Auch wir legen Wert darauf, daß diese Stelle unter möglichster Anlehnung an Luther übersetzt würde: Und er ist begraben wie ein Gottloser und bestattet wie ein Reicher.

Auch bei der Aufnahme eines unechten Einschiebsels von 1. Joh. 5, 7. 8 ist nach dieser Ordnung verfahren. Luther hat dasselbe stets zurückgewiesen, und nach seinem Tode hat Bugenhagen die Buchdrucker und die Gelehrten beschworen, propter veritatem ebenso zu verfahren. Erst von 1596 ab wurde der Zusatz: „drei sind die da zeugen im Himmel: der Vater, das Wort und der heilige Geist, und diese drei sind eins — auf Erden", auch in den Wittenberger Ausgaben mit einigem Schwanken herrschend. Obgleich über die Unechtheit dieses Verses kein Zweifel im Ausschusse war und z. B. der Oberkonsistorialrat Dr. Nitzsch die Beseitigung desselben unbedingt forderte, ist dennoch aus Rücksicht auf die Schwachen seitens der Mehrheit beliebt, den Vers klein zu drucken und dazu die Bemerkung zu machen: die eingeklammerten Worte fehlen in der Übersetzung Luthers und sind ihr erst später beigefügt worden. Es ist offenbar, daß ein solcher Ausweg, der die Textkritik in die sich erbauende Gemeinde trägt, nur verwirren kann. Daher ist von den Gegnern der Probebibel auch ein scharfer Protest dagegen erhoben, der niemandem lieber sein dürfte als den Mitgliedern des Ausschusses, die im Jahre 1867 noch nicht wagen zu dürfen glaubten, was sie hoffentlich jetzt noch thun werden. Es ist offenbar durchaus lutherisch, das gegen Luthers ausdrücklichen

Willen eingeschmuggelte Einschiebsel, obgleich es in der Epistel des Sonntags Quasimodogeniti steht, wieder herauszuschaffen.

Bedenken hatte der Ausschuß auch betreffs des Taufbefehls Matth. 28, 19. Darüber war kein Zweifel, daß das erste: „lehret alle Völker" nicht wörtlich übersetzt, sogar durch die spätere Wiederholung des lehret in Vers 20 mißverständlich sei. Dringend wurde in dem Ausschusse in Rücksicht auf die Beseitigung des Einwandes der Baptisten, daß nach dem Worte des Herrn selbst das Lehren dem Taufen vorangehen solle, verlangt, daß Vers 19 berichtigt werde, wie ja in jeder Katechismuserklärung gezeigt wird, daß der ursprüngliche Text sage: „machet sie zu Jüngern". Dennoch hat auch hier die Mehrheit sich nicht über eine Übersetzung einigen können, und die Stelle ist unverändert geblieben. Wir verkennen nicht, daß die Änderung einer in den Katechismus übergegangenen und bei der Sakramentsverwaltung gebrauchten Stelle manchen bedenklich machen konnte, auch nicht, daß die wörtliche Übersetzung machet zu Jüngern, indem .... undeutsch sei. Dennoch hat jüngst die Konferenz der Mitglieder der positiven Union in Kösen dringend die Änderung beantragt, und wir an unserm Teile würden es nur erwünscht halten, wenn die letzte Revision sich entschließen würde, mit sehr geringer Abänderung zu schreiben: Gehet in alle Welt, bekehret alle Völker und taufet sie in den Namen des dreieinigen Gottes.

Solche Beweise der Vorsicht und Umsicht, über die ja das Urteil zweifelhaft sein kann, könnten wir viele aus dem Alten und Neuen Testament anführen. Uns kommt es zunächst hier darauf an, die Sorgfalt hervorzuheben, mit der bei der Revision verfahren ist. Auch im Alten Testament hielt der Ausschuß sich nicht für befugt, in 1. Mos. 49, 10 das „Meister" durch „Herrscherstab" zu berichtigen, Psalm 18, 36 ist: „wenn du mich demütigest, machst du mich groß," obgleich z. B. auch Hengstenberg Luthers Übersetzung gegen den Sprachgebrauch und Zusammenhang erklärt hat, nicht in: „durch deine Güte" geändert, auch Sprüche 16, 2: „Einem Jeglichen dünken seine Wege rein zu sein, aber der Herr macht das Herz gewiß" ist nicht in „doch der die Geister wäget ist der Herr" verwandelt.

Pastor Mönckeberg hatte im Jahre 1861 die nach seiner Meinung vornämlich zu berichtigenden Stellen besprochen. Von den 38 Stellen, in denen ein in den Originalausgaben befindlicher

Druckfehler zu verbessern oder die Lesart wiederherzustellen war, sind in der Probebibel 22 geändert, von den 169 Stellen, bei welchen nach ihm die Lesart einer älteren Ausgabe Luthers der in der letzten Ausgabe von 1545 vorzuziehen war, sind 74 berichtigt, von den 75 Stellen, die einer Änderung bedürfen, weil sie nach Mönckeberg ganz unverständlich oder entschieden falsch übersetzt, sind 57 genauer übersetzt.

Allerdings gelang es nicht, für die Berichtigungen, welche im Interesse des Schriftverständnisses notwendig und unbedenklich erscheinen möchten, ein durchgreifendes, festes Prinzip aufzustellen; wohl aber gewann man durch immer erneute gemeinsame Erwägung aller einschlagenden Rücksichten je länger je mehr gewisse, für die Abstimmungen maßgebende Grundsätze und einen immer mehr sich ausbildenden praktischen Takt. Als solche Grundsätze können folgende angegeben und als richtig anerkannt werden:

1. Wie überhaupt aller unnötigen Änderungen, so wollte man sich insonderheit solcher Änderungen enthalten, welche etwa nur den Zweck haben könnten, eine Stelle wörtlicher als Luther es gethan, zu übersetzen.

2. Man mußte nicht nur von der Unrichtigkeit der lutherischen Übersetzung, sondern auch von der Richtigkeit der an ihre Stelle tretenden Übersetzung überzeugt sein.

3. Man wollte Sprüche, welche durch den Gebrauch, der in der Kirche und Erbauungslitteratur von ihnen gemacht wird, dem Volke in der lutherischen Fassung lieb geworden sind, womöglich unverändert beibehalten oder nur leise Änderungen an ihnen vornehmen.

4. Man wollte, wenn man einmal änderte, genügend und konsequent ändern, so daß man sich auch in dem Fall nicht von einer Änderung abbringen ließ, wenn viele Stellen dabei in Frage kamen.

5. Alle neu zu wählenden Worte wurden fast durchgängig aus dem Sprachschatze der Lutherbibel genommen.

Die Beobachtung dieser Grundsätze macht es erklärlich, daß die Änderungen sich nicht gleichmäßig auf die verschiedenen Bücher verteilen. Dieselben sind zu sehr untereinander verschieden, und je schwieriger ein Buch oder ein Teil desselben ist, desto mehr war zu bessern. So folgt die große Zahl der Änderungen zu Hesekiel 40—48 einfach aus der Beschaffenheit des Stücks. Man mußte

im Neuen Testament behutsamer mit Änderungen sein als im Alten Testament, hier waren noch das erste Buch Mosis, Psalter und Jesaja mehr zu schonen. Bei den Apokryphen fielen die Rücksichten am meisten weg. Dem einen Hauptzweck, die Bibelübersetzung richtiger und verständlicher zu machen, aber ist alles andere untergeordnet.

Sachliche Berichtigungen.

Wir stellen nunmehr einzelne der Berichtigungen zusammen.

Matth. 28, 1 und die verwandten Stellen sind von Luther ganz unverständlich übersetzt: „Am Abend aber des Sabbats*), welcher anbricht am Morgen des ersten Feiertags der Sabbaten". Auch in der Osterperikope Mark. 16, 2 ist dieselbe Unklarheit, so daß, als die Frage der Bibelrevision zuerst besprochen wurde, der hochselige König Friedrich Wilhelm IV. den Brief eines Gutsbesitzers übergab, welcher nach Luthers Übersetzung von Matth. 28, 1 nachgewiesen hatte, daß die Christen nicht den ersten Wochentag, sondern den siebenten, also den Sabbat zu feiern hätten. Die lutherische Übersetzung übersieht, daß die Mehrzahl „die Sabbate" die Bezeichnung für die sieben Tage zwischen zwei Sabbaten ist, und daher wird eine große Unklarheit beseitigt durch die neue richtige Übersetzung: Als aber der Sabbat um war und der erste Tag der Woche anbrach. — Wo die Osterperikope seit dem Jahre 1870 in der berichtigten Form vorgelesen ist, hat sie gewiß nicht allein dem Prädikanten Befriedigung gebracht, sondern es ist auch der einfache Bibelleser von vornherein dadurch gefördert.

Apostelgesch. 2, 3 steht viel besser statt: „und man sahe an ihnen die Zungen zerteilet, als wären sie feurig" — das klarere: „und es erschienen ihnen Zungen zerteilet wie von Feuer".

Matth. 26, 8: „wozu dieser Unrat?" ist geändert in „wozu diese Vergeudung?"

Joh. 1, 21. 25. Luther: „Bist du ein Prophet?" — Rev.: „Bist du der Prophet?"

Joh. 10, 12. Luther: „Ich bin ein guter Hirte" — Rev.: Ich bin „der gute Hirte".

*) In der Probebibel steht: „Sabbath". Nach den Regeln der preußischen Rechtschreibung muß es unzweifelhaft: „Sabbat" — lauten.

Joh. 15, 1. Luther: „Ich bin ein rechter Weinstock" — Rev.: „Ich bin der rechte Weinstock".

Offb. St. Joh. 21, 3. Luther: „Siehe da eine Hütte Gottes bei den Menschen" — Rev.: „Siehe da die Hütte".

Ebenso Offb. 1, 5: „der Fürst der Könige", 22, 16: „der helle Morgenstern".

Joh. 4, 24. Luther: „Gott ist ein Geist" — Rev.: „Gott ist Geist".

Matth. 5, 13 versteht Luther dahin, daß wenn das Salz der Welt, die Jünger selbst, dumm wird, dann kein Salz mehr dasein werde, die Welt zu salzen, d. h. vor der Verwesung in Sünden zu bewahren. Er übersetzt demgemäß: „So nun das Salz dumm wird, womit soll man salzen?" Das Griechische aber sagt: „womit soll es, das Salz, gesalzen werden?" — für das schlechtgewordene Salz giebt es kein Salz mehr. Hier half die einfache Einschiebung eines s: „so nun das Salz dumm wird, womit soll mans salzen?"

Luk. 11, 52 macht der Herr den Schriftgelehrten den Vorwurf: „die ihr den Schlüssel der Erkenntnis weggenommen habt". In den früheren Ausgaben schreibt Luther: „die ihr den Schlüssel empfangen habt". Diesen ungenügenden Ausdruck hat Luther später gestrichen, aber einen neuen einzuschalten unterlassen. So hat die Revision „weggenommen" wieder eingestellt.

Luk. 17, 3 schrieb Luther: „so dein Bruder sich bessert, so vergieb ihm". Der Urtext bot: „so es ihn reuet, so vergieb" — knüpft also mit der Revision die Pflicht der Vergebung nicht erst an die bewiesene Besserung, sondern an die Bezeugung der reumütigen Gesinnung.

Apostelgesch. 3, 16. Luther: „und durch den Glauben an seinen Namen hat er an diesem, den ihr sehet und kennet, bestätiget seinen Namen". Rev.: „Und durch den Glauben an seinen Namen hat diesen, den ihr sehet und kennet, sein Name stark gemacht". Der Name Christi, an welchen der Lahme geglaubt hat, wird als die Macht bezeichnet, welche das Wunder der Heilung vollbracht hat.

Röm. 8, 3. Luther: „Das that Gott und sandte seinen Sohn in der Gestalt des sündlichen Fleisches und verdammte die Sünde im Fleisch durch Sünde". Rev.: „in der Gestalt des sündlichen Fleisches und der Sünde halber, und verdammte die Sünde im Fleisch".

Röm. 11, 15. Luther: „denn so ihr Verlust der Welt Versöhnung ist, was wäre das anders, denn das Leben von den Toten nehmen?" Rev.: „Denn so ihre Verwerfung der Welt Versöhnung ist, was wird ihre Annahme anders sein, denn Leben von den Toten?"

Röm. 13, 5. Luther: „So seid nun aus Not unterthan". Rev.: „darum ist's not, unterthan zu sein".

Röm. 15, 16. Luther: „daß ich soll sein ein Diener Christi, zu opfern das Evangelium Gottes". Rev.: „priesterlich zu warten des Evangeliums Gottes".

1. Kor. 14, 11 hatte Luther barbarisch mit undeutsch übersetzt. Der Cansteinsche Text hatte später undeutlich. Rev. hat undeutsch wieder hergestellt, obgleich wir jetzt undeutsch nennen das, was gegen Geist und Gesetz der deutschen Sprache oder gegen das sittliche Lebensideal des deutschen Volkes verstößt.

1. Kor. 13, 5. Luther: „sie trachtet nicht nach Schaden". Rev.: „sie rechnet das Böse nicht zu".

Eph. 5, 16. Luther: „schicket euch in die Zeit", d. h. nach ihm: stehlet und raubet die Zeit, braucht ihrer, weil ihr könnt, zu eurer Seligkeit. Diesen Sinn verbinden wir nicht mehr mit in die Zeit schicken. Darum Rev.: „Kaufet die Zeit aus".

1. Petri 2, 24. Luther: „welcher unsere Sünden selbst geopfert hat an seinem Leibe auf dem Holz". Luther versteht es so, daß Christus sich selbst geopfert und damit unsre Sünden getötet und hinweggeschafft habe; aber da der Ausdruck nicht textgemäß und überhaupt nicht biblisch, so Rev.: „er hat sie hinaufgetragen und damit von uns hinweggenommen".

Hebr. 10, 34. Luther nach falscher Lesart: „denn ihr habt mit meinen Banden Mitleid gehabt". In dieser falschen Fassung ist die Stelle oft auf Paulus als Verfasser des Briefes bezogen. Sie ist um so mehr geändert als Luther ausdrücklich bestreitet, daß Paulus oder ein anderer Apostel den Brief geschrieben habe. Darum Rev.: „denn ihr habt mit den Gebundenen Mitleid gehabt".

Offenb. St. Joh. 11, 2. Luther nach falscher Lesart: „das innere Chor des Tempels wirf hinaus" — dies widerspricht ganz V. 1. Daher Rev.: „Aber den Vorhof außerhalb des Tempels".

Alle diese Berichtigungen sind schon seit 1870 durch die revidierte Ausgabe des Neuen Testaments verbreitet und haben, soweit

bekannt geworden, bis zum Erscheinen der Probebibel wenig Veranlassung zum Einspruch gegeben. In dieser letzteren sind sachlich nur noch die wenigen Stellen des Neuen Testaments verändert, welche mit alttestamentlichen Stellen zusammenhangen, die berichtigt sind. Es sind:

Röm. 8, 27. 28. Luther: Jesaias aber schreiet für Israel: „Wenn die Zahl der Kinder Israel würde sein wie der Sand am Meer, so wird doch das Übrige selig werden. Denn es wird ein Verderben und Steuern geschehen zur Gerechtigkeit, und der Herr wird dasselbige Steuern thun auf Erden." Rev.: — „nur das Übrige wird selig werden. Denn es wird ein Verderben, wie beschlossen ist, geschehen zur Gerechtigkeit, und der Herr wird, was er beschlossen hat, thun auf Erden".

1. Petri 3, 12. Luther. „Das Angesicht aber des Herrn siehet auf die, so Böses thun". Rev.: „das Angesicht aber des Herrn steht wider die da Böses thun". (Sprachlich verständlicher wäre „die, welche Böses thun".)

Jak. 5, 7. Luther: „bis er empfange den Morgenregen und Abendregen". Rev.: „bis er empfahe den Frühregen und Spatregen".

Hebr. 2, 7. Luther: „Du hast ihn eine kleine Zeit der Engel mangeln lassen". Rev.: „du hast ihn eine kleine Zeit niedriger sein lassen denn die Engel".

Offb. 9, 17. Luther: „sie hatten feurige und gelbe und schwefelichte Panzer". Rev.: „bläuliche".

Sprachliche Änderungen sind in der Probebibel, auch Neuen Testaments noch viele aufgenommen, worüber siehe unten. Eigentümlich ist es noch, daß die nicht richtige Übersetzung von Eph. 3, 19: „daß Christum lieb haben, viel besser ist denn alles Wissen" in Parenthese beigefügt bleibt, dagegen mit großem Druck „auch erkennen die Liebe Christi, die alle Erkenntnis übertrifft" in den Text gesetzt wird.

Aus dem Alten Testament seien folgende Beispiele angeführt.

1. Mos. 5, 29. Luther: „Dieser wird uns trösten in unsrer Mühe und Arbeit auf Erden, die der Herr verflucht hat" — als wäre die Arbeit von Gott verflucht. Rev. giebt: „Dieser wird uns trösten in unsrer Mühe und Arbeit auf der Erde, die der Herr verflucht hat" — und bietet so durch geringfügige Änderung das klare Verständnis.

1. Mos. 24, 64. Luther: „Rebekka fiel vom Kamel". Rev.: „stieg vom Kamel".

1. Mos. 49, 22. Luther: „Joseph*) wird wachsen, er wird wachsen wie an einer Quelle. Die Töchter treten einher im Regiment". Das erklärt Luther: „Töchter heißen in der Schrift Städte. So will er nun sagen: „die Städte sind wohl geordnet im Regiment". Alle Neueren treffen darin überein, daß die bildliche Rede des ersten Gliedes ebenmäßig weiter geführt wird. Daher Rev.: „er wird wachsen wie ein Baum an der Quelle, daß die Zweige emporsteigen über die Mauer".

5. Mos. 26, 5. Luther: „die Syrer wollten meinen Vater umbringen". Rev. mit allen Neueren: „Mein Vater war ein Syrer und nahe dem Umkommen".

Richter 5, 14. Luther: „Von Sebulon sind Regierer geworden durch die Schreibfeder". Rev.: „Von Sebulon sind, die den Führerstab hielten" (sollte nicht besser sein mit v. Meyer: „Feldherrnstab?").

Esra 2, 63. Hattirsatha (Luther) ist kein Eigenname, sondern Amtsname. Rev. der: „Thirsatha" (woher das Th?).

Hiob 1, 11. Luther: „was gilts, er wird dich ins Angesicht segnen?" Rev.: „was gilts, er wird dir ins Angesicht absagen".

Psalm 16, 2. Luther: „Ich muß um deinetwillen leiden". Rev.: „Ich weiß von keinem Gute außer dir".

Psalm 39, 10. Luther: „Du wirst es wohl machen". Früher Luther, alle Neueren (außer D. Tholuck) und Rev.: „denn du hast es gethan — darum Herr, schweige ich".

Psalm 48, 3: „Der Berg Zion ist wie ein schön Zweiglein, des sich das ganze Land tröstet". Rev.: „Der Berg Zion raget schön empor, des sich das ganze Land freuet".

Prediger Salomo 12, 12. Luther: „Viel Predigen macht den Leib müde". Rev.: „Viel Studieren macht den Leib müde". Man erzählt: Gegen eine Änderung der lutherischen Übersetzung machte ein Votant geltend, es sei zu bedauern, daß dadurch den um Emeritierung nachsuchenden altersschwachen Geistlichen die biblische Begründung ihres Gesuchs mit dieser Stelle entzogen werde. Allein ein anderes Mitglied wies aus Luthers Kommentar zum Prediger nach, daß Luther nicht das Halten, sondern das Anhören

*) Nach der preuß. Rechtschreibung ist: „Josef" zu schreiben.

vieler Predigten meine. Darum wurde beschlossen, mit de Wette und Stier zu lesen: Vieles Studieren ermüdet den Leib. Das Wort studieren gebraucht Luther Sirach 39, 1.

Jes. 5, 18. Luther: „Wehe denen, die sich zusammenkoppeln mit losen Stricken, Unrecht zu thun und mit Wagenseilen zu sündigen". — Um den eigenwilligen Frevel der Gottlosen hervortreten zu lassen, welche mit ihrer Sünde auch das Gericht über sich herbeiziehen, sagt Rev.: „die am Unrecht ziehen mit Stricken und Eitelkeit und an der Sünde mit Wagenseilen".

Jes. 9, 3 ist bei Luther geradezu voll Widerspruch. „Du machst der Heiden viel, damit machst du der Freuden nicht viel", das ist der Text der Christfestepistel, die allezeit bei der Lesung wie bei der Predigt Schwierigkeiten macht. Luther sucht zwar auch eine Deutung zu finden, indem er die Stelle von dem Neide der ungläubigen Juden gegen die Berufung und Bekehrung der Heiden erklärt. Vielmehr ist das „nicht" durch einen Schreibfehler in den Grundtext gekommen, und es hat Rev.: „du machst des Volks viel, du machst groß seine Freude".

Jes. 11, 3. Luther: „sein Riechen wird sein in der Furcht des Herrn". Rev.: „Und Wohlgeruch wird ihm sein die Furcht des Herrn".

Jer. 15, 16. Luther: „Indes enthalte uns dein Wort, wenn wir es kriegen". Rev.: „Dein Wort ward meine Speise, die ich kriegte".

Jer. 23, 23. Luther: „Bin ich nicht ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht ein Gott, der ferne sei". Rev.: „bin ich nur ein Gott, der nahe ist, spricht der Herr, und nicht auch ein Gott von ferne her?"

Jer. 33, 16. Luther: „Man wird ihn nennen der Herr der unsre Gerechtigkeit ist". Der Grundtext legt den Namen der Gottesstadt Jerusalem bei; daher Rev.: „und man wird sie nennen: „Herr der unsre Gerechtigkeit" ist.

Hes. 34, 16. Luther: „Und was fett und stark ist, will ich behüten und will ihrer pflegen, wie es recht ist". Rev.: „aber was fett und stark ist, will ich vertilgen und will es weiden mit Gericht".

Hos. 6, 4. Luther: „Wie will ich dir so wohl thun, Ephraim; denn die Gnade, so ich euch erzeigen will, wird sein wie eine Tauwolke des Morgens und wie ein Tau, der frühe morgens sich aus-

breitet". Rev.: „Was soll ich dir thun, Ephraim. Denn eure Liebe ist wie eine Morgenwolke und wie ein Tau, der früh morgens vergeht".

Mal. 3, 20 (4, 2). Luther: „ihr sollt zunehmen wie die Mastkälber". Rev.: „Ihr sollt hüpfen wie die Mastkälber".

In dem Buche Sirach findet sich von Anfang an bei Luthers Übersetzung wie in den Ausgaben der Bibel, die zu seinen Lebzeiten erschienen, die Vorrede Jesu Sirach auf sein Buch. Auch später wurde sie in allen größeren Ausgaben, welche Luthers Vorreden und Randglossen enthielten, mitgedruckt. Dagegen ließ sie die Stadesche Bibel und nach ihr Canstein fort, während sie in den Folioausgaben stehen blieb, weil man die Vorrede des Jesus Sirach mit den Vorreden Luthers gleichstellte. Da kein Grund vorhanden ist, die Vorrede zu beseitigen, so hat sie Rev. mit einzelnen Berichtigungen, die in der Probebibel bezeichnet sind.

Ebenso ist in dem Buche Tobiä von dem Rate, den nach der Vulgata, aus welcher Luther das Buch übersetzte, der Engel Raphael dem jungen Tobias und seiner Braut giebt, in den griechischen Handschriften sich keine Spur findet, derselbe also wahrscheinlich als ein Fündlein des Hieronymus anzusehen ist, der Abschnitt bei Luther 6, 17—23 nach der Septuaginta gegeben. In 2. Mack. 8, 33—36 wird die von Luther gelassene Lücke in der revidierten Bibel ausgefüllt.

Aus diesen wenigen Stellen geht zur Genüge hervor, wie wertvoll die Berichtigung derselben für den treuen Bibelleser sein muß.

Wir erwähnen noch einiger Mißverständnisse, die beseitigt sind. Luther hatte 2. Mos. 12, 36 übersetzt: „dazu hatte der Herr dem Volke Gnade gegeben vor den Ägyptern, daß sie ihnen leiheten und entwandten es den Ägyptern". — Heute verstehen wir entwenden nur noch im Sinne eines unrechtmäßigen Wegnehmens, und so stempelt die Verbindung dieses Wortes mit leihen den Vorgang zu einem frommen Betrug, den noch dazu Gott gut heißt. Von leihen ist im Grundtext keine Rede. Daher Rev.: „daß sie ihnen willfertig waren; und beraubten also die Ägypter".

1. Könige 21, 20 heißt es von Ahab: „du bist verkauft, nur Übles zu thun vor dem Herrn". Nahe liegt der Gedanke an eine die eigne sittliche Entscheidung aufhebende Vorherbestimmung. Daher Rev.: „du hast dich verkauft, nur Übels zu thun vor dem Herrn".

In Maleachi 2, 16 klingt mitten in einer gegen die leichtfertigen Ehescheidungen gerichteten Strafrede die Anweisung: „wer ihr, dem Weibe seiner Jugend gram ist, der lasse sie fahren, und gebe ihr eine Decke des Frevels von seinem Kleide" — wie die, obzwar widerwillige Zulassung der Ehescheidung. Allerdings widerspricht dies den andern Worten des Herrn, aber der Anstoß wird dadurch nicht gehoben. Rev.: „Wer ihr aber gram ist und verstößt sie, der bedeckt mit Frevel sein Kleid". So wird der volle göttliche Ernst wider die Ehebrecher zum Ausdruck gebracht.

Eine ganze Reihe naturgeschichtlicher Fehlgriffe sind beseitigt. So Jes. 13, 22. „Und wilde Hunde in ihren Palästen heulen" — statt: „und Eulen in ihren Palästen singen". (Doch sind Ohim in V. 21 wohl Schakale.) Jes. 34, 15 ist statt des Eier legenden Igels die Natter gesetzt. Hiob 39, 13 nicht der Storch legt seine Eier auf die Erde, sondern der Strauß.

Statt Luthers Strom Sittim hat Rev.: „Thal Sittim". Von dem besonders im 4. und 5. Buch Moses vorkommenden Worte „Arnon" wußte Luther nicht, ob es Stadt oder Berg sei. Die Rev. behandelt es in den verschiedenen Stellen als „Fluß". Ähnlich im Neuen Testament Apostelgesch. 17, 11, Gal. 4, 25.

Die Namen der Personen und Orte sind durchweg revidiert. Die lateinischen, beziehungsweise griechischen Flexionsformen sind aufgegeben — nur nicht bei Jesus, Christus, den Überschriften zu den biblischen Büchern (St. Pauli) und einzelnen andern Fällen. Unserer Meinung nach hätten sie auch da beseitigt werden können; namentlich aber mußten die falschen Angaben über die Abfassung der neutestamentlichen Briefe nicht bloß mit kleiner Schrift gedruckt, sondern ganz beseitigt werden. Die griechischen Formen hebräischer Namen wie Roboam (Matth. 1, 7) haben den alttestamentlichen Formen weichen müssen. An verschiedenen Stellen findet sich nun dieselbe Schreibart, der hebräische O-Laut ist in sein Recht eingesetzt. An Stelle von „Jebusi" oder Sohn „Jemini" steht nun „der Jebusiter" und der „Benjaminit", statt „Kinder Zeruga" jetzt: „Kinder der Zeruga", für „Kamarim" steht „Götzenpfaffen", für „Hain" steht „Ascherabild" *), für Thon steht „Erdharz", für „Ronnot und Gabis" steht „Korallen und Krystall".

*) Was freilich Lic. Meinhold in der evang. K. Z. S. 567 d. J. bemängelt.

(Hiob 28, 18), für „Melechet“ des Himmels (Jeremiä 7, 18) steht „Himmelskönigin“, für „Reich Arabien“ mit Luther: „Reicharabien“ u. s. w. Die Bezeichnung der Farben, der Bäume und Pflanzen, der Opfergebräuche ist auf das sorgfältigste berichtigt. Das von Luther auch bei Menschen übersetzte Wort: anbeten hat die Revision sehr gut mit andern auch sonst von Luther gebrauchten Ausdrücken vertauscht, wie: wer einem niederfallen, auf sein Antlitz fallen, sich niederbücken zur Erde auf sein Antlitz niederfallen zur Erde, sich neigen u. s. w.

Nicht gering auch ist anzuschlagen, daß man bemüht gewesen ist, anstößige Ausdrücke inbetreff des Geschlechtslebens zu mildern, insoweit es die Rücksicht auf den Text selbst zuließ. Doch hätte hier noch mehr geschehen können. Blöße statt Scham ist ein kleiner, Silberling oder Lot für Sekel ein größerer Gewinn, die Berichtigung Hiob 40, 12 anzuerkennen. „Gemächte“ konnte man auch aufgeben, ebenso: Wollust, wenn es nur Freude bezeichnen soll, auch Psalm 73, 27 konnte stehen: „die von dir abfallen“. „Geilen“ — konnte 5. Mos. 32, 15 und Luk. 11, 8 durch „er schlug aus“ und „drängen“ ersetzt werden, „Wanst“ konnte beseitigt, „Maul“ 1. Mos. 4, 11 durch „Mund“, „Junge hecken“ mit „Junge bergen“ (Ps. 84, 4), „brünstige Lippen“ (Sprüche 26, 23) mit „heiße Lippen“ vertauscht werden. Statt: „Blöße aufdecken“ würden wir zur Besserung von ganzen Abschnitten einfach „zur Ehe nehmen“ übersetzen. Zu den Anstößen rechnen die verschiedenen Gutachten auch: „meine Beine“ statt „Gebeine“ — bei Canstein.

Es sei uns gestattet, noch andere Wünsche in bezug auf die sprachliche Revision auszusprechen.

1. Mos. 3, 16 hat statt Luther „dein Wille soll deinem Manne unterworfen sein“ — die Rev.: „dein Verlangen soll nach deinem Manne sein“. Diese Stelle ist Bestandteil der hergebrachten, sich auf Luthers Traubüchlein zurückführenden Trauungsliturgie und wird in vielen Gemeinden über jedem Brautpaare am Altar verlesen. Wir lassen es dahingestellt, ob es erwünscht ist, eine so in liturgischen Gebrauch übergegangene Version ohne Not zu ändern. Wir halten es aber in der That für seinen Anstoß, das krankhafte, heftige Verlangen, was übrigens die Rev. selbst wieder abschwächt, hervortreten zu lassen.

Ganz ebenso ist 1. Mos. 4, 7. Luther: „du aber laß ihr

nicht ihren Willen" mindestens ebenso vielwertig als das der Rev.: „nach dir hat sie Verlangen". Die von D. Riehm hervorgehobene Bedeutsamkeit des Verlangens liegt schon in dem Worte Willen ausgedrückt.

5. Mos. 5, 8 übersetzt Luther: „Du sollst dir kein Bildnis machen einigerlei Gleichnis". — Rev.: „einigerlei Gestalt". Wir hätten lieber das Wort „einigerlei" geändert als das andere.

Richter 5 sind im Liede Deboras bedeutende Änderungen: V. 11 steht: „Da die Schützen schrieen zwischen den Schöpfrinnen" — wir würden statt dessen setzen „Brunnen" oder „Cisternen". Ob V. 13 richtig übersetzt ist in der Rev., ist uns zweifelhaft: „da zog herab was übrig war von Herrlichen im Volk. Der Herr zog mit mir herab unter den Helden". Es dürfte vielmehr „Volk" mit: „Herr" zu verbinden sein: „das Volk des Herrn zog mit mir herab gegen die Helden".

1. Sam. 15, 22. Luther: „Meinest du, daß der Herr Lust habe am Opfer und Brandopfer, als am Gehorsam der Stimme des Herrn?" Rev.: „Meinst du, daß der Herr Lust habe am Opfer . . . gleich wie am Gehorsam?" Die Undeutlichkeit ist durch die Änderung nicht beseitigt.

2. Kön. 2, 9 erscheint die Änderung, „daß mir werde ein zwiefältig Teil von deinem Geiste", als eine Verschlechterung der von Luther mit genialem Griff dargebotenen und wiederherzustellenden Übersetzung, „daß dein Geist bei mir sei zwiefältig".

Esther 7, 8. Die neue Übersetzung: „will er auch der Königin Gewalt thun bei mir im Hause?" deutet auf einen sexuellen Angriff hin und trägt dadurch einen neuen Anstoß hinein, der schwerlich im Text liegt. Luthers: „Will er auch die Königin würgen", ist zu behalten.

Hiob 3, 23 die neue Übersetzung, „und der ihm von Gott verzäunt ward", ist unklar. Besser: „den ringsum Gott umzäunt hat".

Hiob 4, 19 besser statt: „Leimenhäuser" „Lehmhäuser", und statt des falsch verstandenen „auf Erde" setze „auf Staub".

Hiob 6, 16. Die Übersetzung der Rev.: „die trübe sind vom Eis, in die der Schnee sich birgt", bietet, wie Meinhold Ev. K.-Z. S. 567 bemerkt, eine ebenso wunderliche als unnötige Notiz. Er schlägt dafür vor: „wie Bäche, die sich zurückziehn vor Eis, auf denen Schnee sich birgt, sodaß niemand zu ihnen kann".

Hiob 14, 4. Luther: „Wer will einen Reinen finden bei denen, da keiner rein ist?" Rev.: „Kann wohl ein Reiner kommen von den Unreinen? Auch nicht einer." Wir halten diese Änderung für unrichtig, und bitten dringend, sie wieder zurückzunehmen.

Psalm 51, 7. Schon Mönckeberg hatte sich gegen die Übersetzung Luthers gewendet: „aus sündlichem Samen". Die Rev. setzt statt dessen nicht recht glücklich: „in sündlichem Wesen". Da Luther bei Anführung dieser Stelle in seinen Sermonen wechselt: in Sünden, in Untugend, in Ungerechtigkeit, so dürfte eines davon hier zu behalten sein.

Psalm 122. Statt der Rev.: „Ich freute mich über die, so mir sagten: Lasset uns ins Haus des Herrn gehen!" — wäre doch wohl wieder die lutherische Übersetzung zu geben, statt: „Ein Lied Davids im höhern Chor" aber von Psalm 120 bis 134 zu setzen: „Ein Stufenlied oder Wallfahrtslied".

Psalm 139, 5. Rev.: „Rückwärts und vorwärts umgiebst du mich" — ist unklar. Soll die Luthersche Übersetzung nicht bleiben, so würden wir etwa sagen: „vor- und rückwärts", oder „vorn und hinten", oder am besten: „allenthalben".

Hos. 3, 4 klingt die Drohung eigentümlich, „daß Israel ohne Hausgötzen bleiben soll". Viel besser Luther: „ohne Heiligtum".

Andererseits kann es auffallen, daß einzelne Stellen nicht geändert sind.

4. Mos. 12, 3: „Moses war ein sehr geplagter Mensch" — hat Luther erst 1535 geschrieben und dabei die Randglosse gemacht: „der viel leiden mußte". A. H. Francke führte diese Stelle als verbesserungsbedürftig an. Es ist sehr schwer zu erklären, warum Luther die alte Übersetzung, „ein sehr sanftmütiger Mensch über allen Menschen" verändert hat, die mit der Septuaginta, der Vulgata und allen neueren übereinkommt.

Psalm 20, 10. Luther: „Hilf Herr, der König erhöre uns, wenn wir rufen." Jeder Hörer muß meinen, daß der Psalm auf die Bitte um Erhörung seitens des irdischen Königs hinausläuft, was dem Grundtext widerspricht. Von den vorgeschlagenen Änderungen dürfte die an Luthers Betbüchlein 1522 sich anschließende:' „Hilf, Herr, dem Könige und erhöre uns, wenn wir rufen" — aufzunehmen sein.

Psalm 39, 13. Luther: „Ich bin beides, dein Pilgrim und dein Bürger." Eine treffende und liebliche Bezeichnung der Doppel-

stellung des Christen im Leben dieser Welt, aber doch nicht dem Grundtext (Luther selbst früher: dein Fremdling und dein Gast) entsprechend.

Psalm 90, 10 übersetzt v. Gerlach: „Unser Leben währet 70 Jahr, und wenn einer in Kraft ist, 80 Jahr, und ihr Stolz ist Mühsal und Eitelkeit."

Im Neuen Testament sind der Stellen, die man deutlicher übersetzt wünschte, noch mehr. Doch liegt das an der Vorsicht, die in anzuerkennender Weise bei der Revision des Neuen Testaments bewiesen ist. Hervorgehoben sei nächst Matth. 28, 19 nur:

Luk. 6, 40. Luther: „Wenn der Jünger ist wie sein Meister, so ist er vollkommen." Schon 1511 schrieb Luther richtig: „welcher aber vollkommen wird, ist wie sein Meister". Dies dürfte noch aufzunehmen sein. Ebenso:

Joh. 14, 1 ist das doppelte: „Glaubet" — falsch gefaßt. Luther hat früher das zweite imperativisch gedeutet.

Apostelgesch. 4, 12. Hinter Name fehlen die unzweifelhaft echten Worte: „unter dem Himmel" in dem Baseler Text, der dem Erasmus vorlag. D. Delitzsch weist mit Recht darauf hin, daß die Worte in den Text gehören.

Apostelgesch. 13, 23 ist „gezeugt" falsch. Man hätte mit Luther schreiben müssen: „aufgerichtet".

Röm. 1, 12 schreibt Rev.: „Was man weiß, daß Gott sei, ist ihnen offenbar". Canstein hatte geschrieben: „daß man weiß"; die revidierte Ausgabe von 1870 hatte: „das man weiß". Es gehört zu den sprachlichen Abnormitäten der Probebibel, auf welche wir unten eingehen.

Röm. 1, 20 ist „von der Schöpfung der Welt" früher von Luther richtig auf die Zeit bezogen. Statt jener unklaren Änderung in V. 19 mußte die Tautologie des jetzigen Textes fallen und: „seit der Schöpfung der Welt" — geschrieben werden.

Gal. 1, 6 steht auch jetzt noch: „der euch berufen hat in die Gnade". Man hätte nach der älteren Übersetzung Luthers sagen müssen: „in der Gnade".

Eph. 5, 9 ist: „Frucht des Geistes" geblieben, trotzdem schon Luther in seinem Kommentar die durch die jetzige Textkritik bestätigte Vermutung ausspricht, es möchte wohl „Lichts" gestanden haben.

Kol. 1, 24 deutete Luther richtig von den „Trübsalen Christi".

2. Theff. 1, 10 ist die den Chiliasten Boden gebende

Übersetzung: „daß er herrlich erscheine mit seinen Heiligen", trotzdem Luther schon früher mit Recht in (resp. „an") hat.

Tit. 1, 9 statt: „ob dem gewissen Wort der Lehre" — ist besser zu setzen: „ob dem Wort, das gewiß ist und lehren kann".

Hebr. 12, 2 übersetzte Luther früher: „welcher da ihm vorgelegt wurde die Freude, wählte er das Kreuz"; was besser als jetzt: „da er wohl hätte mögen Freude haben".

Jak. 1, 13 steht noch unverändert in der Probebibel: „denn Gott ist nicht ein Versucher zum Bösen". Die passivische Erklärung: „Gott ist unversuchbar", ist die allgemein angenommene.

Jak. 4, 6b fehlt in allen Originalausgaben Luthers. Es ist aus 1. Petr. 5, 5 herübergekommen.

Jak. 5, 4 ist der bessere Ausdruck aus dem Jahre 1531 verkürzt für das unverständlichere „abgebrochen" einzustellen.

Offenb. 1, 9 ist das „auch" stehen geblieben, obwohl der wiederaufgefundene Codex des Erasmus zeigt, daß es aus dem mißverstanden stehen gebliebenen „K" eines mit der Scheere durchschnittenen Wortes entstanden ist, welches besagt, daß hier nach einem Stück Kommentar der Schrifttext wieder beginnt.

Offenb. 15, 3 muß es heißen: „König der Heiden".

Offenb. 17, 8 ist die Übersetzung: „wiewohl es doch ist" — ein handschriftlicher Fehler statt: „und wird wieder sein".

Offenb. 21, 24: „und die Heiden, die da selig werden" sind unechte Worte, die nach Delitzsch nicht dem Johannes, sondern dem Ausleger Andreas dem Kappadocier angehören.

Endlich sei noch erwähnt, wie die Revision sich zu den messianischen Weissagungen des Alten Testaments gestellt hat. Sie sind ja zum großen Teil in die Liturgien und den Katechismus aufgenommen, leben im Volksbewußtsein, und es ist offenbar, daß eine Abschwächung des Inhalts dieser Stellen, etwa im Geiste moderner Kritik, für die Annahme der Probebibel verhängnisvoll sein müßte. Dagegen ist nur anzuerkennen, daß die Hauptstellen überhaupt ungeändert sind. In 1. Mos. 49, 10 ist: „bis daß der Held komme" geblieben, sogar „Meister" ist nicht einmal in „Herrscherstab" geändert, was, wie es scheint, alle jüngst ergangenen Gutachten fordern. Psalm 22 und Jesaia 53 haben die Revi-

soren gleichfalls unangetastet gelassen. Wir haben schon oben gefordert, daß V. 9 geändert werde in: „Er ist begraben wie ein Gottloser und bestattet wie ein Reicher".

In der Revisionskonferenz gingen die Meinungen über die Änderung anderer messianischer Stellen weit auseinander. Ihre Beschlüsse aber, welche, wo es sich um eine Berichtigung der Übersetzung Luthers nach dem Grundtext handelte, eine Zweidrittelmajorität erforderten, haben einen Mittelweg eingeschlagen, indem die Berichtigung da vorgenommen wurde, wo der Gewinn für das Schriftverständnis und die vollere praktische Verwertung des religiösen und sittlichen Gehalts die Gefahr der Stelle des möglichen Anstoßes zu überwiegen schien, wogegen andernfalls davon Abstand genommen ist.

Inwiefern hier das Richtige getroffen ist, wollen wir prüfen.

1. Mos. 4, 1 lautet der Ausspruch Evas im recipierten Text: „Ich habe den Mann den Herrn". Die Probebibel hat statt dessen: „ich habe einen Mann durch den Herrn". Die Verteidiger dieser Berichtigung erinnern zunächst daran, daß Luthers Originalausgaben alle „den Mann des Herrn" bieten, aber sie müssen zugeben, daß die Angabe des Korrektors Rörer vom Jahre 1546, daß die Änderung von Luther selbst beabsichtigt sei, begründet ist. Schon 1543 hatte er sich in der Abhandlung „Von den letzten Worten Davids" entschieden für die von Rörer aufgenommene Übersetzung ausgesprochen (vgl. Erl. Ausg. XXXVII S. 64—68); ebenso dann wieder 1545 in der Abhandlung gegen das Papsttum und in der Glosse zur Bibel von 1545. Doch war nicht eine Berücksichtigung der früheren Lutherschen Übersetzung, die ja auch nicht angenommen ist, der Grund der Änderung, sondern, wie auch Konsistorial-Rat Kühn in Dresden bekennt, die Auffassung von dem Begriff der Weissagung. — Luther hatte geschrieben: „Da habe ich den Herrn, den Mann, den Samen, der dem Satan oder der Schlange den Kopf zertreten soll". Es sieht also hiernach Eva in Kain den verheißenen Heiland und den menschgewordenen Gott. „Das ist aber, sagt Kühn S. 39, nach der Verheißung 3, 16, welche nicht von einem persönlichen Heiland, geschweige von einem Erscheinen Gottes selbst redet, ganz unmöglich. Auch im Reiche der Gnade geht die göttliche Offenbarung und die menschliche Erkenntnis stufenweise vorwärts. Dieser stufenmäßige Fortschritt darf durch die Bibelübersetzung nicht verdunkelt werden." Auch D. Riehm

verteidigt die Rev. ähnlich: Schließlich hat die Erwägung, daß der evangel. Gemeinde alle Erkenntnis des stufenmäßigen Fortschritts der alttestamentlichen Heilsoffenbarung unmöglich gemacht würde, wenn die deutsche Bibel im Widerspruch mit dem hebräischen Grundtext, wie mit der griechischen und lateinischen Bibel, auch in ihrem revidierten Texte schon Eva ein Bekenntnis der Gottheit des Messias ablegen ließe; die weitere Erwägung, daß es für die religiös-sittliche Lebensanschauung unsers Volks nicht ohne Belang ist, daß die Stammmutter des menschlichen Geschlechts gleich bei der ersten Geburt ihr Kind als ein Gnadengeschenk Gottes angesehen und anerkannt hat, und endlich der Umstand, daß man schon in einer unter Aufsicht des geistlichen Ministeriums von D. Fresenius in Frankfurt a. M. 1835 herausgegebenen Lutherbibel die Berichtigung: Ich habe einen Mann durch den Herrn, aufgenommen fand, zu dem Ergebnis geführt, daß diese zwar nicht ganz wörtliche, aber sinngetreue Übersetzung einstimmig angenommen wurde.

Wir lassen es hier ganz dahingestellt, daß das stufenmäßige Fortschreiten der göttlichen Offenbarung, wie es unsere neuere gläubige Theologie proklamirt hat, durch die kritischen Hypothesen der neuesten Theologen sehr bestritten ist. Von Wichtigkeit ist uns schon, daß die vorgeschlagene Übersetzung der Probebibel nicht wörtlich und nur sinngetreu bezeichnet wird. Möglicherweise kann: „mit dem Herrn" übersetzt werden, aber nimmermehr: „durch den Herrn". Einzelne Ausleger haben sich noch jüngst für Luthers Auffassung ausgesprochen, so der selige D. Philippi in Rostock, die reformierten Theologen D. Böhl in Wien und D. Zahn in Stuttgart. D. Hupfeld übersetzte: „ich habe ein Kind mit dem Herrn". Nach dem aufgestellten Kanon ist daher eine Änderung des jetzigen Textes nicht statthaft. Dazu kommt aber auch der praktische Gebrauch dieser Stelle. Hofackers Predigt über den 1. Adv. S. 3 sagt: „Schon lange hatte die Tochter Zion nach der Erscheinung ihres Königs geseufzt. Sie hatte die Verheißung, daß er kommen werde. Aber er kam lange nicht. Im Paradiese schon war dem gefallenen Menschen der Weibessame versprochen worden, der der Schlange den Kopf zertreten sollte. Sie warteten mit Sehnsucht auf ihn. Als Eva ihren ersten Sohn gebar, meinte sie, dieser werde der verheißene Sohn Gottes sein. Aber Kain war so wenig der Schlangentreter, daß

er vielmehr zum Samen der Schlange gehörte." — Man sieht, auch Hofacker redet von einem stufenartigen Fortschreiten in der Geschichte des Volks Gottes. — Der Spruch steht in vielen Verzeichnissen messianischer Weissagungen. Wir würden uns nicht bedenken, eine Änderung anzunehmen. Da sie aber nicht absolut sicher ist, so raten wir, hier die Berichtigung zu streichen.

2. Sam. 7, 19 beseitigt die Änderung der Probebibel die unzulässige Auffassung der Stelle als einer direkten messianischen in bezug auf die Menschwerdung Gottes in Christo. „Herr Jehovah" — ist vorher und nachher Anrede. Zwar scheint die Übersetzung: „und das nach Menschenweise" nicht ganz klar. Da sie aber den Preis der herablassenden Gnade Gottes andeutet, der liebreich und vertraulich mit David redet, wie ein Mensch zu seinem Mitmenschen redet, so wird sie anzunehmen sein, ebenso wie die Parallele 1. Chron. 17, 17 und du hast mich angesehen nach Menschenweise, der du in der Höhe Gott der Herr bist.

2. Sam. 23, 1 erklären sich alle Ausleger gegen die Übersetzung, welche Luther erst 1542 eingeführt, allerdings in seiner Abhandlung „Von den letzten Worten Davids" ausführlich verteidigt hat. Eine Beziehung auf eine Zusage betr. des Messias wird in diesem Verse allgemein nicht gefunden und daher in der Rev. geändert: „David, der hoch erhoben ist, der Gesalbte des Herrn". Zwar ist die sprachliche Berechtigung dieser Übersetzung zweifelhaft. Da aber die Stelle wenig als Beweisstelle angezogen wird, so mag die Rev. zulässig sein. Die Berichtigung in V. 3. 4: „Ein Gerechter herrscht unter den Menschen, er herrscht in der Furcht Gottes und ist wie das Licht des Morgens" — kann klarer noch als in der Lutherschen Übersetzung messianisch gedeutet werden und ist daher erwünscht.

Hiob 19, 25—27 lautet im recipierten Text: „Aber ich weiß, daß mein Erlöser lebt; und er wird mich hernach aus der Erde auferwecken; und werde danach mit dieser meiner Haut umgeben werden, und werde in meinem Fleisch Gott sehen. Denselben werde ich mir sehen und meine Augen werden ihn schauen, und kein Fremder. Meine Nieren sind verzehrt in meinem Schoß." Die Rev. hat: „Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, und als der letzte (?) wird er sich über dem Staube erheben. Und nachdem diese meine Haut zerschlagen ist, werde ich ohne mein Fleisch Gott sehen . . . . Danach sehnen sich meine Nieren in meinem Schoß".

Diese Stelle ist die crux für alle geworden, welche über die Probebibel ein Urteil gegeben haben. Hören wir zuerst Konsistorialrat Kühn in Dresden: „Von jeher hat diese Stelle als eine der Hauptbeweisstellen für die Auferstehung des Fleisches gegolten, ist in diesem Sinne in der christlichen Erbauungslitteratur heimisch geworden und klingt in herrlichen Liedern (wie: Jesus, meine Zuversicht) wieder. Aber Luthers Übersetzung ist im wesentlichen falsch; gerade vom Auferwecken enthält der Grundtext nichts, auch die Übersetzung des V. 26 läßt sich kaum zu einem kleinen Teile aus ihm rechtfertigen. Vielmehr ist das der große, gewaltige Gedanke der Stelle, daß Gott der Herr das letzte Wort haben, daß Hiob selbst ihn in eigener Person als seinen Rechtfertiger schauen werde, sei es, wie die meisten Ausleger erklären, in einem zukünftigen, sei es, wie andere erklären, in diesem Leben. Immer aber bleibt die Hauptsache die gewaltige Glaubenszuversicht mit ihrer allen Jammer des Erdenlebens siegreich überwindenden Kraft, welche ein Hiob, auch ohne daß er von einer Auferstehung der Toten wußte, aus seiner Gottesgemeinschaft schöpfte. Gerade weil sich ihm der Gott des Heils noch nicht wie uns in Christo geoffenbart hatte, ist er in dieser Zuversicht ein um so gewaltigeres Vorbild. Es wird der Gemeinde nur von Segen sein, wenn sie Altes und Neues Testament nicht in unrichtiger Weise vermischt, sondern erkennt, daß auch die Heilserkenntnis eine Geschichte hat. Nehmen wir noch dazu, daß in Luthers Übersetzung dieser Stelle von der Auferstehung in einer grobsinnlichen Weise geredet wird, die mit 1. Kor. 15 in Widerspruch (?) steht, so wird man es begreiflich finden, daß der Ausschuß geändert hat." — D. Luthardt und Kliefoth fragen dagegen: „Ist es wirklich der Fall, daß man darüber allgemein einverstanden sei, daß die neue Übersetzung richtig sei"? Sie erinnern daran, daß diese Stelle in Lied, Gebet, Liturgie der Kirche und so zum Gemeingut der Kirche geworden ist. — Oberkonsistorialrat D. Düsterdieck weist wieder darauf hin, daß die hannöversche Landessynode beschlossen habe, den V. 5 des Gesanges: „Jesus meine Zuversicht", welcher beginnt: „Dann wird eben diese Haut mich umgeben, wie ich glaube", in dem hannöverschen Gesangbuch wegzulassen. Andere Gesangbücher, z. B. das Militärgesangbuch, das sächsische Provinzialgesangbuch haben statt dessen: Dieser Leib, von Gott erbaut, wird verklärt mich dann umgeben: Gott wird werden angeschaut, dann von mir im neuen Leben. — Offenbar

ist die Rev. von V. 25. 26 nicht ohne sprachliche Härten. — Der Ausschuß selbst hat beschlossen, die ursprüngliche Übersetzung Luthers in einer Anmerkung dem revidierten Texte beizugeben. Wir an unserm Teile glauben, es werde dem gläubigen Bibelleser am liebsten sein, wenn die lutherische Bibelübersetzung bliebe, wenn aber die wörtliche Übersetzung, deren Härten aber noch zu beseitigen wären *), in einer Anmerkung beigegeben würde. Daß wir hierfür uns entscheiden, dazu giebt Prof. D. Schlottmann, der Vorsitzende des Bibelrevisionsausschusses, den letzten Anlaß, da er in der Besprechung dieser heiklen Frage bekennt, daß die kirchliche typische Anwendung der vielbesprochenen Hiob-Stelle auf Christus den Erlöser ihr volles Recht habe, daß gerade so das: Ich weiß, daß mein Erlöser lebt — in Liedern, wie in den Gerhardschen, in Tönen, wie in dem Anfang des dritten Teils des Händelschen Messias, in Liturgien und in Grabschriften glorreich wiederklingt.

Das Wort Goël (Erlöser) macht auch der Revision des Buchs Ruth Verlegenheit. In diesem Buch ist es mit „Erbe“ übersetzt und erregt immer wieder die falsche Vorstellung, als erwürbe Boas mit der Hand der Ruth zugleich ein Vermögen. Es ist gut vorgeschlagen, die Seite des Begriffs des Goël, wonach er das in fremden Besitz geratene Erbgut des Verwandten durch Zahlung eines Preises wieder einlösen oder zurückfordern konnte, durch Erblöser auszudrücken.

Daß in Psalm 8, 6. 7 die Berichtigung: „Du hast ihn wenig niedriger gemacht denn Gott, und mit Ehre und Schmuck hast du ihn gekrönet. Du hast ihn zum Herrn gemacht über deiner Hände Werk“ aufgenommen ist, dürfte um so weniger zu beanstanden sein, als die Stelle Hebr. 2, 7. 9 damit in Übereinstimmung gebracht ist und die neue Überschrift des Psalms andeutet, daß die schon im Neuen Testament vorkommende Beziehung der Psalmworte auf Christum keineswegs ausgeschlossen sein solle.

Der Änderung der Weihnachtsperikope Jes. 9, 3 haben wir schon S. 25 freudig zugestimmt. Die Forderung, daß in V. 6 statt des Ausdrucks: „Kraft“ die viel richtigere Übersetzung: „Gott“ Aufnahme finde, hat eine Reihe von Gutachten zur Probebibel ge-

*) Eine neue jüngst erschienene Schrift, die die Hiob-Übersetzung noch mehr verdeutschen will, schlägt vor, zu sagen: „ob er gleich spät wird auferstehen“.

stellt. Wir zweifeln nicht, daß die für diesen Vers zugesagte erneute Prüfung zu dem Ergebnis führen wird, daß die vier Namen des Messias: „Wunderrat, Gottheld, Ewigvater, Friedefürst" Aufnahme finden.

Statt der Jes. 11, 3 vorgeschlagenen Berichtigung des: „Riechens in der Furcht des Herrn", was Luther von Rauchopfer versteht, in: „Wohlgeruch wird ihm sein die Furcht des Herrn" — würden wir vorziehen: „sein Atmen wird sein in der Furcht des Herrn".

Jes. 53 ist wie S. 16 erwähnt, gar nicht geändert. Nur in dem zu diesem Kapitel gezogenen Kap. 52, 14 ist sehr schön das undeutliche „auf daß" — in: „Gleich wie" geändert. Wir hoffen, daß Jes. 53, 9: „noch gestorben" durch „bestattet", auch 52, 15 das Besprengen berichtigt wird, das auf das Blut Christi schwerlich bezogen werden kann.

Die Berichtigungen Jes. 42, 3 und Daniel 9, 24—27 sind nicht ohne Bedenken.

Die Änderung Haggai 2, 7, daß „zu dem Tempel einst kommen soll der Heiden Köstliches" (statt Trost) hat fast allseitige Einwendungen hervorgerufen. Abgesehen davon, daß sie ungemein frostig klingt und wenigstens durch köstliches Gut ersetzt werden müßte, ist die schöne Bezeichnung des Messias im Volks- und Gemeindebewußtsein eingebürgert und die Dolmetschung Luthers dem Geiste der prophetischen Verkündigung entsprechend. Der Ausschuß selbst schreibt im Anschluß hieran die Überschrift von Mal. 3, [4]: „der Frommen Trost". Wir freuen uns, daß D. Schlottmann die Rückkehr zu Luthers Fassung bereits in Aussicht gestellt hat, wie auch D. Düsterdieck ungenauer Weise bereits schreibt, daß Luthers Dolmetschung ruhig stehen gelassen sei.

Wenn endlich neben den älteren Auslegern auch v. Hofmann Sacharja 11, 7 von einem „Stab Sanft und Wehe" versteht und die neueren Ausleger ganz und gar auseinandergehen, so ist es wohl das beste, diese Worte nicht mit „Stab Held und Eintracht" zu ersetzen, sondern diese Berichtigung etwa in einer Anmerkung zu bringen.

Als Zugabe zum Bibeltext ist ein neues von Prof. D. Riehm verfaßtes Register zur Erläuterung altertümlicher und aus den

Grundsprachen beibehaltener Wörter beigegeben. Wir würden in dem Texte von Jes. 1, 18 die „Rosinfarbe“ behalten haben und in dem Register gern die Erklärung finden, daß diese Farbe die grelle, hochrote Farbe sei, welche durch die pulverisierten Eier in den rosinenähnlichen Larven der Schildlaus dargestellt wird.

Die Revision der Parallelstellen ist eine recht sorgfältige gewesen. Ebenso verhält es sich mit der Revision der Überschriften, der Auswahl der durch gesperrten Druck zu bezeichnenden Kernstellen, der Vers- und Kapiteleinteilung. Mit Recht hat man die Kapitel- und Versabteilung, obwohl sie für das Neue Testament erst nach Luthers Zeit aufgekommen ist, belassen, da regelmäßige Bibelleser nicht durch die Verse gehindert werden. Wenn vorgeschlagen ist, sämtliche Perikopen, die in Landeskirchen neu festgestellt sind, zu verzeichnen, so würde das zwar zuviel Raum einnehmen, sie alle an ihrer Stelle zu bezeichnen. Aber im Anhange das Verzeichnis auch der neueren Perikopen nach den einzelnen Sonntagen für die verschiedenen Lande beizufügen, das würde vielen Bibellesern sehr erwünscht sein.

Daß die für die Schulen verordnete Rechtschreibung angewendet ist, versteht sich von selbst.

Sprachliche Änderungen.

Fast könnte es scheinen, als wären die mannigfachen Änderungen über die wir berichtet haben, geeignet, den ganzen Charakter der Lutherbibel und Luthersprache zu ändern. Dies ist aber durchaus nicht der Fall. Im Gegenteil haben Männer wie der selige D. Hengstenberg darüber Klage führen können, daß man im Neuen Testament die Änderungen des Ausschusses gar nicht erkenne. So sehr entspricht die Sprache der Probebibel auch in Ausdrücken, die erst in die heilige Schrift jetzt aufgenommen sind, der alten Luthersprache. Wer würde ahnen, daß ein Wort wie: „Beisaß“ erst durch die Revision in den Text gekommen wäre? D. Frommann, welcher die Revision der Sprachformen fast allein besorgt hat, nachdem Rudolf v. Raumer von der Mitarbeit hatte zurücktreten müssen, ist ein so ausgezeichneter Kenner der Luthersprache, daß in der That nach dieser Seite die Revision in keine bessern Hände hätte gelegt werden können. Mit ausgezeichneter Sprachkenntnis

und mit feinem Takte hat der gründliche und feinfühlige Germanist seiner höchst schwierigen und mühsamen Aufgabe sich unterzogen.

Die Grundsätze, die ihn dabei leiteten, sind in dem Vorwort der Probebibel und in einem Aufsatz von D. Baur und D. Ahlfeld 1873 entwickelt. Darin lautete der dritte: Das religiöse Bedürfnis fordert, daß das Verständnis der Bibel nicht ohne Not erschwert werde. Die Schule muß wünschen, daß das Hauptlesebuch des Volkes sich möglichst der Sprache anschließe, welche die Schule für den schriftlichen Gebrauch zu lehren und einzuprägen hat. Der vierte dagegen: Auf der andern Seite darf durch diese Forderungen das Wesen des ursprünglichen Textes nicht zerstört werden. Denn die Kraft und Schönheit der Sprache giebt Luthers Sprache gerade auch für Kirche und Schule ihren unschätzbaren Wert.

So richtig beide Sätze aber sind, so stehen sich das sprachgeschichtliche Interesse an der Wahrung der Eigentümlichkeiten der Luthersprache und das Verlangen, das Wort Gottes dem Volke wirklich in seiner Sprache, die es kennt und versteht, darzubieten, oft gegenüber. Der Ausgleich kann nur in jedem einzelnen Falle nach gewissenhafter Prüfung getroffen werden und wird niemals Alle befriedigen. Die Stuttgarter Bibelgesellschaft hat schon im Jahre 1881 die Ansicht vertreten, daß der streng wissenschaftliche Standpunkt zu sehr in den Vordergrund getreten sei, und der 67. Jahresbericht der preußischen Hauptbibelgesellschaft für 1881 zeigt, wie einzelne ältere Sprachformen, für die D. Frommann eingetreten war, von ihm auf Drängen der Bibelgesellschaften beseitigt sind.

Es ist allerdings anzuerkennen, daß die wirklich abgestorbenen sprachlichen Elemente der Luthersprache, die jetzt allgemein nicht mehr gekannt oder mißverstanden werden, planmäßig auch von Frommann abgethan sind. So ist ersetzt worden: „fast" durch „sehr" oder „gar", „lieber" durch „bitte" und „doch", „endelich" durch „eilends", „Bescheidenheit" durch „Erkenntnis", „in" bei bloßen Ortsnamen durch „gen", „noch" oft durch „dennoch", „Maul" durch „Maultier", „Gelte" durch „Krug", „Schütte" durch „Wolle", „Gräße" durch „Kräße", „Kreuel" durch „Gabel", „Zeug" durch „Heer", „Ströter" durch „Räuber", „Krebs" durch „Panzer", „Geren" durch „Zipfel", „Niederrand" durch „Niederkleid", „ehrlich" durch „vornehm", „ansehnlich", „namhaftig", „thürstig" durch

„frech[lich!]" und „dreist", „thüren" durch „wagen", „enthalten" durch „erhalten", „sich des Lebens erwegen" durch „am Leben verzagen", „freidig" durch „freudig" und „wacker", „eifert" durch „aufrührt", „berdet" durch „pranget" u. a. m. Daß „Versehung" 1 Petr. 1, 2, Apostelgesch. 2, 23 statt „Vorsehung" gesetzt ist, ist um so auffallender, als sonst das „versehen" durch „ersehen" ersetzt ist.

Dennoch will es scheinen, als ob des edlen Rostes der dem Volke nicht mehr verständlichen Altertümlichkeiten zu viel geworden ist. Der Cansteinsche Text war dem fortschreitenden Sprachgebrauch seit Jahrhunderten gefolgt. „Fürchte man doch nicht, das Wort Gottes zu alltäglich zu machen, wenn man es den Sprachformen der Gegenwart annähert. Nicht nur sein Inhalt, sondern auch der unzerstörbare Charakter von Luthers Übersetzung werden ihm jederzeit den Stempel des Außerordentlichen aufdrücken." So hatte Fr. v. Raumer sich geäußert. D. Frommann hat aber wohl weniger gefragt, ob und wo der hallische Text den Sprachformen der Gegenwart noch mehr anzunähern sein möchte, als ob im hallischen Texte nicht manches ohne Not verändert sei. So ist es gekommen, daß von fast allen Seiten gegen die Probebibel der Einwand erhoben ist, daß ihre Sprache zu altertümlich sei und von den vorkommenden Härten und Archaismen gereinigt werden müsse. D. Frommann klagt im Unmut: Die hochweisen Herren wünschen eine Sprache, wie wir sie heutzutage in den Zeitungen lesen. Luther, von dem sie ein besseres Deutsch lernen könnten, soll bei ihnen in die Schule gehen. Dazu aber kann ich mich nimmermehr hergeben, seine edle Sprache zu verderben und das kostbare Kleinod, das er uns in seiner Bibelübersetzung hinterlassen, zu verhunzen. Warum hat man mir das nicht vor zehn und mehr Jahren gesagt, gleich nach dem Erscheinen des Neuen Testaments? Dann hätte ich mir die mühevolle Arbeit am alten erspart.

Gewiß es mag für D. Frommann schmerzlich sein, von einer Sprache, in die er sich ganz hineingelebt hat, etwas aufzugeben. Aber im Jahre 1871 haben doch manche Recensenten des Neuen Testaments sich gegen die Altertümlichkeiten gewendet, und die Zahl derjenigen Archaismen, welche im Neuen Testament erst nach der Vollendung des Alten Testaments erscheinen, ist nicht gering. Die englische Bibelgesellschaft hat, wie doch dem hochzuverehrenden Gelehrten nicht unbekannt geblieben ist, die meisten sprachlichen

Änderungen im Neuen Testament einfach unberücksichtigt gelassen. Würtemberg, Baden, Waldeck, das Posener Konsistorium haben vor zahlreichen Repristinationen gewarnt. Was Wunder, wenn nun der Anspruch erhoben wird, den in dem Ausschusse Männer wie Dorner und Grimm bereits vertreten haben, daß die Sprache der Lutherbibel den Ansprüchen der Volksschule entspreche?

Es herrscht in diesem Punkte bei allen denen, die nicht der Revision unbedingt nahe gestanden haben, eine seltene Einmütigkeit. D. de Lagarde und Zittel haben sich den Scherz gemacht, die Archaismen zu persiflieren, aber auch der Vertreter der Berliner Bibelgesellschaft, Breest, warnt entschieden vor den Altertümlichkeiten von dem Gesichtspunkte aus, daß die Bibel dem Volke nicht unverständlicher gemacht werden dürfe, als sie an sich sei. Ja es ist daran zu erinnern, daß das Schulkind durch sie entschieden verwirrt und irre geleitet wird, daß das kursorische Bibellesen, welches jetzt eben in Preußen und anderen deutschen Landen wieder in der Volksschule in sein Recht eingesetzt wird, dadurch erschwert wird, gar nicht dessen zu gedenken, daß eine unkirchlich gerichtete Schulverwaltung aus den sprachlichen Absonderlichkeiten einmal Veranlassung nehmen könnte, den Gebrauch der Bibel ganz zu verbieten.

Bei dem wesentlichen Einverständnis der bisher ergangenen Gutachten könnten wir uns begnügen, auf die besonderen Schriften zu verweisen, die die Sprache der Probebibel behandeln. Breest in seinem S. 8 angeführten Vortrage hat zuerst sich gegen dieselbe gewendet. Vornämlich aber haben Pastor Kromphardt in der Kirchl. Monatsschrift von Pfeiffer (Magdeburg, Bänsch) Mai- und Juniheft von 1884 und neuerdings Pastor Walter in zwei Schriften („Die sprachliche Behandlung des Textes in der Probebibel" und „Die Sprache der revidierten Lutherbibel", Bernburg, Schmelzer) nachgewiesen, daß die Altertümlichkeiten nicht beliebig hervorgesucht sind, sondern auf dem System der Luthersprache beruhen, in das D. Frommann in einer seine Gelehrsamkeit hochehrenden Weise so eingedrungen ist wie wenige.

Wir führen daher nur folgendes als Beispiele an, die jeder, der die Probebibel in die Hand nehmen wird, beim Aufschlagen einer beliebigen Seite vermehren kann.

Wir lesen: „mählich hinnach" statt „gemächlich hintennach",

„baß“ statt „besser“, „nacket“ für „nackt“, „etwo“ für „irgendwo“, „ruchtbar“ für „ruchbar“, „träglich“ für „erträglich“, „fortmehr“ für „hinfort“, „murmeln“ für „murren“, „erstummen“ für „verstummen“, „niedrigen“ für „erniedrigen“, „weder“ für „denn“ oder „als“, „Trommete“ für „Trompete“, „Fahr“ für „Gefahr“, „Beine“ für „Gebeine“ (Psalm 22, 18), „Tuck“ für „Tücke“, „selbstwillig“ für „freiwillig“, „Schmachen“ (2. Kor. 12, 10) für „Schmach“, ebenso Plural Listen, ferner „sammlen“, „steuren“, „feiren“, „lauren“ (was den Regeln der Rechtschreibung widerspricht), „fahen“, „fodern“, der „Zeug“, der „Schreibzeug“, die „Scheitel“, die „Begräbnis“ (Joh. 12, 7), die „Ärgernis“. Die „Zeitwörter“ haben verlängerte Formen, wie du „zerbrichest“, du „hilfest“, du „weißest“, oder dichterische wie „kreucht“, „fleucht“, „verdreußt“, die in poetischen Stellen bleiben können, „genennet“, dagegen ist die Vorsilbe ge konsequent unterdrückt z. B. „kommen“, „blieben“, „worden“. Seltsame Umstellungen, auffallende Konstruktionen, Verbindung von Verben und Präpositionen mit ungewöhnlichen Fällen (wie „unter alle Völker“, „gegen mir“, „er ruft mir“, „der Arbeiter ist wenig“, „was hülfe es den Menschen, wenn er die ganze Welt gewönne“) stoßen uns fast überall auf. Wir sagen mit Bedacht: fast überall, denn eine klare Konsequenz, die wenigstens dem einfachen Leser verständlich wäre, findet sich nicht. D. Frommann hat sich bei der Auswahl der einzelnen Formen von Tonfall und Rhythmus leiten lassen, den ihm nicht jeder nachmerkt.

Außer dem, was geradezu auf Veranlassung eines Gutachtens über die Probebibel geschrieben ist, möchten wir hier noch einen Mann sein Urteil fällen lassen, der über deutsches Schulwesen sicherlich die gereifteste Kenntnis hat und durch die persönliche Verbindung, in der er zu dem jetzt in Ruhestand lebenden Direktor der Cansteinschen Bibelgesellschaft Geheimrat D. Kramer ein reiches Leben lang gestanden hat, gewiß dem Werke der Revision die größte Teilnahme entgegenbringt. Geheimrat Dr. L. Wiese hat in der zweiten Auflage seines Vortrags über den „Mißbrauch der Sprache“ auch über Luthers Bibelsprache und die Arbeit des Ausschusses gehandelt, und wir würden am liebsten die S. 67—91 des Buchs hier wörtlich abdrucken, damit keinem unserer Leser sein Urteil unbekannt bliebe. „Gott erweckte dem deutschen Volke einen Propheten mit außerordentlicher Begabung zu diesem Werk. Sank Luther in Demut nieder vor den Tiefen der göttlichen Wahrheit

und Weisheit, so dachte er doch auch groß von dem Vermögen der Sprache, des edelsten und stärksten Werkzeugs, das Gott dem Geiste gegeben hat. Er wußte, daß durch die Gegenseitigkeit und Durchdringung beider die unscheinbare Gestalt des Worts sich aufthun kann zu wunderbaren geistigen Wirkungen. Luthers Bibelübersetzung war, so sauer er es sich auch mit der genauen Erforschung der Wortbedeutungen und der rechten Art deutscher Rede werden ließ, doch etwas anders und mehr als eine philologische und wissenschaftliche Arbeit. Höher als Buchstaben- und Sinntreue stand ihm die Geisttreue. So erhielt seine Bibel wieder einen Charakter von Ursprünglichkeit, an der man Spuren der Übersetzungsmühe nicht wahrnimmt. Nicht wie eine aus ferner Vergangenheit hervorgeholte alte Schrift redet sie zu uns, sondern wie eine in der Gegenwart frisch erwachsene. Daher steht diese Übertragung einzig da in aller Literatur. Der Philosoph Leibniz sprach seine Bewunderung aus: „So oft ich die Offenbarung deutsch lese, werde ich gleichsam entzückt und finde nicht nur in den göttlichen Gedanken einen hohen prophetischen Geist, sondern auch in den Worten selbst eine heroische Majestät."

So schreibt D. Wiese. Dennoch fährt er fort: Der jetzt vorliegenden Revision fühlt man die ehrende Scheu an, mit der sie an das Werk die bessernde Hand gelegt hat. Man war sich sehr wohl der doppelten Aufgabe bewußt, es nach den Forderungen der veränderten Zeit, damit der Ausdruck das Verständnis nicht erschwere, weiterzuführen, und zugleich die Integrität und die eigentümlichen Vorzüge desselben so viel und so gut irgend möglich zu bewahren. Auch die dankbarste Anerkennung der Art, wie dies geschehen ist, wird doch den Wunsch aussprechen dürfen, daß man den Forderungen der Gegenwart noch mehr nachgegeben hätte. Es soll in dieser Beziehung nicht die Rede davon sein, was die erweiterte Altertumskunde und genauere Sprachkenntnis unserer Zeit berichtigen konnte. Darin und in allem Sachlichen ist viel geschehen. Aber man würde auch dem heutigen Bedürfnis des begrifflichen Verständnisses noch weiter haben entgegenkommen können, ohne dem Charakter der Übersetzung, der sie zu einem unschätzbaren Einigungsband für die evangelischen Christen deutscher Zunge gemacht hat, Eintrag zu thun. Die Bibel muß als Volksbuch, was sie auch nach Luthers Absicht vor

allen Dingen sein sollte, durchweg ein verständliches Deutsch reden. Die Jugend wächst nicht mehr so wie früher an der Bibel und in der Gewöhnung an ihre Sprache auf, und nachher können sich dann die wenigsten dem Einfluß der Vorstellungen einer total davon verschiedenen Welt entziehen ... Wohl liest man ein heiliges Buch nicht wie sonstige Bücher oder wie eine Zeitung. Jenes mutet dem Leser eine ganz andere innere Sammlung zu: aus der Unruhe des Alltagslebens tritt er in die Stille einer höheren Welt. Aber je mehr die Art unserer heutigen Bildung die von aller Religion vorausgesetzte mystische Unmittelbarkeit erschwert, um so bestimmter muß für die Beschäftigung mit der heiligen Schrift an der Grundforderung eines richtigen Verständnisses des Wortsinns festgehalten werden. Die Frage des Philippus an den Kämmerer aus Mohrenland: Verstehst du auch, was du liesest? bleibt an jeden Bibelleser gerichtet. Der Zumutung, sich mit Selbstverleugnung in die alten Sprachformen und Ausdrücke hineinzulesen, können nur wenige nachkommen, und die auf leichteres Verständnis ausgehenden Änderungen brauchen keineswegs Luthers Bibelsprache ins Vulgäre herabzuziehen. Die neue Revision hat den danach für die Gegenwart erforderlichen unerläßlichen sprachlichen Änderungen aus pietätsvoller Schonung für das Überkommene zu enge Grenzen gezogen. So Dr. L. Wiese, der viele Beispiele zur Erläuterung beifügt.

3. Die Beurteilung der Probebibel.

Es kann nicht fehlen, daß ein so mannigfaltiges Unternehmen wie die Probebibel der verschiedenartigsten Beurteilung unterliegt. Engere Gesinnungsgenossen derselben kirchlichen Grundanschauung, Einwohner derselben Gegend gehen in ihrer Ansicht darüber weit auseinander. Wie viel verschiedener muß nun das Urteil bei dem Widerstreit der Parteien und dem Gegensatze von Nord und Süd ausfallen.

Die günstigste Aufnahme hat die Revision in Würtemberg und in Preußen gefunden. Von Mecklenburg, Lübeck, Baiern, Königreich Sachsen ist der lauteste Protest gegen die Arbeit überhaupt, von Baden, Hamburg, Bremen u. s. w. die ernsteste Klage über die zu große Einschränkung derselben gekommen. Auch die Missurier aus Nordamerika erklären die

Änderung der Lutherbibel für ein „Vergehen gegen Luther und die Kirche". Im Jahre 1884 wurden insbesondere Vorschläge auf eine ausgedehnte Erweiterung der Revision gemacht, zu Anfang des Jahres 1885 erklärten sich die hervorragenden Theologen D. Luthardt und D. Kliefoth gegen die Veränderung des Luthertextes, wenigstens nach der sachlichen Seite. Allmählich findet die Probebibel mehr und mehr Fürsprecher. — Den Freisinnigen genügte zu Anfang die Beschränkung, die sich der Revisionsausschuß aufgelegt hatte, nicht, jetzt erkennen sie die Arbeit schon als eine „Abschlagszahlung" an; und wenn auch aus einem durchaus anerkennenswerten Eifer treue lutherische Christen die Verwirrung vermieden sehen möchten, die sich leicht mit der Einführung der Probebibel ins Volk verbindet, so sind doch viele gute Lutheraner in und außerhalb der Union der Hoffnung, daß bei Anwendung aller Vorsicht und bei Vermeidung aller voreiligen Beschleunigung die Durchführung der für den Revisionsausschuß geltend gewesenen Grundsätze nicht sowohl zum Schaden, als vielmehr zum Nutzen des lutherischen Volks und der lutherischen Kirche gereichen werde.

Die Einwendungen der verschiedenen Beurteiler haben wir bereits berücksichtigt. Es genüge daher, die einzelnen Schriften derselben nur kurz zu charakterisieren.

Frühzeitig trat D. theol. Moritz Schwalb in Bremen mit dem Urteil hervor, daß es besser gewesen wäre, eine solche mit großem Fleiß revidierte, aber doch kaum halb korrigierte Bibel wäre uns nie gegeben worden. Seine Bemerkungen betreffend die bessere Bezeichnung der Maße und Münzen sind berücksichtigungswert, das Verlangen, nicht die Übersetzung allein, sondern die Schrift selbst zu korrigieren, ist dagegen ganz aussichtslos. Ungerechte Vorwürfe aber erhebt der Vortragende, indem er gegen die heilige Schrift als Hauptlesebuch des Volkes und der Schule sich wendet. Im Grunde ist jedes biblische Geschichtsbuch eine Schulbibel. Man mag selbst der Ansicht sein, daß in den Händen der Schulkinder ein Bibelauszug sein müsse — wie das mit dem formalen Prinzip der evangelischen Kirche übereinstimmen solle, ist uns unverständlich — jedenfalls handelte es sich bei der Probebibel nicht um eine solche Schulbibel, sondern um die Revision der unverkürzten Lutherbibel.

Prediger Lic. Hoßbach in Berlin und Dekan Emil Zittel haben sich im wesentlichen übereinstimmend über die Revision

geäußert und darin allgemeine Zustimmung gefunden, daß das sichere Ergebnis der Textkritik seit dem Erscheinen des von Luther zu Grunde gelegten Erasmischen Textes von 1519 von den Revisoren hätte mehr berücksichtigt werden müssen. Keiner ist entschiedener dafür eingetreten als der Nestor der offenbarungsgläubigen Theologen D. Delitzsch. Wenn aber eine ganz unverfälschte Wiedergabe des Wortlautes und Sinnes des biblischen Grundtextes verlangt wird, so wird übersehen, daß nicht eine neue Bibelübersetzung, sondern lediglich eine leise Revision eines im kirchlichen Gebrauche ehrwürdig gewordenen Textes dem Ausschuß aufgegeben war. Nicht zum Dienste der theologischen Wissenschaft im engern Sinne, sondern zum Nutzen der lutherischen Kirche haben, wie D. Riehm in dem evangelischen Männerverein zu Erfurt sehr gut auseinandergesetzt hat, die Revisoren ein mühevolles und entsagungsreiches Geschäft übernommen. Es heißt doch in der That den aufrichtigen nach Wahrheit suchenden Sinn voreilig unterdrücken, wenn dem ersten Versuch einer Besserung der Lutherbibel der Vorwurf entgegengeschleudert wird, er stelle sich in den Dienst einer konservativen Strömung und des „egoistischen Parteigeistes“ der in unserer Zeit herrschenden positiven Richtung. Diese positive Richtung hat in der That zur Erneuerung des christlichen Glaubens in unsern Tagen mehr beitragen dürfen, als die sogenannte Freisinnigkeit, so daß sie nicht verdient, daß die Probebibel als ein bleibendes Denkmal des Kleinmutes, der Ängstlichkeit und des durch tausend kleine Rücksichten verschütteten Wahrheitssinnes des deutschen Protestantismus im Zeitalter Kaiser Wilhelms I. bei Seite gelegt wird.

In den Ergebnissen stimmt mit ihnen der Berichterstatter des Badischen Predigervereins, Pfarrer Prof. Dr. Plitt in Dossenheim bei Heidelberg, überein, wenn er auch in bezug auf einzelne Stellen eine ganze Reihe wichtiger Verbesserungen in Vorschlag bringt. Etwas günstiger schon lautete das Urteil des Ausschusses der badischen Geistlichkeit, welche die einzelnen biblischen Bücher an eine größere Anzahl von Berichterstattern und Mitberichterstattern der verschiedenen in Baden hervorgetretenen Richtungen verteilt hatte und außer einer Reihe von Drucksachen auf über 1000 Folioseiten eine genaue Prüfung sämtlicher Teile der heiligen Schrift nach Halle eingesendet hat. Noch entgegenkommender urteilt der Ev. Oberkirchenrat in Karlsruhe

selbst über die Probebibel. Wenn D. Plitt in seinem Vortrage wiederholt die Revision der englischen Bibel zum Vorbilde stellt, so erinnerte D. Schlottmann schon, wie die Beseitigung des Reizes der alten Version zu viel Vorwürfen geführt habe, und bis auf diese Stunde scheint noch wenig Aussicht zu sein, daß die englische Revision allgemeine Annahme fände.

Weit über das Ziel gehen endlich auch die Urteile des Superintendenten Opitz in Dippoldiswalde und des Prof. Paul de Lagarde hinaus. Der letztere ist wegen seiner kritischen Bemerkungen zum alttestamentlichen Text hochangesehen, aber er kann nicht erwarten, daß seine Konjekturen sogleich in der Probebibel Berücksichtigung finden. Durch seine Äußerungen über den Wert der heiligen Schrift hat er recht weh gethan. Der erstere hat ein vollständiges Material zu einer neuen Bibelübersetzung geschaffen, aber dadurch für die Probebibel wenig geleistet. Eine Änderung von Röm. 3, 28, welche das: „allein aus dem Glauben" zu gunsten eines falschen Buchstabendienstes beseitigt, wird hoffentlich nie Aufnahme in eine von der evangel. Kirche genehmigte Bibelausgabe finden.

Wenn man von solchen Ansprüchen hört, so versteht man gar wohl, daß Pastor Hofmeier in Lübeck fragt: Fängt man erst einmal an nach dem Grundtext zu verbessern, wo ist dann die Grenze? und wenn Pastor Ernst Haack in Schwerin weiter fortfährt: Wer soll sie endgültig bestimmen? Wird man bei der in Halle gesteckten stehen bleiben? Schwerlich! Man wird weiter gehen auf dieser Bahn und muß es. Das liegt in der Logik der Thatsachen. 1883 erscheint eine Probebibel mit verhältnismäßig bescheidenen Änderungen. In einem Decennium können wir vielleicht schon eine zweite erleben, welche einen tüchtigen Schritt weiter geht und so wird schließlich die ursprüngliche Luthersche Übersetzung allmählich bis zur Unkenntlichkeit umgestaltet werden. Will man das? Vestigia terrent! Wir haben erlebt, wohin man schließlich bei der Liederverbesserung der rationalistischen Zeit geraten ist, und können diese als ein warnendes Analogon anführen. Intravimus ut agni, regnabimus ut lupi, so geht's bei allen derartigen Verbesserungen und Revisionen."

Geradezu ergreifend sind die letzten Worte, welche Senior und Stadtpfarrer Lic. theol. Wiener aus Regensburg auf der Erlanger Pastoralkonferenz gesprochen hat: „Eine ganze

Fülle der mächtigsten erbaulichen Anregungen geht dem Volke verloren, wenn Sie die Probebibel annehmen. Ja ich fürchte, es geht ihm mehr verloren: die Achtung vor seiner Bibel, welche bisher ein Gegenstand frommer Ehrerbietung von Eltern und Ahnen her, sich ihm nun darstellt als ein Gegenstand des Mäkelns, Tadelns, der gelehrten Verhandlung und einer Verbesserungs- und Neuerungssucht, die nie zu befriedigen sein wird — es geht ihm das Vertrauen auf seine Bibel verloren. Denn was wird dem einfachen evangelischen Christen in seiner Bibel noch zuverlässig erscheinen können, wenn ihm Hauptstellen verdächtig gemacht und aus der Bibel entfernt werden, wenn ein Widerspruch angerichtet wird zwischen dem, was er hochgehalten und in Lied und Gebetbuch wiedergefunden hat, und in dem, was er nur für besser und richtiger halten soll? Ja es wird ihm auch das Vertrauen auf seine Kirche verloren gehen, entweder, weil sie ihm die Bibel bisher so fehlerhaft gegeben, oder weil sie ihm seine liebe Bibel genommen hat. Vor der Lutherbibel haben auch die Gegner und die Leichtfertigen noch Ehrfurcht. Werden sie eine solche auch noch vor der Kommissionsbibel haben? Lassen Sie uns doch ein so hohes Gut nicht gefährden in einer Zeit, wo des Reißens und Unterwühlens ohnehin so viel ist; in einer Zeit, wo der „Protestantenverein" die evangelische Kirche eine „arme Kirche" nennt, wo die Verblendeten an Abgründen der Revolution und des Verderbens taumeln; wo Eigenbeliebigkeit die Signatur der wankenden Geister ist, wo Sekten und Rom an den uns vertrauten Seelen zerren, sie abzudrängen, wo Janssen die Parole gegeben hat, daß Luther ein Fälscher gewesen sei."

Solche Erwägungen sind es auch gewesen, welche den Geheimen Oberkirchenrat D. Kliefoth in Schwerin und Oberkonsistorialrat Professor D. Luthardt in Leipzig zu der bedeutsamen Erklärung über die Probebibel in Nr. 2 der diesjährigen „Allg. Ev. Luther. Kirchenzeitung" bewogen haben. Sie lauten also:

I. „So sehr wir die hingebende und mühevolle Arbeit würdigen, welche auf die Herstellung der sog. Probebibel verwendet worden ist, und so sehr wir die Heilsamkeit wortgetreuer Bibelübersetzungen für die genauere Schriftforschung des Einzelnen anerkennen, so müssen wir doch, sofern die Probebibel gemeint sein



solle, als Kirchen- und Schulbibel erklärt und eingeführt zu werden, uns dagegen aussprechen:

1) weil sie allem Anschein nach aus wechselnden Mehrheiten hervorgegangen, der einheitlichen Gleichartigkeit entbehrt;

2) weil sie zu tief in den Luthertext eingreift, zumal an solchen Stellen, welche in Lied, Gebet und liturgischem Formular Gemeingut der Kirche geworden sind;

3) weil ihre offizielle Einführung die bedenklichsten Erschütterungen der Gemeinden herbeiführen und den Bestand der Landeskirchen gefährden würde.

II. Wie bisher in allmählicher Weise einzelne Änderungen und Besserungen des Luthertextes stattgefunden haben, so wird dieser Prozeß sich auch in der Zukunft fortsetzen. Aber es wird dabei stets zu beachten sein:

1) daß Luther nicht sowohl eine Übersetzung als eine Verdeutschung der Bibel gewollt hat;

2) daß die Bibel in denjenigen Stellen, welche in Lied, Gebet und liturgischem Formular Gemeingut der Kirche geworden sind, intakt zu erhalten ist;

3) daß nur solche Änderungen statthaft sind, in welchen eine allgemeine Übereinstimmung aller Urteilsfähigen besteht.

Diese Erklärung hat zunächst einen geradezu konsternierenden, danach aber reinigenden Einfluß ausgeübt.

Daß D. Kliefoth die darin niedergelegte Anschauung hege, war aber längst bekannt. Die Rostocker Fakultät hatte bereits 1863 ein gleiches Gutachten abgegeben, während D. Nitzsch im Namen des evangelischen Oberkirchenrats zu Berlin und zwei Gutachten des würtemberger Oberkonsistoriums sich der Revision günstig ausgesprochen haben. Demgemäß erklärte sich auch die großherzoglich mecklenburg-schwerinsche Kirchenregierung im Jahre 1868 gegen die Revision des Neuen Testaments, indem sie die ganze Aufgabe lediglich dem Herrn der Kirche überlassen wollte, um sie auf dem Wege geschichtlicher Entwicklung zu lösen, und erst am 14. Juni 1884 hatte D. Kliefoth auf der Eisenacher Konferenz jede Beteiligung an dem Werke abgelehnt. Die Konferenz habe dasselbe langsam angefangen, sei von einem unpräjudizierlichen Schritte zum andern geführt. Es gäbe für sie keinen Stillstand, bis sie vor die Frage würde gestellt sein, ob sie die revidierte Bibel den Kirchenregierungen zur Einführung in Kirche und Schule em-

pfehlen solle. Die Absicht dieser Einführung sei bereits ausgesprochen, und möglicherweise werde durch sie eine lutherische Separation durch das ganze Vaterland herbeigeführt.

Ähnlichen Bedenken hatten Abt D. Uhlhorn aus Hannover und Konsistorialrat D. Polstorff aus Güstrow auf der Konferenz Ausdruck gegeben. Wir verstehen daher nicht, daß Dr. Schlottmann alsbald in seiner aus verschiedenen Aufsätzen bestehenden, nicht recht übersichtlichen Schrift einen Ton anschlagen konnte, der in einer Duplik von Pastor Haack nicht weniger scharf nachklingt.

Allerdings war dadurch, daß D. Luthardt der Auffassung von Kliefoth beitrat, der Erklärung eine hervorragendere Bedeutung gegeben, und sie ist in allen kirchlichen Kreisen aufs sorgfältigste beachtet. Diejenigen Stimmen, welche für eine weit umfangreichere Revision der Probebibel eintraten, sind verstummt*), und es war von hohem Werte, daß z. B. D. Schlottmann sofort erklärt hat, der Ausschuß, vorbehalten einzelne Abänderungen, denke nicht daran, der Revision weitere Grenzen zu stecken.

Die absolute Ablehnung jeder Revision führte eine erneute Prüfung aller Gründe und Gegengründe herbei. Man erinnerte daran, daß die Revision des Neuen Testaments seit 1870 den einheitlichen Gebrauch nicht geschädigt, die befürchtete Verwirrung nicht hervorgerufen hat. Man sprach es aus, daß der alte Luthertext keineswegs alsbald in die Acht erklärt, sondern nur neben ihm denen, die es begehren, von den Bibelgesellschaften künftig dargereicht werden solle. Man forderte sich gegenseitig auf, die größte Vorsicht für die Einführung des revidierten Textes ins Auge zu fassen und lieber wichtigere Stellen ungeändert zu lassen als der Befürchtung neue Nahrung zu geben.

Von der Erlanger Pastoral-Konferenz, auf welcher Lic. Wiener am 17. Juni 1885 seinen oben S. 48 erwähnten Vortrag hielt, hatte man vielfach die Zustimmung zu dem von demselben vertretenen Standpunkt erwartet. Indes traten die Professoren D. Zahn, D. Köhler, D. Hauck, D. Kolde für die Probebibel ein, wenn sie auch nicht ihr Ideal sei. Es sei das dringendste Bedürfnis, der Gemeinde eine deutsche Bibel darzu-

*) Doch tritt neuerdings Paulus Cassel mit einer ganzen Reihe Verbesserungsvorschlägen zum Neuen Testament auf. Die Besprechung der alttestamentlichen Weissagungen im zweiten Heft des Sendschreibens ist sehr wertvoll.

bieten, welche sich von der alten Lutherbibel inbezug auf Treue gegen das Original, kritische Sicherheit des zu Grunde liegenden Textes und sprachliche Verständlichkeit ganz wesentlich unterscheide. Dieses Bedürfnis würde der selige Professor D. v. Hofmann anerkannt haben. Unsere Gemeinden werden nicht verwirrt werden, wenn wir sie nicht selbst verwirren, und das geschehe, wenn wir sie merken lassen, daß wir ihren Glauben verflochten denken mit den Fehlern unsrer lutherischen Bibel.

Das Ergebnis einer sehr lehrreichen Erörterung war, daß mit 75 gegen 18 Stimmen in der Probebibel die geeignete Grundlage zur Herstellung der verbesserten Gemeindebibel gefunden, gleichzeitig aber Wunsch und Hoffnung ausgesprochen wurde, daß alles einseitige Vorgehen einzelner Bibelgesellschaften verhütet und die Erhaltung der Einheit der Lutherbibel als unverrückbares Ziel bei allem ferneren Vorgehen im Auge behalten werde.

Ähnlich günstig für die Probebibel hat sich bereits im Jahre 1884 ein Blatt der separierten lutherischen Immanuelsynode in Preußen: Konkordia, herausgegeben von Pastor Meeske in Luzine, Nr. 8, ausgesprochen. Der Urtext der Bibel gehört der ganzen Welt, aber Luthers Übersetzung gehört vor allem der deutschen Nation, speziell unserer evangelisch-lutherischen Kirche. Darum soll die ganze deutsche Nation, sollen speziell die Kinder unserer Kirche unter den Deutschen daran arbeiten, das ihr geschenkte güldene Kleinod immer mehr der Vollendung zuzuführen, damit durch dieses Organon ungehindert die Ströme des Paradieses sich über unser ganzes Volk ergießen können.

In jüngster Zeit sind noch D. Rietschel aus Wittenberg und Clausen in Schleswig-Holstein für die Probebibel auf Pastoralkonferenzen eingetreten.

Insbesondere aber hat der hervorragende Theologe, Prof. D. Zöckler in Greifswald in der Evang. Kirchenzeitung Nr. 29 d. J. die Verhandlungen über die Probebibel in einem Urteil zusammengefaßt, von dem zu hoffen steht, daß es vielleicht noch schneller und in größerem Umfange als er selbst vermutet zur Annahme kommt. „Soll um der Schwierigkeiten willen, die der unbedingten Einführung der Probebibel entgegentreten, ganz und für immer von der Durchführung des Revisionsproblems Abstand genommen werden? Das Problem einer Revision des überlieferten Luthertextes bleibt auf

jeden Fall bestehen. Daß nicht wenige der von Luther gebrauchten Ausdrücke und Wendungen durch leichter verständliche ersetzt oder in präzisere Übereinstimmung mit dem Grundtext gebracht werden könnten und sollten, wird doch seitens Sachverständiger ausnahmslos zugestanden. Die Verbesserungsbedürftigkeit einer ziemlichen Zahl teils alt-, teils neutestamentlicher Stellen steht ebenso sehr außer Frage, wie die Möglichkeit eines schonenden, dem herrlichen Klang und der Urkraft von Luthers Sprache nicht zu nahe tretenden Vollzugs der betreffenden Abänderungen im allgemeinen einleuchtet. Eine dem heutigen Stande der exegetischen Wissenschaft thunlichst nahe gebrachte Textgestalt, die dem Geistlichen bei der Predigtverbreitung als allseitig zuverlässige Grundlage dienen und das Zurückgreifen auf den Grundtext ihm, wenn nicht überflüssig machen, doch wesentlich erleichtern kann, erscheint unter allen Umständen wünschenswert, auch wenn ihr Gebrauch auf die Studierstube beschränkt zu bleiben hat und sie weder zur Verlesung im Gemeindegottesdienste noch zur homiletischen Erörterung auf der Kanzel gelangen kann. Und sollte nicht auch für solche christlich strebsamen Laien, denen ein Forschen in Gottes Wort nach der Beröenser Art zum geistlichen Lebensbedürfnis geworden ist, der Gebrauch einer revidierten Lutherbibel, die als das Produkt gründlich eindringender offenbarungsgläubiger Wissenschaft und demgemäß als zuverlässiges Hilfsmittel empfohlen werden darf, nach manchen Seiten hin nutzbringend werden können? Die Probebibel umschließt nicht weniges, was als wirkliche und wesentliche Verbesserung des überlieferten Luthertextes anerkannt werden muß. Sie hat, nach fast ausnahmslosem Zugeständnisse ihrer Kritiker, wichtige Schritte zur Lösung des vorhandenen Problems gethan. Sie ist aber freilich — darin sind die Kritiker des streng kirchlichen Standpunkts gleichfalls zum großen Teil einig — in Verfolgung ihrer Ziele mehrfach zu weit gegangen. Sie hat in der Richtung auf Wiederherstellung sprachlicher Archaismen ebenso wohl wie in unnötiger Häufung der Emendationen überhaupt und in Aufnahme mancher überflüssiger oder geradezu anfechtbarer Abänderungen die Grenze dessen, was zulässig und wünschenswert, auf manchen Punkten überschritten. — Soll sie um dieser angreifbaren Partien willen ganz und gar verworfen werden? Soll das Kind mit dem Bade ausgeschüttet, soll der Ertrag zwanzigjähriger Arbeit eines Verbands namhafter Gelehrter von größtenteils offenbarungsgläubiger



und kirchlich positiver, teilweise — wir erinnern an Ahlfeld, Delitzsch, Düsterdieck, Kübel — auch lutherisch bekenntnistreuer Haltung zum Vermodern im Staube der Bibliotheken verurteilt werden? Nur um den Zeitpunkt, wo die Probebibel nach Vornahme der nötigen Verbesserungen Gemeindebibel werden soll, wird im Fall der Ausführung der Revision zu streiten sein, nicht um die Frage: ob oder nicht. Die Veranstaltung einer fakultativen Annahme der revidierten Bibel ungefähr in ihrer jetzigen Fassung, so daß von ihrer alsbaldigen Überführung in den Schul- und Gemeindegebrauch abgesehen werde, zunächst durch die im Oktober d. J. 1885 zusammentretende preußische Generalsynode und dann durch die Eisenacher Kirchenkonferenz, scheint sonach als das Wahrscheinlichste. Geschieht es, so dürften die Vertreter beider Standpunkte, des die Revision als ein notwendiges Werk betonenden und des um Erhaltung des Ansehens und der segenbringenden Wirkung der Lutherbibel besorgten, gleicherweise zufriedengestellt werden."

Soweit D. Zöckler. Ähnlich lautet das Urteil des Superintendenten D. Meinhold aus Cammin auf der am 27. August 1885 in Berlin gehaltenen Augustkonferenz der Lutheraner innerhalb der preußischen Landeskirche. Der greise und vielerfahrene Führer der preußischen Lutheraner beansprucht einen Zeitraum von zehn Jahren, den er aber, wenn die Befürchtungen der Verwirrung des Volks nicht eintreten, nicht wörtlich genommen wissen will, ehe die Probebibel zwangsweise durchgeführt wird. Die Konferenz stimmte seinen Thesen im allgemeinen bei, welche folgendermaßen lauten:

1) Der Revisions-Kommission sagen wir für ihre langjährige, mühevolle und vielfach wohlgelungene Arbeit an unserer Lutherbibel unsern gebührenden Dank. — 2) Desgleichen danken wir den deutschen Kirchen-Regierungen, welche diese Revision angeordnet und gefördert haben. — 3) Wir bitten ebensowohl die Kommission als die Kirchen-Regierungen, den Abschluß dieser Revision nicht zu beschleunigen, vielmehr auf ein Jahrzehnt hinauszuschieben, damit alle Bedenken und Vorschläge, welche eingegangen sind und noch eingehen werden, sorgfältig geprüft und thunlichst berücksichtigt werden können. — 4) Wir bitten die Revisions-Kommission, von dem Versuche abzustehen, diejenigen Sprachformen Luthers, welche im Lauf der 350 Jahre veraltet sind, dem Leser der Lutherbibel wieder aufdrängen zu wollen; da das die Erbauung nur stört,

dem Schulgebrauch hinderlich ist und der beabsichtigte Zweck, schönes Altes, das verstorben ist, wieder lebendig zu machen, doch nicht erreicht werden wird. — 5) Wir bitten die deutschen Kirchen-Regierungen inständigst, von zwangsweiser Einführung der revidierten Übersetzung in Kirchen und Schulen Abstand zu nehmen, wenigstens binnen der nächsten zehn Jahre, und überhaupt; da dadurch die Einheit der lutherischen Kirche zerrissen und der Sektiererei Vorschub geleistet werden würde. — 6) Da die Bibelgesellschaften den bisherigen Cansteinschen Text auch künftig nach Fertigstellung der Revision drucken werden, so wünschen und bitten wir, daß in dem Cansteinschen Text an den 20—30 oder richtiger 50—60 Stellen, wo Luther nach einstimmigem Urteil unrichtig übersetzt hat, die berichtigte Übersetzung mit Perlschrift unter den Text Luthers gedruckt werde. — 7) Wir achten das Nebeneinandergehen zweier Texte der Lutherbibel für ein viel geringeres Übel, als die durch zwangsweise Einführung einer vielfach doch sehr anfechtbaren Revisionsbibel vorauszusehende Zerklüftung der lutherischen Kirche. — 8) Bei allen schon vorhandenen Zerklüftungen derselben sind Luthers Bibel und Luthers Katechismus das ökumenische Band, das noch alle Parteien umschlingt und einigt. Man besinne sich zehn-, ja hundertmal, ehe man dies Band zu lockern unternimmt! — 9) Schließlich: „Gottes Wort und Luthers Lehr vergehen nun und nimmermehr!"

Dagegen ist ganz zuletzt D. Karl Mönckeberg in Hamburg, der Nestor der Bibelverbesserung, mit einem Zeugnis für die Probebibel eingetreten*) und leitet die Entfremdung des Volkes von der Bibel aus dem Unterlassen der in jedem Jahrhundert einmal notwendigen Verbesserung der Bibelübersetzung her.

Wir sehen, daß in Würtemberg, dem Lande der treuen Bibelleser, ein Verständnis für die Aufgaben der Revision noch immer besteht, wie dasselbe schon in den beiden Würtemberger Gutachten 1861 bezeugt wurde. Auch ihnen steht fest, daß Luthers unvergleichlich herrliche Übersetzung der deutschen Kirche als Einheitsband und dem deutschen evangelischen Christen jedes Bildungsgrades als Volksbibel erhalten bleiben müsse. Aber gerade deshalb sei eine Revision erforderlich, und zwar eine, bei welcher die

*) Die Probebibel und die Mecklenburgische Kirche, Hamburg, Persiehl, (14 S. —).

Berichtigungen in den Text*) selbst gesetzt werden. Wie jener alte Schäfer bei Dresden in Einfalt geschrieben habe, der liebe Luther werde sich im Himmel freuen, daß wir jetzt von seinen Fehlern erlöst werden, so handle die Kirche in der That nur in Luthers Sinn, wenn sie seine Übersetzung bessern und ihren offenbaren Fehlern gegenüber nicht die Pietät gegen Gottes Wort hinter die Pietät gegen ihn zurücktreten lasse. Hätten die bisherigen Verbesserungen die Sicherheit des religiösen Bewußtseins nicht erschüttert, so würde es auch eine neue Revision nicht thun, bei welcher Luthers Grundgestalt erhalten bleibe und nur von Flecken und Runzeln gereinigt werde. Gerade die gegenwärtige Zeit sei dazu geeignet, weil sich ihre Schriftauslegung durch größere Einigkeit im Vergleich mit der vorangegangenen Zeit auszeichne, und weil sie tiefer in Geschichte, Sinn und Geist unsrer Sprache eingedrungen sei, als die bisherigen Zeiten.

Noch auf ein Moment, das wenig berücksichtigt ist, macht W. Faber, der Leiter der instituta judaica, aufmerksam: Unter allen Arbeiten für das Reich Gottes hat die unter Israel das größte Interesse daran, daß aus der auch in jüdischen Kreisen hochgeschätzten und vielgebrauchten Lutherbibel anstößige und störende Verfehlungen gegen den Sinn des alttestamentlichen Urtextes entfernt werden.

Dies ist in der That durch die Probebibel geschehen. Das Buch Hiob und die prophetischen Bücher des Alten Testaments sind durch die Revision bedeutsam gefördert. Die Bibel ist in vielen Stellen ergreifender und erbaulicher. Insbesondere ist es möglich geworden, die Gemeinden auch in das Verständnis der schwierigeren Teile der Bibel, namentlich der dichterischen und prophetischen Stücke des Alten Testaments einzuführen.

Gern geben wir dem Verfasser der kirchlichen Rundschauen in der konservativen Monatsschrift zu, daß die Laien eine Erklärung dunkler Stellen nicht minder nötig haben als die Verbesserung unrichtiger Übersetzungen Luthers.

Aber das eine thun und das andere nicht lassen. Nicht genug

*) Der Gedanke, die Berichtigungen unter den Text zu setzen, hat, insoweit nur an das häusliche Bibellesen gedacht wird, etwas Bestechendes. Für eine Volks- und gar für eine Kirchenbibel ist seine Durchführung allgemein als unmöglich anerkannt und durch die Erklärungen des evang. Oberkirchenrats zu Berlin schon im Jahre 1861 durchaus ausgeschlossen.

ist der Gebrauch des Gerlachschen, Dächselschen, Kalwschen, auch des Grauschen und des Couardschen Bibelwerks zu empfehlen: aber dem die stille Erbauung suchenden Christen wird auch die Revision des Bibeltextes hoch erwünscht sein.

Wir schließen, indem wir uns die Worte des Pfarrers Kelber aus München auf dem am 17. Juni 1885 in der Ägidienkirche zu Nürnberg gefeierten Bibelfeste aneignen:

„Was für ein Ton, so stark und zart, der in der deutschen Übersetzung Luthers hinausklang in die Lande! Das war der Mann, der in seinem tiefen Gemüt wie in seinem schöpferischen Geiste, vor allem aber in seinem frommen Sinn das Saitenspiel trug, in welchem das Lied der ewigen Liebe ergreifend für ein deutsches Herz, entzückend für ein deutsches Ohr erklingen konnte. Wir wollen ehren das Lied und ehren die Leier, in der es uns und unsern Vätern erklang. Ein wenig nachstimmen vielleicht die Saiten mit zarter, kundiger Hand — ja das sei uns willkommen — aber nur nicht umstimmen und damit den trauten lieben wunderherrlichen Ton dem Herzen des Volkes entfremden."

Nachtrag.

Die preußische Generalsynode verhandelte in ihrer Sitzung vom 15. Oktober 1885 über die Einführung der Probebibel in einer sehr maßvollen Weise und in völliger Einmütigkeit. Der Präsident der preußischen Hauptbibelgesellschaft D. Hegel beanspruchte für die Einführung der Probebibel die spätere Mitwirkung der Generalsynode, also erst bei ihrem nach sechs Jahren erfolgenden Zusammentreten, wenn die Bibelrevision vollendet vorliegen wird. Er bekannte, daß die Einsprüche gegen die Wertschätzung des großen und wichtigen Werks gewiß nichts vermögen werden, wenn mit Vorsicht verfahren werde, und stellte zunächst ein Nebeneinandergehen des bisherigen und des verbesserten Textes in Aussicht. Sowohl das Kirchenregiment werde weit entfernt sein, einen Zwang zur Einführung auszuüben, als auch die preußische Bibelgesellschaft werde nicht eher an die Herstellung einer Stereotypausgabe der revidierten Bibel herantreten, als bis die höchsten Instanzen die Einführung genehmigt haben.

Professor D. Schlottmann begrüßte den unten erwähnten Beschluß als eine wesentliche Zustimmung der Generalsynode zum Werke der Bibelrevision und verteidigte dasselbe ebenso gegen die, welche es ganz verwerfen, als gegen diejenigen, welche an die Stelle des Textsinngemäßen das absolut Genaue und philologisch Richtige setzen wollen. Der Vizepräsident des Evangelischen Oberkirchenrats Probst D. Brückner hob hervor, wie der Evangelische Oberkirchenrat in Berlin stets nur ratend bei dem Revisionswerk gewesen sei, nie befehlend oder anordnend. Entweder die Probebibel führe sich selber ein, oder sie werde gar nicht eingeführt werden. Der Evangelische Oberkirchenrat hoffe allerdings, daß aus der Revision der Bibel der Landeskirche ein hoher Gewinn hervorgehen werde, aber der gottesdienstliche Gebrauch könne nicht erfolgen, bevor der Schulgebrauch genehmigt sei, und deshalb sei die Zahl der Änderungen, insbesondere die Erhaltung von sprachlichen Altertümlichkeiten möglichst zu beschränken.

Es ist Wert darauf zu legen, einerseits, daß diese dem Zustandekommen der Probebibel durchaus günstigen Erklärungen die schließliche Entscheidung auf sechs Jahre hinausschieben, aber wenn der Ausschuß mit Vorsicht bei der letzten Lesung verfährt, dann in ziemlich sichere Aussicht stellen. Andrerseits ist es von hoher Bedeutung, daß in der Generalsynode, in der ungefähr hundert Mitglieder weltlichen Standes sitzen, von keinem einzigen die Furcht ausgesprochen ist, es werde durch die Bibelrevision das Volksbewußtsein verwirrt werden. Gerade nachdem über die Bekämpfung sektiererischer Bestrebungen verhandelt war, trat die Generalsynode in die Beratung über die Probebibel ein und bezeugte dadurch, daß sie von seiten der Bibelverbesserung nicht eine Stärkung der Sekten befürchte.

Die Beschlüsse der Generalsynode, die gerade vor dem Ablaufen der von dem Ausschuß für Wünsche und Anträge gewährten, auf den 11. November 1885 festgesetzten, allgemeinen Frist ergangen sind, und die somit den Beginn einer neuen, hoffentlich der letzten Epoche in der Geschichte des Verbesserungswerkes bezeichnen, lauten folgendermaßen:

1. Die Generalsynode ersucht den Evangelischen Oberkirchenrat, nach Vollendung der infolge der Beschlüsse der Eisenacher evangelischen Kirchenkonferenz veranstalteten Revision der Bibelübersetzung Luthers, und nachdem die revidierte Bibel im Drucke heraus-

gegeben sein wird, wegen der kirchenregimentlichen Genehmigung und Einführung der revidierten Bibel zum Gebrauch in den Gottesdiensten und im Religionsunterricht unserer evangelischen Landeskirche nur im Einverständnisse mit der Generalsynode Bestimmungen zu treffen.

2. Die Generalsynode spricht den Wunsch aus, daß der zur Revision der Lutherbibel berufene Ausschuß bei den in Aussicht genommenen abschließenden Beratungen sämtliche Berichtigungen der Übersetzung Luthers noch einmal nach dem Grundsatze prüfe, daß nicht das Interesse der gelehrten Berichtigung, sondern das, was der Gemeinde frommt, in erster Linie darüber entscheidet, in welchem Maße die an sich wünschenswerten Berichtigungen nach dem Geiste des göttlichen Wortes und dem deutschen Sprachgebrauch in die Lutherbibel aufzunehmen sind.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XI. Heft 3/4.

Welche Pflichten
legen uns
unsere Kolonien auf?

Eine Appell an das christliche deutsche Gewissen

von

Gustav Warneck,
Dr. theol.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1885.



I.

Eine vollendete Thatsache.

Ohne Zweifel sind die überseeischen Erwerbungen, mit denen das deutsche Reich im Jahre 1884 den Anfang einer praktischen Kolonialpolitik gemacht hat, ein Ereignis von weltgeschichtlicher Bedeutung. Man mag über den Wert dieser Anfangserwerbungen denken wie man will, jedenfalls bezeichnen dieselben eine folgenschwere That, deren ganze politische, wirtschaftliche und auch missionsgeschichtliche Tragweite erst künftige Geschlechter werden voll würdigen lernen.

Es ist dieses Ortes weder unsere Aufgabe, die gewichtigen Gründe zu untersuchen, welche unseren ebenso energischen wie weisen Kanzler und zwar gerade jetzt bewogen haben, die schon seit längerer Zeit öffentlich verhandelte koloniale Frage aus dem Gebiet der akademischen Erörterung in das der praktischen That überzuführen, noch uns in eine wirtschaftspolitische Darlegung des Für oder Wider einer praktischen deutschen Kolonialpolitik überhaupt einzulassen. Es werden zu diesem Zweck zuständige und nichtzuständige Federn genug in Bewegung gesetzt, und wir unsererseits haben weder Lust Eulen nach Athen zu tragen, noch in ein fremdes Amt zu greifen. Selbstverständlich müssen über die Modalitäten, über das Bene esse unserer jugendlichen Kolonialpolitik noch Erörterungen genug gepflogen werden, und in seiner Art möchte auch dieses Schriftchen einen bescheidenen Beitrag zu denselben liefern; aber das Ob, das Esse selbst immer wieder ab ovo zu verhandeln, erscheint uns als eine — überflüssige Arbeit. Wir befinden uns eben nicht mehr im Stadium der akademischen Frage: ob überseeischer Besitz für Deutschland überhaupt ein Bedürfnis

oder nicht, sondern stehen vor vollendeten Thatsachen. Allerdings ist es möglich, ja wahrscheinlich, daß die ohnedies teilweis noch ziemlich zweifelhaften Grenzen unserer jüngst erworbenen Kolonien manche andere Regulierung erfahren werden, als jetzt auf dem Papiere festgestellt ist; aber das darf bei der heutigen Machtstellung des deutschen Reichs, der Thatkraft seiner Regierung und der im großen Ganzen in dieser Frage hinter ihr stehenden öffentlichen Meinung als ausgemacht gelten, daß es mit der 1884 eingeleiteten kolonialen Ära nicht gehen werde, wie einst mit den genialen Plänen des Großen Kurfürsten. Unsere jetzige praktische Kolonialpolitik ist der Anfang einer deutschen Kolonialgeschichte.

Facts are hard things. Wir hoffen, daß das zunächst die Engländer beherzigen werden. Für die großen Aufgaben der Civilisierung und Evangelisierung der Welt giebt es keine natürlicheren und durch ihre Bundesgenossenschaft mächtigeren Alliierten als Deutschland und England. Wir würden es für ein großes weltgeschichtliches Unglück halten, wenn diese beiden stammes- und glaubensverwandten Nationen je in ernstliche Feindschaft mit einander geraten sollten. Und fast schien es, als ob der Beginn einer deutschen kolonialen Ära der Anfang einer solchen Feindschaft werden würde. Man hat deutscherseits England wohl unrecht gethan, wenn man es als einen Nimmersatt darstellte, der nie genug an Kolonialbesitz bekommen könne und der andern nicht gönnen wolle, was er selbst nicht zu verzehren vermöge. Wir wollen auf die englischen Rückzüge in Transvaal, Afghanistan und dem Sudan nicht viel Gewicht legen, denn sie erinnern zu sehr an die bekannten saueren Trauben; aber eine Politik, deren ausschlaggebende Triebfeder die Ländergier ist, hätte sicherlich anders gehandelt. Die Sache liegt vielmehr so, daß hier ein wirtschaftspolitisches Naturgesetz im Spiele ist, welches mit innerer Notwendigkeit bei drohender Nebenbuhlerschaft zur Ausdehnung des Kolonialbesitzes drängt. Um eine Kolonie politisch resp. wirtschaftlich zu halten, muß man oft eine andere, an sich vielleicht wenig begehrenswerte hinzu erwerben, weil sie im Besitze eines politischen resp. wirtschaftlichen Rivalen als eine Gefahr für die eigenen kolonialen Interessen erscheint. Wir sind gerecht genug, die englische Kolonialpolitik nach diesem Naturgesetz zu beurteilen; ja wir wollen sogar die hochgradige Verstimmung, welche die ersten deutschen

Kolonialerwerbungen jenseit des Kanals hervorriefen, zumeist auf die Rechnung desselben setzen.

Aber Gerechtigkeit gegen Gerechtigkeit. Englands stolzes Nationalbewußtsein darf doch nicht soweit gehen, daß es die eigenen Kolonialinteressen zum Maßstabe für die wirtschaftliche Politik der ganzen Welt macht, und daß es ein spezielles Unrecht gegen sich darin erblickt, wenn seine Interessen Deutschland gebieten, endlich auch überseeische Besitzungen zu erwerben. Wie die offiziellen Weißbücher überzeugend beweisen, hat Deutschland England gegenüber durchaus loyal gehandelt und seine Hand auf kein Gebiet gelegt, auf welches unsere transkanalischen Vettern irgend einen völkerrechtlichen Anspruch zu erheben vermochten. Oder hätte etwa England ein geheiligtes Vorrecht, alles noch unbesetzte überseeische Gebiet als seine Domäne in Anspruch zu nehmen?

Wir erkennen gern an, daß England einen weltgeschichtlichen kolonialen Beruf hat, und daß es diesen Beruf trotz vieler kolonialer Sünden im großen Ganzen in einer segensreichen Weise für die seinem Scepter unterworfenen Völker ausgeübt hat. Jede kolonisierende Macht, auch Deutschland, hat viel von ihm zu lernen. Nur darf abermals Englands stolzes Selbstgefühl nicht soweit gehen, daß es anderen Nationen den kolonialen Beruf abspricht. Beweist nicht gerade der deutsche Auswanderer in allen Landen, daß auch unser Vaterland eine große Kolonisations-Gabe und -Aufgabe besitzt, und bietet nicht der deutsche Charakter die gegründete Hoffnung, daß es auch uns — freilich nachdem wir erst manche Enttäuschungen erlebt, manches Lehrgeld bezahlt und manche Fehler gemacht haben werden — vorbehalten sein wird, den überseeischen Ländern noch einen Segen zu bringen?

Wir können es begreifen und wollen es darum entschuldigen, daß die nationale englische Eifersucht im ersten Augenblicke der Überraschung patriotische Beklemmungen fühlte, obgleich die Gegenmachinationen von Anfang an den Charakter kleinlicher Chikane und neidischer Agitation trugen und zum Teil noch tragen. Aber dann muß es auch England begreifen und entschuldigen, daß seine unfreundliche Haltung das deutsche Nationalgefühl erregte und Verstimmung mit Verstimmung beantwortete. Wie's in den Wald schallt, so schallt es wieder heraus. Trotzdem haben wir und gerade in der Zeit, wo die Wogen dieser gegenseitigen Verstimmung am

höchsten gingen, laut unsere Stimme gegen die Gefahr erhoben, daß man deutscherseits die Gegnerschaft gegen England zu einer patriotischen Tugend stempelt. Wir glauben darum um so berechtigter zu sein, den englischen Patriotismus vor derselben Gefahr zu warnen Deutschland gegenüber.

So neu und befremdlich es auch noch eine Zeit lang England vorkommen mag, daß Deutschland in die Reihe der kolonisierenden Mächte eingetreten: dieser Eintritt ist eine vollendete Thatsache, und wenn sich England ehrlich und neidlos in diese Thatsache findet, so wird die gegenseitige nationale Spannung, die auf Mißtrauen und Vorurteil beruht und nur Schaden bringt, bald ein vorübergegangenes Wölkchen sein.

Ja, sie wird sich zu einer segensreichen Konkurrenz gestalten, wie für die beiden großen Nationen selbst, so für die Eingebornen, die sie beherrschen. Denn das steht fest, daß England von jetzt ab auch seinen bisher etwas stiefmütterlich behandelten überseeischen Besitzungen, wenn es sie halten will, mehr Pflege wird angedeihen lassen müssen; und daß Deutschland, wenn es als kolonisierende Macht die Konkurrenz mit England aushalten will, darnach trachten muß, in der Sorge für seine überseeischen Gebiete England ebenbürtig dazustehen, wenn nicht, es zu übertreffen. Und so wird die Civilisation, welche die Kolonialpolitik ja so gern als ihre Aufgabe bezeichnet, durch friedliche Mitwerbung zwischen England und Deutschland nur Förderung erfahren.

Wir sagen nochmals: facts are hard things — auch im Blick auf die Gegner wie die Freunde unserer Kolonialpolitik im eigenen Lande. Was die ersteren betrifft, so sind wir weit entfernt von dem erbitternden Vorwurfe, daß sie nur aus prinzipieller Oppositionslust oder gar aus Mangel an Reichspatriotismus gehandelt, geben vielmehr zu, daß ihre Opposition auf Überzeugung und wirtschaftspolitischen Gründen beruhte. Aber die Thatsache läßt sich nicht wegleugnen, daß die Stellung zu unserer jugendlichen Kolonialpolitik von Anfang an durch die politische Parteistellung beeinflußt und dadurch die sachlich unbefangene Erörterung beeinträchtigt wurde.

Und zwar trifft dieser Vorwurf keineswegs einseitig die Oppositionsparteien, er muß auch gegen die Regierungsparteien (inkl.

Nationalliberalismus) erhoben werden *). Besonders in der Hochflutszeit der kolonialen Sturm- und Drangperiode, die ja jetzt in eine etwas ruhigere Strömung überzugehen beginnt und vielleicht bald in ein Stadium der Ebbe tritt, war eine sachlich nüchterne Kritik geradezu gewagt **). Jedenfalls setzte man sich durch sie der Gefahr aus, seine Regierungsfreundlichkeit, wenn nicht gar seinen Reichspatriotismus, in Zweifel gezogen zu sehen. Blinder schwärmerischer Optimismus galt als patriotische Pflicht, ja der Parteieifer ging so weit, daß man schon gegen die erfahrungsmäßig gegründetsten Zweifel an der Geeignetheit des Klimas in den erworbenen Gebieten für deutsche Einwanderer höchst empfindlich war. Diesem zur Parteitugend gestempelten Optimismus, der in den jungen Kolonien beinahe lauter Paradiese erblickte, in übertriebenen sanguinischen Hoffnungen die thatsächlichen Schwierigkeiten übersah oder doch unterschätzte, und gegen nüchterne, auf Sachkunde beruhende Bedenken, zumal wenn sie von den politischen Gegnern geltend gemacht wurden, sich äußerst empfindlich zeigte — diesem Optimismus trat ein gleichfalls zur Parteipflicht gestempelter Pessimismus gegenüber, der seinerseits in der einseitigen Betonung der Schwierigkeiten und Nachteile einer deutschen Kolonialpolitik weit über das Ziel hinausschoß, die Unrentabilität wie Gefährlichkeit der neuen Erwerbungen übertrieb, von seinen wirtschaftspolitischen Axiomen aus sich a priori einer unbefangenen sachlichen Prüfung verschloß und durch seinen auf übermäßigen, wenngleich in einzelnen Punkten gegründeten Bedenken beruhende Opposition die große politische That der Reichsregierung wesentlich erschwerte.

So stand im großen Ganzen auf der einen politischen Parteiseite die koloniale Begeisterung, welche in der nüchternen Prüfung zu wenig, auf der andern die koloniale Opposition, welche in der nüchternen Bedenklichkeit zu viel that.

Es will uns nun als eine wirklich patriotische Pflicht erscheinen, darauf hinzuwirken, daß dieser Bann des politischen Parteiwesens, unter welchen die Stellungnahme zur Kolonialpolitik geraten ist, wieder gebrochen werde. Wir stehen jetzt vor voll-

*) Die Centrumspartei lassen wir außer Betracht, da ihre Stellung auch zur kolonialen Frage ganz offenbar durch ihre Regierungsopposition wie durch ihre römisch-kirchliche Interessenvertretung bestimmt wird.

**) Die konservative Partei trifft dieser Vorwurf nicht. Anm. d. Red.

endeten Thatsachen. Wie ein Krieg, den unser Vaterland zu führen genötigt ist, alle politischen Parteiunterschiede sofort verschwinden macht, obgleich vielleicht keine allgemeine Zustimmung zu ihm vorher vorhanden war: so sollte auch die jetzt ins Stadium der vollendeten Thatsachen getretene deutsche Kolonialpolitik alle Parteien einigen und nur ein patriotischer Wettstreit darüber fortbestehen, wie diese Politik am besten zum Segen für unser Vaterland und zum Heile der unserer Herrschaft unterstellten Eingeborenen praktisch durchgeführt werde. Auch die bisherige koloniale Opposition kann doch nicht wünschen, daß Deutschland sich vor der ganzen Welt den Schimpf eines Rückzugs aus den einmal besetzten Gebieten zuziehe.

Und wiederum: da wir jetzt praktische Kolonialpolitik treiben, so muß sich doch auch der begeistertste koloniale Optimist in aller Nüchternheit die Aufgaben, die zu lösen, und die Schwierigkeiten, die zu überwinden sind, bis ins einzelne klar machen und für jede sachliche Beurteilung, auch wenn sie von den politischen Gegnern kommt, dankbar sein. Denn die vorhandenen Schwierigkeiten sind auch unerbittliche harte Thatsachen, und wenn wir in sanguinischer Schwärmerei sie unterschätzen und dann einen kolonialen Fehlschlag erleben, so ist das auch eine große nationale Unehre; auch fürchten wir, daß dann die vorherige Begeisterung leicht in ihr Gegenteil umschlagen würde.

Die koloniale Frage ist eine eminent praktische Sache, welche fachmännisch, sachlich, ohne politische Parteibeeinflussung behandelt werden muß. Möchte daher die Partei-Opposition zu einer unbefangen-sachlichen Prüfung und Kritik werden, welche im Bunde mit der Begeisterung gewissenhaft die Kosten dieses großen Turmbaus überschlägt und dann frisch Hand ans Werk legt, damit so die koloniale Ära ein wirkliches Ruhm- und Segensblatt in unserer vaterländischen Geschichte werde.

Welche Bedeutung auch für die christliche Mission die vollendete Thatsache deutscher kolonialer Erwerbungen hat, davon wird später eingehend zu reden sein.

II.

Eine nüchterne Betrachtung.

Auch in unserer Kolonialpolitik hatte das Sprichwort: „Frisch gewagt ist halb gewonnen“ sein unbestreitbares Recht. Es war hohe Zeit, daß endlich eine energische That geschah; längeres Zaudern hätte uns vor ein verhängnisvolles: „Zu spät“ gestellt. Ist es dann auch in der ersten Sturm- und Drangperiode etwas enthusiastisch hergegangen, so ist doch gerade dadurch die Bewegung in Fluß gekommen. Wir wollen also wahrlich die Begeisterung nicht dämpfen. Begeisterung ist ein unentbehrlicher Faktor bei jeder großen nationalen Bewegung. Aber es ist nicht notwendig, daß sie blind ist, und sicher verderblich, wenn sie blind bleibt.

Was zuerst not thut, das ist nüchterne, gründliche Kenntnisnahme. Wir wollen schweigen von den vielen in öffentlichen Reden, Zeitungsartikeln und Schriften vorgebrachten, oft recht ergötzlichen Phantasiebildern über die Zustände in unsern überseeischen Besitzungen, z. B. über das Klima, die Bodenbeschaffenheit, die Landeserzeugnisse, die Gebräuche und sozialen Verhältnisse der Eingebornen u. s. w.; und ebenso über die thörichten, sanguinischen Hoffnungen, die dadurch erregt, wie über die wenigstens teilweis, aber hoffentlich für immer vorübergegangenen, geradezu schwindelhaften Anerbietungen, welche dadurch begünstigt sind, z. B. die Ausgabe von Anteilscheinen à 50 Mark auf je 150 Morgen des „fruchtbarsten“ Landes in dem ostafrikanischen Eldorado auf der Sansibarküste, noch dazu — — zur Selbstbewirtschaftung für deutsche Bauern!

Bis vor kurzem herrschte auch in den gebildeten Kreisen unsers Vaterlandes über Angra Pequena und sein Hinterland, Kamerun und Togogebiet, Kabitai und Usagara, Kaiser Wilhelmsland und Bismarckarchipel eine ziemlich allgemeine Unkenntnis, und schwerlich sind die jetzt Mode gewordenen pikanten Feuilletonartikel geeignet, mit einem Male gründliche Sachkunde an ihre Stelle zu setzen. Sicherlich sind die sogenannten „globe trotters“, welche im Fluge das Land durcheilen und sich kaum oberflächlich, noch dazu aus oft recht trüben Quellen unterrichten, keine zuverlässigen Gewährsmänner. Selbst tüchtige Forschungsreisende vermögen bei dem besten Willen Irrtümern nicht zu entgehen, da ihr Aufenthalt im Lande zu kurz ist

und ihre Sprachunkunde sie viel zu viel auf die Aussagen der gemeiniglich recht unzuverlässigen Dolmetscher verweist. Maßgebend können nur die Urteile solcher Männer sein, welche **aus jahrelangem Aufenthalte Sprache, Land und Leute wirklich kennen und die kein Interesse haben, gefärbte Berichte zu erstatten.** So sind uns auch die Schilderungen der noch dazu meist recht jugendlichen, unerfahrnen, schnell wechselnden, gemeiniglich nur mit wenigen und gerade den verderbtesten Elementen der Bevölkerung verkehrenden **Handlungskommis** nicht eben unanfechtbare Quellen, zumal dieselben ihre Berichte auch leicht durch das kaufmännische Interesse beeinflussen lassen. Viel unparteiischere und zuverlässigere Autoritäten sind die christlichen **Missionare**, welche längere Zeit im Lande ansässig, der Sprache wie der Landesgebräuche kundig, an sich und ihren Familien den Einfluß des Klimas erprobt und in der Regel auch in der Bodenkultur eigne Erfahrungen gesammelt haben. Jedenfalls dürfen wir uns nicht mit der Abhörung eines einzigen Zeugen begnügen, am wenigsten eines solchen, welcher ein Interesse hat zu färben, oder welcher sagt, was man gern hören will. Man sammle also die nötige Kunde von den gründlichen Forschungsreisenden, ansässigen Kaufleuten, Pflanzern, Missionaren, Konsular- und andern Beamten, und ziehe auch die holländischen, englischen und französischen Kolonialerfahrungen zu Rate. Wir werden ja auch dann noch vielfach aufs Experimentieren angewiesen, aber doch wenigstens vor den gröbsten Fehlern geschützt sein.

So z. B., daß man den Wahn nicht länger nährt, als ob unsre heutigen überseeischen Besitzungen sich eigneten zu **Ansiedelungen für Auswanderer**, zu **Ackerbaukolonien.**

Als man anfing für eine praktische deutsche Kolonialpolitik öffentlich Propaganda zu machen, da wurde als einer der gewichtigsten Gründe die Notwendigkeit ins Feld geführt, daß Deutschland für seine sich zu stark vermehrende Bevölkerung solcher **Auswandererkolonien** bedürfe, welche wirtschaftliche Domänen für das Mutterland und zugleich Pflanz- und Pflegstätten deutschen Wesens in der Fremde seien. Gewiß ein an sich durchaus richtiger Beweggrund, der auch jedenfalls die Kolonialpolitik am populärsten machte. Als nun Deutschland plötzlich überseeische Gebiete in seinen Besitz bekam, so glaubte natürlich ein großer Teil des ungebildeten und selbst des gebildeten Volks: **man habe nun wirklich**

Auswandererkolonien. Es wurde ja freilich von sachverständigen Männern auch unter den Freunden der Kolonialpolitik diesem Irrtume sofort entgegengetreten; aber auf der andern Seite wurde er — zumal von gewissen Interessenten — auch geradezu begünstigt und in einem großen Teile der kolonialfreundlichen Presse jedenfalls nicht a limine abgewiesen, vermutlich nur aus Unkenntnis der wirklichen Verhältnisse. Kurz, Tausende befanden sich und befinden sich auch heute noch in dem Wahne, daß sie als *Landwirte, Handwerker* 2c. in unsre afrikanischen oder ozeanischen Besitzungen auswandern und dort leicht ihr Glück machen könnten.

Wir wollen vorsichtig sein in unserm Urteil. So ausbeutungsfähig auch als *Kultivations*gebiete und so wertvoll als *Ausgangspunkte* für die ins Innere führenden Handelswege unsere *afrikanischen* Besitzungen sein mögen, so ist von ihnen doch *sicherlich* und von den *ozeanischen höchst wahrscheinlich keine einzige zu einer Ackerbaukolonie für deutsche Auswanderer geeignet**).

*) Im strengen Sinne des Wortes besitzen wir zur Stunde eigentlich noch gar keine „*Kolonie*", denn korrekterweise versteht man unter dieser Bezeichnung nur ein solches auswärtiges Machtgebiet einer Nation, in welches dieselbe nicht nur Teile ihres Kapitals und ihrer Intelligenz überträgt, sondern in dem sie auch große Teile ihrer *eigenen Bevölkerung* als Ackerbauer, Viehzüchter, Industrielle, Kaufleute 2c. *dauernd ansiedelt.* Solche — auch kurzweg *Ackerbaukolonien* genannte — Gebiete sind wesentlich *gleichrassig* mit dem Mutterlande, Filialen desselben. Der englische Sprachgebrauch bezeichnet daher weder Indien noch z. B. die *Goldküste, Mauritius* oder eine der westindischen Inseln als *Kolonie.* Er nennt diese Länder: Herrschaftsgebiete oder einfach Besitzungen oder wohl auch Pflanzungen, weil hier kein bedeutender Bruchteil der Bevölkerung aus angesiedelten eigenen Volksgenossen besteht. Dagegen sind *Australien, Neuseeland, Kapland, Kanada* wirkliche *Kolonien.* Weniger zutreffend ist der holländische Sprachgebrauch, nach welchem *Java* 2c. als Kolonie bezeichnet wird, obgleich die niederländischen Besitzungen im indischen Archipel zu dauernden Wohnsitzen für die europäische Rasse nicht geeignet sind.

Im Unterschiede von den wirklichen *Kolonien*, d. h. von den Ansiedelungsländern für große Mengen europäischer Auswanderer, sind *unsere* bisherigen überseeischen Besitzungen nur *Kultivationsgebiete*, denn sie stellen uns die jedenfalls sehr einträgliche, aber freilich auch nicht ganz leichte Aufgabe: sie zu *kultivieren*, d. h. nicht nur für *uns* sie wirtschaftlich fruchtbar zu machen, sondern in ihnen einen wirklichen *Kulturprozeß* im materiellen wie ideellen Sinne in Gang zu bringen, der zugleich zu einer Erziehung der *Eingeborenen* wird. Denn die Kultivation dieser Gebiete kann

Das eigentliche große Haupthindernis, welches es unmöglich macht, den Strom der deutschen Auswanderer in dieselben zu lenken, ist das Klima, welches Europäern den dauernden Aufenthalt, die anstrengende Feldarbeit und die Gründung einer Familie nicht gestattet. Es mag ja sein, daß die fortschreitende Kultivation und gesundheitliche Erfahrung die Gefahren des Klimas moderiert und die Aufenthaltsdauer für Europäer verlängert. Es kann auch einzelnen körperlich besonders günstig angelegten Persönlichkeiten gelingen, sich völlig zu akklimatisieren; aber vereinzelte Erlebnisse dieser Art sind keine Beweise für die Möglichkeit einer jetzigen oder künftigen massenhaften deutschen Einwanderung.

Bei der Knappheit des uns vorgeschriebenen Raumes beschränken wir unsern Beweis auf die Erfahrungen der Missionare*),

---

nicht geschehen durch eigentliche Kolonisation, sondern nur durch pädagogische Verwertung der eingeborenen Arbeitskräfte, welche unter die Oberleitung europäischer Intelligenz gestellt werden. Wir werden daher allerdings auch reichlich deutsche Elemente auf diesen Kultivationsgebieten brauchen, aber nicht als eigentliche Kolonisten, sondern als Arbeitgeber, Arbeitserzieher, Arbeitsaufseher für die eingeborenen Arbeitskräfte, als „managers", wie die Engländer sagen. Selbstverständlich werden diese deutschen Kultivatoren niemals einen bedeutenden Bruchteil der Bevölkerung bilden und wohl nur selten wirklich ansässig werden.

Will man diesen für europäische Ansiedelungen ungeeigneten Kultivationsgebieten durchaus den Namen Kolonien geben, so sollte man sie wenigstens als Handelskolonien bezeichnen.

Wünschenswert wäre es, daß die deutsche Reichsregierung durch die Einführung einer amtlichen Bezeichnung die bisherige Begriffsverwirrung beseitigte.

Unterdes haben freilich wir selbst der Kürze und der nun einmal allgemeinen Gebräuchlichkeit wegen uns promiscue gleichfalls des Namens „Kolonie" bedient — hoffentlich schützen ihn aber unsere sonstigen Ausführungen vor Mißverständnis.

*) Auf eine wissenschaftliche Auseinandersetzung über den Einfluß der tropischen Hitze auf den Europäer können wir uns hier nicht einlassen, wollen aber wenigstens anmerkungsweise zweierlei bemerken, 1) daß selbst bedeutende Bodenerhebungen die Gefährlichkeit des tropischen Klimas keineswegs mit Sicherheit beseitigen, und 2) daß erfahrungsmäßig gerade die germanische Rasse eine ziemlich geringe Anpassungsfähigkeit an die Tropen besitzt und in denselben bisher nirgends eine durch mehrere Generationen ausdauernde Bevölkerung europäischer Abstammung zu erzeugen vermocht hat, wie beispielsweise britisch und niederländisch Indien beweist. Selbst die Mischlinge von Germanen und Eingeborenen der Tropen sind ein schwaches und wenig ausdauerndes Geschlecht. Wo sich sogar in den Nordstaaten der Union die

bitten aber dringend, nicht zu übersehen, daß die Lage deutscher Ansiedler eine weit ungünstigere wäre als die der Missionare, da jene nicht von den idealen Beweggründen geleitet sind, welche den Boten des Evangeliums auch das Opfer von Gesundheit und Leben erleichtern, sie nicht von Zeit zu Zeit Erholungsreisen machen und ihre Kinder in die Heimat schicken können, vermutlich auch nicht in solcher sittlichen Selbstzucht sich halten und solcher Nüchternheit sich befleißigen würden wie die Missionare.

Gehen wir also die einzelnen „Kolonien" durch, indem wir diesen Gang zugleich benutzen, eine Generalübersicht über dieselben zu geben.

I. Die deutschen Besitzungen in Afrika.

1) Lüderitzland, welches sich im Südwesten des schwarzen Erdteils auf das Küstengebiet vom Oranjefluß bis zum Kap Frio exkl. Walfischbai**) erstreckt, während von dem bewohnten Hinterlande erst die Territorien dreier rheinischer im Großnamagebiet liegender Missionsstationen (Bethanien, Hoachanas

germanische Rasse mit Negern vermischt hat, sind die Sprößlinge weniger kräftig und fortpflanzungsfähig als in den Südstaaten, wo Spanier und Portugiesen sich mit Negern vermischt haben. Die romanischen Rassen, besonders die Spanier und Portugiesen, besitzen eine weit größere tropische Akklimatisationsfähigkeit. — Für diese ganze Frage verweisen wir auf Köppen: „Die Wärmezonen der Erde, nach der Dauer der heißen, gemäßigten und kalten Zeit, und nach der Wirkung der Wärme auf die organische Welt betrachtet" in der Meteorologischen Zeitschrift 1884 Mai bis Juni.

*) Am Kongo werden auch schlimme Erfahrungen gemacht, die mit den rosigen Versicherungen Stanleys durchaus nicht stimmen. Die englische Baptisten-M.-G. hat bereits 27 Missionare an den Kongo geschickt, von denen 13 dort gestorben, 5 dienstunfähig geworden, 2 nach England zurückgekehrt sind. — Von den 51 Missionaren der Livingstone Inland M. sind nur noch 16 am Kongo in Thätigkeit; 15 sind in Afrika gestorben, 8 dienstunfähig geworden, 12 sonst zurückgekehrt. Und das alles in 6—7 Jahren. — Wie viel von den im Dienste der belgischen Unternehmung stehenden Europäern gestorben und dienstunfähig geworden sind, das erfährt man nicht genau. Daß an Auswanderung nach dem Kongogebiet nicht zu denken ist, gesteht auch Stanley schon dadurch zu, daß er verlangt, die dortigen Europäer müßten immer nach 18monatlichem Aufenthalt eine 3monatliche Erholung in Europa suchen — was doch für Ansiedler undurchführbar ist.

**) Jedenfalls wird England diesen ganz von deutschem Gebiete umgebenen Hafen nicht auf die Dauer behalten.

und Rehoboth) unter deutsches Protektorat gestellt sind. Die 150 Meilen*) lange Küstenstrecke, über welche dort die deutsche Flagge weht, könnte allerdings imponieren, wenn sie nur nicht ein völlig unfruchtbarer Wüstenboden wäre, gleich wie viele Tagereisen weit nach innen das ausgedehnte Hinterland. Hier macht schon der völlige Wassermangel jede Ansiedelung im größeren Maßstabe unmöglich. Auch das Herero- und Ovamboland, das vermutlich, wie das ganze Großnamaland, über kurz oder lang unter die deutsche Schutzherrschaft kommen wird — obgleich zur Zeit die Herero dem deutschen Protektorate abgeneigt und die Ovambo noch gar nicht wegen desselben befragt worden sind — dürfte wegen Wasserarmut und Bodenunfruchtbarkeit größeren Auswanderermassen schwerlich genügende Besiedelungsgebiete darbieten. Das Klima ist allerdings in diesem ganzen südwestlichen Winkel Afrikas nicht geradezu mörderisch für Europäer; immerhin wirkt es aufreibend auf die leiblichen und geistigen Kräfte. Die seit über 40 Jahre hier thätigen rheinischen Missionare bedurften nach einer durchschnittlichen Arbeitszeit von etwa 10 Jahren stets einer längeren Erholungspause, und mehr als einer konnte wegen gebrochener Gesundheit nicht auf seinen Posten zurückkehren**).

2) Das Kamerungebiet an der Bai von Biafra, welches sich von der Mündung des Itemboflusses an der Cambobai im Süden bis zum Rio del Rey im Norden, also auf eine Küstenausdehnung von etwa 30 Meilen erstreckt***). Was die Ausdehnung des Gebietes ins Innere betrifft, so soll eine von der Mündung des Rio del Rey nordwärts bis zum Binue gezogene Linie die Grenze zwischen dem englischen und deutschen Protektorate bilden. Eine wirkliche deutsche Schutzherrschaft wird zur Zeit aber nur über die Ortschaften am Süd- und Ostabhange des Kamerungebirges, im Ästuarium des Kamerun-, Mungo- und Ma-

*) Es sind stets deutsche Meilen gemeint. — Neuerlich haben auch Jan Jonker, Swartebooi und J. Isaak von Bersaba um das deutsche Protektorat gebeten.

**) Des kleinen Gebiets von Nokki am linken Ufer des unteren Kongo, Vivi gegenüber, gedenken wir in dieser Überschau nur anmerkungsweise.

***) Zur Zeit steht allerdings die Ambasbai mit der kleinen Kolonie Viktoria noch unter englischem Schutz; doch wird auch sie an Deutschland abgetreten werden, sobald die deutsche Regierung mit den dort stationierten englischen Baptistenmissionaren ein befriedigendes Abkommen getroffen haben wird.

limbeflusses und auf den Faktoreien an der Küste südwärts bis zur Cambobai ausgeübt. — Von der Gefährlichkeit des hier herrschenden Fieberklimas haben wir selbst in der kurzen Zeit unserer Besitzergreifung durch mehrere Todes- und Erkrankungsfälle schon schmerzliche Erfahrungen gemacht. Daß von einer deutschen Einwanderung hierher schlechterdings keine Rede sein kann, wird selbst von den dortigen Faktoreibesitzern bezeugt. Seit ca. 35 Jahren arbeitet hier die englische Baptisten-Missionsgesellschaft. Zwar ist gerade dem tüchtigsten Arbeiter dieser Mission, Saker, eine 32jährige Thätigkeit auf dieser gefährlichen Küste vergönnt gewesen, die allerdings durch sechs Erholungsreisen in die Heimat unterbrochen werden mußte; aber die übrigen, etwa 20, europäischen Missionare haben meist nur kurze Zeit thätig sein können; teils sind sie in ein frühes Grab gesunken, teils krankheitshalber zur Rückkehr genötigt worden. Selbst die Westindier, mit denen man es versucht, haben — nur ein paar Ausnahmen abgerechnet — dem bösen Klima nicht zu trotzen vermocht. Auch eine Gesundheitsstation, die in der Waldregion des Kamerungebirges errichtet wurde, hat den gehegten Erwartungen durchaus nicht entsprochen.

3) Das Togoland am Golf von Benin in einer Küstenausdehnung von ca. 8 Meilen (von Neu Sierra Leone bis Klein Popo) mit einem etwa 87 km von der Küste nordwärts sich erstreckenden, noch ziemlich unerforschten Hinterlande, bietet noch ungünstigere klimatische Verhältnisse. Abgesehen von englischen Methodisten und französischen Katholiken, welche dieses Gebiet gestreift, arbeiten in dem unmittelbar an der Westgrenze desselben liegenden Ewelande seit 38 Jahren Boten der Norddeutschen (Bremer) Missionsgesellschaft. Keine andere Gesellschaft hat verhältnismäßig soviel Opfer an Menschenleben und Menschengesundheit bringen müssen, wie diese. Obgleich es je und je einem ihrer Boten vergönnt war — verschiedene Erholungsreisen in die Heimat eingerechnet — länger als ein Dezennium dort thätig zu sein, so beträgt die durchschnittliche Arbeitszeit des einzelnen Missionars doch nur ca. 5 Jahre. Von 65 seit 1847 ausgesandten jungen Männern — der Frauen und Kinder ganz zu geschweigen — sind 35 in ein meist sehr frühes Grab gesunken*)!

*) Über die Sterblichkeitsverhältnisse unter den Baseler Missio-

4) Über die beiden Negerkönigreiche Kapitai und Coba*), von denen ersteres ca. 30, letzteres etwa 12 deutsche Quadratmeilen groß ist und die südlich von der Sangareahbay, nördlich etwa vom Rio Pongas begrenzt werden, stehen uns missionarische Erfahrungen nicht zu Gebote. Aber in dem benachbarten Rio Pongasgebiete hat die englische kirchliche M. G., die sich längst von dort zurückgezogen, früher in 14 Jahren von 15 Missionaren 7 durch den Tod verloren. Jetzt sind dort nur eingeborene Westindier von Barbadoes thätig, nachdem die 5 weißen Missionare, mit welchen die englische Ausbreitungsgesellschaft es in den sechziger Jahren nochmals versucht, sämtlich durch das Fieber hingerafft worden waren.

5) Das weit bedeutendste und ohne Zweifel zukunftsreichste Schutzgebiet in Afrika ist das im Osten (hinter der Sansibarküste) südlich bis zum Rufidschi, nördlich bis zum Kilimandscharo und westlich bis zur Landschaft Ugogo sich ausdehnende Territorium, dessen Küstensaum in einer Breite von 3 Meilen bis auf weiteres allerdings noch zum Gebiet des Sultans von Sansibar gehört. Die Gesamtgröße dieser Erwerbung anzugeben sind wir außerstande, da ihre Grenzen noch immer im Flusse sich befinden**). Wir halten, wie schon angedeutet, diese ostafrikanische Erwerbung,

naren auf der Goldküste veröffentlicht soeben das Ev. Miss.-Mag. (1885, S. 396 ff.) eine höchst lehrreiche Statistik, welche von einem schweizerischen Arzte, Dr. Mähly, aufgestellt worden ist, der zum Zweck einer medizinischen Untersuchung sich 20 Monate lang auf der Goldküste aufgehalten hat. Unseres Wissens enthalten die Berichte dieses Arztes die gründlichste bis jetzt diesem Gegenstande gewidmete Untersuchung und man wird künftig ohne Berücksichtigung derselben über die Klimafrage nicht mitreden dürfen. Hier nur ein paar Thatsachen: 1) Von 1828 bis 1884 hat die Baseler M.-G. auf die Goldküste 229 Personen (148 Männer und 81 Frauen) gesandt. Von diesen sind gestorben 79 Personen (55 Männer und 24 Frauen), also 34 Prozent. 2) Besonders groß ist die Sterblichkeit innerhalb der ersten drei Jahre. 25½ Prozent aller Missionsangehörigen starben im ersten Triennium! 3) Zurückgekehrt und nicht wieder ausgesandt sind 62 Männer und 16 Frauen, also ca. 43 Prozent. 4) Die Gesundheitsverhältnisse haben sich im Laufe der Jahre nicht wesentlich günstiger gestaltet, obgleich das Maß der angewendeten Vorsicht gestiegen ist. Diese Ergebnisse sind also für jeden auf Westafrika gerichteten Auswanderungsplan geradezu vernichtend.

*) Die Protektoratserklärung über diese Gebiete ist noch nicht amtlich veröffentlicht, weil man sich — soviel wir wissen — noch nicht mit Frankreich verständigt hat, welches gleichfalls Ansprüche auf dieselben erhebt.

**) Diese Verhältnisse werden gegenwärtig einer eingehenden amtlichen Prüfung unterzogen. Anm. d. Red.

die sich mit der Zeit wahrscheinlich bis zu den großen Seeen*) ausdehnen dürfte, für sehr zukunftsreich; aber nimmermehr wird sie ein Ansiedlungsgebiet für deutsche Auswanderer werden. Die von verschiedenen Seiten geltend gemachten und wuchtigen Beweise für die Ungesundheit des Klimas haben denn auch die Direktoren der betreffenden Gesellschaft bereits genötigt, ihre Aufforderung zur Auswanderung zurückzunehmen. Wir sind in der Lage, jene Beweise nur zu vermehren. In dem deutschen Schutzgebiet und neben demselben unter klimatisch ziemlich gleichen Verhältnissen arbeiten nämlich seit 1873 drei große englische Missionsgesellschaften, die Church, die London Miss. Society und die Universitäten-Mission. Von den 93 Europäern, welche die beiden ersten**) bis etwa zur Mitte des vorigen Jahres nach Ostafrika (bis an den Viktoria-Nyanza und Tanganikasee) gesandt, sind 19 gestorben und mußten 39 krank zurückkehren. Die durchschnittliche Arbeitszeit betrug nur 3—4 Jahre!

II. Die deutschen Besitzungen in Ozeanien resp. Australasien.

1) Kaiser Wilhelms-Land, d. h. der ganze Nordosten von Neuguinea, etwa in einer Größe von 3255 Quadratmeilen. Bezüglich dieses ausgedehnten Gebietes fehlen uns allerdings noch alle Erfahrungen, da wir noch nicht einmal eine genauere Kenntnis selbst von seiner Küste, geschweige von dem Innern besitzen. Aber im Nordwesten und Südosten dieser großen Insel bestehen Missionen und zwar dort seit 1855 eine holländische, hier seit 1871 eine englische. Im Dienste der holländischen haben bis jetzt 18 Missionare (unter ihnen mehrere deutsche) gestanden, welche fortgehend vom Klimafieber aufs empfindlichste heimgesucht worden sind; sieben sind infolge desselben meist nach verhältnismäßig kurzer Arbeitszeit gestorben, während die übrigen wiederholt zu längeren Erholungsreisen genötigt waren und verschiedene wegen

*) Jedenfalls wird man das bereits erworbene Sultanat Witu an der Tanamündung als die ungefähre nördliche Grenzmarke des sich bildenden Deutsch-Ostafrika anzusehen haben.

**) Die statistischen Angaben über die Universitäten-M. stehen uns leider nicht zu Gebote. Die Verluste derselben durch Tod oder Erkrankung ihrer Boten sind aber jedenfalls bedeutend.

gebrochener Gesundheit nicht auf ihr Arbeitsfeld zurückkehren konnten. Die mit der Gefährlichkeit des Neuguinea-Klimas von vornherein wohl vertraute englische Mission begann ihre Arbeit sofort mit eingeborenen Polynesiern, die sie unter die Oberleitung von nur zwei oder drei visitierenden europäischen Missionaren stellte. Dennoch erlagen selbst diese Polynesier in Masse dem bösen Klima. In den ersten 4 Jahren waren ihm 16 zum Opfer gefallen und bis heute dürfte sich diese Zahl mehr als verdoppelt haben; jedenfalls hat weit über die Hälfte dieser doch an tropisches Klima gewöhnten Südseeinsulaner die Arbeit auf Neuguinea mit Leben und Gesundheit bezahlt. Demnach ist es höchst unwahrscheinlich, daß das zwischen diesen Missionsgebieten liegende deutsche Gebiet zur Ansiedelung für deutsche Bauern geeignet sein sollte! Jedenfalls raten wir, mit dem Versuch noch zu warten.

2) Der Bismarckarchipel, welcher (außer den Deutsch-Neuguinea vorgelagerten Eilanden) Neubritanien, Neuirland, Neuhannover samt den zu ihnen gehörigen kleineren Inseln und die Admiralitäts-, Anachorete- und Hermit-Gruppen umfaßt, in Summa vielleicht eine Fläche von 950 Quadratmeilen, ist, kurze Küstenstrecken abgerechnet, wesentlich noch unbekanntes Land. Eine evangelische Mission existiert hier nur auf Neubritanien und den zu ihm gehörigen Duke of Yorkinseln. Die australischen Methodisten betreiben sie, aber nur mit eingeborenen Südseeinsulanern unter der Leitung eines Europäers. Leider steht uns weder die Verlustliste dieser Polynesier noch die der gleichfalls dort thätigen katholischen Missionare zu Gebote. Wahrscheinlich ist dieselbe nicht ganz so groß als die im benachbarten Neuguinea, jedenfalls aber groß genug, um vor einer Ansiedelung deutscher Ackerbauer ernstlich zu warnen.

3) Die Karolineninseln, deren Gesamtflächeninhalt auf nur ca. 50 Quadratmeilen geschätzt wird *) **). Im Osten derselben

*) Zwar ist der Streit mit Spanien noch nicht beendet; aber es ist doch ziemlich unwahrscheinlich, daß das spanische Delirium den Sieg davontragen sollte. Auf die Vermittelung des Papstes, mit welcher Fürst Bismarck die Welt überrascht hat, können wir hier nicht eingehen; verweisen aber auf den lehrreichen Artikel in Nr. 6 des Beiblattes zur Allg. Miss.-Zeitschrift dieses Jahres. Vermutlich kommen außer den Karolinen bald auch noch die Marschall- und Gilbertinseln in den deutschen Besitz, so daß fast ganz Mikronesien deutsches Gebiet würde.

**) Ganz neuerdings scheint eine Verständigung auf Grundlage der Anerkennung der spanischen Souveränität erzielt, wobei sich Deutschland das

arbeitet der große amerikanische Board gleichfalls durch eingeborene Südseeinsulaner, wie es scheint, ohne bedeutende Klimaopfer. Allein auch wenn die meist kleinen und felsigen Karolineninselchen gesünder sein sollten als Neuguinea und der Neubritaniaarchipel, so liegen sie doch noch immer in den Tropen und lassen schon darum an eine Einwanderung von Kolonisten in nennenswerter Zahl nicht denken, weil für dieselben nur ein paar Meilen fruchtbaren Landes vorhanden wären.

Da also unsere überseeischen Besitzungen*), weil sämtlich im Bereiche des tropischen Gürtels liegend, zu Ansiedelungen für deutsche Auswanderer nicht geeignet sind, so ergiebt sich von selbst der Schluß, daß sie nur durch die Eingeborenen wirtschaftlich fruchtbar für uns gemacht werden können, mit anderen Worten, daß unser ganzer Kolonialgewinn von der Behandlung abhängen wird, welche wir den Eingeborenen angedeihen lassen. Es wäre eine verhängnisvolle Täuschung, zu träumen, daß man in unsern Kolonien die Reichtümer auf den Straßen fände. Nur in der Verwendung der Kräfte der Eingeborenen liegt die Hebung der wirklichen Schätze Afrikas wie Neuguineas. Woraus sich ergiebt, daß in der richtigen Entbindung und Erziehung dieser Kräfte unser ganzes koloniales Problem besteht.

Nun wäre es allerdings notwendig und heilsam, noch die eine und andere „nüchterne Betrachtung“ diesem Kapitel hinzuzufügen, denn wir befinden uns — und zwar nicht bloß in Deutschland, sondern in einem großen Teile Europas — in mehr als einer Beziehung noch immer im Zustande des Kolonialfiebers. Da wäre z. B. hinzuweisen auf die Kostspieligkeit mancher Kolonien, die sowohl an Menschenleben wie an Geldmitteln so große Opfer verschlingen, daß die ernstliche Erwägung Pflicht ist, ob der Gewinn auch dem Einsatze entspricht, der auf sie verwendet wird**); oder an die Geduld zu erinnern, die besonders bei

Recht vorbehält, eine Kohlenstation anzulegen und seinem Handel keinerlei Beschränkungen auferlegen läßt. Anm. d. Red.

*) Mit Ausnahme von Lüderitzland, bezüglich dessen wir aber die Bemerkung nicht zurückhalten dürfen, daß allen auf irgend welche Einträglichkeit desselben gesetzten Hoffnungen eine bittere Enttäuschung folgen dürfte.

**) Auch kriegerische Verwickelungen sind, wie die Geschichte aller Kolonialmächte zeigt, unvermeidbar. Kriege in den Tropen sind aber mörderisch und teuer. Der atschinesische Krieg soll Holland bis jetzt ca. 1200, der tontinesische Frankreich 600 Millionen Mark gekostet haben und über den sudanesischen

Kolonialgründern vorhanden sein muß, daß man nicht im Handumdrehen auf große Erträge rechnet, sondern sich aufs Warten versteht und von vornherein darauf einrichtet, für künftige Geschlechter zu arbeiten*). Allein für den Zweck dieser Schrift genügt das Ergebnis der vorstehenden Beweisführung, daß wir in unseren sämtlichen heutigen überseeischen Erwerbungen keine Auswandererkolonien besitzen, und der sich aus dieser Thatsache ergebende Schluß, daß also schon unser eignes Interesse die Fürsorge für die Eingeborenen uns zur obersten kolonialen Pflicht machen muß.

Nur noch eins, was wir besonders zu erwägen bitten. Als nüchterne Männer sollen wir uns überhaupt nicht zu optimistisch goldene Berge von unsern Kolonien versprechen. Soweit wir uns über die wirtschaftliche Seite der Kolonialfrage ein Urteil erlauben dürfen, will es uns scheinen, **daß die goldene Zeit der Kolonien ein für allemal vorüber ist.** Nicht als ob wir an der Ausbeutungsfähigkeit der heutigen Kolonien zweifelten; im Gegenteil: trügt nicht alles, so wird man sie weit rationeller bewirtschaften, als jemals früher geschehen ist. Aber gerade wenn und weil man das thun wird — — wo sollen denn nur alle

hat England noch niemand in die Rechnungen sehen lassen. Und das sind nur Kolonialkriege aus der allerneuesten Zeit, alle drei wenig rühmlicher Art und überzeugende Beweise, daß es europäischen Mächten oft gar nicht leicht wird, den Eingeborenen gegenüber wirkliche Siege davon zu tragen. — Besonders teuer kolonisiert Frankreich. Jetzt beabsichtigt es sogar eine eigene Kolonialarmee zu schaffen, für welche der Aufwand nach mäßiger Schätzung jährlich 100 Millionen Mark betragen soll. Wenn nun auch sicher Deutschland auf diesen Pfaden seinem Nachbar im Westen nicht folgen wird, so müssen doch auch wir die Möglichkeit kolonialer Kriege in Rechnung setzen. In Kamerun ist der Kampf allerdings schnell zu Ende geführt worden und in Sansibar hat eine Flottendemonstration genügt, die drohenden Wetterwolken zu zerstreuen. Die Unterwerfungen gelingen aber nicht immer so im Handumdrehen, und zur Ausübung eines wirksamen Schutzes im Innern unserer Kolonien sind Küstendemonstrationen nicht ausreichend.

*) Wo man nicht durch ein Raubhandelssystem für die Zukunft die Gewinnquelle verschütten will, da gleicht die Gründung von tropischen Kolonien im besten Falle der Anlegung einer Baumschule; hier und da ist sie aber auch eine Art Lotteriespiel, bei dem man alles verlieren kann. Selbst in einträglich gewesenen Kolonien treten je und je Umstände ein, welche den wirtschaftlichen Ruin derselben herbeiführen und die bei der Gründung niemand in Rechnung gesetzt hatte. Z. B. in Surinam, wo seit der Sklavenbefreiung die fruchtbarsten Pflanzungen verödet und nahezu wertlos geworden sind.

diese Kolonialprodukte abgesetzt und verbraucht werden? Schon jetzt ist die Welt überschwemmt mit landwirtschaftlichen Erzeugnissen und darum der Preis so gedrückt, daß man sagen muß: wir ersticken im eignen Fett. Wenn nun erst der koloniale Plantagenbau diese Erzeugnisse noch mehr vermehrt!! Schon jetzt drückt die ungeheure Konkurrenz den Preis der spezifischen Kolonialartikel auf dem Weltmarkte erheblich nieder. Wer soll denn zuletzt all den Zucker und Kaffee, all die Baumwolle und das Palmöl und die andern schönen Sachen kaufen, welche in immer steigender Fülle die rationell bewirtschafteten Kolonien liefern? Es kann nicht allzulange dauern, da müssen alle die ehemals so gewinnbringenden kolonialen Artikel heruntergehen. Diese „nüchterne Betrachtung" muß auch die Hoffnungen ein wenig mäßigen, welche man auf den aus der Einfuhr der europäischen Artikel in die Kolonien erwarteten Gewinn setzt. Gewiß wird diese Einfuhr steigen, aber der Eingeborne kann doch nur mit Landesprodukten bezahlen, und wenn durch ihre Überfülle diese Produkte immer mehr entwertet werden, so wird selbstverständlich auch der koloniale Handelsgewinn ein immer geringerer.

III.

Die Eingeborenen und ihr Recht.

Wenige Ausnahmen abgerechnet, beschäftigt sich die öffentliche Diskussion mit der Kolonialfrage noch immer in einseitiger Weise, nämlich wesentlich nur mit der Erörterung: Welchen Vorteil bringen uns die Kolonien, resp. was müssen wir thun, um die Kolonien für uns möglichst einträglich zu machen? Selbstverständlich hat diese Erörterung ihre vollkommene Berechtigung, denn es hieße Schattenbildern nachjagen, wollte man von der Kolonialpolitik irgend eines Staates verlangen, daß sie interesselos handle. Es ist eine — sagen wir es rund heraus — heuchlerische Phrase: man treibe Kolonialpolitik nur, „um sich an einer großen Civilisationsaufgabe zu beteiligen". Alle Kolonialpolitik ist egoistisch. Nirgends und niemals hat eine bestanden, die nicht ihren Vorteil im Auge gehabt hätte. Auch die deutsche Kolonialpolitik ist nicht selbstlos. Sie ist unternommen worden,

weil man wirtschaftliche Gewinne, vielleicht auch Stärkung unseres Nationalbewußtseins, wie eine Steigerung und praktische Schulung unserer Thatkraft von ihr erhofft. Und kein nüchterner Mensch wird ihr daraus einen Vorwurf machen, so wenig wie man dem Handel einen Vorwurf machen kann, weil er getrieben wird, um zu verdienen. Allein mit noch größerem Rechte, als wir fragen: Welche Vorteile bringt uns die Kolonialpolitik? dürfen doch die Eingeborenen fragen: „Und welchen Segen bringt sie denn uns?" — „Ihr kommt hierher, setzt euch in den Besitz unseres Landes, bereichert euch durch seine Schätze, macht uns euren Interessen dienstbar und unterwerft uns eurer Oberherrschaft — was gebt ihr uns dafür?" Denn das ist doch offenbar, daß die paar hundert oder tausend Mark, welche als Kaufpreis gezahlt werden, keine wirkliche Gegenleistung sind für die abgetretenen großen Gebiete und die abgeschlossenen Verträge keine Ablaßbriefe, welche uns von den Pflichten gegen die Eingeborenen entbinden oder gar für Unrechtsakte absolvieren!

Es ist eine eigene Sache um die kolonialen Besitztitel; wir fürchten, daß nur wenige eine strenge Rechtsprüfung bestehen. Lassen wir die alte an Greueln aller Art so reiche Kolonialgeschichte; — wie steht's heute im Zeitalter der Humanität? Nehmen wir z. B. die Gründung des Kongostaates. Gewiß war es nicht bloß ein großer Triumph der Diplomatie, sondern auch ein erfreuliches Fortschrittszeichen völkerfriedlichen Verkehrs, daß in einer freien Konferenz auf dem Wege friedlicher Vereinbarung eine Verteilung großer centralafrikanischer Landstrecken unter europäische Mächte vorgenommen werden konnte. Allein welches Recht hatten diese Mächte, jene Länder unter sich zu verteilen? Haben sie die Eingeborenen auch nur gefragt, ob diese französisch, portugiesisch oder belgisch werden wollten? Ja, haben die Eingeborenen auch nur gewußt, daß man in Berlin über sie verfügte, und haben sie — von den paar Stationen am Kongo selbst etwa abgesehen — bis heute auch nur eine Ahnung davon, daß sie unter europäische Herrschaft gekommen sind und unter welche? Alle diese Fragen sind mit nein zu beantworten. Die europäischen Mächte haben sich das Recht der freien Verfügung über jene „herrenlosen" Gebiete einfach genommen und den verteilten Besitz für völkerrechtlich legitimirt erklärt, wenn er nur nicht die Ansprüche irgend einer anderen europäischen Macht verletzt. Ob aber auch die Afri-

kaner mit diesem Begriffe von „Herrenlosigkeit" und „Völkerrecht" einverstanden sind, danach hat unseres Wissens die Kongokonferenz nicht gefragt.

Aber ist von den eingeborenen Stämmen selbst das Protektorat irgend einer europäischen Macht nicht oft genug erbeten worden? Haben sich z. B. in Großnamaland, in Kamerun und auf den übrigen deutschen Besitzungen in Westafrika die Häuptlinge nicht freiwillig unter unsere Schutzherrschaft gestellt? Sind die großen Landstrecken, welche in Ostafrika für Deutschland erworben worden sind, nicht redlich bezahlt und die Hoheitsrechte über sie seitens der Häuptlinge nicht auf Grund rechtsgiltiger Verträge abgetreten worden? Hat endlich nicht die deutsche Reichsregierung alle diese Verträge, Landkäufe, Protektoratsanträge geprüft, bevor sie Schutzbriefe erteilte? Alle diese Fragen sind zu bejahen, und soweit speziell unsere Reichsregierung in betracht kommt, muß man auf Grund der amtlichen Quellen ihr Verhalten als durchaus korrekt bezeichnen. Jedenfalls hat keine europäische Kolonialmacht alter oder neuer Zeit irgend ein Recht, der deutschen Reichsregierung behufs der Art und Weise ihrer kolonialen Erwerbungen auch nur den geringsten Vorwurf zu machen. Wir betonen es mit Nachdruck und jeder Kenner der Kolonialgeschichte muß es bezeugen, daß weder Spanien und Portugal, noch Holland, England oder Frankreich bei ihren überseeischen Besitzergreifungen so völkerrechtlich legal verfahren sind wie jetzt Deutschland.

Und doch — — wie viel Unrecht spielt unbewußt und ungeahnt hinter den Coulissen dieser völkerrechtlichen Legalität!

Unbestritten hat unser Reichskanzler recht, wenn er, nicht ohne einen gewissen Anflug von Humor, im Privatgespräche gelegentlich bemerkte, daß die Kolonialpolitik eigentlich von den jungen Handlungsgehilfen gemacht werde. Wir sind nun weit entfernt, diesem ehrenwerten Stande irgendwie zu nahe zu treten; aber das ist ein offenes Geheimnis, daß die Handelseifersucht bei der Umwerbung der Häuptlinge behufs einer Protektorats-Antragstellung in der Wahl ihrer Mittel sich nicht immer innerhalb der Grenzen des sittlichen Rechts gehalten hat. Auch bringt man schwerlich alle die Künste an die Öffentlichkeit, welche aufgewendet zu werden pflegen, um große Landabtretungen zustande zu bringen. Wie schwer ist es aber daheim, die im fernen Lande, mit fremdsprachlichen, schreib- und leseunkundigen, völlig uncivilisierten Häuptlingen abgeschlossenen Verträge zu

prüfen! Waren diese Häuptlinge zum Abschluß dieser Verträge wirklich berechtigt? Übten sie in der That über das abgetretene Land wie über die es bewohnenden Menschen eine Oberhoheit aus? War das von ihnen verkaufte Land überhaupt verkaufbarer Besitz? Welche Gewähr ist vorhanden, daß die entscheidenden Ausdrücke in der fremden Sprache richtig wiedergegeben wurden? Waren die Dolmetscher, deren man sich bediente, gebildet genug, um die Käufer richtig zu verstehen und den Sinn des Kaufvertrags den Eingeborenen richtig zu erklären? Wußten die betreffenden Häuptlinge, was sie unterschrieben, d. h. zuerst waren sie vollkommen nüchtern, sodann waren ihnen die Verträge auch nur dem Wortlaute nach klar, und endlich verstanden sie die wirkliche Tragweite derselben? Ist ihnen die völkerrechtliche Bedeutung des Wortes „Protektorat" resp. „Hoheits- und Oberhoheitsrecht" richtig erklärt worden? Und wiederum, verstanden die Europäer die Eingeborenen richtig? Faßten sie nicht etwa als wirkliche Besitzergreifung auf, was nur eine landesübliche Höflichkeitsphrase oder Freundschaftsversicherung war? So erklärte z. B. der kürzlich verstorbene bekannte König Mirambo, dessen Reich unmittelbar an Deutsch-Ostafrika (im Westen) grenzt, dem bei ihm in hoher Gunst stehenden englischen Missionsarzte Dr. Southon: „Bruder, das Land ist vor dir, wähle wo du willst, es ist alles dein." Wir fürchten, daß auch manche protokollierte Landabtretung gerade so wenig ernst gemeint ist, wie diese „Schenkung" Mirambos. Schon diese wenigen Andeutungen beweisen, wie schwer es daheim ist, afrikanische oder ozeanische Verträge wirklich zu prüfen, und wie leicht es draußen ist, bei ihrer Abschließung wir wollen nur sagen zu — irren! Kurz, ohne größeres oder geringeres, absichtlich oder unabsichtlich geübtes Unrecht gegen die Eingeborenen geht es wohl niemals bei kolonialen Erwerbungen ab und wird es auch bei den deutschen nicht abgegangen sein.

Das koloniale Besitz- und Herrschaftsrecht ist wesentlich das Recht des Stärkeren und des Klügeren. Für dieses selbstgegebene resp. selbstgenommene „Recht" giebt es, streng genommen, keine sittliche Rechtfertigung, wohl aber eine gewisse zu seiner Entschuldigung dienende Ausgleichung, nämlich wenn der Stärkere und Klügere sich auch als der Bessere erweist, d. h. wenn er der wirkliche Wohlthäter der Eingeborenen wird. Denn das steht fest, daß die noch völlig uncivilisierten Eingeborenen der Tropen der Er-

ziehung der Europäer durchaus bedürfen, wenn ihre sorglose Trägheit in ausdauernde Thätigkeit umgewandelt und ihr gesamtes materielles, geistiges und sittliches Leben auf eine höhere Kulturstufe erhoben werden soll; durch sich selbst sind sie erfahrungsmäßig untüchtig, diesen Prozeß in Gang zu bringen oder auch nur im Gange zu erhalten. Ebenso kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die Menschheit als ganze die Aufgabe besitzt, auch die so reich gesegneten Tropenländer sich unterthan zu machen und sie wirtschaftlich zu verwerten, indem sie dieselben in den Kreis der allgemeinen Kulturbewegung hineinzieht. Unter diese Gesichtspunkte gestellt können koloniale Erwerbungen allerdings völkerrechtlich legitimiert werden; selbstverständlich aber immer nur unter der Voraussetzung, daß ihnen die für die Eingeborenen segensvolle Kulturarbeit auch wirklich folgt*).

Jedenfalls verleiht beides: sowohl die völkerrechtliche Begründung, mit der man die kolonialen Erwerbungen rechtfertigt, wie das mannigfaltige Unrecht, welches bei diesen Erwerbungen thatsächlich immer wieder vorkommt, den Eingeborenen den begründeten Rechtsapspruch, daß die herrschende Kolonialmacht die Fürsorge für ihr Wohl als eine heilige Pflicht betrachte. Wir können ja durch diese Fürsorge geschehenes Unrecht nicht in Recht verwandeln; aber wenn wir uns redlich bestreben, die Wohlthäter der Eingeborenen zu werden, so liegt hierin wenigstens eine versöhnende Kompensation. Wie schon angedeutet, wird dieses Recht der Eingeborenen selbst durch den Egoismus unterstützt. Denn das liegt auf der Hand, daß ruinierte Menschen nirgends in der Welt ein wirtschaftlicher Gewinn sind. Die Eingeborenen verwahrlosen heißt die Kolonien verwahrlosen; die Eingeborenen heben heißt die Kolonien heben. Auf Kolonien, die sich rasch durch europäische Ansiedler bevölkern, ist die Mißhandlung der Eingeborenen vielleicht kein Schaden, sondern nur eine Schande für die Europäer; wollte man aber auf tropischen Kolonien gegen dieselben handeln, wie etwa in Südaustralien und Tasmanien gegen sie gehandelt worden ist, so hieße das geradezu die Henne töten, welche die Eier legt. In der fortgehenden Not, welche die

*) Auch sind die europäischen Kulturstaaten gewiß zur Unterwerfung solcher uncivilisierter Länder legitimiert, die — wie z. B. Dahome — als wahre Mördergruben bezeichnet werden müssen.

Beschaffung von Arbeitern macht, und den mit ihr verbundenen vielfachen materiellen und sittlichen Schädigungen trägt übrigens selbst Australien bis auf den heutigen Tag die Folgen des Fluches, der wegen der Mißhandlung der Eingeborenen auf ihm ruht. Und als was für eine schwarze Warnungstafel in der Kolonialgeschichte steht das von den Spaniern so barbarisch behandelte Westindien da! Es war der Fluch der ersten bösen That, daß sie die Sklaverei gebar. Und die Sklaverei? Nun abgesehen davon, daß sie ein ewig schändendes Brandmal in der Kolonialgeschichte bleibt — sie ist auch ein vollkommen fehlgeschlagener Versuch, die Eingeborenen der Tropen zur Arbeit zu erziehen. Vorübergehend machte sie die Kolonien zu melkenden Kühen; und jetzt? Es scheint kein Mittel zu geben, den Verarmungsprozeß aufzuhalten, dem sie anheimgefallen sind. Also auch die wirtschaftliche Weisheit gebietet schonungsvolle und pädagogisch gesunde Behandlung der Eingeborenen. Ist aber die blinde Habgier, welche durch rücksichtslose Ausbeutung der Kolonien schnell reich werden will, größer als die wirtschaftliche Besonnenheit, welche auch an zukünftige Ernten denkt, so giebt es einen Raubbau, der das Land aussaugt und seine Bevölkerung verlumpt. Und dann verarmt eine Kolonialmacht an dem Reichtum, den sie aus ihren Kolonien zieht. Das ist scheinbar ein Paradoxon, aber, wie das Beispiel von Spanien und Portugal zeigt, das thatsächliche Ergebnis eines Naturgesetzes sowohl der wirtschaftlichen wie der sittlichen Weltordnung.

Es sollte indes aller dieser Begründungen gar nicht bedürfen, um die gewissenhafte Fürsorge für das Wohl der einheimischen kolonialen Bevölkerung als unsere selbstverständliche Schuldigkeit zu erkennen. Denn wem gegeben wird, von dem wird auch gefordert, und wo Recht ist, gegebenes oder genommenes, da ist auch Pflicht. Deutschland übt jetzt thatsächlich eine Herrschaft aus über viele tausend Menschen, die noch auf der tiefsten Stufe der Kultur stehen und dem rohesten Heidentum dienen; folglich muß es auch für diese Menschen als für seine Unterthanen sorgen. Denn das wäre doch eine ebenso wunderliche Logik wie Moral, wenn wir die Vernachlässigung oder gar ungerechte Behandlung derselben für erlaubt halten wollten, bloß weil sie in jeder Beziehung tief unter uns stehen. Müssen wir uns nicht vielmehr gerade darum erst recht als ihre Schuldner fühlen, weil wir die Stärkeren, die Gebildeteren, die Civilisierteren — und jedenfalls weil wir die

Herrschenden sind? Wie angelegen haben wir es uns sein lassen, z. B. die Bevölkerungen von Hannover und von Elsaß-Lothringen mit dem preußischen resp. deutschen Regiment zufrieden zu stellen in der richtigen Erkenntnis, daß wir unsere Herrschaft nur dann fest begründen, wenn wir die Herzen der Bevölkerung erobern. Bei den schwarzen und braunen Leuten auf unseren Kolonien müssen wir es gerade so machen. Auch sie werden am sichersten gewonnen, wenn man ihnen Gutes thut, und unsere Herrschaft über sie am festesten begründet, wenn wir ein Segensregiment unter ihnen aufrichten. Gewiß, man kann Wilde nicht mit Sammethandschuhen anfassen; aber wer da glaubt, daß sie auf die Dauer nur durch Kanonen und Peitschen regiert werden können, der befindet sich in einem noch größeren Irrtum. Es geht mit diesen sogenannten Wilden wie mit den Kindern: gerechte Strafe finden sie in der Ordnung, ungerechte Härte reizt sie zum Zorne. Es bedarf, um sie zu regieren, ebenso der festen Hand, wie des milden Blicks, des freundlichen Worts, des väterlichen Herzens und unter allen Umständen des gerechten Sinnes. Von einem Manne wie Livingstone kann man weise und gewinnende Behandlung der Wilden lernen. Jedenfalls brauchen wir in unseren Kolonien noch andere Schutzmächte als Soldaten. Nicht bloß darum, weil sonst die Kolonialpolitik sehr teuer kommt, sondern, weil der bloße soldatische Schutz gar nicht ausreicht. Eine pädagogisch weise, väterlich feste und doch zugleich milde und wohlwollende Behandlung der Eingeborenen ist die beste Fundamentierung unserer kolonialen Herrschaft. Es sollte doch wahrlich keine „Heiterkeit“ erregen, wenn die schwarzen und braunen Leute auf unseren Kolonien als unsere Brüder bezeichnet werden. Sind sie es denn nicht in der That? Ist unser Kaiser nicht auch der ihrige? Stehen sie nicht mit uns unter derselben Regierung? Bilden sie nicht eine Provinz des Reiches, sind sie also nicht unsere Mitbürger? Und wenn sie materiell, geistig und sittlich tiefer stehen als wir, haben wir dann nicht die Verpflichtung, ihnen die Hand zu reichen, daß sie in die Höhe kommen? Das wäre doch wahrlich ein schlechter Staatshaushalt, in dem man einzelne, niedriger stehende Provinzen auf Kosten der höher entwickelten glaubte vernachlässigen oder gar ausbeuten zu dürfen. Jedenfalls duldet das deutsche Gewissen solchen Staatshaushalt nicht. Der alte preußische Wahlspruch — suum cuique — bestimmt auch unsere Pflicht gegen die

noch schwachen, uncivilisierten und heidnischen Mitbürger auf unseren Kolonien.

Die Kolonialgeschichte leider auch der christlichen Völker und der modernen Zeit von der spanischen Eroberung Amerikas an bis auf die holländische Kolonisierung von Südafrika, die englische Erwerbung von Australien, die französische von Tahiti u. s. w. bildet eines der schwärzesten, wenn nicht das schwärzeste Kapitel im Buche der Weltgeschichte. In der deutschen Geschichte fehlte bis vor kurzem dieses Blatt, einfach weil wir noch keine Kolonien hatten; wir waren also nur eine unversuchte Unschuld. Nun ist auch Deutschland eine Kolonialmacht geworden, und seine erst ganz kurze Kolonialgeschichte enthält leider auch bereits ein mit Blut und Brand beschriebenes Blatt. So notwendig auch das energische Auftreten der deutschen Macht den verführten Kamerunnegern gegenüber gewesen ist, so bleibt es doch immer ein trauriges Ereignis, und Gott helfe, daß dieses blutige Blatt das erste und letzte in unserer Kolonialgeschichte gewesen. Möchte vielmehr Deutschlands kolonisatorische Thätigkeit den Eingeborenen gegenüber für immer unter der Losung stehen: „Wir sind nicht zu euch gekommen, um euch zu verderben, sondern um euch zu erhalten und zu segnen," und im Blick auf uns selbst durch das Wort bestimmt werden: „Was hülfe es einem Volke, wenn es auch die reichsten Kolonien erwirbt und nimmt Schaden an seiner Seele!"

Worin im einzelnen unsere Pflicht den Eingeborenen gegenüber besteht, das zu zeigen wird die Aufgabe der folgenden Abschnitte sein. Zum Schluß dieses Kapitels sei nur summarisch hingewiesen auf eine dreifache Pflicht: die des Schutzes, der Erziehung und der Christianisierung der Eingeborenen.

Man bezeichnet die Anfangsform der kolonialen Erwerbung gemeiniglich als Protektorat. Protektorat heißt aber Schutzherrschaft. Ein deutsches Sprichwort sagt: „Ein Wort, ein Mann." Wenn also der deutsche Kaiser irgendwo die deutsche Flagge hissen läßt, da proklamiert er nicht bloß, da übt er wirklich eine Schutzherrschaft. Das deutsche Protektorat ist eine von Deutschland feierlich übernommene Verpflichtung, seine weißen wie seine farbigen Unterthanen zu schützen. Es bedeutet also ebensowohl Schutz der weißen Ansiedler gegen Gewaltthätigkeiten seitens der Farbigen, wie Schutz der Eingeborenen gegen etwaige Mißhandlungen und Ausbeutung seitens der Weißen. Es muß eine

nationale Ehrensache für uns sein, daß auch der Neger und der Papua sich nicht täuscht, wenn er unter der deutschen Herrschaft auf wirklichen Schutz gegen seine Bedrücker rechnet, sie heißen wie sie wollen. Auch vor unserer Kolonialregierung darf kein Ansehen der Person gelten. In England besteht ein besonderer und zwar sehr thätiger und einflußreicher Verein zum Schutze der Eingeborenen. Gott gebe, daß wir in Deutschland einen solchen Verein nicht brauchen, weil unsere Kolonialregierung ihn ersetzt. Aber wenn dieselbe etwa Gewaltakte gegen die Eingeborenen übersehen, oder, was Gott verhüten wolle, begünstigen oder gar selbst begehen sollte — dann möge es wie in England auch in Deutschland niemals an mutigen und freimütigen Männern fehlen, welche diese Unrechtsakte vor das Forum des öffentlichen Gewissens ziehen und zu ihrer Sühnung, oder wenn es noch möglich ist, zu ihrer Beseitigung mit Ernst ihre Stimme erheben. Möge uns der Patriotismus niemals blind oder feig machen, daß wir nicht etwa koloniale Sünden bei uns selbst beschönigen, die wir bei anderen Nationen verurteilen.

Und wie Beschützer der Eingeborenen zu sein, so verpflichtet uns unser kolonialer Besitz, auch ihre Erzieher zu werden. Bezüglich dieser pädagogischen Pflicht zeigt uns die Kolonialgeschichte leider wieder nicht bloß viele leergelassene, sondern auch viele sehr dunkle, mit Schanden und Lastern, Verführungen und Verwahrlosungen beschriebene Blätter, welche laute Anklagen gegen die Vertreter der Civilisation erheben. Wie oft haben diese sogenannten Vertreter der Civilisation die „Wilden" erst zu Lumpen und Schurken gemacht und ihnen Laster eingeimpft statt Tugenden gelehrt! Es muß eine nationale Ehrensache für uns werden, auf unseren Kolonien nicht nur der physischen und moralischen Verwahrlosung der Eingeborenen zu wehren, welche so oft die Herrschaft der Weißen zu einem Fluche für sie macht, sondern mit allem Ernste einen materiellen und ideellen Erziehungsprozeß ins Werk zu setzen, um deswillen sie die deutsche Herrschaft als einen Segen preisen lernen. Man behauptet — und wir fühlen uns als Nation durch dieses Lob geschmeichelt — gerade der Deutsche sei ein Meisterpädagog. So wäre also auch die Gabe bei der Aufgabe und die Eingeborenen hätten das doppelte Recht, von den deutschen Kolonisatoren eine wirtschaftliche, geistige und sittliche Hebung zu erwarten, wir aber die doppelte Pflicht, diese Erwartung nicht zu täuschen.

Und diese Pflicht um so mehr, als wir den Eingeborenen

gegenüber nicht nur die Stärkeren und die Civilisierteren sind, sondern den noch größeren Vorzug besitzen, Christen zu sein. Stellt uns unsere überlegene Macht eine Schutzaufgabe und unsere überlegene Civilisation eine Erziehungsaufgabe, so legt unser Christentum uns die Mission als Pflicht aufs Gewissen.

Die Eingeborenen auf unseren sämtlichen überseeischen Besitzungen sind ihrer großen Mehrheit nach Heiden. So tief auch die religiöse und sittliche Stufe ist, auf welcher dieses Heidentum steht, so ist es doch eine das ganze Leben beherrschende Macht. Nicht bloß massenhafte Menschenmorde und sonstige Greuel und Grausamkeiten stehen in unmittelbarer oder mittelbarer Beziehung zum Götzendienste und heidnischen Aberglauben, sondern auch das ganze soziale Leben in der bürgerlichen, wie in der Familiengemeinschaft ist mit dem Heidentum geradezu verwachsen. Wie z. B. Menschenopfer und Hexenwahn, so können auch Sklaverei und Polygamie nur dann wirklich entwurzelt werden, wenn das Heidentum entwurzelt wird. Dazu gehört aber eine Macht, welche stärker ist als das Heidentum. Erfahrungsmäßig ist weder die bloße Verspottung des heidnischen Aberglaubens, noch die äußerliche Auftragung von Civilisationsfirnis eine solche Macht. Auch die Gewaltmittel der Kolonialregierungen erweisen sich hier als unzureichend. Die Götzen werden immer und überall nur gestürzt durch den lebendigen Gott und der heidnische Aberglaube nur entwurzelt durch den wahren christlichen Glauben. Also soll das Heidentum fallen und jede mit ihm zusammengewachsene Einrichtung, so muß das Christentum an seine Stelle treten. Und daß das geschieht, dazu verpflichtet uns ebensowohl das Christentum selbst, das wir bekennen, wie das Heidentum, das die Eingeborenen auf unseren Kolonien noch geknechtet hält. Das Christentum, denn es fordert: „Gehet hin und lehret alle Heiden"; und das Heidentum, denn es ist die Hauptquelle aller Übel, an denen unsere kolonialen Mitbürger leiden. Ohne Beseitigung des Heidentums ist es unmöglich, unsere Erziehungsaufgabe an ihnen zu erfüllen. Die christliche Mission ist also von der grundlegendsten Bedeutung für unsere gesamten Kolonialaufgaben, sie ist recht eigentlich unter den Kolonialgeboten das erste.

Um nun diese mannigfaltigen Pflichten gegen die Eingeborenen wirklich zu erfüllen, dazu bedarf es der vereinten Anstrengung verschiedener Faktoren. Es müssen sich nicht bloß

Kolonialregierung, Großhandel und Missionare gegenseitig die Hände reichen und in die Hände arbeiten, sondern hinter ihnen muß das gesamte deutsche Volk stehen. Die wiederholte Erklärung unsres Reichskanzlers, daß er eine praktische Kolonialpolitik nur dann treiben könne, wenn er in dieser Frage die große Mehrheit der deutschen Nation hinter sich habe, ist auch in dem tiefern Sinne eine Wahrheit, daß wir nur dann eine für die Eingeborenen segensreiche Kolonialpolitik treiben können, wenn das deutsche Volk im Großen und Ganzen die ihm aufgelegte Verantwortlichkeit fühlt und mit sittlichem Ernst für die uns gestellten Kolonialpflichten eintritt. Allerdings liegt ja zunächst die Erfüllung dieser Pflichten in der Hand der Männer, welche die Regierung, der Handel und die Missionsgesellschaften auf die Kolonien entsenden; aber diese Männer werden im wesentlichen von demselben Geiste beseelt sein, der in der heimatlichen Bevölkerung weht. Unsere Arbeit an den Eingeborenen auf unseren Kolonien wurzelt in der Heimat. Nicht bloß die Ausführung unserer Christianisierungsaufgabe hängt davon ab, wie lebendig der Missionssinn daheim sich regt, sondern auch die Erfüllung unserer Schutz- und Erziehungspflichten wird ganz wesentlich davon beeinflußt werden, wie lebendig das christliche deutsche Volksgewissen ist.

Es ist die Pflicht vornehmlich der Presse und zwar ohne Unterschied der Presse aller Parteien, unserem gesammten Volke zur Erkenntnis seiner Kolonialpflichten die Augen zu öffnen und ihm allezeit das Gewissen zu schärfen, daß es als ein treuer Eckart über die wirkliche Ausführung dieser Pflichten Wache hält.

IV.

Die christliche Mission.

Es ist in Deutschland noch niemals soviel über Mission geredet und — die Fachlitteratur ausgenommen — geschrieben worden, als seitdem wir überseeische Besitzungen haben. Männer und publizistische Organe, welche früher das Werk der christlichen Glaubensverbreitung entweder vornehm ignorierten oder nur mit Spott und Verachtung behandelten, sind auf einmal seine Lobredner geworden. Allerdings hatte sich schon seit längerer Zeit in der gebildeten Welt

ein Umschwung vorbereitet; aber erst unsere Kolonialpolitik hat die Mission hoffähig gemacht. Von Männern der verschiedensten religiösen und politischen Standpunkte, in den großen Weltzeitungen, auf wissenschaftlichen und praktischen Kongressen wird es heute öffentlich ausgesprochen, daß man bei der Lösung der Kolonialaufgaben der christlichen Mission nicht entbehren kann, ja daß derselben die eigentliche Hauptarbeit zufalle.

Das ist ein Wechsel in der öffentlichen Wertung der bislang als Aschenbrödel behandelten Mission, den noch vor zehn Jahren niemand zu hoffen gewagt. Und welcher Missionsfreund sollte sich nicht von Herzen freuen, wenn er heute das große Werk der Weltevangelisierung auch in solchen Kreisen gewürdigt sieht, die sich früher geschämt haben würden, ein Wort der Anerkennung ihm zu zollen! Allein so wenig die Ungunst der Welt uns früher irre gemacht hat an der Herrlichkeit der Mission, so wenig darf jetzt die Gunst der Welt uns die Augen blenden. Wenn je, so thut heute den Missionsfreunden Nüchternheit not. Denn der Sonnenschein der Gunst, in welchem augenblicklich bei uns die Mission steht, ist nicht ohne verdächtige Färbung; wer weiß? — vielleicht ist schon ein Gewitter im Anzuge. Die modernsten Lobredner der Mission verherrlichen nämlich dieselbe wesentlich als civilisatorische Macht und stellen ihr Aufgaben, welche ihrem eigensten Wesen entweder ganz fremd oder doch sehr nebensächlich sind. Jedenfalls ist es eine seltsame Erscheinung, daß wir heute mit Ratschlägen über den Betrieb der Mission fast überschwemmt werden von Männern, welche noch vor kurzer Zeit sich niemals um Mission gekümmert haben. Angesichts dieser Thatsache dürfte es keineswegs überflüssig sein, zunächst ein Wort darüber zu sagen: was die christliche Mission eigentlich ist und was sie will. Gerade im Beginn unserer kolonialen Ära ist auch hierüber Klärung Bedürfnis. Und sicher dient diese Klärung sowohl der Missionssache wie der Kolonialsache mehr, als wenn man die Dinge im unklaren Nebel läßt.

Das Christentum ist nicht eine Religion neben anderen Religionen, sondern es erhebt den Anspruch, die einzige wahre Religion zu sein. Jesus Christus, d. h. nur er ist „der Weg, die Wahrheit und das Leben und niemand kommt zum Vater denn durch ihn". Er ist „der einzige Mittler zwischen Gott und den Menschen" und daher „in keinem anderen das Heil" als in ihm.

Auf die Frage des erwachten Gewissens: „was muß ich sündiger Mensch thun, daß ich gerettet werde?“ giebt das Evangelium nur die eine Antwort: „glaube an den Herrn Jesum Christum, so wirst du selig“ — anders nicht. Das ist der eigentliche Grundgedanke des Christentums, seine vornehmste Grundwahrheit; die andere aber ist ihr gleich: „vor Gott gilt kein Ansehen der Person“, „er will, daß allen Menschen geholfen werde“. Die Gabe seines eingeborenen Sohnes galt darum der ganzen Welt; die große Freude, daß in Christo der Heiland da sei, sollte allem Volk widerfahren. Eben weil das Christentum die wahre Religion, darum ist es auch die Weltreligion. Das in Christo erschienene Heil ist ebenso das religiöse Bedürfnis der ganzen Welt wie die für alle menschliche Kreatur geeignete und genügende Befriedigung dieses Bedürfnisses. Hieraus ergiebt sich als selbstverständliche Konsequenz, daß das Christentum durch und durch Missionsreligion sein, d. h. daß alles, was Mensch heißt, die gute Botschaft von dem Heile in Christo erfahren, zum Glauben an das rettende Evangelium eingeladen und mit dieser Verkündigung und Einladung fortgefahren werden muß, bis sie alle Völker der Erde vernommen haben. Der ausdrückliche Befehl Christi: „Gehet hin und machet alle Völker zu meinen Jüngern“ drückt also nur in der Form des Gebotes aus, was im innersten Wesen des Christentums selbst liegt und der seiner selbst bewußte christliche Glaube aus freiem Drange thun muß.

Hiernach kann auch über die Aufgabe der Mission kein Zweifel bleiben. „Machet — befiehlt Jesus — die Völker zu meinen Jüngern,“ d. h. zu Menschen, die mich als ihren Meister und Heiland annehmen, an mich glauben, mir dienen und nachfolgen. Es ist demnach die Aufgabe der christlichen Mission: die nichtchristlichen Völker zu christlichen zu machen, mit anderen Worten: sie zu Christus als ihrem Retter zu führen, damit sie durch den Glauben das Leben haben in seinem Namen. Oder wie sie dem großen Heidenapostel Paulus bezeichnet wird: „aufzuthun ihre — der Heiden — Augen, daß sie sich bekehren von der Finsternis zu dem Licht und von der Gewalt Satans zu Gott, zu empfangen Vergebung der Sünden und das Erbe samt denen, die geheiligt werden durch den Glauben an Jesum Christum.“

Auch über die Missions**mittel** läßt uns die maßgebende Quelle nicht im Unklaren. „Machet sie zu meinen Jüngern, indem ihr sie **taufet** auf den Namen des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes und **lehret** halten alles, was ich euch befohlen habe." Oder: „werdet meine **Zeugen** bis an das Ende der Erde." Durch Wort und Sakrament allein will also Jesus Christus seine Jüngerschaft zustande gebracht haben. Das **Zeugnis** seiner Boten in Lehre und Predigt, in Wandel und Martyrium soll die Nichtchristen **überzeugen**, daß Christus auch ihr ewiger Erlöser sei und daß sie durch Sinnesänderung und Glauben sein Heil ergreifen

Die christliche Mission ist demnach durch und durch ein **religiöses** Werk; sie hat eine **Evangelisierungs-** und **Bekehrungs-**, aber zunächst nicht eine Kulturaufgabe. Die Kulturaufgabe ist eine ganz allgemein **menschliche**, schon bei der Schöpfung gegebene: „Herrschet über die Erde und machet sie euch unterthan." Die Missionsaufgabe ist eine spezifisch **christliche**, erst nach der Vollendung des Werkes der Welterlösung von Jesu denen übertragen, welche durch Sinnesänderung und Glauben bereits seine Jünger geworden sind.

Wie „das Wort vom Kreuz" selbst, das sie unter alle Völker der Erde trägt, so ist um ihres spezifisch christlichen Charakters willen auch die Mission immer allen denen „ein Ärgernis und eine Thorheit" gewesen, welchen das Verständnis für die eigentliche Centralwahrheit des Evangelii fehlt. Ist nun heute, wo zu unserer Freude der Mission von so vielen bisherigen Gegnern der Hof gemacht wird, dieses Ärgernis hinweggethan? Es wäre eine Täuschung, sich das einzureden. Allerdings ist die „Schmach Christi", die auf der Mission ruht, etwas in den Hintergrund gedrängt, auch durch allerlei neue Feigenblätter künstlich verdeckt; aber sie ist nicht etwa beseitigt durch ein wachsendes Verständnis für ihre eigentliche Bekehrungsaufgabe. Der Grund für diese Erscheinung liegt vielmehr in einer Reihe anderer Thatsachen, welche einen imponierenden Eindruck auf die Welt gemacht haben. Thatsachen, resp. Erfolge sind immer eine Macht, selbst bei Gegnern, denen sie ungelegen kommen.

Die erste dieser Thatsachen ist die, daß man infolge einer immer mehr eingebürgerten, das Ganze ins Auge fassenden und unter große Gesichtspunkte stellenden Missionsbetrachtung die christ-

liche Mission unseres Jahrhunderts als ein vielseitiges Werk von sehr respektabler Größe erkannt hat. In ihren kleinen Anfängen verlacht als eine thörichte Schwärmerei, ist sie heute ein riesiger Baum geworden, der seine Zweige ausbreitet über fast alle bekannten und zugänglichen Länder der Erde. Buchstäblicher als je sind die christlichen Missionare heute Zeugen Christi „bis an das Ende der Erde“; wir stehen in einem Missionsjahrhundert und treiben Weltmission. — Jahrzehnte hindurch als Narren verspottet, ist die ursprünglich sehr unansehnliche Schar der Heidenboten zu einer stattlichen Armee gewachsen, die nicht bloß durch ihre Zahl (ca. 3000 evangelische*), ihren Heldenmut und ihre Selbstverleugnung, sondern auch durch eine große Mannigfaltigkeit der tüchtigsten Leistungen sich in Respekt gesetzt hat. — Zu Anfang unseres Jahrhunderts auf die kleinsten Kreise und die dürftigsten Mittel angewiesen, wird heute das Werk der Weltevangelisierung von einem mächtigen, alle Nationen und Denominationen der evangelischen Christenheit durchwehenden Missionsgeiste getragen und jährlich eine Gesamtsumme von ca. 35 Millionen Mark aus lauter freiwilligen Gaben für dasselbe aufgebracht**). — Noch bis vor 20, ja vor 10 Jahren galt in weiten Kreisen die Erfolglosigkeit der modernen Mission so sehr als Axiom, daß man sich gar nicht einmal die Mühe einer Prüfung nahm. Heute stellen die über 2 Millionen evangelischer Heidenchristen***), welche in geordnete, teilweis sich selbst unterhaltende und selbst ausbreitende Gemeinden gesammelt sind, schon ein statistisches Ergebnis dar, vor welchem das alte Vorurteil die Segel streichen muß. Kurz, die christliche Mission in ihrer Gesamtheit erweist sich heute durch den

*) Die Zahl der römisch-katholischen Missionare ist jedenfalls weit größer; doch fehlen über sie sichere statistische Mitteilungen.

**) Die Gesamtsumme der römisch-katholischen Missionseinnahmen anzugeben sind wir außer stande, da die betreffenden Quellen uns völlig im Stich lassen. Die für „das Werk der Glaubensverbreitung“ (in Lyon) eingegangenen Gaben betrugen für 1884 aus allen Ländern der römischen Christenheit: 6 832 518 Francs.

***) Das statistische Ergebnis der modernen römischen Mission vermögen wir abermals nicht mitzuteilen, da die römischen Quellen hierüber sehr unklar und unzuverlässig sind. Man vergleiche: Warneck: „Protest. Beleuchtung der römischen Angriffe auf die evangelische Heidenmission“. Gütersloh 1885. Kap. XIII: „Die römische Statistik“.

Umfang ihres Gebiets, die Zahl ihrer Arbeiter, die Höhe ihrer Mittel und die Größe ihres zahlenmäßigen Erfolges als eine Macht, die man jedenfalls nicht mehr als eine verächtliche Winkelsache vornehm übersehen oder bespötteln kann, sondern respektieren muß*).

Noch durchschlagender in der öffentlichen Meinung hat für die Wertung der Mission die immer wachsende Erkenntnis gewirkt, daß das Werk der Christianisierung sich zumal unter den kulturlosen Völkern als eine civilisierende Macht ersten Ranges erwiesen hat. Während man noch immer von den religiösen Erfolgen der modernen Mission eine sehr geringe Meinung hegt, ist man voll Bewunderung über ihre Kulturerfolge. Und in der That sind diese Erfolge auch staunenswerte, wenn man nämlich besonnene Anforderungen stellt und nicht verlangt, daß im Laufe von einem oder zwei Menschenaltern Völkerschaften, die auf der tiefsten Stufe der Kultur gestanden, auf eine Höhe gehoben werden, zu welcher die europäischen Nationen länger als ein Jahrtausend gebraucht haben. Ethnologische Kulturprozesse brauchen viel Zeit, und es ist schon ein großes Ergebnis, wenn nach etwa einem halben Jahrhundert das Jetzt zu dem Sonst — noch nicht wie der volle Tag, aber — wie die Dämmerung zu der Nacht sich verhält.

Für die selbst von einem Fanatiker des Materialismus wie von Hellwald bezeugte Thatsache, daß auf der dem Christentum entsprossenen Weltanschauung unleugbar die moderne Kultur beruhe, liefert die moderne Mission eine sehr anschauliche Beleuchtung. Denn mit dem Christianisierungsprozesse, den sie als ihre eigentliche Aufgabe unternimmt, setzt sie zugleich einen Kulturprozeß ins Werk, der eine Neugestaltung des bürgerlichen, geistigen und sogar wirtschaftlichen Lebens herbeiführt. Das Evangelium Christi ist eben eine den ganzen Menschen erneuernde und hebende Macht voll befruchtender Keime für alle Lebensverhältnisse.

Wir müssen uns hier wieder mit wenigen allgemeinen Andeutungen begnügen**). Wir unterscheiden ein dreifaches Kultur-

*) Eine orientierende Übersicht über die gesamte evangelische Mission der Gegenwart giebt Warneck: „Abriß einer Geschichte der protestantischen Missionen von der Reformation bis auf die Gegenwart", 2. Aufl. 1883, Leipzig, Hinrichs. — Eine statistische Gesamtübersicht von Grundemann steht in der Allg. Miss.-Zeitschrift 1885 von Juni bis Dezember.

**) Der quellenmäßige und eingehende Nachweis findet sich bei Warneck:

gebiet: das sittliche, das geistige und das materielle; mehr oder weniger wird jedes dieser Gebiete von der Mission beeinflußt. Am direktesten natürlich das der bürgerlichen Sittlichkeit, weil mit ihrer religiösen Aufgabe am innigsten zusammenhängend. Die neue Gesinnung, welche die christliche Glaubenspredigt fordert, erzeugt naturnotwendig eine neue Gesittung. Das Evangelium Christi als die magna charta der Humanität beseitigt Kannibalismus und Menschenschlächterei, Kindermord und Zaubereiopfer und lehrt Schonung des Menschenlebens, Barmherzigkeit gegen Arme, Kranke und Waisen, mildert die Grausamkeit in den Kriegen und schafft öffentliche Sicherheit; es dringt auf Beseitigung der Sklaverei und bewirkt die sittliche und soziale Hebung des weiblichen Geschlechts. Wo die christliche Mission in einem heidnischen Volke Fuß faßt, da erneuert sie ferner das eheliche und Familienleben, die Rechtspflege und die gesamte bürgerliche Gemeinschaftsordnung — wie für das alles nicht blos die ozeanischen und afrikanischen Missionsgebiete voller Zeugnisse sind, sondern auch bezüglich des indischen die britische Regierung ausdrücklich erklärt: „durch die Mission ist dem erstarrten Leben der Völkermassen, die unter dem englischen Scepter stehen, ein ganz neues Leben eingehaucht und sind diese Völkermassen in den Stand gesetzt worden, in jeder Hinsicht bessere Menschen und bessere Bürger des Reiches zu werden, unter dessen Schatten sie wohnen."

Zum andern ist die evangelische Mission der größte und einflußreichste Bildungsverein der Welt. Naturnotwendig wird sie, die als Volkslehrerin kommt, überall die Mutter der Schule, schafft eine neue und gute Literatur und zieht eine große Menge von eingeborenen Lehrern und Predigern heran, welche die geistigen Führer ihres Volkes werden, ganz abgesehen davon, daß das Verständnis der christlichen Lehre schon an und für sich bildend auf die geistige Erkenntnis wirkt. Soweit wir nachzukommen vermögen, hat die gesamte evangelische Mission heute 12000 Schulen der verschiedensten Grade mit einer Schüler- und Schülerinnenzahl von 50000 unter ihrer Pflege; hat sie wenigstens 70 bisher literaturlose Sprachen zu Schriftsprachen erhoben und

„Die gegenseitigen Beziehungen zwischen der modernen Mission und Kultur" (Gütersloh 1879) — eine gerade heute sehr zeitgemäße Schrift.

von den 370 Bibelübersetzungen, die es heute giebt, ca. 260 besorgt, während ihre sonstigen literarischen Erzeugnisse geradezu zahllos sind; hat sie endlich gegen 25000 Männer aus den Eingeborenen zu Lehrern ihrer Landsleute herangebildet, unter denen sich bereits mehrere tausend ordinierte Pastoren teilweis von hervorragender Tüchtigkeit befinden, lauter Leistungen, die ihr wahrlich ein Anrecht auf den Ruhm erworben, eine große geistige Bildungsmacht zu sein.

Endlich bewirkt die moderne Mission auch einen bedeutenden materiellen Kulturfortschritt. Jede Missionsstation ist auch in äußerlichster Beziehung eine Kulturstätte im Heidenlande, von der als von einem Mittelpunkt ein Strom civilisatorischen Einflusses weit ins Land hinein sich ergießt. Aus sittlichen Gründen dringt der christliche Missionar auf ein gewisses Maß der Bekleidung und eine menschenwürdige Wohnung bei den Eingebornen. Er selbst ist zu verschiedenen Bauten und sonstigen Handarbeiten genötigt, er legt einen Garten an und macht allerlei landwirtschaftliche Kulturversuche — lauter Vorgänge, welche die Eingebornen zur Nachahmung anregen, ganz abgesehen davon, daß oft genug der Missionar auch ganz unmittelbar sie in Feldwirtschaft und Handwerk unterrichtet. Die neuen Bedürfnisse des civilisierteren Lebens vermehren selbstverständlich den Handelsverkehr und steigern die Arbeit, deren sittlichen Wert zugleich das Evangelium immer mehr zur Anerkennung bringt. So hebt die Mission allmählich den gesamten äußerlichen Zustand von Volk und Land und verhilft auch dem europäischen Handel zu einem beständig steigenden Gewinn. Kurz: selbst in weltwirtschaftlicher Beziehung spielt sie eine bedeutende Rolle.

Endlich hat man auch für die kolonialen Besitzungen vom politischem Standpunkte aus die Mission als einen sehr wertvollen Bundesgenossen gewürdigt. Und zwar in doppelter Beziehung: erstens als Pionier für die Erwerbung von Kolonien. Wiederholt haben sich in der jüngsten Zeit bei uns Stimmen vernehmen lassen, welche z. B. für Lüderitzland ein „Recht" der deutschen Besitznahme daraus abgeleitet, daß rheinische Missionare seit 40 Jahren im Schweiße ihres Angesichts hier eine hervorragende Kulturarbeit gethan, anderer Wünsche zu geschweigen, welche das deutsche Protektorat über andere afrikanische Gebiete auf Grund der Arbeit

anderer deutscher Missionare gern herbeiführen möchten*). *Wir müssen vom Missionsstandpunkte aus gegen dieses vermeintliche „Recht“ den allerentschiedensten Protest einlegen*, werden aber erst später Gelegenheit nehmen, denselben eingehend zu begründen. Vorläufig handelt es sich nur um die Feststellung einer *Thatsache*, welche die Sympathie für die Mission in gewissen ihr bisher wenig holden Kreisen erklärt. Es ist wohl allgemein bekannt, daß in *Frankreich* die ausgedehnteste Begünstigung der römischen Mission unter allen Regierungen *politischer* Grundsatz ist und daß die römische Propaganda dem „Soldaten der Kirche“, dem „Schwerte der Kirche“, dem „Arme Gottes“, wie sie in ihrem Rhetorenstil Frankreich zu nennen beliebt, diesen Dienst dadurch vergilt, *daß sie seine überseeischen Eroberungen vorbereitet*, wie ganz neuerdings erst wieder der tonkinesische und madagassische Krieg beweist**). Auch *England* ist nicht ganz frei von ähnlicher politischer Wertung der Mission, obgleich sich hier der von der Mission geleistete Annexions-Pionierdienst z. B. in Südafrika und teilweise in der Südsee ziemlich still und indirekt vollzieht. Bisher haben wir in *Deutschland* in einem solchen Prozesse, außer wo er aus dem *freien* Entschlusse der Eingebornen hervorgeht, einen Mißbrauch der Mission erblickt und mit unserm Tadel nicht zurückgehalten. Es ist aber merkwürdig, wie sich die Urteile ändern, sobald die *eignen Interessen* ins Spiel kommen. Augenblicklich befinden wir uns auch in Deutschland in der großen Gefahr, die Mission zu einem Helfer bei den kolonialen Erwerbungen gemacht zu sehen. Hoffentlich geht diese Gefahr vorüber, wie unser junger Kolonialeifer gewiß auch noch manchen andern chauvinistischen und — knabenhaften Zug ablegen wird. *Nur müssen sich die Missionsfreunde als Männer von klarem Auge und festem Herzen beweisen* und von Anfang an das Gewissen der Nation vor Irrung bewahren.

Ganz anders liegt die Sache, wenn man die Hilfe der Mission

*) In der naivsten Weise begründet *Spanien* seine vermeintlichen Ansprüche auf die Karolinen u. a. sogar dadurch, daß einmal katholische Missionare *vorübergehend* und vor langer Zeit den Versuch gemacht, diese Inseln zu christianisieren!! Wir sind sehr begierig zu erfahren, ob nicht etwa auch der *Papst* einen *politischen* Rechtsanspruch Spaniens auf die qu. Inseln aus wirklichen oder angeblichen katholischen *Missions*versuchen herleitet!

**) *Warneck*: „Protestantische Beleuchtung“ 452 ff.

sucht, weil man in ihr einen unentbehrlichen **Bundesgenossen** in der Lösung der **Kolonialaufgaben** erblickt. Wie schon die wenigen Andeutungen über ihre civilisatorischen Erfolge darthun, kann in der That eine Kolonialregierung sowenig wie der Großhandel mit der Erziehung der Eingebornen fertig werden ohne die christliche Mission; ja selbst behufs der Herbeiführung eines gesicherten Schutzes für Leben und Eigentum und geordneter Rechtsverhältnisse leisten ein Dutzend tüchtiger Missionare größere Dienste als ein Bataillon Polizeisoldaten und sind gut geleitete Missionsstationen stärkere Festungen als die wohlbefestigtsten Forts.

Endlich sei wenigstens kurz noch daran erinnert, daß in gewissen gebildeten Kreisen die Ehrung der Mission auch auf den **wissenschaftlichen** Verdiensten beruht, welche die Missionare namentlich auf dem Gebiete der Erdkunde, Sprachwissenschaft, Religionsgeschichte und Völkerkunde sich erworben und die von Fachautoritäten wie **Petermann**, **Peschel**, **Meinicke**, **Kirchhoff**, **Max Müller**, **Lepsius**, **Pechuel-Lösche**, **Gerland** u. a. gerechte Anerkennung gefunden haben und immer mehr finden.

Wie haben wir uns nun vom Missionsstandpunkte aus zu diesen verschiedenen Wertungen der Mission zu stellen? Da sie sämtlich auf Thatsachen beruhen, welche Ergebnisse der Missionsthätigkeit sind, selbstverständlich nicht abwehrend; im Gegenteil: wir freuen uns, daß man endlich auch außerhalb der Missionskreise den Wert der Mission zu würdigen angefangen hat. Es liegt ebenso in der Vielseitigkeit des Einflusses der Mission, wie in der Mannigfaltigkeit der Standpunkte ihrer Beurteiler, daß ihr Wert von **verschiedenen** Seiten aus aufgefaßt und ihre Wirksamkeit nach verschiedenen Richtungen hin begünstigt wird. Wenn die Mission thatsächlich der Civilisation, dem Handel, der Kolonialregierung, der Wissenschaft dient, so finden wir es ganz in der Ordnung, daß sie von diesen Faktoren auch nach diesen Diensten gewertet wird, und wir können uns nur freuen, wenn dies geschieht. Es wird dadurch nur Dankbarkeit geübt und nach dem Grundsatz gehandelt: noblesse oblige. Mögen also Philantropen, Kulturschwärmer, Kolonialpolitiker, Fachgelehrte immerhin sich für die Mission erwärmen, **weil dieselbe auch die von ihnen selbst erstrebten Ziele fördern hilft**: wir wollen ihnen als Mitarbeiter gern

die Hand reichen und ihre Unterstützung dankbar annehmen. Noch mehr: wir bitten um diese Unterstützung, weil die Mission ein Werk so groß und weit ist, daß sie Arbeit hat für uns alle! Ja, wir werden nicht müde, auf die wertvollen kulturellen Nebendienste der Mission immer wieder hinzuweisen, um durch sie auch diejenigen für sie zu gewinnen, welchen ihre eigentliche religiöse Aufgabe ein unverstandenes Geheimnis ist.

Allein nun kommt ein Aber, und dieses Aber müssen wir als einen unverrückbaren Grenzpfahl aufrichten. Die genannten verschiedenen Wertungen der Mission dürfen ihr nun und nimmermehr ihre eigentliche Aufgabe verrücken. Die Stunde der öffentlichen Ehrung, welche in Deutschland jetzt für die Mission gekommen, ist zugleich eine Stunde der Versuchung für sie. Wir befinden uns mit der modernen Missionsthätigkeit ohnehin bereits in einem nachapostolischen Zeitalter, und die Weltgunst vergrößert noch die Gefahr der Verweltlichung. Nur eine weltgunstberauschte Blendung kann sich der Besorgnis verschließen, daß in vieler öffentlicher Belobung der civilisatorischen und kolonisatorischen Erfolge der Mission das bewußte und unbewußte Streben liegt, die eigentliche Bekehrungsaufgabe derselben in den Hintergrund zu drängen oder gar ganz zu beseitigen, so daß wir zuletzt eine Heidenmission hätten, ohne religiöse Beweggründe und Ziele.

Und hier ist der Punkt, wo die Missionsfreunde offne Augen, feste Herzen und ein entschiedenes: „Hier stehe ich, ich kann nicht anders“ haben müssen, auch auf die Gefahr hin, die junge Weltgunst wieder zu verlieren.

Wir möchten um alles nicht mißverstanden werden. Die Mission wird selbstverständlich nach wie vor fortfahren, ihren großen civilisatorischen Beruf in der Welt zu erfüllen. Nur dagegen protestieren wir, daß man an die Stelle der religiösen Aufgabe, die sie hat, eine bloße Kulturaufgabe setze. Wie wir gesehen, ist die Kultur nicht der eigentliche Zweck der Mission, wohl aber ist sie ihre notwendige Folge, die Zugabe, die ihr gegeben wird, weil die Gottseligkeit auch die Verheißung dieses Lebens hat und das Himmelreich einem Sauerteig gleich ist, der in alle heidnischen Lebensverhältnisse eine zu ihrer Neugestaltung führende Gährung bringt. Denn nur dadurch ist die christliche Mission eine Kulturmacht, daß sie eine religiöse Macht ist; hörte sie auf das zu sein, dann hätte sie jene göttlichen

Wahrheiten und Lebenskräfte nicht mehr mitzuteilen, welche die innerste Anregung für die neue Kulturbewegung geben. Nimmt man dem Salz seine Salzkraft, so wird es dumm, und eine christliche Mission, in der man an Stelle der Evangelisierungsaufgabe die Kulturaufgabe gesetzt hätte, wäre — ein dumm gewordenes Salz. Es ist und bleibt der Wahlspruch der christlichen Mission: ich diene. Selbst wenn man sie schlecht behandelt, erklärt sie nicht: ich ziehe mich zurück; mag Kolonialpolitik, Großhandel, Wissenschaft zusehen, wie sie die civilisatorischen Nüsse knacken, z. B. die Wilden arbeiten lehren u. dergl., sondern sie hilft. Sie will gern eine Magd sein, aber — eine freie. Sie muß ihre Eigenart und Selbständigkeit behalten, sonst richtet sie auch auf dem civilisatorischen Gebiete nichts aus, ganz abgesehen davon, daß ihr auch die Männer fehlen würden, welche jetzt die religiöse Begeisterung in ihren Dienst stellt, und daß Männer ohne diese Begeisterung schwerlich, auch in kultureller Beziehung, viel zustande bringen dürften. In der Erfüllung ihrer religiösen Aufgabe und in der Erreichung ihres religiösen Ziels liegen allein die Wurzeln ihrer Kraft, auch ihrer Kulturkraft.

Das Christentum ist reich an göttlichen Paradoxien, welche St. Paulus als „göttliche Thorheiten und Schwachheiten" bezeichnet. Das Wort vom Kreuz ist der Welt ein Ärgernis und eine Thorheit, aber es erneuert und beseligt die Welt. Nimmt man dem Evangelio dies Ärgernis, so beraubt man es seiner Kraft. Christi Reich ist nicht von dieser Welt, aber es überwindet die Welt. Verweltlicht man dagegen das Christentum, so verliert es auch seinen Einfluß auf die Welt. So ist es auch mit der christlichen Mission. Verweltlicht man sie, so hört sie auf die heidnische Welt zu überwinden und auch zu civilisieren. Nicht Abschwächung, sondern Stärkung ihrer religiösen Stellung ist also Bedürfnis und Pflicht. Apostolische Männer, die angethan sind mit Geist und Kraft aus der Höhe und denen es ein ganzer Ernst ist, das Reich Christi zu bauen unter den Heiden, die sind auch die mächtigsten Civilisatoren. Also suum cuique! Der christlichen Mission ihre religiöse Aufgabe! Wer immer ihren Dienst begehrt, leistet sich selbst den besten Dienst, wenn er sie sein läßt, was sie sein soll. Wir können uns also nicht damit zufrieden geben, daß man der Mission um der weltlichen Gewinne willen, die sie auch in ihrem Gefolge hat, ihre religiöse Aufgabe vornehm verzeiht, und erbetteln nicht Berechtigung

für dieselbe um jener willen, sondern verlangen, daß sie mit dem großen Heidenapostel frei rühmen darf: „Ich schäme mich des Evangelii von Christo nicht, denn es ist eine Kraft Gottes zur Errettung.“ Was hülfe es der Mission, daß Deutschland Kolonien erworben, wenn sie darüber Schaden litte an ihrer Seele! Und was hülfe es unsern Kolonien, wenn dort eine Mission getrieben würde, die ein Leib wäre ohne Seele, ein dummes Salz! Kurz: soll die christliche Mission ein Werk sein, das Verheißung hat, so muß sie getrieben werden im einfältigen Gehorsam gegen Christi Anweisung, ohne Vertauschung und Vertuschung ihrer religiösen Aufgabe!

V.

Deutschlands bisherige Missionsleistungen.

Lange vor dem Beginne seiner jungen kolonialen Ära hat Deutschlands Missionsära begonnen. Die christliche Missionspflicht ist ja an sich auch ganz unabhängig von dem Besitze überseeischer Kolonien. Aber merkwürdigerweise hängen die ersten deutschen Missionsbestrebungen dennoch mit der Ausübung kolonialer Pflichten zusammen. Bekanntlich suchte Friedrich IV. von Dänemark zu Anfang des vorigen Jahrhunderts darum Missionare, weil sein christliches Gewissen ihn drängte, den Heiden auf seinen Kolonien das Evangelium verkündigen zu lassen, und Deutschland stellte ihm diese Missionare. Allerdings nahm diese dänisch-hallesche Mission gegen den Schluß des vorigen Jahrhunderts ein klägliches Ende, weil der inzwischen zur Herrschaft gelangte Rationalismus ihr in der Heimat die Wurzeln abgrub; eine laute Predigt, daß die christliche Mission nur in der Luft des positiven christlichen Glaubens gedeiht. — Und nicht bloß Dänemark, auch den beiden andern protestantischen Kolonialmächten Europas: England und Holland, stellte unser Vaterland zahlreiche Missionare, nach und nach wohl in die hunderte, selbst dann noch, als wir bereits mehr als eine selbständige deutsche Missionsgesellschaft hatten; hoffentlich ein gutes Vorzeichen, daß wir jetzt erst recht unsere Missionsschuldigkeit thun werden, wo wir unter der Verantwortlichkeit eigner kolonialer Verpflichtungen stehen.

Weit großartiger als die auf das Tamulenland im Südosten Indiens beschränkte dänisch-hallesche Mission und bis auf den heutigen Tag nicht bloß dauernd, sondern auch wachsend ist die durch den Grafen Zinzendorf schon 1732 ins Leben gerufene brüdergemeindliche Mission. Es ist geradezu staunenswert, was die an Zahl so geringe*) Brüdergemeinde gerade zur Ausbreitung des Christentums unter den Heiden geleistet hat! Bis zum August 1882, wo sie ihr 150jähriges Missionsjubiläum feierte, hatte sie nicht weniger als 2209 Männer und Frauen zu den Heiden gesendet. Ende 1884 standen auf ihren 101 Missions-Hauptstationen, die sich über 17 Missionsprovinzen**) verteilen, 143 Missionare und 138 Missionarsfrauen, welche 81 553 Heidenchristen unter ihrer Pflege und 17281 Kinder in ihren 215 Stationsschulen haben!

Angeregt durch den Aufschwung, welchen die evangelische Heidenmission um die Wende des Jahrhunderts in England nahm, entstand bald darauf auch in Deutschland eine Missionsgesellschaft nach der andern. Die Gründer und Unterhalter waren die kleinen Kreise der „Stillen im Lande“, welche mit mütterlicher Liebe die Heidenmission als ihr Schoßkind pflegten, die Missionare stellten und die Lehrer und Leiter derselben erwählten. Charakteristischerweise nahm diese Thätigkeit überall die Form der freien Vergesellschaftung in Vereinen an, welche mit der amtlich organisierten Kirche außer aller Verbindung standen; einfach darum, weil in derselben ein missionsfeindlicher Geist die Herrschaft führte. Aber auch seitdem dieser Geist längst gewichen und der wohlwollendsten Förderung der Heidenmissionsthätigkeit seitens der amtlichen Kirchenorgane Platz gemacht hat, ist diese freie Vergesellschaftung geblieben und wird hoffentlich auch ferner bleiben. Die Heidenmission ist ein in den Boden der Freiheit und Freiwilligkeit gepflanzter Baum und sie kann, nachdem der Baum in diesem Boden groß

*) Es gehören zu ihr inner- und außerhalb Deutschlands etwas über 30 000 Seelen.

**) Es sind folgende: 1) Grönland, 2) Labrador, 3) Nordamerika, 4) Jamaika, 5) St. Thomas und St. Jan, 6) St. Croix, 7) Antigua, 8) St. Kitts, 9) Barbadoes, 10) Tabago, 11) Demerara, 12) Moskitoküste, 13) Surinam, 14) Südafrika West, 15) Südafrika Ost, 16) Australien, 17) West-Himalaya.

geworden ist, ohne Lebensgefahr nicht in einen andern verpflanzt werden.

Diese gesellschaftliche Form der selbständigen deutschen Missionsthätigkeit beginnt mit der Gründung der *Baseler**) M.-G., welche in das Jahr 1815 fällt und nach und nach zu einer bedeutenden Ausdehnung herangewachsen ist. Jetzt arbeitet dieselbe mit immer wachsendem Erfolge auf 3 Missionsgebieten: auf der westafrikanischen *Goldküste*, in *Indien* (Westküste) und *China* (Prov. Kanton und Hongkong), hat ca. 100 Missionare in ihrem Dienste, über 16 000 Heidenchristen in ihrer Pflege, ca. eine Jahreseinnahme von mehr als 800 000 Mark, welche sie außer aus der Schweiz wesentlich aus *Süddeutschland* bezieht. Lutherische und reformierte, deutsche und schweizerische Elemente arbeiten in ihr friedlich zusammen. Eine Verpflichtung der Missionare auf ein kirchliches Sonderbekenntnis findet nicht statt.

1823 kam es zur Gründung der „*Gesellschaft zur Beförderung der evangelischen Missionen* unter den Heiden zu *Berlin*" (*Berlin I*), welche bis vor kurzem nur in *Südafrika* thätig gewesen ist, wo sie jetzt in 6 Synoden (*Kapkolonie, Kafferland, Orange-Freistaat, Transvaal Süd* und *Nord, Natal*) über 14 000 Heidenchristen in wohlgeordnete Gemeinden gesammelt hat. Ihr zweites Missionsfeld ist *China* (Prov. Kanton) mit ca. 800 getauften Christen. In Summa hat sie jetzt über 60 Missionare und übersteigt ihre Jahreseinnahme, welche aus den östlichen Provinzen Preußens fließt, 300 000 Mark. Diese Gesellschaft ist *lutherisch konfessionell*, aber nicht exklusiv, und verpflichtet ihre Boten auf die *Augsburger Konfession*.

Fünf Jahre später, 1828, trat die *Rheinische* M.-G. mit ihrem Sitz in *Barmen* ins Leben. Der konfessionell gemischten heimatlichen Missionsgemeinde in der *Rheinprovinz* und *Westfalen* entsprechend trägt sie einen *unierten* Charakter. Ihre von etwa 70 Missionaren bedienten Missionsgebiete liegen in Süd-

*) Obgleich der Sitz derselben sich in der *Schweiz* befindet, muß sie doch als *deutsche* M.-G. betrachtet werden, weil nicht bloß ihre Beamten sämtlich und ihre Missionare großenteils Deutsche sind, auch aus Deutschland der Hauptteil ihrer Einnahmen fließt, sondern der Geist, der in ihr waltet, durchaus deutsches Gepräge trägt.

westafrika (Kapkolonie, Nama- und Hereroland), niederländisch Indien (Borneo, Sumatra, Nias) und China (Kanton) und zählen zusammen fast 25 000 eingeborne Christen. Die Jahreseinnahme beläuft sich auf ca. 350 000 Mark.

1836 konstituierte sich die Norddeutsche M.-G., welche jetzt ihren Sitz in Bremen hat. Konfessionelle Streitigkeiten zweigten aber bald einen großen Teil ihres Hinterlandes von ihr ab und reduzierten ihre Arbeit, welche sich jetzt, von einer völlig selbständigen neuseeländischen Gemeinde abgesehen, auf die Sklavenküste (Westafrika) beschränkt. Leider ist der numerische Erfolg hier noch immer unbedeutend, was seinen Grund zum Teil in dem durch das tötliche Klima verursachten häufigen Wechsel der übrigens auch zu wenigen Missionare hat. Ein eignes Missionshaus besitzt diese Gesellschaft nicht, sondern bezieht ihre Missionare aus Basel, mit dem sie etwa die gleiche evangelisch-freie Stellung einnimmt. Ihre Jahreseinnahme, zu welcher die Stadt Bremen allein über die Hälfte steuert, beläuft sich auf etwa 80 000 Mark.

In demselben Jahre entstanden noch 2 weitere Missionsgesellschaften: die evangelisch-lutherische mit ihrem Sitz in Dresden, später in Leipzig, und die Goßnerische (Berlin II). Der konfessionelle Charakter der ersteren liegt schon in ihrem Namen. Die jetzt etwa jährlich 250 000 Mark betragende Einnahme fließt wesentlich aus den nichtpreußischen lutherischen Gebieten Deutschlands und der russischen Ostseeprovinzen. Das einzige von der Leipziger M.-G. — mit 21 Missionaren — besetzte Missionsgebiet ist das indische Tamulenland, ein Vätererbe*) aus der Zeit der alten dänisch-halleschen Mission, mit jetzt etwa 13 000 Christen aus den Eingebornen.

Die Goßnerische M.-G. verdankte ihren Ursprung einer Meinungsverschiedenheit bezüglich der konfessionellen Stellung der Missionare, ihrer wissenschaftlichen Ausbildung und des methodischen Missionsbetriebs, in welche der bekannte Pastor Goßner mit der Berliner M.-G. geriet. Heute sind indes die eigentümlichen Goßnerischen Missionsgrundsätze sämtlich wieder aufgegeben. Als

*) Diese Erbschaft bezieht sich freilich nur auf das Land und einiges alte Besitztum; die von den älteren deutschen Missionaren gesammelten Gemeinden waren meist in englischen M.-GG. aufgegangen, ehe die Leipziger überhaupt ihre Arbeit begann.

Missionsgebiet hat diese Gesellschaft nur Indien festgehalten, wo ihre 20 am Ganges und besonders unter den Kolhs arbeitenden Missionare etwa 32000 Heidenchristen in Pflege haben. Ein einigermaßen abgegrenztes heimatliches Hinterland fehlt; die Jahreseinnahme beziffert sich auf ca. 150000 Mark.

Durch den bekannten Pastor Ludwig Harms wurde 1849 auf streng lutherischer Grundlage die Hermannsburger Missions-Gesellschaft begründet, welche ihre Missionare wie Einnahmen fast ausschließlich aus der Provinz Hannover bezieht. Die Zahl der ersteren beläuft sich jetzt auf einige 70, die der letzteren auf ca. 250,000 Mark. Daß die Hauptträgerin dieser Mission, die Gemeinde Hermannsburg, zum großen Teil aus der hannoverschen Landeskirche ausgetreten, hat an der Ausdehnung wie an dem Betrieb der Mission selbst nichts geändert; ob auch der jüngste Wechsel im Inspektorat ohne nachteilige Folgen bleiben wird, muß die Zukunft lehren. Auf ihren zahlreichen Missionsgebieten in Südafrika (Natal, Zululand, Transvaal), Australien, Neuseeland und Indien (Südtelugu) sind über 11,000 Heidenchristen gesammelt worden.

Weit jüngerer Natur ist die gleichfalls lutherische Breklumer Missionsgesellschaft, welche 1877 begründet, ihre ersten Missionare 1881 nach Indien (Bustar) gesandt hat und deren wohl ausschließlich aus Schleswig-Holstein fließende Gesamteinnahme jährlich etwa 40000 Mark beträgt.

Von noch untergeordneterer Bedeutung ist: die wesentlich Evangelisten für die Heimat bildende Pilgermission zu St. Chrischona bei Basel, welche nur im Gallalande und in Palästina einige wenige Missionare unterhält, für deren Thätigkeit sie vielleicht jährlich 40000 Mark aufwendet; der (Knaksche) Frauen-Missionsverein für China, welcher für ein Findelhaus in Hongkong, das von einem deutschen Pastor geleitet und von verschiedenen Schwestern bedient wird, jährlich ca. 15,000 Mark verausgabt, und der Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechts im Morgenlande, mit seinem Sitze wie jener in Berlin, der öffentliche und Senana-Lehrerinnen nach Indien sendet, welche jedoch im Anschluß an andere Missionsgesellschaften arbeiten und dessen Jahreseinnahme gegen 10000 Mark beträgt. Auch die Kaiserswerter Diakonissen-Anstalt thut im Morgenlande durch ihre verschiedenen Kranken- und

Waisenhäuser wie ihre Schulen einen nicht unbedeutenden indirekten Missionsdienst *).

Die beiden folgenden Tabellen stellen das statistische Ergebnis der deutschen Missionsleistungen am Ende des Jahres 1883 nach der Zusammenstellung von D. Grundemann dar **); Tabelle I: die deutschen Missionsgesellschaften und ihre Leistungen; Tabelle II: die deutschen Missionsgebiete und die dort erzielten Erfolge. Die in den Missionsgebieten (Tabelle II) beigesetzten Ziffern bezeichnen die auf ihnen arbeitenden Missionsgesellschaften, nach den Nummern, unter denen sie in Tabelle I aufgeführt sind.

Nur über die Höhe der deutschen Missionsbeiträge noch ein Wort. Während in der angegebenen Summe (Tabelle I) ca. 300 000 Mark mit verrechnet sind, welche nicht aus Deutschland gekommen, sind auf der andern Seite bedeutende Leistungen außer Ansatz geblieben, nämlich außer manchen zu besonderen Zwecken eingegangenen und in die Generalrechnung nicht mit aufgenommenen Beiträgen (z. E. für eine brüdergemeindliche Jubiläumskirche auf

---

*) Zweier ganz junger Missionsvereine kann dieses Ortes nur anmerkungsweise gedacht werden, weil ihre Thätigkeit erst nach dem unsern statistischen Übersichten zu Grunde liegenden Termine begonnen hat. Nämlich 14) des Neukirchener M.-Vs., der die alten Goßnerischen Bahnen wieder betreten und das Missionserbe des bekannten Pastors Witteveen zu Ermelo in Holland übernehmen zu wollen scheint. Da dieser Verein zugleich noch andere Zwecke verfolgt, so ist der ausschließlich auf die Heidenmission entfallende Teil seiner Ausgabe unsererseits schwer festzustellen — und 15) des Allg. evang.-protest. Missionsvereins. Auf religiös-freisinniger Grundlage stehend, will derselbe besonders die christlich-liberalen Elemente der Heimat für die Mission erwärmen und nach einer neuen Methode die Gebildeten unter den heidnischen Kulturvölkern dadurch gewinnen, daß er ihnen ein dogmenfreies Christentum zur Annahme darbietet. Der erste Missionar dieses Vereins ist in diesem Jahre nach Japan gesandt worden. Die letztjährige Einnahme beträgt etwa 10 000 Mark.

**) Allg. Miss.-Zeitschrift 1885, Juni. — Allerdings wäre es mir jetzt leicht gewesen, die statistischen Daten für 1884 zu beschaffen; aber da mir das mit den engl. M.-GG., die ich zur Vergleichung heranziehen muß, heute noch nicht möglich ist, so bleibe ich bei dem Grundemannschen Termine. Er ist auch insofern charakteristisch, als er die Zeit vor unserer kolonialen Bewegung abschließt. Wiederholt ist Grundemann genötigt gewesen zu schätzen; ich habe (mit einer Ausnahme) auch diese Schätzungen acceptiert, da etwaige einzelne kleine Irrtümer für das Ganze von gar keiner Bedeutung sind.

Tabelle I
(pro Jahr 1883).

Gesellschaften	Stationen	Missionare	Eingeborene Christen	Kommunikanten[1])	Schulen	Schüler	Ausgabe in Mark
1. Brüdergemeinde	99	145	81 258	28 116	216	16 933	377 176[2])
2. Basel	38	99	16 154	8 017	170	6 177	832 614
3. Berlin I	46	62	14 673	6 561	51	3 233	330 390
4. Barmen	52	70	24 823	8 483	65	4 994	350 367
5. Bremen	4	11	700	250	4	200	83 000
6. Leipzig	20	21	13 103	4 040	136	3 052	254 609
7. Berlin II	11	20	31 263	12 078	79	3 800	149 643
8. Hermannsburg	64	76	11 220	5 061	63	2 028	250 000[3])
9. Breklum	2	4	—	—	1	20	35 000
10. Chrischona	2	6	400	?	1	26	42 134
11. Jerusalem-Verein	3	1	300	100	3	140	26 340
12. Chinesischer Frauen-Verein	1	1	81	?	1	40	15 091
13. Morgenländ. Frauen-Verein[4])	—	—	—	—	?	?	8 872
Summa	342	517	193 975	72 706	790	40 643	2 757 218

[1]) Unter Kommunikanten verstehen wir in der Missionsstatistik immer diejenigen erwachsenen, selbständigen Heidenchristen, welche das Recht haben, am heiligen Abendmahle teilzunehmen, also nicht die in einem Jahre Kommunizierenden. Diese (letztere) Zahl würde vermutlich in unserer Tabelle drei-, vielleicht viermal größer sein müssen.

[2]) Diese Summe deckt sich aber nicht mit den Gesamtkosten, welche die Br. G. auf ihre Missionen verwendet, sondern bezeichnet nur die durch freiwillige Beiträge aufgebrachten Kosten. Die wirkliche Gesamtausgabe für die brüdergemeindlichen Missionen beläuft sich auf über eine Million Mark. Die Differenz zwischen dieser und der in der Tabelle angegebenen Summe wird durch den Ertrag von gewerblichen und Handelsunternehmungen auf den Missionsgebieten aufgebracht.

[3]) Grundemann hat hier nur 200 000 geschätzt. Auch unsere höhere Angabe bezeichnet noch lange nicht die Gesamtkosten der Hermannsburger Mission, da dieselben zum nicht geringen Teil mit von einem bedeutenden Grundbesitz bestritten werden.

[4]) Da unsere Tabelle nur männliche Missionsarbeiter enthält, so sind die neun Arbeiterinnen dieses Vereins hier nicht aufgezählt; und die Schülerinnen (240) sind nicht angegeben, weil sie zur englischen Mission gerechnet werden müssen.

Tabelle II

Missionsgebiete.	Stationen	Missionare	Christen	Kommunikanten	Schulen	Schüler	Ausgabe in Mark
1. Westafrika[1]): 2. 5.	13	32	6 117	2 546	66	1 836	223 350
2. Südafrika[2]): 1. 3. 4. 8. 13.	138	185	51 112	19 579	163	10 926	492 460
3. Ostafrika[3]): 10.	1	2	?	?	?	?	2 541
I. Afrika. Summa	152	219	57 229	22 125	229	12 762	688 351
4. Palästina: 10. 11. 13.	4	5	700	100	4	166	63 857
5. Vorderindien[4]): 1. 2. 6. 7. 8. 9. 13.	63	121	53 147	20 641	312	11 066	729 397
6. Hinterindien[5]): 6.	1	2	100	40	2	50	9 053
7. Indischer Archipel[6]): 4.	24	31	9 525	2 680	24	1 610	98 095
8. China: 2. 3. 4. 13.	12	21	3 679	1 700	28	655	198 034
II. Asien. Summa	104	180	67 151	25 161	370	13 547	1 078 436
9. Australien: 1. 8.	3	6	131	30	3	63	13 849
10. Neuseeland: 5. 8.	3	3	150	50	1	50	11 000
III. Ozeanien. Summa	6	9	281	80	4	113	24 849
11. Grönland und Labrador: 1.	12	29	2 808	1 242	39	598	13 424
12. Vereinigte Staaten: 1.	3	6	276	113	2	36	6 375
13. Westindien und Moskitoküste: 1.	49	38	40 598	16 048	124	11 307	75 582[7])
14. Suriname: 1.	16	36	25 632	6 937	23	2 280	7 298
IV. Amerika. Summa	80	109	69 314	25 340	188	14 221	102 949
Gesamtsumme:	342	517	193 975	72 706	791	40 693	1 924 785[8])

[1]) Gold- und Sklavenküste. [2]) Herero- und Namaland, Kapkolonie, freies Kafferland, Natal und Zululand, Oranje- und Transvaalfreistaat. [3]) Im Gallalande. [4]) Kanara, Süd-Mahratta, Malabar, Kurg, Nilagiri; Tamilland; Telugu; Bustar; Tschota Nappur; West-Himalaya. [5]) Rangun; aber nur die dort lebenden Tamilchristen. [6]) Borneo, Sumatra, Nias. [7]) Außer dieser Summe müssen aber die dortigen Christengemeinden den Hauptbeitrag zu ihrer Unterhaltung selbst aufbringen. [8]) Die Differenz zwischen dieser und der Ausgaben-Summe in Tabelle I wird auf die Unterhaltung der Missionshäuser mit ihrem Personal, die Ausbildung, Ausrüstung und Aussendung der Missionare, die Versorgung der emeritierten Missionare wie der Missionars-Witwen und Waisen, die heimatliche Missionsleitung mit ihrem komplizierten Apparat verwendet.

St. Thomas) die sehr bedeutende Summe der Naturalgaben. Eine Schätzung derselben in Geldwert ist sehr schwierig; jedenfalls übersteigt dieser Geldwert jene nicht aus Deutschland gekommenen 300,000 Mark. Ja, wir werden kaum irren, wenn wir annehmen, daß die evangelische Bevölkerung Deutschlands für die Heidenmission jährlich jetzt nahe an 3 Millionen Mark aufbringt *).

Soweit die Thatsachen. Repräsentieren sie eine der Größe der evangelischen Bevölkerung des Deutschen Reichs entsprechende Missionsleistung? Die objektivste Antwort gibt ein Vergleich mit anderen protestantischen Völkern. Während Deutschland diesen Vergleich nicht zu scheuen braucht mit Holland, Dänemark, Schweden, Norwegen und Finnland, welche bei einer evangelischen Gesamtbevölkerung von ca. 12 Millionen zusammen noch nicht 150 Missionare stellen und ca. 1 350 000 Mark aufbringen, wird es von den beiden englisch redenden Nationen weit überflügelt. Lassen wir Amerika **) beiseite, so ergiebt ein Vergleich mit England, dessen evangelische Bevölkerungsziffer mit der unsrigen sich nahezu deckt, folgendes statistische Resultat:

	Stat.	Miss.	Heidenchristen	Kommunikanten	Schulen	Schüler	Ausgaben in Mark
Deutschland:	342	517	193 975	72 706	790	40 643	2 757 218
England:	1167	1268 ***)	1 330 038	366 501	7123	444 318	16 830 385

*) Wie groß der Beitrag der katholischen Bevölkerung Deutschlands für die römische Mission ist, kann nicht sicher angegeben werden; denn die in den Jahrbüchern zur Verbreitung des Glaubens pro 1884 angegebene Summe von 382 426 und 259 844 Franks (aus Elsaß, das nie zu Deutschland gerechnet wird!!) ist doch schwerlich die ganze Missionsleistung. Eine spezifisch deutsche Missionsanstalt hatten die Katholiken bisher nicht; wie man hört, soll aber in Baiern eine solche jetzt ins Leben gerufen worden sein.

**)

	Stat.	Miss.	Heidenchristen	Kommunikanten	Schulen	Schüler	Ausgaben in Mark
Amerika:	435	663	360 198	122 325	2907	111 128	8 510 619

***) Werden die Laienmissionare mitgerechnet, so erhöht sich diese Summe um mehrere hundert.

Das Übergewicht der englischen Missionsleistungen über die deutschen ist also überraschend, besonders die Ziffer der Missionsausgaben, und bleibt es auch, wenn wir sowohl Nationalreichtum wie die deutsche Genügsamkeit, welche viel billiger arbeitet, gebührend in Rechnung setzen. Es ist ganz richtig, daß in England weit größere Gaben gegeben werden als bei uns; der reiche Teil des englischen Volkes ist eben viel freigebiger in seinen Missionsbeiträgen als der in Deutschland. Woher dieses bedeutende britische Übergewicht gerade in der Heidenmissionsthätigkeit?

Gewiß zu einem guten Teil aus dem weiten überseeischen Sinn, den sein großer Kolonialbesitz und Weltverkehr dem Volke Englands gegeben und der ihm — auch in handelspolitischer Beziehung — das Verständnis für die Heidenmission erschlossen hat.

Kolonialbesitz und Weltverkehr für sich allein erzeugen aber noch keinen Missionssinn. Holland, welches so bedeutende Kolonien besitzt und durch sie das verhältnismäßig reichste Land der Welt geworden ist, steht als Nation mit seiner Missionsthätigkeit auf einer ziemlich niederen Stufe, und Hamburg, dem es doch wahrlich an großartigem Verkehr nicht fehlt, bleibt in der beschämendsten Weise noch hinter Holland zurück.

Die Mission ist, wie wir gesehen, ihrem innersten Wesen nach ein religiöses Werk; darum wurzelt im tiefsten Grunde der Sinn und Eifer für sie auch im religiösen Leben. Wo dieses religiöse Leben fehlt, wird selbst der größte Kolonialbesitz und Weltverkehr kein Missionsleben erzeugen; und wo dieses religiöse Leben vorhanden ist, wird es auch ohne Kolonialbesitz und Weltverkehr missionseifrig machen. Kurz, das Maß des vorhandenen christlichen Volkslebens wird im großen und ganzen auch das Maß der Missionsthätigkeit sein.

Nun ist das englische Volk, auch seine Feinde müssen ihm das lassen, nicht nur ein reiches, sondern auch ein religiös gesinntes Volk. Es mag ja sein, daß das englische Christentum vielfach einen gesetzlichen Charakter trägt und äußerliches Herkommen ist; jedenfalls ist es eine Volksmacht und hat eine sehr rührige und praktische Art. Erst der christliche Geist, der das englische Volk beseelt, macht seinen überseeischen Sinn zum Missionstrieb; aber ohne diesen überseeischen Sinn hätte der englische Missionstrieb schwerlich eine solche Thatkraft entwickelt.

Lassen wir nun die Frage ganz unerörtert, ob Englands

Missionsleistungen im richtigen Verhältnis stehen zu seinem großen Nationalwohlstand und Kolonialbesitz; nehmen auch der Bußpredigt, welche Englands Missionsenergie unserem deutschen Christentum hält, nicht das Mindeste von ihrem Stachel: so dürfen wir doch sagen, daß in dem Mangel an überseeischem Sinn in Deutschland eine gewisse Entschuldigung für den niedrigen Stand seiner bisherigen Missionsleistungen liegt.

Große Ströme entspringen eben selten aus einer Quelle. Das Missionswerk unseres Jahrhunderts ist allerdings aus einer großen religiösen Erweckung herausgeboren, aber die geographischen Entdeckungen, die kolonialen Erwerbungen, die neuen überseeischen Handelsverbindungen und die vermehrten und neuerfundenen Verkehrsmittel haben mächtig dazu mitgewirkt, daß die religiöse Erweckung eine Missionsrichtung nahm. Und so geht es fort. Ceteris paribus, d. h. unter der Voraussetzung eines im ganzen auf gleicher Höhe stehenden christlichen Lebens, wird der Missionssinn eines evangelischen Volkes um so lebendiger sein, je bedeutender seine überseeischen Beziehungen und Besitzungen sind.

Nun hat auch für Deutschland eine koloniale Ära begonnen. An der Mission wird es sich zeigen, ob wir ein christliches Volk sind resp. unser nationales Christentum dem englischen ebenbürtig ist. Sind wir ein christliches Volk, so muß die koloniale Ära eine neue Epoche in der deutschen Missionsgeschichte herbeiführen. Allerdings werden ja die paar Kolonien, welche Deutschland bis jetzt besitzt, nicht im Handumdrehen einen ähnlichen überseeischen Sinn im deutschen Volke erzeugen, wie er das gesamte englische Volk durchdringt. Ein solcher Sinn läßt sich nicht machen, er muß wachsen, und in Deutschland wird er sich wohl niemals zu einer solchen Mächtigkeit entwickeln, wie das in England und teilweis auch in Amerika geschehen ist. Aber: sind wir ein christliches Volk, so muß das christliche Volksgewissen in unseren kolonialen Erwerbungen sofort eine göttliche Berufung zum gesteigerten Missionsdienst erblicken.

Die Mission ist allerdings eine allgemeine Christenpflicht; für die christlichen Kolonialmächte ist sie aber auch eine nationale Ehrensache, die unter den Kolonialpflichten obenan steht. Auf unseren Kolonien sind uns jetzt Heiden vor die Thüre gelegt. Sie sind nun wirklich unsere Nächsten, ja unsere Mitbürger ge-

worden und niemand in Deutschland kann mehr sagen: was gehen uns die fernen Heiden an? Wir können auch an diesen farbigen Schutzbefohlenen unsere kolonialen Erziehungspflichten nicht erfüllen, wenn das Heidentum nicht entwurzelt wird, und das Heidentum kann nur entwurzelt werden, wenn das Christentum an seine Stelle tritt — also lauter Berufung zur Missionsarbeit.

Leider genießt unser Vaterland im Auslande einen schlechten religiösen Ruf, und man spricht schon hier die Hoffnung, dort die Befürchtung aus, daß die christliche Mission durch die deutschen kolonialen Erwerbungen keine Förderung erfahren werde*). Beweisen wir durch die That, daß wir besser sind als unser Ruf, indem wir sofort beim Beginn unserer kolonialen Ära die Steigerung unserer Missionsleistungen als eine christlich-nationale Ehrenpflicht öffentlich anerkennen.

Es versteht sich von selbst, daß es vor allem Schuldigkeit der Kirche ist: des Kirchenregiments, der synodalen Organe, des Pfarramts, wie aller Gläubigen, unserem Volke zur Erkenntnis und zur Ausübung seiner Missionspflicht wieder und immer wieder das Gewissen zu schärfen. Aber auch die Schule hat ihren großen Anteil an dieser Aufgabe. Es kann in derselben von unseren Kolonien unmöglich geschwiegen werden, und so ist eine neue Brücke geschlagen, um auch der Jugend den Missionssinn frühe ins Herz zu pflanzen.

Dieses Ortes müssen wir aber besonders hinweisen auf die Pflicht, welche der Presse, speziell der politischen Tagespresse obliegt. Allerdings gedenkt ja dieselbe jetzt öfter der Mission, aber

*) Wir sind sehr geneigt, England alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen; aber daß Bescheidenheit eine englische Nationaltugend sei, kann doch mit Grund der Wahrheit kein Mensch behaupten. Auch in den christlichen Kreisen Englands ist großer Mangel an dieser Tugend, daher die oft so pharisäische Überschätzung der eigenen und Unterschätzung der christlichen Leistungen fremder Nationen, speziell auch der der deutschen. Oft allerdings herrscht über diese Leistungen die allernaivste Unkenntnis; man hält es eben nicht der Mühe für wert, sich auch nur zu unterrichten über das, was außerhalb Englands für das Reich Gottes geschieht. Diese Unkenntnis führt dann natürlich wieder zu den absprechendsten Urteilen und Vorurteilen, wie sie sich gerade am Beginn unserer kolonialen Ära zur großen Schädigung der gegenseitigen freundlichen Beziehungen sehr breit machten. Nur einige wenige mit deutscher Sprache und Art vertraute Männer jenseit des Kanals wagten für Deutschland ein hoffnungsvolleres Wort einzulegen.

noch wenig in einer sie wirklich fördernden Weise. Nämlich erstens gefällt sie sich darin, den berufenen Missionsarbeitern Moralpredigten zu halten, die ungerecht, und neue methodische Ratschläge zu erteilen, die unbrauchbar sind. Um als Missionsreformatoren aufzutreten, müßten die betreffenden Censoren aber doch mehr Missionssachkenntnis und Missionserfahrung besitzen, als ihnen thatsächlich eigen ist, anderer religiöser Erforderniße ganz zu geschweigen. Es wäre weit praktischer, mit diesen Reformationsplänen die Mission zu verschonen und sie denen zu überlassen, welche Beruf zu ihnen haben. Man darf denjenigen Männern, welche bisher nicht bloß des Tages Last und Hitze im Weinberge der Mission, sondern auch ob ihrer Missionsarbeit noch dazu die Schmach Christi reichlich getragen haben, schon ein wenig Vertrauen schenken, daß sie die Mission besser beraten werden, als die Freunde und Ratgeber von heute. Die Mission ist wahrlich erkenntlich für jeden guten Rat, aber sie darf verlangen, daß zuvor mitthatet, wer mitraten will. Selbst mit brauchbarem Rat ist nur wenig geholfen, wenn die Mittel fehlen zur Ausführung. Was wir in Deutschland zur Mission nötig haben, das ist: reelle, praktische, thatsächliche Hilfe, speziell eine bedeutende Steigerung der Geldmittel. An Männern, des sind wir gewiß, wird kein Mangel sein; aber unsere Geldmittel sind völlig unzureichend. Will die Presse der deutschen Mission wirklich einen Dienst leisten, und es ist ihre Pflicht, daß sie ihn leistet, so bitten wir, daß sie sich in gewinnender Werberede vornehmlich an den missionsgleichgiltigen Teil unseres Volkes wende, ihn zum Geben erziehe, zum generösen Geben, und helfe, daß wir endlich dies große Werk der Weltevangelisierung auch in Deutschland groß behandeln lernen, und das nicht durch schöne Worte, sondern durch noble Beiträge beweisen.

Zum zweiten behandelt unsere Presse die Mission gern mit sehr kleinlicher, meist persönlicher nörgelnder Kritik, der geradezu verleumderischen Angriffe ganz zu geschweigen, die sich leider selbst in sehr angesehenen Zeitungen noch immer wiederholen. Wo immer nur ein Stäublein gegen einen Missionar auffliegt, so hascht man danach und macht eine wirbelnde Staubwolke daraus. In der allerneuesten Zeit verdeckt man allerdings diese Angriffe durch das Feigenblatt des deutschen Patriotismus, indem man erklärt, nur an den englischen Missionaren soviel auszusetzen zu haben.

Gemeiniglich stammen diese mit Vorliebe erzählten Skandalgeschichten aus sehr trüben Quellen und erweisen sich bei näherer Prüfung, wie wir sie oft auf Grund des authentischsten Aktenmaterials angestellt, entweder als völlige Tendenzlügen oder doch als arge Entstellungen und Übertreibungen. Aber auch angenommen, daß je und je die eine oder die andere einzelne Missionare bloßstellende Geschichte wirklich vorgefallen, so beweist das doch nur, daß es auch unter Missionaren einzelne Menschen giebt, die ihrem hohen Berufe keine Ehre machen oder nicht gewachsen sind, aber doch nimmermehr, daß die Mission selbst unsere Achtung und Unterstützung nicht verdient. Darum bitten wir zum andern die Vertreter der Presse recht dringend, die Mission künftighin ein wenig großartiger und sachlicher zu behandeln. Nämlich so, daß dem mit ihrem Wesen und Wirken noch sehr wenig bekannten deutschen Publikum durch positive Mitteilung geschichtlicher Thatsachen gezeigt wird, was die Mission eigentlich ist, will und thut, und durch Hinweisung auf ihre Größe, Vielseitigkeit und Erfolgreichigkeit ein unbegründetes Vorurteil nach dem andern in der öffentlichen Meinung beseitigt werde. Freilich sind solche positive Mitteilungen nicht so leicht beschafft als Klatschgeschichten. Die Presse bedarf, will sie ihrer Pflicht als Vorkämpferin der christlichen Mission genügen, der Mitarbeit sachverständiger, der Aufgabe wirklich gewachsener Männer. Sie wird diese Männer aber gewißlich finden, so sie sie nur mit Ernst sucht.

VI.

Die Besetzung der deutschen Kolonien durch deutsche Missionare?

Wäre in bezug auf die Mission in Deutschland noch völlige tabula rasa, so wäre das Fragezeichen überflüssig, welches hinter der Überschrift dieses Kapitels steht. Denn das wäre selbstverständlich, daß Deutschland zuerst und vornehmlich seine Missionskraft auf seine Kolonien zu verwenden hätte. Nun aber besteht bereits eine ziemlich ausgedehnte deutsche Mission, deren Arbeitsgebiete, mit der einzigen Ausnahme von Großnamaland, außer-

halb der deutschen kolonialen Besitzungen liegen. Das ist die eine Thatsache, mit der wir zu rechnen haben. Und die zweite ist die, daß auf verschiedenen unserer Kolonien: Kamerun, Ostafrika, Neubritanien, Mikronesien, bereits nichtdeutsche (englische, australische, amerikanische resp. hawaiische) Missionare kürzere oder längere Zeit in Arbeit stehen.

Was die erstere dieser Thatsachen betrifft, so darf es wohl als selbstverständlich betrachtet werden, daß die Erwerbung deutscher Kolonien uns weder berechtigt noch verpflichtet, unsere bisherigen Missionsgebiete aufzugeben. Nur völlig missionsunkundige Leute können dazu auffordern. Ohne Zweifel wird sich keine einzige der deutschen Missionsgesellschaften dazu verstehen, von ihren alten Arbeitsfeldern sich zurückzuziehen, um auf einer deutschen Kolonie ein neues in Angriff zu nehmen. Es wäre daher auch eine völlig überflüssige Arbeit, die Gründe darzulegen, um derer willen ein solcher Rückzug für durchaus unzulässig erklärt werden müßte, falls nicht ganz außerordentliche Umstände ihn als göttlichen Fingerzeig legitimierten. Ja, wir müssen nicht allein die bisher besetzten Missionsgebiete festhalten, sondern sogar unsere Arbeit auf ihnen — etwa mit Ausnahme der Kapkolonie, Nordamerika und Westindien — ausdehnen, denn Ausdehnung ist die Natur der Mission. Wollten wir irgendwo um die bisherigen Stationen einen Zaun ziehen und sagen, darüber hinaus gehen wir nicht: so wäre das etwa ebenso, als wenn man bei einem großen Eisenbahnbau einige Strecken planiert, hier einen Tunnel, dort eine Dammaufschüttung, wieder weiter eine Sumpfaustrocknung begonnen hätte und dann plötzlich erklären wollte: über diese Anfänge hinaus wird die Arbeit aber nicht fortgeführt!

Sollen also die jungen deutschen Kolonien mit deutschen Missionaren besetzt werden, so kann das nur heißen: zu den alten deutschen Missionsgebieten müssen neue hinzukommen. Daß jede Vermehrung unserer Missionsgebiete für den deutschen Missionsfreund eine erfreuliche Thatsache wäre, bedarf nicht erst der Versicherung.

Allein zur Vermehrung von Missionsgebieten gehört ein Kapital und zwar ein dreifaches: ein Glaubenskapital, ein Menschenkapital und ein Geldkapital. Nur wenn diese Kapitalien vorhanden sind, wird die christliche Besonnenheit zu neuen Missionsunternehmungen schreiten, denn auch in Bezug auf sie gilt

das Herrenwort, daß zuvor sitzen und die Kosten überschlagen soll, wer einen Turm bauen oder einen Feldzug beginnen will.

Am nötigsten ist unzweifelhaft das Glaubenskapital, denn ist dieses da, so wird es an Menschen und Geld niemals fehlen. Und ist dieses Glaubenskapital jetzt bei unserm deutschen Volke, ist es gerade bei den Befürwortern der neuen Missionen vorhanden? Die richtige Antwort weiß nur der Herzenskündiger. Wir unsererseits wollen mit einer mehrfachen Erwägung antworten. Denn der Glaube wagt wohl kühnlich, aber er wägt auch nüchtern und zwar nach christlichen, nicht nach politischen, wirtschaftlichen u. dergl. Gesichtspunkten.

Das verlangte Glaubenskapital ist vorhanden, wenn bei den Unternehmern eines christlichen Werks die auf klarer göttlicher Führung beruhende feste Überzeugung da ist: hier ist göttlicher Wille, und die auf göttliche Verheißung gegründete gewisse Zuversicht: Gott wird für die Mittel sorgen. Können wir mit solchem Glauben an die Besetzung der deutschen Kolonien durch deutsche Missionare gehen? Wir stehen nicht an zu behaupten, daß sich diese Frage wenigstens im Augenblick nur teilweis bejahen läßt. Denn, wie angedeutet, sind erstens bereits deutsche Missionen im Gange, und es ist unsre nächste Pflicht, diese alten Missionen fortzuführen und zu erweitern, und zweitens sind verschiedene unserer Kolonien bereits mit nichtdeutschen Missionaren besetzt und es kann unmöglich der göttliche Wille sein und eine göttliche Verheißung darauf ruhen, daß wir dieselben verdrängen.

Gewiß hat ja Deutschland vor den anderen christlichen Nationen die Pflicht, für die Christianisierung seiner Kolonien zu sorgen; aber es wäre eine mit jeder christlichen Erfahrung in Widerspruch stehende und darum unnüchterne Hoffnung, zu wähnen, daß uns für diese neuen großen Missionsaufgaben sofort die Mittel zur Verfügung stehen würden. Wir sind allerdings so kühn zu hoffen, daß sich die Missionsbeiträge infolge der kolonialpolitischen Bewegung etwas steigern werden, aber daß das Missionsleben in Deutschland plötzlich geradezu einen Sprung machen werde — das zu erwarten wäre eine Träumerei. Wir können zur Zeit garnicht neben den englischen Missionaren deutsche auf alle von jenen besetzten deutschen Kolonien stationieren; unsre Mittel reichen dazu nicht aus. Und wenn wir es dennoch wollten, so dürften wir

es wohl schwerlich unter zuversichtlicher Erwartung göttlichen Verheißungssegens, zumal wenn diese deutsche Mission einen Konkurrenzcharakter trüge und aus nationaler Rivalität hervorginge. Wir müssen uns vielmehr freuen und dankbar sein, wenn Missionare anderer Nationalitäten auf unseren Kolonien im Werke der Christianisierung uns helfen. Die uns gestellte Missionsaufgabe lautet doch nicht: machet die Heiden zu Deutschen, sondern machet sie zu Christen, und das wird gewiß niemand unter uns behaupten, daß nur Deutsche dieser Missionsaufgabe gewachsen wären. Auch hier gilt nicht Jude oder Grieche, nicht Engländer oder Deutscher. Die christliche Mission ist ein internationales Werk, und es ist unsere Pflicht vor Gott, darüber zu wachen, daß nationale Stimmungen und Verstimmungen nicht in dasselbe übertragen werden. Seinen Jüngern hat der Herr den Missionsbefehl gegeben, und wir haben keinen Grund, zu behaupten, daß die Missionare anderer Nationalitäten keine Jünger Jesu seien. Übrigens arbeiten doch auch deutsche Missionare auf holländischen und englischen Kolonien und genießen bis auf diese Stunde dort alle erwünschte Freiheit. Was würden wir denn sagen, wenn man dieselben jetzt von dort vertreiben und den Grundsatz allgemein aufstellen wollte: nur Missionare der eigenen Nationalität zu dulden? Hat dieser Grundsatz irgend eine reichsgöttliche Berechtigung? Soll er etwa, weil Frankreich z. B. auf Tahiti nach ihm handelte — gerechtfertigt werden?

Oder meint man, die deutschen Missionare erfüllten die Missionsaufgabe besser als die englischen? Wir wollen ununtersucht lassen, wie viele von denen, welche heute ob dieser Behauptung ein Recht zu haben glauben, die englischen zu verunglimpfen, ein Urteil in diesen Dingen besitzen. Wir sind allerdings überzeugt, daß die deutschen Missionare im ganzen innerlich solider arbeiten als, wir wollen nur sagen: manche englische, daß sie auch auf die Volkseigentümlichkeit besser einzugehen verstehen als jene, während wir auf der andern Seite den englischen, besonders den freikirchlichen (auch amerikanischen) in der Erziehung der Heidenchristen zur Selbständigkeit, Selbstthätigkeit und Selbstunterhaltung entschieden nachstehen. Es giebt eben auch mancherlei nationale Gaben, und das ist gerade ein Segen in dem internationalen Werke der Mission, daß es diesen mancherlei nationalen Gaben einen Wettstreit ermög-

licht*). Übrigens zeigt ein Blick in die oben mitgeteilten statistischen Tabellen, daß die zahlenmäßigen Erfolge der englischen Missionare mit denen der deutschen sich mindestens messen können. Schließlich kommt es nicht auf den deutschen oder englischen, sondern auf den christlich durchgebildeten Charakter des Missionars an.

Oder endlich: glaubt man, daß auf den Kolonialgebieten die Missionare der herrschenden Nation erfolgreicher arbeiten als die einer fremden? Die missionsgeschichtlichen Thatsachen beweisen das nicht. So haben z. B. die rheinischen Missionare auf Sumatra größere Erfolge als die holländischen in andern Teilen des indischen Archipels, die verschiedenen deutschen Missionsgesellschaften in Südafrika bedeutendere Erfolge als die englischen; ebenso übertreffen die amerikanischen Baptisten in Indien an Erfolg die meisten der englischen Gesellschaften. Madagaskar wiederum ist keine englische Besitzung, und die Engländer haben dort mehr erreicht, als in irgend einer englischen Kolonie. Hawaii ist keine amerikanische Kolonie, und die Amerikaner haben es völlig christianisiert. Und wenn die Engländer z. B. in Südindien große numerische Erfolge errungen, so hat das seinen Grund ebensowenig darin, daß die dortigen Missionare Angehörige der herrschenden Kolonialmacht sind, wie der Erfolg unter den Kolhs etwa daraus zu erklären wäre, daß die Missionare Deutsche gewesen. Der Raum gestattet nicht, im einzelnen etwa an der hawaiischen, madagassischen, südindischen, Karenen- oder Kolhsmission nachzuweisen, was für — außer aller menschlichen Berechnung und Macht liegende — Ursachen in der Herbeiführung großer Missionserfolge wirksam sind; sicherlich haben wir diese Ursachen nicht zu suchen in der Nationalität der Missionare oder ihrer Zugehörigkeit zur herrschenden Kolonialmacht. Die letztere bietet ja unleugbar mancherlei Vorteile; allein es ist sehr die Frage, ob diese Vorteile nicht durch eben so viele Nachteile wieder aufgehoben werden. Sicherlich stehen die Missionare einer fremden Nationalität bei den Eingeborenen nicht in dem Verdachte, bei ihrer Evangelisierungsarbeit durch politische Interessen geleitet zu werden, und darin liegt eine große Empfehlung.

Seien wir ganz offen: bei den meisten Befürwortern der Besetzung der deutschen Kolonien ausschließlich durch deutsche Missionare

*) Vergl. Christlieb: „Der Missionsberuf des evangelischen Deutschlands". (Gütersloh 1875.)

ist der eigentliche letzte Grund ein politischer. Man fürchtet, daß die englischen Missionare unsern kolonialpolitischen Interessen gefährlich, jedenfalls weniger förderlich seien als die deutschen; wie umgekehrt sich z. B. bei dem bekannten Korrespondenten der Kölnischen Zeitung die Anklage wider die deutschen Missionare findet, daß sie bisher nur für England gearbeitet*).

*) Zöller: „Die Reise ins Togoland" S. 184 f. Wir müssen gegen eine solche Anklage, die soweit geht, daß man „die deutschen Missionare geradezu als Abtrünnige und Verräter an den großen Zielen unseres Volkes" bezeichnet — den allerentschiedensten Protest erheben. Es ist eine unwahre Beschuldigung, daß sie grundsätzlich und geflissentlich den englischen Handel begünstigten. Die Missionare haben den Handel nicht in ihrer Macht, und wenn der englische auf gewissen Missionsgebieten rühriger war nnd bessere Waren lieferte als der deutsche, so kann man doch die deutschen Missionare dafür nicht verantwortlich machen. Auch Fischer („Mehr Licht im dunkeln Weltteil" 3 f.) berichtet, daß in Ostafrika die deutsche Ware in dem Rufe stehe, schlecht zu sein, und daß die Neger sie nicht mögen. Es ist doch die Sache der deutschen Kaufleute, nicht die der Missionare, dafür zu sorgen, daß der deutsche Handel den englischen überflügele.

Und wenn deutsche Missionare je und je aus wirklichem Schutzbedürfnis ein englisches Protektorat erwünschten, so trifft sie doch wieder die Schuld nicht, daß damals Deutschland noch keine praktische Kolonialpolitik trieb. An wen anders konnten sie denn denken als an England? Wer will ihnen einen Vorwurf machen, wenn sie z. B., nachdem ihre früheren Petitionen bezüglich einer Besetzung der Walfischbai deutscherseits kein Gehör gefunden, das englische Protektorat über Hereroland begünstigten? Bei einzelnen deutschen Missionaren mag ja auch die Vorliebe für England zu Schritten geführt haben, die zu mißbilligen sind. Wenn aber im ganzen in der deutschen Missionswelt eine gegen England freundliche Gesinnung herrscht, so kommt das daher, daß England sich als eine der evangelischen Mission allewege freundliche Macht bewährt hat. Nimmt unser Vaterland als Kolonialmacht dieselbe fördernde Stellung zur evangelischen Mission ein, so werden sehr bald die Missionare aller protestantischen Nationalitäten eine ebenso deutschfreundliche Gesinnung hegen.

Auch müssen wir unsere große Verwunderung darüber aussprechen, daß man die Anklage auf „Hintansetzung der deutschen Interessen" durch die deutschen Missionare noch zu begründen wagt durch die Hinweisung auf das „von Deutschen für die deutsche Mission hergegebene Geld". Abgesehen von der Taktlosigkeit und sonstigen Ungehörigkeit einer solchen Äußerung — — so wäre uns doch interessant zu erfahren: wieviel zu diesem deutschen Missionsgelde die fanatischen Feinde der englischen Missionare beigetragen haben?

Schließlich noch die Bemerkung, daß sowohl der jetzt Mode gewordene Vorwurf: die Missionare „arbeiteten für England", wie die Mode gewordene

Die gegenseitige, teilweis bis zur Leidenschaftlichkeit gesteigerte Verstimmung, welche seit dem Beginn unserer kolonialen Ära zwischen England und Deutschland Platz gegriffen, hat ja leider auch manche englische Missionare in ihre Kreise gezogen. Zugegeben, daß dieselben unsere überseeischen Erwerbungen mit Vorurteil, ja Mißgunst betrachten, so liegen doch unsers Wissens bewiesene Thatsachen nicht vor, welche eine förmliche Ausschließung aus unseren Kolonien rechtfertigten. Wir hoffen zuversichtlich, daß hüben wie drüben die erregten Wogen sich bald legen werden. Wir sind die Sieger in dem kolonialen Kampfe, handeln wir großmütig und beweisen Vertrauen auch den englischen Missionaren, so werden sie uns wieder Vertrauen schenken. Politische Einmischungen sind gegen die Grundsätze der englischen Missionsgesellschaften und ihrer Sendboten streng untersagt. Wenn nur erst die bösen Hetzereien gegen dieselben aufhören, welche in der deutschen Presse leider an der Tagesordnung waren, und seitens der deutschen Reichsregierung energische Vorkehrungen getroffen werden, daß eine gewiß nur auf Mißverständnis beruhende Behandlung, wie sie am Kamerun stattgefunden, nicht wiederkehrt, so zweifeln wir nicht, daß wir uns auf den deutschen Kolonien mit den englischen Missionaren noch sehr gut zusammenleben werden*).

Es ist aber über diesen Gegenstand noch eine allgemeinere Betrachtung unerläßlich. Denn wird den Ratschlägen ihrer allerneusten Gönner gefolgt, so befindet sich die christliche Mission geradezu in einer Lebensgefahr, nämlich daß sie als unfreie Magd in den Dienst der Politik gestellt wird.

Es herrscht unter uns überhaupt eine Neigung, den politischen Gesichtspunkt zum Maß für alle Dinge zu machen, wie schon die Bezeichnungen: sozialpolitisch, handelspolitisch, wirtschaftspolitisch, kolonialpolitisch, ja selbst schulpolitisch und kirchenpolitisch darthun. Gott verhüte, daß nicht nächstens auch noch der schreckliche Terminus: missionspolitisch aufs Tapet komme!

Forderung: sie sollen von nun an „für Deutschland arbeiten“ — eine Phrase ist, welche auf völliger Missionsunkenntnis beruht. Die evangelische Mission arbeitet für „das Reich Jesu Christi“, und wenn von ihren civilisatorischen Erfolgen irgend eine Weltmacht politische oder wirtschaftliche Vorteile zieht, so ist dies nur in sehr seltenen Fällen direkt auf die Rechnung der Missionare zu setzen.

*) Die Hetzereien in der englischen Presse sind noch schlimmer gewesen. Anm. d. Red.

Bisher hat die deutsche Mission bei Freund und Feind außerhalb selbst jedes Scheins eines Verdachts gestanden, daß sie um irgend eines politischen Vorteils willen das Reich Christi unter den Heiden ausbreite — soll die koloniale Ära diesen unsern „Ruhm in Christo" zunichte machen? Sollen wir fortan nicht mehr mit gutem Gewissen sagen können: „umsonst haben wir das Evangelium empfangen, umsonst geben wir es auch?"

Wir verurteilen vom evangelischen Standpunkte aus die mittelalterliche Missionspraxis, weil sie vergaß, daß das Reich Christi nicht von dieser Welt ist, die Bekehrung zum Mittel der Eroberung machte und die Christianisierung identifizierte mit der Eroberungspolitik. Jahrhunderte lang hat die Christenheit die verhängnisvollen Folgen dieser ungeistlichen Missionspraxis zu tragen gehabt, und selbst die Reformation hat sie nicht überall und völlig zu beseitigen vermocht. Was thun wir aber wesentlich anderes als diese biblisch und geschichtlich verurteilte mittelalterliche Praxis wieder aufnehmen, so wir heute die deutsche Mission zu einem bloßen Förderungsmittel der deutschen Kolonialpolitik machen! Weil das katholische Frankreich in diesen Bahnen wandelt, muß doch das evangelische Deutschland nicht auch in sie einlenken!

Und diese Gefahr malen wir nicht bloß an die Wand. Ist doch selbst in der Norddeutschen Allgem. Zeitung (1885 Nr. 293. Vergl. die Beleuchtung dieses überraschenden Artikels in der Allgem. Miss.-Zeitschrift 1885, 392 ff.) ohne irgend einen Widerspruch seitens der Redaktion im Ernst der Vorschlag gemacht worden, in der Südsee die englischen Missionare durch deutsche zu verdrängen, um auf diesem Wege die Interessen der deutschen Politik am wirksamsten zu fördern*)! Und bei solcher Zumutung an die deutschen Missionare ist der — übrigens kryptokatholische! — Artikelschreiber naiv

*) Es wäre das Zeichen einer traurigen unter uns eingerissenen Begriffsverwirrung, wenn die sachverständigen Vertreter der evangelischen Mission der Mißachtung der nationalen Interessen beschuldigt werden sollten, weil sie sich zu scheiden bemühen, was nicht zusammengehört, nach dem großen Grundprinzip, welches unser Herr in dem bekannten Worte aufstellt: „Gebet dem Kaiser was des Kaisers ist und Gotte was Gottes ist". Wir freuen uns gewiß über jeden Fortschritt des nationalen Wohlstandes, auch den, welcher durch die Kolonialpolitik erhofft wird; aber wenn man den universalen Charakter der Mission und ihre religiöse Aufgabe trüben will durch eine ihrem innersten Wesen fremde Einmischung eines chauvinistischen wirtschaftlichen Egoismus; wenn man das Werk der Christianisierung mißbrauchen will, um durch dasselbe lediglich

genug, gegen die englischen eine *Anklage* zu erheben, weil sie den Interessen der englischen Kolonialpolitik dienten *)! Was für ein kolonialpolitischer Krieg würde in die Mission hineingetragen werden, wenn der Vorschlag der Norddeutschen verallgemeinert und von sämtlichen europäischen Kolonialmächten als Missionsparole hingestellt würde!

Daß es ein unevangelischer Mißbrauch der Mission ist, sie *grundsätzlich* zum Pionier für koloniale Erwerbungen zu machen, bedarf wahrlich des Beweises nicht. Allerdings liegt es ebenso in der Natur der Sache, daß die Mission oft *thatsächlich*, ohne es zu wollen, solchen Erwerbungen die Wege bahnt, wie sie mittelbar den Handel fördert. Die Missionare können es auch nicht hindern, wenn sowohl die Staatsmänner wie die Kaufleute auf Grund dieser Thatsache mit ihr rechnen. Aber es ist doch ein großer Unterschied, ob man der Mission etwas ihrem innersten Wesen Fremdes geradezu als *Aufgabe* vorschreibt, oder es als eine im Naturlaufe der Entwicklung begründete *Folge* mit in den Kauf nimmt. Man könnte es keinem Volke verdenken, wenn es die christlichen Missionare sofort aus seinem Lande wies, so dieselben als politische Agenten die Annexion desselben vorbereiten sollten! Denken wir uns z. B., Deutschland wäre noch ein heidnisches Land und französische Missionare wollten unter uns Mission

---

gewinnsüchtige oder herrschsüchtige Absichten zu erreichen, auch wenn sich dieselben durch die Parole „national" gedeckt und geheiligt wähnen, so ist es unsre Pflicht vor Gott und Menschen, zu thun was wir können, um eine *Klärung der Gewissen* herbeizuführen. Wir begreifen und entschuldigen, daß bei der *Neuheit* dieser Dinge noch viel Unklarheit und Verwirrung herrscht; aber das müssen wir mindestens als Leichtfertigkeit bezeichnen, wenn Leute, die in Missionssachen wir wollen nur sagen völlige Neulinge sind, den Veteranen auf diesem Gebiet, welche bisher im Schweiße ihres Angesichts gearbeitet haben, den Patriotismus absprechen wollen, einfach weil diese ein klares Urteil haben und dieses Urteil sie hindert, einem Mißbrauch zuzustimmen, der durch das Evangelium gerichtet ist.

*) Wir sind ganz damit einverstanden, daß die englischen Missionare Tadel verdienen, welche die Mission den *englischen* wirtschaftlichen oder politischen Interessen dienstbar machen. Aber das verstehen wir nicht, wie man dann von den *Deutschen* dasselbe verlangen kann, um deswillen man die englischen in Anklagezustand versetzt. Oder vielmehr: wir verstehen es sehr wohl, denn es ist eben die alte Geschichte vom Junker Alexander. Nur sollte man *uns* nicht schelten, wenn *wir* *unsern Grundsätzen treu* bleiben und sie auch auf die eigene Nation, nicht bloß auf fremde Nationen, anwenden.

treiben mit der bestimmten Absicht: *französischen politischen Interessen zu dienen*, würden wir sie nicht des Landes verweisen? Um in dieser Beziehung ein gutes Gewissen zu haben, müssen sich die Missionare also durchaus *jeder Einmischung in die Kolonialpolitik enthalten**).

Die kolonialpolitische Frage versetzt den Missionar zumal in unsern Tagen, wo die europäischen Mächte sich auf einer förmlichen Wettjagd nach Kolonien befinden, in eine äußerst schwierige Lage. Zuerst ist er ein *Bote Christi*, der unter den Heiden das Reich zu bauen hat, welches nicht von dieser Welt ist; zum andern ist er ein *väterlicher Fürsorger der Eingeborenen*, deren Interessen er auch den Weißen gegenüber zu vertreten hat; und zum dritten ist er ein *nationaler Patriot*, dem die Ehre und Größe seines Vaterlandes am Herzen liegt. Er bedarf also großer Weisheit, Vorsicht, Gewissenhaftigkeit und Treue, daß er nach keiner Seite ein Ärgernis giebt. Man sollte daheim die Schwierigkeit dieser Stellung würdigen und nicht auch noch die öffentliche Meinung über das Verhältnis von Kolonialpolitik und Mission verwirren. Die Kolonialregierung aber sollte so rücksichtsvoll sein, *daß sie niemals Missionare zu politischen Agenten macht*. Als authentische Informatoren über Land und Leute, als Dolmetscher, als private Berater, auch als Friedensvermittler, werden sie der Kolonialregierung gern, und selbstverständlich immer *am liebsten der deutschen*, dienen.

*) Und noch mehr: *von jeder Beteiligung an den kolonialen industriellen Unternehmungen, besonders den Landkäufen, müssen sie fern bleiben*. Es stehen mir bereits Thatsachen zu Gebote, welche beweisen, daß *deutsche Missionare durch ihr entschiedenes Eintreten für gewisse koloniale Unternehmungen das Vertrauen der Eingeborenen verloren und ihr eignes Missionswerk aufs tiefste geschädigt haben!!* —

Was speziell die *Landkäufe* betrifft, so muß der Missionar als der *natürliche Vertreter der Interessen der Eingeborenen* sie eher hindern als fördern, ganz besonders da, wo, wie z. B. in Großnamaland, an gutem Lande kein Überfluß ist; denn er kann ebensowenig wünschen, daß die Eingeborenen in ihrem eignen Lande besitzlos und dadurch zu Vagabonden gemacht werden, wie wir daheim wünschen, daß das Kapital den kleinen Bauer verschlinge. Kann der Missionar den Landverkauf aber nicht hindern, so soll er wenigstens darüber wachen, daß alles ehrlich zugeht und die „Wilden" von den civilisierten Weißen nicht gar zu arg übervorteilt werden.

Was ist nun das Ergebnis dieser etwas langen, aber unvermeidbaren Abschweifung? Kein andres als das, daß durch ein ausschlaggebendes kolonialpolitisches Interesse ein Motiv in die christliche Mission eingeführt werden würde, welches durchaus nicht missionsmäßig ist und nicht aus dem Glauben kommt. Das heißt, auf die vorliegende Frage angewendet, daß wir einer Verdrängung der englischen Missionare aus unsern Kolonien nicht das Wort reden und als unsre nächste Aufgabe also nur die Besetzung derjenigen Gebiete erkennen können, auf welchen überhaupt noch keine Mission getrieben wird — mit Hinzunahme von Kamerun, wo die englische Mission bereits so gut wie aufgelöst ist*).

Auch unter dieser durch die christliche Gewissenhaftigkeit wie Nüchternheit gebotenen Einschränkung stellen unsere Kolonien uns

*) Es ist sehr schwierig, auf Grund der gegenseitigen in der Zeit der leidenschaftlichsten Aufregung erhobenen Beschuldigungen das wirkliche Maß der Verschuldung hüben und drüben festzustellen. Wir glauben wohl, daß die englischen Missionare die deutsche Besitzergreifung nicht gern gesehen, ihr vielleicht auch entgegengearbeitet haben; aber daß sie nach der Proklamierung des deutschen Protektorats Schwarze, welche unter demselben standen, geradezu zum Aufstand gereizt, und gar daß sie aus den Missionshäusern auf die deutschen Soldaten geschossen haben sollen, das glauben wir auf Grund der uns vorliegenden Berichte entschieden in Zweifel ziehen zu dürfen. Beeinflußt durch das ihnen gegen die englischen Missionare einmal beigebrachte Vorurteil und in der Hitze des Kampfes selbst können sich die deutschen Offiziere doch sehr leicht geirrt haben. Allerdings ist es möglich, obgleich es von den englischen Missionaren in Abrede gestellt wird, daß aus den von schutzsuchenden Frauen nnd Kindern angefüllten Missionshäusern oder aus der Nähe derselben geschossen worden ist, weil kämpfende Neger sich vorübergehend dort postiert gehabt. Aber wenn es richtig ist, wie die englischen Berichte melden, daß unsre Truppen nach Erstürmung der Missionshäuser den Missionaren die Revolver auf die Brust gesetzt, die Kommoden erbrochen und mit der blanken Waffe durchsucht haben — so ist das jedenfalls auch ein starkes Stück, wie uns überhaupt, auch in den deutschen Berichten, manches aus jenem Kampfe gemeldet wird, was uns sehr wehe gethan hat. — King Bell, auf dessen Zeugnis man sich vielfach stützt zur Rechtfertigung auch des brüsken Verhaltens gegen die Missionare, ist eine unsaubere und jedenfalls wenig glaubwürdige Persönlichkeit, die immer eins der Haupthindernisse der Missionsarbeit bildete. Dr. Buchner, der damals als deutscher Beamter fungierte, hat sich in seinem Buche: „Reise durch den stillen Ozean" (vergl. Allg. Miss. Zeitschrift 1879, 187 ff.) als einer der entschiedensten Feinde der englischen Missionare selbst bezeichnet. Und die deutschen Kaufleute am Kamerun,

augenblicklich immer noch eine **große** Missionsaufgabe, die wir nur lösen können, wenn das deutsche Volk seine bisherigen Missionsleistungen **bedeutend** steigert. Wie schon angedeutet, fürchten wir nicht, daß uns die **Männer** fehlen werden zur Aussendung, wohl aber sind wir nicht ohne Besorgnis darüber, daß eine Verweltlichung der Missionsaufgabe auf die christliche Qualität der Missionare eine degradierende Rückwirkung üben wird. Um indes den Raum zu gewinnen für ein noch nötiges Wort über das **Geldkapital**, wollen wir die Personenfrage nicht weiter erörtern, von so großer Wichtigkeit sie auch ist.

Daß von denjenigen Summen, welche Deutschland heute für die Heidenmission aufbringt, die Kosten für **neue** Missionen auf unsern Kolonien bestritten werden könnten, davon kann selbstverständlich gar keine Rede sein. Alle unsere Missionsgesellschaften brauchen ihre **sämtliche** Jahreseinnahme für ihre bereits besetzten Missionsgebiete, ja bei verschiedenen übersteigt die Ausgabe die Einnahme, so daß sie Schulden haben. **Zu neuen Missionen also neue Geldmittel** — das ist eine einfache Philosophie. Und zwar werden diese neuen Geldmittel nicht unbedeutend sein müssen; gerade die **Anfänge** neuer Missionen sind besonders kostspielig. Selbst angenommen, daß sie uns auf den deutschen Kolonien billiger zu stehen kommen als anderswo, weil man vielleicht den Grund und Boden für die Missionsniederlassung schenkt und auf den deutschen Dampfern den Missionaren freie Überfahrt gewährt, — so bleiben für die erste Ausrüstung und Einrichtung immer noch bedeutende Auslagen. Wir können das hier nicht im einzelnen ausführen, aber wer mit solchen Ausrüstungen jemals zu thun gehabt hat und einige Kenntnis besitzt von dem umständlichen Reise-

welche das deutsche Protektorat betrieben, sind jedenfalls Engländern gegenüber nicht uninteressierte und darum auch nicht unparteiische Zeugen. — Früher standen sich die deutschen Kaufleute und die englischen Missionare am Kamerun ganz gut; ja der Hamburger Kaufherr **Thormählen** bezeugt in der deutschen Kolonialzeitung (1884, 420) den letzteren ausdrücklich, daß sie sich große Verdienste um die Civilisierung der Kameruneger erworben. Besonders der unvergeßliche **Saker** hat eine Saat gesät, von der auch wir Deutsche jetzt den Gewinn haben. Indes wünschen jetzt die englischen Baptisten selbst, das unter viel Menschenopfern von ihnen fast 40 Jahre lang bearbeitete Feld zu verlassen, und durch diesen Rückzug ihre Kräfte am Kongo zu verstärken. Möchten sie bald die „rechten Hände" finden, in die sie ihre Arbeit legen können, und die Wunde bald heilen, die die Kämpfe am Kamerun geschlagen haben.

apparate im uncivilisierten Lande u. dergl., dem ist ersichtig, daß der Beginn von 5 oder 6 neuen Missionen schon eine Erstlingsausgabe von mehreren hunderttausend Mark bedeutet.

Natürlich ist es aber mit dieser Erstlingsausgabe nicht gethan. Die neuen Missionen verlangen dauernde und zwar, da sie sich doch ausdehnen sollen, dauernd sich steigernde Ausgaben. Zudem sind die Missionen in tropischen Ländern besonders teuer, weil sie viele Menschenopfer, ein häufiges Hin- und Herreisen der Missionare und eine möglichst gute Wohnung und Verpflegung derselben fordern. Nun müssen aber alle Missionsausgaben durch freiwillige Beiträge bestritten werden. Eine Steigerung derselben um jährlich wenigstens einige hunderttausend Mark bedeutet also eine bedeutende Steigerung der christlichen Noblesse im Geben. Wir besitzen einige Erfahrung in dem Kapitel: Missionsbeiträge-Sammlung und wissen, wie oft der Stecken des Treibers geschwungen werden muß, um diese freiwilligen Gaben zusammenzubringen. Geben wir uns also keiner Selbsttäuschung hin; eine bedeutende Steigerung der Missionsgaben bedeutet — eine gesteigerte Arbeit. Auch wird es weise sein, bezüglich der Beiträge, welche man von den religiös gleichgiltigen Civilisationsenthusiasten und Kolonisationsfreunden erwartet, vorläufig mäßige Hoffnungen zu hegen. Die Hauptsumme wird vor wie nach aus den christlichen Kreisen kommen, in denen der Glaube noch Werke thut und die religiöse Begeisterung Opfer bringt. Eine thatkräftige religiöse Bewegung ist und bleibt die sicherste Gewähr für eine Steigerung der Missionsbeiträge. Wenn die neuen Missionen aber göttlicher Wille sind, dann dürfen wir bezüglich dieser Steigerung getrost sein; der große Ökonomos im Himmel, der bisher immer geschafft hat, daß es langt, wird dann auch bei den neuen Missionen für das Gleichgewicht zwischen Ausgabe und Einnahme schon sorgen.

Es entsteht nun die weitere Frage, wer soll die neuen Missionen übernehmen: die jetzt bestehenden oder neu zu gründende Missionsgesellschaften? Denn daß man sie weder der Kolonialregierung noch dem landesherrlichen Kirchenregiment übertragen kann, betrachten wir als eine selbstverständliche Sache. Für neue Missionsgesellschaften wüßten wir nun kaum einen ziehenden Grund außer dem, daß etwa die alten die Inangriffnahme der kolonialen Missionen beharrlich verweigerten, aus Furcht, daß ihnen die nötigen Mittel nicht zufließen

möchten. Allein dann hätte überhaupt niemals eine Missionsgesellschaft ein neues Missionsgebiet übernehmen dürfen! Ist die Frage erledigt: Gott will es! dann handelt eine Missionsgesellschaft im Glauben, und wie die Missionsgeschichte zeigt, ist dieser Glaube noch niemals zuschanden geworden.

Sonst spricht alles gegen die Gründung neuer Missionsgesellschaften: erstens weil dadurch die Zersplitterung im protestantischen Missionslager immer größer wird, während unter den heutigen Verhältnissen uns Zusammenschluß not thut. Wir befinden uns heute in einem Missionsstadium, welches über den Plänklerdienst bereits hinaus ist und eine gewisse Machtentfaltung verlangt, um daheim und draußen Eindruck machen und Nachdruck üben zu können. Es werden jetzt die großen Schlachten geschlagen und in diesen brauchen wir große und gut organisierte Truppenabteilungen. Je mehr wir uns zusammenschließen in großen Missionsgesellschaften, desto siegreicher werden wir! Besonders tropische Missionen sollten niemals von kleinen Missionsgesellschaften übernommen werden, weil sie nicht bloß das meiste Geld, sondern auch das größte Menschenkontingent erfordern und der häufige Wechsel des Personals reichliche Reservetruppen voraussetzt. Zweitens ist die Gründung neuer Missionsgesellschaften mit einer unverantwortlichen Verschwendung von Missionsmitteln für den heimatlichen Apparat verbunden, während wir diese Mittel für die Missionsarbeit draußen dringend bedürfen. Denn natürlich müßten die neuen Missionsgesellschaften ihre eignen Leiter und vermutlich auch eigne Missionshäuser und Lehrer haben, was, von dem Baukapital ganz abgesehen, eine jährliche Ausgabe von Tausenden von Mark verursacht, eine Thatsache, welche die bis zu einer gewissen Grenze ganz richtige Behauptung bedeutend einschränkt: je mehr Missionsherde in der Heimat, desto mehr Missionseinnahmen. Die kleinen Missionsgesellschaften sind die teuersten; in den großen sind nicht bloß die heimatlichen Ausgaben vergleichsweise am geringsten, sondern wachsen auch die Missionseinnahmen am bedeutendsten. Wir haben aber noch einen dritten Grund. Wir sagten oben: zum Missionsbetrieb gehöre ein dreifaches Kapital, ein Glaubens-, Menschen- und Geldkapital. Jetzt müssen wir noch ein viertes hinzufügen: das Erfahrungskapital. Gerade dieses Kapital ist von ganz unschätzbarem Werte. Im Laufe einer halbhundertjährigen Missionsarbeit sammelt eine Missionsgesellschaft einen gesicherten Grundstock praktischer Erfahrungs-

weisheit, den man weder vom Hörensagen noch aus einem Buche lernt. Dieser Grundstock fehlt einer neuen Missionsgesellschaft, welche stets wieder von vorn anfangen, viel teures Lehrgeld bezahlen und durch viel Schaden und Mißgriffe klug werden muß. Also wenn irgend möglich: keine neuen kleinen Missionsgesellschaften; es sei denn, daß sie durch gottbegnadete Persönlichkeiten in ganz unverkennbarer Weise legitimiert werden.

Wir sind der Einführung der nationalen Rivalität und des kolonialpolitischen Egoismus in die Mission entschieden entgegengetreten; aber ebenso entschieden müssen wir erklären, daß wir eine Ablehnung neuer Missionsunternehmungen auf den noch von keiner evangelischen Missionsgesellschaft besetzten deutschen Kolonien für eine nationale Versündigung halten. Die jetzige große Kolonialbewegung, so fern sie auch in ihren Beweggründen und Zielen dem Reiche Gottes steht, ist eine große göttliche Missionsgelegenheit; und versäumte Gelegenheiten sind stets verhängnisvolle Unterlassungssünden. Die deutsche Kolonialpolitik hat auch die deutsche Mission vor eine vollendete Thatsache gestellt, die gewiß nicht ohne göttliche Vorsehungszwecke hat geschehen dürfen. Auch als entschiedene Vertreter der religiösen Missionsaufgabe müssen wir mit der deutschen Kolonialbewegung rechnen, wenn dieselbe nicht einen die Mission schädigenden Verlauf nehmen soll. Gott hat der deutschen Mission durch sie thatsächlich neue Thüren aufgethan, und in diese geöffneten Thüren müssen wir eintreten.

Abgesehen von Ostafrika, das bereits durch drei englische Missionsgesellschaften: die kirchliche, die Londoner und die Ausbreitungsgesellschaft; Neubritanien, das durch die australischen Methodisten; und dem Karolinenarchipel, der wie überhaupt Melanesien durch den amerikanischen Board, resp. die hawaiische Missionsgesellschaft besetzt ist*) — verbleiben fürs erste

*) Die Ch. M. S. hat in Ostafrika 10 Stationen, von denen je 5 auf das Mombas- und das Nyanzagebiet entfallen. Mit Sicherheit können wir nur von zweien: Mpwapwa und Mamboia in Usagara, sagen, daß sie innerhalb des deutschen Schutzgebietes liegen. Wahrscheinlich ist dies aber auch mit der Teita-Station (haldwegs von Mombas bis zum Kilimandscharo) der Fall. In Summa befanden sich Ende 1884 23 europäische Missionare auf den sämtlichen ostafrikanischen Stationen der Ch. M. S., welche ca. 1300 christliche Anhänger unter ihrer Pflege hatten. —

den deutschen Missionen: Kamerun, Togoland, Kapitai, Neuguinea und der Bismarckarchipel exkl. Neubritanien. Das ist immer noch eine Menge neuer und teilweis ausgedehnter Missionsgebiete, und verständigerweise kann davon gar keine Rede sein, sie alle auf einmal und gleich morgen zu besetzen. Man wird in den sachverständigen und maßgebenden Kreisen zu erwägen haben: wo thut schnelle Besetzung am meisten not, und welcher deutschen Missionsgesellschaft wird sie am naturgemäßesten überwiesen werden können? Wir widerstehen der Versuchung, dieses Orts einen Verteilungsplan vorzulegen; es ist ohnedies jede Überstürzung in dieser Frage unrätlich, da wir uns noch immer im Stadio des Kolonialfiebers befinden, und schon die christliche Besonnenheit verlangt, daß wir die ja noch ganz jungen kolonialen Verhältnisse sich erst ein wenig befestigen lassen. Auch hat es manches Bedenken, daß der Missionar zugleich mit dem Besitzergreifer des Landes seinen Einzug hält. Zunächst also eine prinzipielle Einigung der deutschen Missionsgesellschaften über die Besetzungsfrage überhaupt; dann ein gemeinschaftlicher Aufruf an die deutsche Nation und dann ein Schritt nach dem andern je nach der Aufnahme, welche dieser Aufruf in den heimatlichen Kreisen findet.

Die London M. S.., deren Arbeitsfeld noch außerhalb des deutschen Schutzgebiets sich befindet, hat eine Station in Urambo, während die übrigen vier sämtlich am Tanganika liegen. Sie sind in Summa von sieben europäischen Missionaren besetzt.

Die Universities M. hat ein ausgedehntes Gebiet vom Nyassa bis zum Kilimandscharo mit 45 europäischen Missionaren besetzt. Mehrere ihrer Stationen im Norden müssen innerhalb des deutschen Schutzgebiets liegen. —

In Neubritanien ist die evangelische Mission gleichfalls von noch sehr jungem Datum, etwa zehn Jahre alt. 1881 hatte sie drei europäische Missionare und ca. 50 eingeborene Gehilfen, über 100 Gemeindeglieder, 2000 Anhänger (!) und ca. 500 Schüler. Neuere Nachrichten zu erlangen ist uns nicht möglich gewesen.

In Mikronesien hat der Am. Board mit Hilfe der Hawaiian Evangelicae Association und eingeborener Mikronesier seit ca. 30 Jahren auf einer Menge Inseln ungefähr 50 selbständige christliche Gemeinden gesammelt mit einer kommunionfähigen Mitgliederzahl von ca. 4000. — Schon die Dankbarkeit verpflichtet Deutschland die Arbeiten dieser Mission kräftig zu unterstützen, da ihr ganz wesentlich die Sicherheit und Ausdehnung des deutschen Handels in Mikronesien zu danken ist. Auf den vier südlichen Gilbertinseln hat die Londoner M. ca. 4000 Heidenchristen in ihrer Pflege.

Natürlich wird auch die römische Kirche auf den neuen deutschen Kolonien Missionen ins Werk setzen. Es wäre schön, wenn man sich mit ihr vorher verständigen und dann schiedlich — friedlich neben einander arbeiten könnte. Nach den in Ostafrika und anderwärts gemachten Erfahrungen fürchten wir aber, daß alle Verhandlungen vergebliche Mühe sind *).

VII.

Die Kulturaufgabe und ihre Gefahren.

Bringt die Kultur, mit der wir die „Wilden" beglücken, ihnen auch Gefahren? Für manchen Kulturschwärmer eine ganz überraschende Frage! Ist doch das moderne Dogma von dem Kultursegen, um deswillen man Kolonialpolitik treibe, für viele genügende Rechtfertigung jedes kolonialen Gewaltaktes. Nun wir wollen uns nicht auf eine allgemeine Beantwortung dieser Lebensfrage für die Eingeborenen einlassen, indem wir etwa den Nachweis führten, wie schon unsere ungeheuere Kulturüberlegenheit notwendigerweise erdrückend auf sie wirken und jede wirkliche selbständige Entwickelung bei ihnen hemmen muß, den Weißen aber zur beständigen Versuchung wird, sie zur Unterdrückung und Ausbeutung der Farbigen zu mißbrauchen. Es ist praktischer, ganz konkret zu verfahren und an den bestimmten Kulturaufgaben, welche das koloniale Interesse uns stellt, auf die ganz bestimmten Gefahren aufmerksam zu machen, die die Kehrseite der Medaille bilden.

Ganz allgemein ist man sich jetzt darüber einig, daß eine bloße Ausbeutung unserer Kolonien durch den Handel gleichbedeutend ist mit ihrem Ruin für die Zukunft. Der Grund liegt auf der Hand. Die Werte, mit denen kulturlose Völker die neuen Handelsartikel bezahlen, z. B. Elfenbein und Straußenfedern, oder auch gute Hölzer, Öle und dergleichen, gehen endlich zu Ende und

*) Mittlerweile hat in der bekannten Weise die katholische Agitation bereits ihre Arbeit begonnen; wir können uns aber dieses Ortes auf eine Beleuchtung derselben nicht einlassen.

wenn keine Fürsorge für Ersatz, Nachpflanzung, neue Kulturen u. s. w. getroffen wird, so besitzt das Land ferner keine Schätze, gegen welche der Kaufmann seine Waren umtauschen könnte. Man anerkennt es daher heute ganz allgemein als eine der wichtigsten Kolonialaufgaben: Plantagenbau zu treiben. Da europäische Arbeitskräfte aber für den Plantagenbau in den Tropen nicht zu verwenden sind, so muß man die Eingeborenen haben, und da diese von Haus aus zu demselben weder willig noch geschickt, so muß man sie für ihn erziehen. Folglich ist die Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit unter den materiellen Kolonialaufgaben die wesentlichste. Wenn man ehrlich sein will, muß man freilich wieder zugeben, daß die Arbeitserziehung eigentlich nicht um der Eingeborenen willen, sondern lediglich wegen des Gewinnes erstrebt wird, den sich die Weißen von ihr versprechen. Angenommen: nur die Eingeborenen hätten den Gewinn von der erstrebten Arbeit, so ist es uns sehr fraglich, ob die Kolonialfreunde sich so außerordentlich gerade für die Erziehung zur Arbeit ins Zeug legen würden. Jedenfalls liegt in dem Eigennutz der Europäer eine Gefahr, welche wir zugleich mit der Kulturaufgabe öffentlich darzulegen für unsere Pflicht halten.

Die Beschränktheit unseres Raumes verbietet uns, die koloniale Arbeitsfrage in ihrem ganzen Umfange zu behandeln. So können wir uns gleich auf eine Untersuchung über die wichtige Vorfrage nicht einlassen: Wie weit ist es wahr und wie weit ist es nicht wahr, daß der Neger träge ist? Nur das müssen wir konstatieren, daß das kolonialökonomische Dogma von der natürlichen und ohne Zwang unüberwindlichen Trägheit des Negers in dieser Allgemeinheit eine Übertreibung enthält. Wer thut denn z. B. die Arbeit in Kimberley, wer in Natal, wer am Kongo, wer an den Landungsplätzen und auf den Faktoreien der Westküste? Doch der Neger! Und auch in seinem eigenen Heim, im afrikanischen Innern, liegt er keineswegs immer auf der Bärenhaut*). Wohl ist der Tropenbewohner wegen

*) So berichtet z. B. Soyaux („Aus West-Afrika" II 122 f.) folgende Äußerungen eines intelligenten Negers: „Es ist nicht wahr, daß wir faul sind. Seit wenigen Jahren erst wird in Angola der Gummihandel betrieben; welche Massen werden von den Negern jetzt schon eingesammelt und zum Verkauf gebracht! Die Zahl der Karawanenträger, die in einem Jahre M-pungu an dongo passieren, beträgt mindestens 250 000, jeder mit 50 Pfund Ware beladen. Das macht eine Trägerlast von 25 Millionen Pfund. Heißt das nicht

der mühelosen Beschaffung seiner wenigen Bedürfnisse ein sorgloser Mensch, und die Sorglosigkeit macht ihn auch träge; aber jedenfalls ist diese Trägheit überwindbar. Allerdings wird er niemals ein Arbeiter werden wie der deutsche Bauer; das liegt, abgesehen von allem andern, schon in den klimatischen Verhältnissen; aber daß er die Fähigkeit zu einem guten Arbeiter gerade für diese Verhältnisse besitzt, das ist durch Thatsachen genugsam bewiesen. Es kommt nur darauf an, wie er behandelt wird, und insofern ist es ganz richtig, daß seine Erziehung zur Arbeit eine der wichtigsten kolonialen Aufgaben und eins der wichtigsten Kulturprobleme bildet.

Es ist nun in der neuesten Zeit ziemlich allgemein die Behauptung aufgestellt worden, daß diese Arbeitserziehung „ohne einen gewissen Zwang" nicht möglich sei. Wie denkt man sich diesen Zwang? Soll etwa durch eine Hinterthür eine moderne Form der Sklaverei, die nur durch einen neuen Namen bemäntelt wird, wieder eingeführt werden*)? Fast möchte man

Arbeit? Und wie gering ist die Bezahlung dafür! Betrachten Sie unsere großen Maniok-, Sorpheus-, Mais-, Bohnen-, Batatenfelder: alle werden mit der Hacke in der Hand bearbeitet. Allein in unserm Orte werden jährlich 30 000 Feldhacken verkauft, die von den M-balundu geschmiedet sind. Sicherlich, die Weißen, die in unserm Lande leben, sind nicht so fleißig wie wir. — — Kraft zur Arbeit haben wir; es fehlt nur die Anregung und die Freude daran, weil sie nicht belohnt wird, weil wir keine Sicherheit für die Ernte haben, weil unsere vermehrte Arbeit nur euren Reichthum vermehrt. Jeder Weiße, der in unser Land kommt, will reich werden durch uns. Ihr verdient hundertmal mehr an unserer Arbeit, als sie uns selbst einbringt."

*) Nach den Zeitungsberichten hat Dr. K. Peters, der Präses der „Gesellschaft für deutsche Kolonisation", in einer zu Berlin gehaltenen Versammlung öffentlich erklärt: „die Gesellschaft beabsichtige, Sklaven, die im Innern massenhaft zu haben seien, für die ostafrikanischen Besitzungen aufzukaufen und dieselben zwar als freie aber doch in einem gewissen Hörigkeitsverhältnisse befindliche Arbeiter zu beschäftigen". Ist diese Nachricht richtig, so würde in Deutsch-Ostafrika allerdings nicht dem Namen nach, aber in Wirklichkeit die Sklaverei legalisiert und zwar in doppelter Weise: 1) indem die Sklavenhändler im Innern in ihrem Geschäft ermutigt und 2) indem diese „aufgekauften" Sklaven als „Hörige" thatsächlich in eine andere, wenn auch mildere Form der Haussklaverei versetzt würden, der man aber nur einen andern Namen gegeben. Von wirklicher persönlicher Freiheit würden sie eben wenig behalten. Nach unserer Auffassung des 6. Artikels der Generalakte der Berliner afrikanischen Konferenz, welcher ohne Einschränkung „die Unterdrückung der

es denken, so mild, ja wohlwollend und halbempfehlend wird nicht bloß von Reportern und Reisenden, sondern von Vertretern der Kolonialpolitik und überseeischen Wirtschaftspolitik heute über die Sklaverei geredet! Als ob dieser Schandfleck in der Menschheitsgeschichte nicht auch als wirtschaftliche Einrichtung für immer gerichtet wäre! Oder ist es nicht wahr, daß die Sklaverei als Arbeitserziehungssystem mit einem völligen Bankerotte geendet hat? Ist etwa z. B. den Negern Westindiens oder selbst denen Nordamerikas durch die Sklaverei Liebe zur Arbeit eingewohnt worden? Es ist nicht unsere Schuld, wenn eine bittere Ironie in dieser Frage liegt. Niemals wird ein Zwangssystem, das unter dem göttlichen und menschlichen Fluche steht, zu einer Segensinstitution gemacht werden können. Auch die moderne Weltwirtschaftsweisheit wird das nicht zustande bringen. Hört der Zwang auf, so hört auch die Arbeit auf — das ist ein Naturgesetz der Reaktion und darum das Ergebnis jeder Sklavereierziehung.

Aber wer wird denn bei dem „gewissen Zwange" auch gleich an Sklaverei denken! So meint man wohl eine moderne Auflage der alten spanischen Ripartimientos und Kommandarien! Oder was sollen wir uns unter der „Hörigkeit" und „Fesselung an die Scholle" denken, die man unseren farbigen Mitbürgern auf den Kolonien in Aussicht stellt und mit der man den Stein der Weisen gefunden zu haben glaubt? Jedenfalls meint man damit doch die Unterwerfung einer Anzahl von Eingeborenen unter die Gewalt von Besitzern oder Pächtern größerer Landkomplexe zum Zwecke der Zwangsarbeit! Nun, geradeso verhielt es sich mit der fluchwürdigen Institution der Ripartimientos und Kom-

---

Sklaverei und des Negerhandels" in jeder Form verlangt, wäre die Ausführung des von Dr. Peters proklamierten Plans schon rechtlich unmöglich, da Deutsch-Ostafrika zu der Freihandelszone gehört, für welche die Bestimmungen der Generalakte Geltung haben. Aber selbst abgesehen von diesen rechtlichen Bedenken halten wir den beabsichtigten Ankauf von Sklaven für einen verhängnisvollen Fehlgriff, denn 1) wird er unserm Vaterlande weder bei Schwarzen noch bei Weißen zur Empfehlung gereichen, 2) — — wo bleibt die gewollte „Erziehung der Eingeborenen zur Arbeit"? Ja, fremde Arbeiter kauft man sich auf diese Weise, man treibt einen Arbeiterhandel; aber die eigentlichen Eingeborenen von Deutsch-Ostafrika werden doch auf diese Weise nicht erzogen?

mandarien, nur daß man hier den Besitzern resp. Pächtern noch die Pflicht auferlegte, die unglücklichen Eingeborenen zu katholisieren, d. h. wenigstens Ave Maria sagen zu lehren. Ohne Zweifel würde man heute auf den deutschen Kolonien die zu Hörigen gemachten Eingeborenen humaner behandeln, als das einst von den Spaniern in Amerika geschehen ist; man stellt ihnen auch einen „gewissen" Lohn in Aussicht! Aber man müßte doch ohne alle Menschenkenntnis und Welterfahrung sein, wenn man nicht vorhersähe, daß diese Hörigkeit der menschlichen Habgier eine fortgehende Versuchung zur Härte, Bedrückung, Ausbeutung und Ungerechtigkeit jeder Art werden müßte, der sie schwerlich widerstehen würden! Wie will man denn solch ein „Hörigkeitsverhältnis" zunächst einführen? Doch nur durch Gewalt! Wer giebt aber den Kolonialgesellschaften zu dieser Gewalt das Recht? Und wenn nun die Eingeborenen Gewalt wider Gewalt setzen? Ist dann nicht das Blutvergießen sofort da? Aber man sagt: die „Hörigkeit" bestehe bereits auf unsern Kolonien. Wir bestreiten das; jedenfalls erwarten wir erst den Beweis und zwar den von uninteressierten Männern, am liebsten von Missionaren geführten Beweis! Man beweist sonst leicht, was man gern haben will, und daheim giebt es wenig Leute, welche die sozialen Verhältnisse der Eingeborenen z. B. in Ostafrika genau kennen. Aber gesetzt den Fall: es bestünde dort ein Abhängigkeitsverhältnis von den Häuptlingen, welches eine entfernte Ähnlichkeit mit der „Hörigkeit" hätte, so ist dasselbe jedenfalls mit einer despotischen Willkür verknüpft, welche zu privilegieren eine christliche Kolonialregierung sich wohl überlegen muß. Gerade dieser Punkt war die schwache Stelle in dem jetzt oft so gerühmten van der Boschschen Zwangsarbeitssysteme, das die Holländer auf Java eingeführt, jetzt aber wieder abgeschafft haben. Und endlich wird man sich doch nicht darauf berufen wollen, daß die deutschen Bauern einst auch in einem Hörigkeitsverhältnisse gestanden! Wir wären wirklich begierig, den geschichtlichen Beweis dafür zu vernehmen, daß diese alte deutsche Hörigkeit eingeführt worden sei, um die deutschen Bauern zur Arbeit zu erziehen! Und nur dazu, behaupten ja unsere kolonialen Wirtschaftspolitiker, wolle man sie auf unsern Kolonien einführen, — die Hörigkeit wird ebensowenig zur Arbeit erziehen, wie die Skaverei das je gethan hat. — Nur damit können wir uns einverstanden erklären, daß mit den Eingeborenen,

welche zur Plantagenarbeit willig sind, Verträge abgeschlossen würden, die sie zu einem mehrjährigen Aushalten verpflichteten. Voraussetzung wäre: 1) eine offizielle Kontrolle, welche die Gewähr dafür böte, daß der Vertrag freiwillig von den Eingeborenen eingegangen und in seinem vollen Sinne verstanden sei, und 2) daß ein entsprechender Lohn gezahlt würde. —

Weiter, scheint es, hat man die Absicht, einen ausgedehnten Gebrauch von der Peitsche zu machen. Wie? wenn sich nun die Eingeborenen auf diese Weise nicht wollen kulturbeglücken lassen? Wenn sie keine Lust haben, für den Schweiß, den sie zum Vorteil des weißen Mannes vergießen, sich auch noch prügeln zu lassen? Will man dann zu dem „gewissen Zwange" des Feuergewehrs und militärischer Exekution schreiten? Wir sehen nicht ein, was einer Widersetzlichkeit der Farbigen gegenüber anders übrig bleibt. Es wiederholt sich eben dann die alte Kolonialgeschichte: Gewalt wider Gewalt, und natürlich ist es der Eingeborene, der unterliegt; aber schwerlich zum Triumph der wirtschaftlichen Weisheit, welche den gewissen Zwang zur Arbeitserziehung empfohlen hat.

Aber vielleicht soll diese Zwangserziehung gar nicht in die Hände von Privatleuten, sondern ausschließlich der Kolonialbeamten gelegt werden*). Es ist uns abermals nicht recht klar, wie man sich das denkt. Soll die Kolonialregierung den Plantagenbesitzern zur Zwangserziehung der eingeborenen Arbeiter offizielle Fron-

*) Es ist auch von verschiedenen Seiten der Vorschlag gemacht worden, daß die Kolonialregierung selbst die Besitzerin alles bebaubaren Landes sein und also auf ihre Rechnung aller Plantagenbau getrieben werden müßte. Wir wollen uns auf eine Erörterung dieser Frage nicht einlassen und zwar umsoweniger, als es scheint, daß wenig Neigung vorhanden ist, den qu. Wunsch zu realisieren. Unsere koloniale Ära beginnt ganz ähnlich der Englands damit, daß große Privatgesellschaften Landerwerbungen machen und dieser Besitz unter den Schutz der heimatlichen Regierung gestellt wird. Freilich hat die Erwerbung ungeheuerer Landmassen seitens reicher Privatpersonen ihre großen Gefahren, zu deren Eindämmung die Regierung nicht zeitig genug Fürsorge treffen kann; es würde uns aber zu weit führen, diesen Gegenstand hier zu verfolgen.

Ist die Kolonialregierung aber nicht selbst Landbesitzerin, so scheint uns auch der Antrag: „staatliche Versuchsplantagen in den Kolonien anzulegen" abgelehnt werden zu müssen. Es ist Sache der Kolonialgesellschaften, denen aller Gewinn vom Plantagenbau zufallen wird, solche Versuchsstationen ins Leben zu rufen.

vögte stellen, wie sie weiland Pharao über die Israeliten setzte? Wir hoffen, daß sie sich niemals dazu hergiebt; thäte sie es aber, so würde dadurch die Kommandarienwirtschaft nur legalisiert, nicht gebessert. Die Peitsche des Regierungs-Fronvogts ist eben auch eine Peitsche, und der deutschen Herrschaft erwirbt sie sicher keine Sympathien. Oder will man die Gewalt der eingeborenen Häuptlinge für die Zwangserziehung verwenden? Aber würde dadurch die Tyrannei derselben nicht europäischerseits legalisiert. Man sieht: hier sind nach allen Seiten Berge von Schwierigkeiten, die mit der einen oder andern Phrase kurzerhand beseitigt werden. Nur innerhalb bestimmter Grenzen möchten allerdings auch wir für das Recht einer Zwangsausübung nicht von Privaten sondern seitens der Kolonialregierung eintreten; nämlich daß sie die ihr zu entrichtenden Steuern sich in Arbeitsleistungen (z. B. Wegebauten) oder Naturallieferungen bezahlen läßt*); aber unter der Voraussetzung, daß sie zuvor durch Wohlthaten den Eingeborenen ihr Recht auf Empfang von Abgaben begründet hat. Erst geben, dann nehmen — das ist überall eine große pädagogische Weisheit. Nicht damit soll eine Kolonialregierung ihr Werk beginnen, daß sie von den unterworfenen Eingeborenen Steuern resp. erzwungene Arbeitsleistungen verlangt; — die armen Leute wissen ja gar nicht, wie sie dazu kommen, für den Verlust von Land und Freiheit auch noch Steuern zu geben! — sondern, daß sie ihnen Gutes

*) Von manchen Seiten wird unserer Regierung jetzt empfohlen, das holländische, durch den Gouverneur van dem Bosch auf Java eingeführte Kultuur-Stelsel auch in unseren Kolonien einzuführen. Da es nicht unser Zweck ist, ein wirtschaftliches Lehrbuch zu schreiben, so müssen wir aus Raummangel uns eine Darstellung und Beurteilung dieses Zwangsarbeitssystems versagen und bemerken nur, 1) daß die holländische Regierung selbst dieses System wieder aufgegeben, und 2) daß wohl den wenigsten seiner Lobredner die dunkeln Schattenseiten bekannt sein dürften, welche es für die Eingeborenen hatte. Klugerweise hatte allerdings die holländische Kolonialregierung die Verteilung und Eintreibung der den einzelnen Distrikten aufgelegten Produktenquote in die Hände der inländischen Distriktshäuptlinge gelegt, aber dadurch eine willkürliche Tyrannenherrschaft geschaffen, die die Eingeborenen noch schlimmer drückte, als das Regierungsmonopol und die damit verbundene Produktenpreisbestimmung. — Wenn man nun heute deutscherseits dies von den Holländern wieder abgeschaffte System dennoch empfiehlt, so erscheint uns das als ein Rat, den — die Verlegenheit giebt.

thut. Dem Wohlthäter gelingt die Erziehung zur Arbeit besser als dem Fronvogt auch unter den Wilden*).

Aber warum die Befürwortung einer Arbeitserziehung par force — ganz im eigentlichen Sinne des Worts? Einfach darum, weil man nicht warten will. Das kolonialangelegte Kapital will schnell große Dividenden erzielen; das ist das ganze Geheimnis. Aus Kulturinteresse übt man keinen Zwang, denn Kulturentwickelungen, auch Gewöhnung an Fleiß und Arbeit sind langsame Prozesse, Werke von Jahrhunderten. Die Arbeitsscheu des Negers hat ihren Grund nicht bloß in klimatischen und wirtschaftlichen Verhältnissen, sondern sie ist auch das Ergebnis einer Reihe überkommener sittlicher Anschauungen und sozialer Zustände. Die Arbeit steht unter dem Banne der Verachtung; darum ist sie wesentlich Sache der Sklaven und der Frauen. So lange die Institutionen der Sklaverei und Vielweiberei bestehen, wird die Arbeit niemals zu Ehren kommen. Es liegt auf der Hand, daß also eine Umwandlung in diesen Anschauungen und Lebensverhältnissen unerläßliche Bedingung für eine wirkliche Erziehung zur Arbeit ist. Und hier ist die Stelle, an der die christliche Mission einsetzt.

Es ist eine weltgeschichtliche Thatsache, daß erst das Christentum der Arbeit ihre sittliche Begründung, Würde und Weihe gegeben und dadurch auch die wirtschaftlichen und sozialen Verhältnisse erneuert hat und fortgehend zu heiligen bestrebt ist**). Wo die Mission Einfluß zu üben beginnt, wirkt sie darum ganz notwendigerweise auch als Arbeitserzieherin, heute wie in der mittelalterlichen und apostolischen Zeit. Nur wäre das ein grundverkehrter Rat, daß sie die Erziehung zur Arbeit an die Stelle ihrer Bekehrungsaufgabe treten lassen möchte. Denn dann wären ihr gerade die Mittel genommen, durch welche allein sie die Trägheit der Wilden und ihre Geringschätzung der Arbeit zu überwinden und die sozialen Verhältnisse neu zu gestalten vermag, mit denen die Entwürdigung der Arbeit aufs innigste verbunden

*) Womit nicht ausgeschlossen ist, daß der Fronvogt und die Peitsche bei gewissen Individuen recht gute Dienste thun kann — draußen wie daheim.

**) Uhlhorn: „Die Arbeit im Lichte des Evangeliums betrachtet". Bremen 1877.

ist. Für die christliche Mission hat die Erziehung zur Arbeit in erster Linie nicht eine wirtschaftliche, sondern eine sittliche Seite, und von dieser aus gliedert sie dieselbe in ihre religiöse Aufgabe ein. Die technische Seite der Arbeitserziehung ist nicht Sache der Mission, sondern der Wirtschaftspolitiker, Kaufleute, Plantagenbesitzer! Unser Herr Jesus Christus hat seine Apostel nicht als Betriebsdirektoren, sondern als Lehrer des Evangeliums in die Welt gesandt. Allerdings müssen die Missionare im uncivilisierten Lande auch Kolonisten und oft genug auch in technischer Beziehung Arbeitslehrer sein; ja man hat spezielle industrial missions begründet, um die Eingeborenen in allerlei Handwerk wie im Feld- und Gartenbau zu unterweisen, und, wie z. B. die schottische Erziehungsanstalt Lovedale in Südafrika und die Baseler Unternehmungen auf der Westküste beweisen, bedeutende Ergebnisse erzielt. Aber streng genommen überschreitet damit die christliche Mission die Grenzen ihres Gebietes; sie thut es wesentlich aus Not, weil zur Zeit niemand anders da ist; sobald sie andere Hände findet, legt sie diesen wirtschaftlichen Teil ihrer Arbeit gern in dieselben.

Man ist heute überhaupt sehr geneigt, die moralische Seite der Arbeitserziehung, welche in das religiöse Gebiet der Missionsaufgabe fällt, zu unter- und den Wert der Arbeitserziehung an sich, auch der erzwungenen, zu überschätzen. Man redet geradezu von einem Evangelium der Arbeit und erwartet selbst von der Zwangsarbeit eine große kulturelle Hebung der Naturvölker. Nun, das sind doktrinäre Utopien einer materialistischen Weltwirtschaftslehre. Keinem Menschen, nicht bloß dem Farbigen in den heißen Tropen, wird die Arbeit an sich, besonders die schwere Handarbeit im Schweiße des Angesichts, als ein Evangelium erscheinen, aber das Evangelium Christi söhnt mit ihr aus, lehrt sie als Pflicht erfassen, adelt sie u. s. w. Niemals hat die Zwangsarbeit die Menschen kulturell gehoben, weder die Israeliten in Ägypten, noch die Sklaven des Altertums oder der letzten Jahrhunderte; die Zwangsarbeit hat sie nur entwürdigt. Erst dann wird die Arbeit zu einer wirklichen Kulturerziehung, wenn dem Menschen, auch dem Wilden, neue höhere Ziele gesteckt und neue sittliche Kräfte gegeben werden, um derselben willen zu arbeiten. Und hier ist wieder der Punkt, wo die christliche Mission einsetzt. Aber freilich weder per Dampf oder par force, sondern in aller

Geduld, bis nach Generationen der neue Sauerteig das Volksleben durchsäuert hat. In der christlichen Mission heißt es: „Es ging ein Säemann aus zu säen seinen Samen"; aber nicht: eine Dampfmaschine zu setzen ausgewachsene Bäume. Arbeitserziehung ist Säemannsarbeit; dieses Geheimnis ist den Lobrednern des Zwanges verborgen.

Als zweites Hauptmittel, die Eingeborenen zur Arbeit zu erziehen, empfiehlt die koloniale Wirtschaftslehre: die Gewöhnung derselben an neue Bedürfnisse und Genüsse. Diese Gewöhnung herbeizuführen sei die Aufgabe des unsere Industrieprodukte den Wilden anbietenden Handels, der gerade dadurch ein so bedeutender Civilisationsfaktor werde, daß er die trägen Naturvölker zur Arbeit reize, um mit dem Ertrage derselben die europäischen Waren zu bezahlen. Daß diese Bezahlung thatsächlich oft nicht mit dem Ertrage von — eigener oder fremder Arbeit, sondern von Raub, Verkauf von Menschen, Land, Vieh und dergleichen geleistet wird, wollen wir, um nicht zu weitläufig zu werden, nur nebenbei bemerken.

Es liegt in dieser Theorie unbestreitbar eine Wahrheit, nur kommt alles darauf an, welches die neuen Bedürfnisse und Genüsse sind, die man den Wilden angewöhnt. Beschränken sie sich auf lauter wirklich nützliche Dinge, als z. B. Wirtschaftsgeräte, Handwerkszeuge, Kleiderstoffe und vielleicht auch häusliche Komfortanfänge und einfache Schmuckgegenstände, so thut der Handel wirklich ein gesundes Civilisationswerk, in welchem auch die christliche Mission ihn auf jede Weise unterstützt. Leider geht aber in weit den meisten Fällen der Handel über diese Darbietung nützlicher und einfacher Industrieprodukte weit hinaus und stellt uns abermal vor die Thatsache, daß er in Wirklichkeit kein Interesse an einer Kulturerziehung der Naturvölker, sondern ausschließlich seinen Gewinn im Auge hat. Das Streben verdienen zu wollen macht ihn rücksichtslos; er bietet alles an, was für ihn gewinnbringend ist, ganz gleich, ob die Naturvölker dadurch gehoben oder ruiniert werden; auch fragt er wenig danach, ob seine Artikel zur Arbeit reizen oder nicht — wenn sie nur gut bezahlt werden.

Einen Haupthandelsartikel bildet bekanntlich der Branntwein. Wir werden erst später in anderem Zusammenhange diesem Gegenstande unsere Aufmerksamkeit zuwenden. Jetzt nur wenige Worte.

Es heißt in der That Eulen nach Athen tragen, wenn man den ungeheuren physischen und sittlichen Schaden erst beweisen soll, welchen die Branntweineinfuhr unter den Naturvölkern angerichtet hat und fortgehend anrichtet. Dennoch erklärte, und zwar im deutschen Reichstage, einer der Hauptvertreter des deutschen Ausfuhrgroßhandels, der in unsrer kolonialen Ära eine hervorragende Rolle spielt: „Wollten wir heute als Philanthropen für die Neger den Schnapshandel nach Afrika verbieten, so würden wir einen günstigen Zweig des deutschen Exporthandels bedeutend schädigen. Sollen wir also aus reiner Liebe zu den Negern, die doch noch nicht so lange unsere Brüder sind (Heiterkeit!), einen großen Geschäftszweig unterbinden? Der Schaden, der den Negern durch den Schnaps zugefügt wird, ist auch nicht so groß. Ich meine, daß es, wo man Civilisation schaffen will, hier und da eines scharfen Reizmittels bedarf, und daß scharfe Reizmittel der Civilisation wenig schaden." — Unverhüllter kann doch die nackte Gewinnsucht des Großhandels nicht ausgesprochen werden. Zwar wird — begreiflicherweise — geleugnet, daß der durch den Schnaps angerichtete Schaden allzugroß sei, aber obgleich auch der Handel zugeben muß, daß derselbe immerhin groß ist — ist es nicht schrecklich, daß ein großer Geschäftszweig von diesem Schaden lebt und darum derselbe — etwa aus Liebe zu den Negern! — nicht unterbunden werden darf!! Es ist wahrlich schwer, keine Satire zu schreiben, wenn nach solchem Bekenntnis dann doch wieder die Civilisationsphrase paradiert! — Zugegeben, die Branntweingier reize manchen Neger zu vorübergehender Arbeit, — im großen Ganzen ist das nicht einmal wahr, denn gerade die am meisten mit dem Branntwein bedachte afrikanische Küstenbevölkerung arbeitet thatsächlich am wenigsten — ist das die gerühmte Arbeitserziehung, das die erstrebte Civilisation? Und wiegen die paar durch den Schnaps gewonnenen Arbeitsstunden all das durch ihn angerichtete Elend auf? Sind sie, auch nur vom wirtschaftlichen Standpunkte aus betrachtet, ein Äquivalent für die Verlumpung, welche die Schnapseinfuhr im Gefolge hat? Aber gehen wir jetzt weiter.

In der Generalversammlung eines angesehenen Kolonialvereins wurde u. a. auch von der Erziehung zur Arbeit durch Weckung von resp. Gewöhnung an Bedürfnisse und Genüsse geredet und „zum Be-

weise dafür, wieweit die Bedürfnisse der Küstenbevölkerung jetzt schon vorgeschritten sind", mitgeteilt, daß man z. B. bei den sehr wohlhabenden Zwischenhändlern „Petroleumkochapparate, Nähmaschinen, ja selbst Mahagonikleiderschränke" finde, und dann mit einem gewissen Humor hinzugefügt: „Natürlich springt der Mahagoni bei Feuchtigkeit ab; aber das schadet nichts, er wird teuer bezahlt." Abermals also ein unverhülltes Bekenntnis der rücksichtslosesten Gewinnsucht, welche die Triebfeder des Handels ist. Wir führen dasselbe jedoch hier wesentlich an, um die Bedürfnisvermehrungstheorie noch von einer ganz andern Seite aus zu beleuchten. Haben die Mahagonischränke in den Negerbehausungen als Arbeitserziehungsmittel Dienste gethan? Mit nichten; aber die farbigen Händler sind durch sie zu lächerlichen Kulturkarikaturen gemacht worden. Der Civilisation, die der Handel bringt, fehlt fast durchgehends das eigentliche erzieherische Moment: die allmähliche und zugleich Selbstthätigkeit und Selbständigkeit weckende Führung von einer unteren Kulturstufe zu einer höheren. Daher wimmelt es überall, wo es dem Handel unter einem Naturvolke gelungen ist, solchen europäischen Industrieerzeugnissen Absatz zu verschaffen, welche über das wirkliche gesunde Bedürfnis desselben hinausgehen, von Kulturkarikaturen. Oder ist etwa der rohe Neger, der im Frack und Cylinderhut, aber ohne Hemd, Beinkleid und Schuhe einherstolziert; ist das barfüßige Kafferweib mit Seidenkleid und Damenuhr, aber voll Ungeziefer in ihrem wilden Haargewirr; ist die schmutzige Hütte, die von kostbaren Möbeln und feinem Geschirr vollgestopft ist, aber weder ein ordentliches Dach noch Thüren oder Fenster besitzt — sind sie und ähnliche Typen, wie man sie z. B. in den westafrikanischen Küstenländern, der Kapkolonie, Natal, auch in Neuseeland u. s. w. massenhaft findet, sind sie nicht viel mehr widerliche Zerrbilder einer ungesunden Afterkultur als erfreuliche Zeichen eines erzieherischen Civilisationseinflusses? Und leider haben diese Kulturzerrbilder nicht bloß ihre komische, sondern auch ihre tragische Seite; sie machen aus den Naturmenschen lächerliche Hanswurste, aber auch aufgeblasene Gecken; noch mehr: sie wirken in sittlicher Beziehung geradezu demoralisierend und in wirtschaftlicher Beziehung die Selbstthätigkeit ertötend. Denn die äußerlich aufgeklebten Civilisationsflitter, die zu der vorhandenen Kulturhöhe wie die Faust aufs Auge passen, lassen natürlich die Eingeborenen innerlich ganz wie

sie gewesen sind, nur mit der Ausnahme, daß sie zu der inneren Roheit auch noch eine narrenhafte Eitelkeit hinzufügen. Und durch die Dampfmaschinen und Parforce-Civilisation, die den Wilden mit einem Schlage an Kulturbedürfnisse gewöhnt, die bei uns das Ergebnis einer mehrtausendjährigen eigenartigen Kulturentwickelung sind, mutet man ihm einen *Sprung* zu, der im buchstäblichen Sinne für ihn ein salto *mortale* wird. Lassen wir uns durch den Schein nicht täuschen. Wenn der Wilde, der sich gestern noch mit einem einfachen Felle bekleidete, morgen in europäischer Stutzertracht einhergeht; der gestern noch in einer einfachen Hütte wohnte, morgen ein fein möbliertes Eisenhaus bezieht; der gestern noch der Lanze, der Keule und des Bogens sich bediente, morgen mit dem Hinterlader sich bewaffnet — so *scheint* das zwar ein großer Kulturfortschritt zu sein, in Wahrheit ist es aber ein verhängnisvoller *Bruch* mit der ganzen bisherigen Entwickelung, der, statt den Geist zu selbständiger Thätigkeit anzuregen, vielmehr den eignen Schaffenstrieb in ihm ertötet. *Wir* haben uns unsere Kultur im Laufe von *Jahrhunderten* selbst erarbeitet; den heutigen Naturvölkern wird sie als eine *fertige Ware* gebracht, für deren *Aneignung* und *Benutzung* sogar ihnen die Reife fehlt. Das ist die eigentlich große Gefahr, welche die Einführung unserer Kulturbedürfnisse den uncivilisierten Völkern bringt.

Und die hier drohende Schädigung wird abermals nicht aufgewogen dadurch, daß die Gewöhnung an europäische Kulturbedürfnisse wirklich zu einiger *Arbeit* reizt, was übrigens keineswegs in ausgedehntem Maße der Fall ist. Denn gerade die teueren Luxusgegenstände werden nicht von eigentlichen Arbeitern gekauft, sondern mit *Vieh* oder *Land* oder — wie in dem oben angeführten Falle — mit dem Gewinne bezahlt, den der meist entsittlichende *Zwischenhandel* abwirft. Derjenige Handelsartikel, der z. B. im *südöstlichen* Afrika die Eingeborenen wirklich in großen Scharen zur Arbeit treibt*), ist das *Schießgewehr*. Daß aber gerade durch die allgemeine Gewöhnung der Wilden an europäische Waffen der Civilisation ein großer Dienst geschehe, wird wohl kaum behauptet werden.

*) Wenigstens *vorübergehend*. Denn wenn sie heimkehren, so zeigt sichs, daß sie keineswegs zur Arbeit erzogen sind. Es ist ähnlich in der Südsee. Wenn diejenigen Insulaner, welche sich als Arbeiter noch auswärts verdingt hatten, heimkehren, so sind sie keineswegs für ihre Landsleute Muster von Fleiß.

Leider ist gegenüber dieser Überschwemmung der uncivilisierten Farbigen mit unpassenden Luxusartikeln und industrieschundlichen Civilisationsflittern nicht viel zu machen, da die Verdienstgier des Handels gegen alle Vorstellungen einer vernünftigen Erziehung taub bleiben wird und mit regierungsseitigen Gewaltmaßregeln gegen dieselbe nicht vorgegangen werden kann. Soweit wir sehen, empfiehlt sich ein Dreifaches: 1) daß die christliche Mission ihren Einfluß auf die Eingeborenen dahin ausübt, den Ankauf solcher ungeeigneter Artikel zu beschränken und die schädigenden Wirkungen derselben ein wenig auszugleichen; 2) daß die Plantagenbesitzer ihre Arbeiter nur mit wirklich nützlichen und für die Kulturstufe derselben geeigneten europäischen Industrieprodukten bezahlen; und 3) daß die Kolonialregierung auf die überflüssigen Luxusartikel einen hohen Zoll legt, dagegen an diejenigen Eingeborenen Prämien verteilt, welche ihren Vorschriften in bezug auf Kleidung, Wohnung und Feldwirtschaftsbetrieb am besten nachkommen.

Die andere koloniale Kulturaufgabe ist die Erziehung zur Bildung. Es ist auffallend, daß in dieser Beziehung der als Civilisationsfaktor so sehr gerühmte Handel bisher so gut wie nichts geleistet hat. Gerieben, pfiffig, listig hat er die Eingeborenen besonders an den Küsten unzweifelhaft gemacht, aber gebildet nicht. Uns ist nicht bekannt, daß irgendwo der Handel den Eingeborenen auch nur eine einzige Schule errichtet hätte! Und doch muß er ein so großes Interesse daran haben, intelligente farbige Gehilfen auf seinen Kontors, Faktoreien und Plantagen anstellen zu können, schon darum, weil die Europäer viel teurer sind und so schnell wechseln oder dem Klima erliegen. Woher diese Gleichgiltigkeit? Wir wissen keinen andern Grund als den, daß die Pflege der idealen Kulturgüter ihm nicht als ein Kapital erscheint, welches dem kaufmännischen Interesse direkt und genug Zinsen abwirft. Auch in den Kreisen der Kolonialfreunde, selbst der begeistertsten, herrscht viel Schweigen über diese Erziehungsfrage. Vermutlich aus demselben Grunde. Die Arbeitserziehungsfrage nimmt fast das ganze Interesse in Anspruch. Und doch hängt dieses letztere Problem mit der geistigen, sittlichen und religiösen Erziehung aufs engste zusammen. Es ist ein Verhängnis, wenn man daheim wie draußen die Arbeiterfrage isoliert und als eine rein materielle lösen will. Es wird dann ein Keim des Hasses und der Verbitterung in sie hineingetragen, der auch auf den Kolonien keine guten Früchte trägt.

Darum ist es für unsere Kolonialregierung nicht angänglich, sich gleichgiltig gegen die Bildungserziehung der Eingeborenen zu verhalten, obgleich früher andere Kolonialregierungen das gethan haben und in manchen Kolonien sie es heute noch thun. Freilich können wir weder verlangen noch wünschen, daß die deutsche Kolonialregierung sofort selbständig die Schulfrage in ihre Hand nehme und etwa gar mit Einführung des allgemeinen Schulzwanges vorgehe. Das hat indes aber auch gute Wege, schon darum, weil ihr die nötige Anzahl Lehrer fehlt. Wahrscheinlich dürfte es ihr überhaupt schwer fallen, für die klimatisch so gefährlichen Kolonien Lehrer zu schaffen, selbst wenn sie gut zahlte. Mit solchen Lehrern aber wäre der kolonialen Schule nicht gedient, die etwa nach 3 Jahren wieder in die Heimat zurückkehrten; denn es ist unerläßlich, daß auch auf unsern Kolonien der Volksschulunterricht in der Volkssprache erteilt wird, und um das zu können, ist eine längere Dienstzeit conditio sine qua non. Auch hier ist der Helferdienst der christlichen Mission unentbehrlich. Sie muß jedenfalls der Regierungsschule vorarbeiten und es ist unbedingt nicht früher an die Einrichtung einer solchen zu denken, als bis die Mission genügende eingeborene Kräfte für den Schuldienst vorgebildet hat. Bis dahin wird aber in der deutschen Kolonialgeschichte noch manches Jahrzehnt vergehen; darum halten wir es heute nicht für angezeigt, uns mit den Gefahren zu beschäftigen, die mit der Einführung einer religionslosen kolonialen Regierungsschule notwendig verbunden sind.

Vorläufig bleibt gar nichts übrig, als die Schule zu einem Werke der Freiwilligkeit zu machen und ihre Pflege vertrauensvoll der christlichen Mission zu überlassen, welche die nötigen Lehrkräfte schon stellen wird. Von der Kolonialregierung erwünschen wir nur zweierlei: 1) daß sie die Schulthätigkeit der Mission durch ihre obrigkeitliche Empfehlung auf alle Weise fördert und für dieselbe auch — wie es auf den britischen Kolonien Gebrauch ist — eine pekuniäre Unterstützung leistet; denn mit dieser Thätigkeit dient die Mission ihren Interessen ganz unmittelbar, erzieht ihr auch die unentbehrlichen eingeborenen Beamten; und 2) daß sie nicht zuviel in die Schule hineinreglementiert und sie nicht etwa nach dem preußischen Muster schablonisieren will. Auch hier stehen wir vor der Gefahr von Bildungskarikaturen. Wie frühreife Kinder, so sind auch par force gebildete Wilde unnatürliche Erscheinungen.

Wird nicht Maß gehalten mit den Kräften der farbigen Schüler, so überanstrengt und ruiniert man ihren Körper und mutet ihnen auch auf dem Gebiete des geistigen Lebens Sprünge zu, die nur wenige aushalten, die bei der großen Masse aber zu lächerlichen Purzelbäumen werden. Also: einfache, einfache, einfache Elementarschulen! Biblische Geschichte, Lesen, Schreiben, Rechnen, Singen für lange Zeit die einzigen Unterrichtsgegenstände und, wie schon bemerkt, alle in der Volkssprache. Wir möchten nicht einmal die Einführung des Deutschen als Unterrichtsgegenstand befürworten*). Fremde Sprachen gehören nicht in eine Volksschule und es ist der sicherste Weg, ein Naturvolk des nationalen und sittlichen Haltes zu berauben, wenn man ihm seine Muttersprache nimmt oder verächtlich macht. Wo es schon Schulen in den Kolonien giebt, sollte die Kolonialregierung niemals einen Eingeborenen in ihren Dienst nehmen, der nicht seine Muttersprache lesen und schreiben kann, und dem Wahne aufs entschiedenste entgegentreten, daß es ein Zeichen besonderer Bildung sei, wenn ein Eingeborener seine Muttersprache verachtet.

Auch in Bezug auf die sittliche und soziale Kulturaufgabe, welche unsere Kolonien uns stellen, müssen wir uns mit der Aufstellung einiger Grundgesichtspunkte begnügen. Die Hauptarbeit an der Lösung derselben fällt ohnedies der christlichen Mission zu, wie ohne weiteren Nachweis von selbst ersichtig ist. Daß das gute oder böse Beispiel, welches die auf den Kolonien lebenden Europäer, besonders die Regierungsbeamten und die Angestellten der großen Handlungshäuser geben, dabei bedeutend ins Gewicht fällt, ist ebenso selbstverständlich; doch werden wir auf diesen wichtigen Punkt erst in den beiden folgenden Kapiteln näher eingehen. Hier sei nur bemerkt, daß schon eine unparteiische Schutzübung und Gerechtigkeitspflege seitens der Kolonialbeamten, wie überhaupt gewissenhafte Pflichterfüllung aller europäischen Angestellten sittlich erziehend auf die Eingeborenen wirkt. Sonst muß sich die Regierung noch mehr vor dem Fehler hüten, zuviel in die sittlichen und sozialen Verhältnisse der Eingeborenen einzugreifen als zu wenig, und jedenfalls im Anfange mit Neuerungen sehr vorsichtig sein.

Alle bürgerliche Sittlichkeit, wie alles wohlgeordnete menschliche

*) Darüber können die Ansichten verschieden sein. Anm. d. Red.

Gemeinschaftsleben beruht auf den schon im alttestamentlichen Zehngebotegesetz gegebenen göttlichen Vorschriften bezüglich des Ruhetags, der Autorität von Eltern und Herren, des Schutzes des Menschenlebens, der Ehe, des Eigentums, der Ehre. In gemeinschaftlicher Arbeit mit der christlichen Mission, welche die Tugenden der Pietät, des Gehorsams, der Barmherzigkeit, der Mäßigkeit, der Keuschheit, der Ehrlichkeit, des Fleißes, der Treue, der Wahrhaftigkeit in die Herzen zu pflanzen hat — muß es das Streben einer christlichen Kolonialregierung sein, diese bürgerlichen Tugenden auch im öffentlichen Leben zur Geltung zu bringen. Freilich ist ihre Macht auf diesem Gebiete eine sehr beschränkte und erfordert die Anwendung derselben — pädagogische Schonung. Obgleich die Kolonialregierung den Götzendienst nicht mit Gewalt zerstören und den heidnischen Aberglauben durch Befehle nicht ausrotten kann, so ist es doch zweifellos ihre Pflicht, alle die Ausgeburten desselben gesetzlich zu verbieten und zu bestrafen, welche Vergehen gegen den Kriminalkodex sind, als Menschenopfer, Witwen- und Hexenmorde, Kinderaussetzungen und sonstige Grausamkeiten, wie selbstverständlich auch Blutrache nicht zu dulden und überhaupt das Gebot: „Du sollst nicht töten" in seinem ganzen Umfange zur Geltung zu bringen ist. Schwieriger steht es bezüglich der Ehe. Polygamie und Weiberkauf, so sehr natürlich ihre Beseitigung erstrebt werden muß, lassen sich keinenfalls durch sofortiges Verbot abschaffen; ein Gewaltakt dieser Art würde die gesamten sozialen Verhältnisse völlig verwirren, ohne die heidnisch sittlichen Anschauungen zu ändern, in denen diese Einrichtungen wurzeln. Erst mit der fortschreitenden Christianisierung lassen sich nach dieser Seite hin gesetzliche Regelungen treffen. Bezüglich der öffentlichen Keuschheitspflege dürften sittenpolizeiliche Vorschriften für die Weißen mindestens ebenso notwendig sein, wie sie für gewisse Fälle den Farbigen gegenüber zur Geltung gebracht werden müssen. — Selbstverständlich ist der Diebstahl zu bestrafen, es wird sich aber empfehlen, die landesüblichen Strafen, soweit sie nicht grausam sind, in Anwendung zu bringen, wie es überhaupt rätlich ist, unter europäischer Aufsicht auch in Straffällen möglichst die eingeborenen Richter entscheiden zu lassen. Wo der Grund und Boden Gemeinbesitz ist, ist dieses Eigentumsverhältnis zu respektieren*). Während der Sklaven-

*) Von besonderer Wichtigkeit erscheint uns die Pflicht der Kolonialregierung, die Landkäufe zu überwachen und dafür zu sorgen, daß die Ein-

handel unbedingt mit harter Strafe belegt werden muß, ist die Haussklaverei, wo sie sich noch findet, nicht etwa durch einen Federstrich aufzuheben. Überall zeigt die Erfahrung, daß plötzliche Sklavenemanzipationen wohl große wirtschaftliche Schädigungen und soziale Verwirrung angerichtet, aber keine entsprechenden sittlichen Gewinne im Gefolge gehabt haben. Pädagogisch weiser ist eine Regulierung dieser Frage in der Art, daß alle von Sklaven geborenen Kinder gesetzlich frei erklärt und, was wir besonders betonen, unter obrigkeitlicher Kontrolle in der Freiheit für die Freiheit erzogen werden müssen. Im übrigen empfehlen wir statt der gewaltthätigen und plötzlichen Revolution die pädagogische allmähliche Umgestaltung der überlieferten sozialen und Rechtsverhältnisse auf dem langsamen Wege der überzeugten inneren Anschauungswandlung. Also möglichste Schonung der Volkssitte und traditionellen Eigentümlichkeit, vor allem Achtung vor der Volkssprache, der jede Förderung und Pflege zuteil werden muß. Wir haben oft genug den Engländern den Vorwurf gemacht, daß sie die nationalen Eigentümlichkeiten der ihrer Herrschaft unterworfenen Völker zu wenig respektieren und alles anglikanisieren; hüten wir uns nun, daß wir nicht in denselben Fehler verfallen und alles germanisieren. Deutsche Erziehungskunst muß vielmehr ihre koloniale Aufgabe darin sehen, die eingeborene Bevölkerung nicht bloß vor Entnationalisierung zu bewahren, sondern sie so zu erziehen, daß sie unter väterlicher deutscher Oberleitung sich selbst zu regieren, zu kultivieren und auch zu christianisieren lernt.

VIII.

Drei Bitten an die deutsche Kolonialregierung.

Es ist weder unsere Absicht, in diesem Kapitel alle Kolonialpflichten der Reichsregierung zu kodifizieren, noch die im Laufe der

geborenen nicht besitzlos gemacht werden. Die sogenannten „Landhaie" haben in der Südsee großes Unglück gestiftet, und es ist allgemein bekannt, zu welchen blutigen Verwickelungen z. B. auf Neuseeland die betrügerischen Landkäufe geführt haben, durch welche die Eingeborenen enterbt wurden. Auch in Südafrika hat die Verleugnung der Eingeborenen vielfach in ihrer Besitzlosigkeit ihren Grund, welche die Landgier der Weißen herbeigeführt.

bisherigen Untersuchung bereits an sie gestellten vielfachen Anforderungen zu rekapitulieren, sondern wir wollen ihr nur einige bestimmte Wünsche betreffs ihrer *Stellung zur Mission*, der *Wahl der Kolonialbeamten* und der Beschränkung der *Branntweineinfuhr* ehrerbietigst vortragen.

Was zunächst die Stellung der Kolonialregierung zur Mission betrifft, so ist schon aus den bisherigen Andeutungen klar, daß wir durchaus *keine* staatliche oder staatskirchliche Mission auf unsern Kolonien begehren*). Im Blick auf die mittelalterlich-deutsche und auf die spanisch-amerikanische Staatsmission, sowie auf die heutige französisch-katholische Verquickung von Staatspolitik und Mission sagen wir: vestigia terrent. Die *Freiheit* ist für die evangelische Mission ein so wertvolles Gut, daß, wenn sie nur um den Preis einer Aufopferung derselben die staatliche Freundschaft erlangen könnte, sie sich keinen Augenblick bedenken dürfte, lieber auf diese zu verzichten, als jene zu opfern.

Aber hoffentlich ist ein gegenseitiges freundliches Verhältnis ohne ein solches aut — aut möglich. Wie daheim Staat und Kirche, so ja noch mehr sind draußen Kolonialregierung und Mission auf einander angewiesen. Die eine braucht die andere; aber schließlich *bedarf die Kolonialregierung der Mission noch mehr als diese jener.* Die Zeiten sind vorüber, wo die ostindische Kompagnie die Boten des Evangeliums des Landes verwies und im niederländischen Indien der Mohammedanismus mehr begünstigt wurde als die christliche Mission. Bei der englischen Kolonialregierung hat sich das lange geändert, und bei der holländischen ist wenigstens in der letzten Zeit eine erfreuliche Wandlung vorgegangen. Es ist durchaus nicht nötig, daß die deutsche Kolonial-

*) Daß eine christliche Kolonialregierung die *Pflicht* hat, in ganz ähnlicher Weise für die kirchlichen Bedürfnisse ihrer *Beamten* auf den Kolonien zu sorgen, wie es die Reichsregierung für das Gesandtschaftspersonal und das Militär zu Wasser und zu Lande thut, ist eine andere Frage. Auch die englische und holländische Kolonialregierung entsendet Kolonialgeistliche, die sie besoldet. Nur darf man, wie mit wenigen Ausnahmen der englische und holländische Kolonialklerus beweist, für die *Mission* von diesen Geistlichen nicht zu viel erwarten, schon darum nicht, weil sie zu schnell wechseln und selten der Volkssprache mächtig sind. Aber wenn sie nur auf die *europäische* Bevölkerung einen gesegneten Einfluß üben, so ist das schon eine große indirekte Missionsarbeit, deren Wert man nicht hoch genug anschlagen kann.

geschichte erst eine missionsfeindliche Periode durchmacht und durch eignen Schaden klug wird. Es ist weiser, sie lernt durch fremden Schaden und beginnt mit derselben wohlwollenden Haltung gegen die Mission, wie sie England heute beobachtet. Sie kann dem eignen Interesse gar nicht besser dienen.

Was wir zunächst von der deutschen Kolonialregierung erwarten, das ist, daß sie sich als christliche Obrigkeit bekennt; d. h. nicht etwa, daß sie sich in Religionssachen mengt, sondern bei voller religiöser Neutralität den heidnischen Unterthanen gegenüber — wie dies die Königin von England bei ihrem Regierungsantritt in Indien that — das eigene christliche Bekenntnis offen ausspricht, Schutz den christlich gewordenen Eingeborenen gegen heidnische Verfolgungen und den Missionaren event. auch gegen persönliche Chikanen gegnerischer Beamten, auch für die Missionare einer fremden Nationalität! — Selbstverständlich hegen wir diese Erwartungen nicht bloß bezüglich der Kronkolonien, sondern auch derjenigen deutschen Schutzgebiete (Lüderitzland, Ostafrika, Neuguinea), welche im Besitz und unter der Oberhoheit von Privatgesellschaften stehen. Für die beiden größeren dieser Gesellschaften, die für deutsche Kolonisation und die Neuguinea-Kompagnie, liegen Kaiserliche Schutzbriefe (vom 27. Februar und vom 17. Mai 1885) vor, welche ihnen ungeheure Rechte verleihen, aber weniger von Pflichten sagen. Allerdings heißt es in dem letzteren, daß die Kompagnie „die zur Herstellung und Befestigung eines friedlichen Verkehrs mit den Eingeborenen und zu deren Civilisierung dienlichen staatlichen Einrichtungen auf ihre Kosten zu treffen und zu erhalten habe". Nun lehrt die Geschichte ähnlicher kolonialer Gesellschaften bei andern Nationen, daß sie über der Sorge für den eigenen Vorteil die für das Wohl der Eingeborenen weit hintangesetzt und speziell die Christianisierung derselben durchaus nicht unterstützt haben. Da in diesen Schutzbriefen aber weitere Anordnungen in Aussicht gestellt werden, zu deren Befolgung die qu. Gesellschaften bei Verlust des Anspruches auf den Kaiserlichen Schutz verpflichtet sind, so bitten wir, daß in dieselben wie auch in spätere Kaiserliche Schutzbriefe auch die Verpflichtung aufgenommen werde: jede auf die Bekehrung der Eingeborenen gerichtete Thätigkeit christlicher Missionare zu unterstützen, auch die sonstigen Obliegenheiten gegen die Eingeborenen spezieller namhaft gemacht werden.

Im übrigen begnügen wir uns mit einer dreifachen Bitte: 1) daß den deutschen Missionaren auf den von der deutschen Reichsregierung subventionierten Dampfern freie Fahrt bewilligt werde, eine Vergünstigung, für welche die Missionare gern die Funktionen eines Schiffsgeistlichen übernehmen werden, wo es an einem solchen fehlt; 2) daß für Missionsniederlassungen auf den deutschen Kolonien Grund und Boden geschenkt werde in einer nach den örtlichen Verhältnissen wünschenswerten Ausdehnung; und 3) daß die Druckkosten für die sprachlichen Arbeiten der Missionare: die Herausgabe von Grammatiken, Lexicis, Schulbüchern und Bibelübersetzungen, entweder ganz oder teilweise von der Kolonialregierung übernommen werden mögen. Die Förderung von Arbeiten dieser Art liegt offenbar im Interesse jeder Kolonialregierung und gehört darum zu ihren Pflichten.

Noch mehr aber als an der Erfüllung dieser Wünsche ist daran gelegen, daß die Kolonialbeamten nicht bloß offiziell angewiesen werden, der Mission innerhalb der eben angedeuteten Grenzen Vorschub zu leisten, so daß die Behandlung der Missionare nicht von ihrer Willkür abhängt, sondern daß sie das auch aus eigenem Glaubenstriebe und mit Freuden thun und durch das Vorbild eines christlichen Wandels als persönliche Zeugen Christi das Werk der Mission unterstützen. Dies führt uns zum zweiten Hauptgegenstande unserer Petition.

Wenn irgendwo die Persönlichkeit der leitenden Männer von geradezu ausschlaggebender Bedeutung und viel mehr wert ist als selbst die besten Gesetze und Verordnungen, so ist das in den so weit entfernten Kolonien der Fall, deren ganzer Zuschnitt von dem der heimatlichen Verhältnisse so grundverschieden ist. Daß dort bureaukratische Pedanten vom Übel sind und vielmehr Charaktere gebraucht werden von großer Selbständigkeit, mit der Fähigkeit, sich den fremden Verhältnissen anzupassen und in ihnen eigene Wege zu gehen, ist von selbst einleuchtend. Aber noch mehr. Diese Männer müssen auch neben gründlicher Sachkenntnis und pädagogischer Begabung im weitesten Sinne des Wortes etwas Patriarchalisches haben und mit ehrfurchtgebietender Autorität eine väterliche Gesinnung gegen die Eingeborenen verbinden, ihre Sprache reden und ihre Interessen ebenso vertreten wie die der Weißen. Ja, auch das ist noch nicht genug: es müssen gewissenhafte, unparteiische, sittlich-ernste und besonders gegen fleischliche

Versuchungen gewappnete, religiös gegründete Männer sein; Leute, welche daheim in ihrer Laufbahn Schiffbruch gelitten, ihren guten Namen verloren und einen unsittlichen Wandel geführt, können wir als Kolonialbeamte nicht brauchen. Es wäre ein Unglück, wenn man die Kolonien als Versuchsstationen für Abenteurer oder sittlich bankerotte Existenzen ansehen und verwerten wollte.

Es ist schon früher angedeutet, daß wir Deutsche im Auslande einen übeln religiösen Ruf haben. Leider haben besonders unsere Landsleute in der europäischen wie außereuropäischen Fremde denselben wirklich verschuldet. Wo man sie auch treffe, da machen ihrer viele nicht bloß durch ihre religiöse Gleichgiltigkeit, sondern geradezu durch ihre Gottvergessenheit ihrem Vaterlande oft einen schlechten Namen. Auch andere Nationen stellen ja ein reichliches Kontingent zu der großen Schar gott—loser Menschen, um derentwillen der Name Christi gelästert wird unter den Heiden; aber dadurch kann die demütigende Thatsache weder entschuldigt noch beschönigt werden, daß unter den Verächtern des Christentums in der Fremde das deutsche Element leider, leider den Reigen führt. Selbstverständlich kann nun die deutsche Kolonialregierung es nicht hindern, daß gottvergessene deutsche Privatleute auf den deutschen Kolonien ihr schändliches Wesen treiben. Aber was sie verhindern kann, ist das, daß auch die Kolonialbeamten in herausfordernder Weise sich über die christliche Sitte hinwegsetzen und durch ein unchristliches Beispiel die Gottlosigkeit ermutigen. Gerade die Kolonialbeamten sind berufen, die Vertreter der deutschen Ehre in der Fremde zu sein. Vieler Augen sind auf ihr Verhalten gerichtet, und auch das Urteil über das deutsche Christentum in der Fremde ist zu einem großen Teil in ihre Hand gelegt. Von ihrer persönlichen religiösen Stellung hängt selbstverständlich auch ihr Verhalten gegen die christliche Mission ab. Unchristliche Kolonialbeamte werden niemals Freunde der christlichen Mission sein. Leider besteht bei uns in Deutschland in den Kreisen, aus welchen die Kolonialbeamten etwa genommen werden, noch immer viel Vorurteil gegen und Unkenntnis über die Mission. Es wird daher schwer halten, mit Kenntnis und Verständnis der Mission ausgerüstete Männer zu finden; aber das werden wir doch erbitten dürfen, daß man solche Männer *nicht* zu Kolonialbeamten macht, über deren *erklärte Missionsfeindschaft* kein Zweifel ist.

Wir verkennen in keiner Weise weder die Schwierigkeit über-

haupt, die bei der Neuheit der Sache in der Auffindung der geeigneten Persönlichkeiten für die Beamtenstellen in unseren jungen Kolonien liegt, noch die Mannigfaltigkeit der Interessen, welche ihre Wahl erschwert, setzen auch das größte Vertrauen nicht bloß in die Weisheit, sondern auch in das Wohlwollen unserer Reichsregierung. Dennoch glauben wir die ehrerbietige Bitte nicht zurückhalten zu dürfen, daß dieselbe bei der Wahl ihrer Kolonialbeamten auch die von uns aufgestellten Eigenschaften einer gebührenden Berücksichtigung würdigen möge.

Wir kommen jetzt zu unserem dritten Punkte: der möglichsten Beschränkung der Branntweineinfuhr, ein Gegenstand, der geradezu eine Lebensfrage für die eingeborene Bevölkerung unserer Kolonien genannt werden muß. Denn was einer der britischen Beigeordneten auf der afrikanischen Konferenz bezüglich dieser Frage im Blick auf die eingeborenen Völkerschaften innerhalb der dort festgesetzten Freihandelszone bemerkte: „Diese Völkerschaften werden nüchtern sein oder sie werden bald genug nicht mehr sein"*) — das gilt auch von der eingeborenen Bevölkerung unserer Kolonien. Unter Missionaren und Ärzten, Kolonialbeamten und Reisenden herrscht darüber vollständige Übereinstimmung, daß der Schnaps auf die sogenannten Naturvölker die verderblichsten Wirkungen übe, höchstens über ein Mehr oder Minder herrscht einige Meinungsverschiedenheit. Selbst diejenigen Großhändler, deren Hauptgeschäft der Spirituosenverkauf bildet, und die natürlich ein Interesse daran haben, den durch den Branntwein angerichteten Schaden als möglichst gering erscheinen zu lassen, können diesen Schaden nicht ganz und gar in Abrede stellen. Es würde den uns gesteckten Raum weit überschreiten, wollten wir für das alles eine Fülle von Zeugnissen anführen. Vermutlich wird die Erörterung, welche die Presse über diesen Gegenstand bereits eröffnet hat, solcher Beweise die Menge bringen. Hier soll nur an drei weltbekannte Beispiele aus drei Weltteilen erinnert werden: an die durch den Schnaps ruinierten nordamerikanischen Indianer, südafrikanischen Kaffern und neuseeländischen Maoris. Wem das aber noch nicht Ruin genug ist, der halte nur noch eine kleine Umschau unter der

---

*) Patzig: „Die afrikanische Konferenz und der Kongostaat". Heidelberg. 1885. S. 65.

afrikanischen Küstenbevölkerung, und er wird so vielen Tausenden verlumpter schwarzer Existenzen begegnen, daß er ausruft: Es bedarf keines weiteren Zeugnisses.

In seinem neuesten Werke: „Der Kongo und die Gründung des Kongostaates“ kommt Stanley oft auf die mörderischen Wirkungen zu reden, welche der Spirituosengenuß in den Tropen selbst auf Europäer ausübt, und behauptet, daß viele Todesfälle, welche man als Opfer des Klimas bezeichnet, lediglich Opfer der Spirituosen seien, eine Thatsache, die auch von anderen kundigen und nüchternen Männern, z. B. dem Arzte Fischer, bestätigt wird. Gerade in den Tropen ist also der Spirituosengenuß besonders gefährlich, und auf den Farbigen, dessen Gier nach diesem Genusse noch viel ungezügelter ist als die des Europäers, und der in demselben sich viel unmäßiger zeigt als dieser, auch eine viel schlechtere und gesundheitsgefährlichere Ware empfängt, ist die Wirkung noch viel unheilvoller. Ihn ruiniert der Schnaps nicht nur physisch, sondern er verlumpt ihn auch ganz und gar sittlich und ertötet in ihm alle die neuen geistigen Lebenskeime, welche die christliche Unterweisung in langer Geduldsarbeit etwa in sein Herz gepflanzt hatte. Wieviel schöne Hoffnungen der Missionare hat der große Giftmörder Schnaps wieder zerstört! In der Frankfurter Zeitung (vom 30. April 1885) schreibt leider sehr wahr ein deutscher, die Mission verspottender Reisender: „Schade um die Missionsarbeit in Afrika! Denn die Arbeit, die ein Missionar in zehn Jahren leistet, um aus einem Heiden einen guten Christen zu machen, kann in einer Stunde mit einer Kiste Gin im Werte von 2 Schilling umgeworfen werden.“

Aber ist die Schnapsgier des Farbigen die Schuld des weißen Branntweinhändlers, und wenn dieser sie nicht befriedigt, wird dann der Afrikaner sich nicht in Getränken berauschen, die er sich selbst bereitet? Allerdings wird er das; aber erstens in weit geringerem Maße, zweitens in einer weit weniger gesundheitsgefährlichen Weise und drittens — ja wo bleibt denn die Erziehung, mit welcher die Civilisationsphrase sonst so groß thut? Wenn die Trägheit des Negers den europäischen Interessen hinderlich ist, da heißt es: „Wir müssen den Farbigen zur Arbeit erziehen; es ist ihm selbst heilsam und ein gutes Civilisationswerk, so wir helfen, seine Trägheit zu überwinden, sollten wir dabei auch einen gewissen Zwang anwenden müssen.“ Ei, ist es denn dem Neger nicht gleich-

falls heilsam und ein noch besseres Civilisationswerk, wenn wir ihn zur Nüchternheit erziehen und helfen, seine Schnapsgier bändigen? Warum redet man denn da nicht der Anwendung eines „gewissen Zwanges" das Wort? Die Sache ist wieder sehr einfach: die Trägheit der Farbigen schadet, seine Trunksucht nützt den Interessen des Großhandels! Leider ist gerade das deutsche Spirituosengeschäft nach Afrika besonders ausgedehnt. Im Jahre 1883 betrug nach amtlichen Mitteilungen in der deutschen Gesamtausfuhr nach Afrika im Werte von 31 718 000 M. der Posten für Spirituosen allein ca. 12 Millionen, also etwa 40 Prozent. Im Jahre 1884 wurden allein von Hamburg und, bloß nach Westafrika*) 345 000 Doppelcentner Spirituosen ausgeführt, während die übrigen Ausfuhrartikel zusammen nur 106 000 Doppelzentner betrugen. Also Spirituosen ca. 320 Prozent!! Das ist wahrlich keine Ehre für den deutschen Handel. Denken wir uns unser Vaterland in demselben Verhältnis mit Schnaps überschwemmt — welchem Ruin gingen wir entgegen! Das wäre die Quantität. Und nun erst die Qualität! Es ist der Korrespondent der Kölnischen Zeitung, der uns versichert, daß der auf der afrikanischen Westküste verkaufte Gin mehr Terpentinöl und Vitriol als Alkohol enthalte**), eine gewissenlose Fälschung, die auch von wissenschaftlichen Autoritäten bestätigt wird***). Jedenfalls ist der nach Afrika ausgeführte Schnaps ein Fusel der elendesten und gesundheitsschädlichsten Sorte, der

---

*) Nach den Mitteilungen Fischers sollen in Ostafrika an der ca. 35 Mill. Mark betragenden Gesamteinfuhr, von der übrigens nur 4½ Millionen auf deutsche Häuser kommen, nur 80 000 Mark auf den Branntwein entfallen. Wir halten allerdings diese Angabe für zu niedrig; aber jedenfalls wird im Osten Afrikas weit weniger Branntwein eingeführt als im Westen. Der Grund ist für uns unaussprechlich demütigend. Er liegt nämlich darin, daß der im Osten herrschende Mohammedanismus den Spirituosenhandel verbietet!! Jetzt giebt es ein großes Deutsch-Ostafrika. Wir hoffen, daß die deutsche Schutzherrschaft die eingeborene Bevölkerung mindestens ebenso vor dem Branntwein schützen wird, wie bisher der Mohammedanismus es gethan.

**) Der Inhalt der ganzen Flasche kostet den Kaufleuten 7—8 Pfennige, mit Flasche, Etikette u. s. w. 20 Pfennige, und der Neger bezahlt pro Flasche dieses Gifttrankes 45 Pfennige! Das ist allerdings ein gewinnbringendes Geschäft.

***) Österlein: „Handbuch der Hygieine", S. 386, behauptet den Zusatz von Scheidewasser, Schwefelsäure, Alaun, Zinkvitriol, Bleizucker.

allgemein so verrufen ist, daß kein weißer Matrose ihn trinken mag.

Und dieses Giftgetränk bildet einen „günstigen Zweig des deutschen Exporthandels“, den aus Liebe zu den Negern zu unterbinden, eine lächerliche philanthropische Grille wäre!! Ist es nicht schrecklich, daß es einen Handel giebt, der geradezu vom Ruin der Farbigen lebt? Auch den Sklavenhandel hat man seiner Zeit damit entschuldigt, und den Opiumhandel entschuldigt man noch heute damit, daß durch ihre Aufhebung blühende Geschäftszweige geschädigt würden. Nun, diese beiden von anderen Nationen betriebenen blühenden Geschäftszweige verurteilt in Deutschland die öffentliche Meinung. Muß uns nicht das Ausland der Heuchelei beschuldigen, wenn unsere sittliche Entrüstung gegen Sklaven- und Opiumhandel uns gestattet, den Branntweinhandel zu begünstigen, weil — nun weil er einen günstigen Zweig des deutschen Exporthandels bildet*)?

Natürlich fehlt es dem Branntweinausfuhrgeschäft zu seiner Rechtfertigung nicht an Ausreden. Man könne, heißt es, den Schnaps nicht entbehren, weil er erstens ein Reizmittel zur Arbeit sei, zweitens den Hauptausfuhrartikel bilde, und drittens noch vielfach die Stelle des Geldes vertrete**). Statt uns auf eine aus-

*) Auf denselben Rechtfertigungsgrund läuft auch der Hinweis hinaus, daß die gegenwärtige Lage der deutschen Spiritusindustrie durchaus keine Beschränkung der Branntweinausfuhr in unsere Kolonien ertrage. Im Gegenteil: um dieses für das Gedeihen der Landwirtschaft so wichtige Gewerbe zu heben, müsse die Ausfuhrprämie erhöht werden. Für jedes Hektoliter ausgeführten Alkohols zahlt nämlich der Staat jetzt bereits eine Rückvergütung von 16 Mark, und es soll eine Erhöhung desselben auf 21 Mark beantragt werden. Für 1885 beträgt die Gesamtvergütung für Spiritusausfuhr 16—17 Millionen! Das wird manchen überraschen. — Allein so herzlich wir der gedrückten Landwirtschaft jeden Aufschwung wünschen, so können wir doch nimmermehr unsere Zustimmung dazu geben, daß die deutsche Spiritusindustrie auf Kosten des leiblichen und geistigen Wohls unserer farbigen Mitbürger in den Kolonien gehoben werde. Denn das ist es gerade, was wir bekämpfen: daß irgend ein Industriezweig das Recht habe, ja noch dafür prämiiert werden solle, von dem Ruin ganzer Bevölkerungen zu leben.

**) Diesen letzteren Punkt macht besonders Hübbe-Schleiden geltend in seinem sonst so vieles Vortreffliche enthaltenden Buche: „Ethiopien. Studien über Westafrika“. Hamburg 1879. S. 296. Aber diese ganze Apologie des Schnapshandels ist sehr schwach geraten. Es ist schlimm, daß erst der weiße Händler den Branntwein zu einer Art Kleingeld gemacht hat; aber es ist noch

führliche Beleuchtung dieser Entschuldigungen einzulassen, stellen wir zunächst die erfreuliche Thatsache fest, daß es in Westafrika drei große deutsche Firmen (die Baseler Missionsgesellschaft, Friedrich M. Vietor Söhne in Bremen und Fr. Chevalier und Komp. in Stuttgart) giebt, welche seit ihrer Begründung niemals mit Spirituosen gehandelt haben, und wir sind in der Lage versichern zu können, daß die geschäftlichen Ergebnisse derselben nicht schlechter sind, als die der schnapsverkaufenden Faktoreien. Also es kann doch auch ohne Schnaps ein ganz gutes Geschäft in Westafrika gemacht werden, wenn man wie die genannten Firmen, um mit dem Korrespondenten der „Kölnischen" zu reden, es „aus Humanitätsgründen" nur ernstlich will. Das Geschäft von Fr. M. Vietor Söhne ist das älteste deutsche in Westafrika; der Ausschluß der Spirituosen aus seinen Handelsartikeln hat ihm also auch Dauer verliehen. Gewiß müssen die keine Spirituosen führenden Handelshäuser durch andere geschäftliche Tüchtigkeit den Vorteil wieder einholen, den ihre schnapshändlerischen Konkurrenten ohne Zweifel vor ihnen haben; aber dieser Vorteil ist ein vorübergehender; auf die Dauer ruiniert der Branntweinhandel sowohl die Arbeitsfähigkeit wie die Kauffähigkeit des Negers. Das Spirituosengeschäft ist Raubhandel, und der Raubhandel ist wie der Raubbau ein verhängnisvoller wirtschaftlicher Rechenfehler, ganz abgesehen davon, daß er im vorliegenden Falle auch ein sittlicher Fehler ist.

Was ist nun zu thun? Bloße Bitten an den Großhandel, öffentliche Agitation zur Weckung des Volksgewissens, Ermahnungen der Missionare an die Eingeborenen genügen hier nicht, so wenig wir es auch an dem allen fehlen lassen sollen und wollen. Der Eingriff des staatlichen Armes ist hier unentbehrlich, und dieser

schlimmer, wenn er dadurch die fortgehende Notwendigkeit eines bedeutenden Branntweinimports beweisen will. Soll es auch hier heißen: Das eben ist der Fluch der bösen That, daß sie fortzeugend Böses muß gebären? Es würde dem europäischen Großhandel wohl möglich sein, einem andern Tauschartikel die Stelle des Geldes zu übertragen. Auch muß der genannte Autor zugeben, daß nur in den Küstenländern der „Rum" die Stelle des Geldes vertrete; gerade hier wird aber in nicht allzuferner Zeit das Geld selbst an die Stelle jedes Tauschwertartikels treten. Wenn Hübbe-Schleiden schließlich bemerkt: „Soll man alles Feuerzeug verbieten, weil zuweilen Brände vorkommen?" — so sieht jedermann ein, daß das ein völlig unzutreffender Vergleich ist.

Eingriff ist auch sittlich gerechtfertigt, da es offenbar zu den sittlichen Erziehungspflichten einer christlichen Kolonialregierung gehört, die eingeborene Bevölkerung zur Nüchternheit zu gewöhnen.

Leider ist die günstigste Gelegenheit, welche sich zur internationalen Regelung dieser Lebensfrage für Afrika darbot, unausgenützt vorübergegangen. Die so bedeutungsvolle afrikanische Konferenz, obgleich über die Gefahren der Branntweinpest für die Bewohner des dunkeln Weltteils wohl unterrichtet, hat aus uns unbekannten Gründen in der Generalakte schließlich kein Wort über die Beschränkung der Branntweineinfuhr festgesetzt. So bleibt nichts übrig, als daß wir uns zunächst an die deutsche Kolonialregierung wenden, damit in den deutschen Kolonien die Einfuhr von Spirituosen verboten oder doch wenigstens so viel als möglich beschränkt werde.

Zu unserer freudigen Überraschung ist nun bereits unter dem 8. Juni 1885 durch einen Erlaß des Reichskanzlers an die Neuguinea-Kompagnie die Verabfolgung von „Waffen, Munition und Sprengstoffen, sowie von Spirituosen an die Eingeborenen bis auf weiteres" untersagt worden*). Vermutlich im Anschluß an diesen Erlaß hat dann auch das Direktorium der deutsch-ostafrikanischen Gesellschaft vor kurzem den Beschluß gefaßt, daß der Transport und Verkauf von Spirituosen innerhalb ihres Gebietes von der Genehmigung der Gesellschaftsbeamten abhängig

*) Der vollständige Erlaß lautet:

Mit Bezug auf die gefälligen Schreiben vom 25. März und 8. und 10. April d. J. benachrichtige ich das Komitee für die Neu-Guinea-Kompagnie ergebenst, daß ich die Veröffentlichung einer Bekanntmachung des Kaiserlichen Kommissars von Örtzen in der australischen Presse veranlaßt habe, wonach in dem deutschen Schutzgebiete, dessen Grenzen durch den Kaiserlichen Schutzbrief vom 17. Mai d. J. bestimmt worden sind, 1) neue Landerwerbungen ohne Genehmigung der deutschen Behörde ungiltig und nur ältere wohlerworbene Rechte geschützt werden sollen; 2) Waffen, Munition und Sprengstoffe, sowie Spirituosen bis auf weiteres an Eingeborene nicht verabfolgt und 3) Eingeborene zur Verwendung als Arbeiter aus dem deutschen Schutzgebiet nicht weggeführt werden dürfen, ausgenommen für deutsche Plantagen aus denjenigen Teilen des Bismarckarchipels, wo dies bisher geschehen war, jedoch nur unter Kontrole deutscher Beamten.

Zum Erlaß einer dem Punkt 1 entsprechenden Bekanntmachung ist der Kommissar schon vor einigen Wochen telegraphisch ermächtigt worden.

In Vertretung des Reichskanzlers:
(gez.) Hatzfeldt.

und nur zu gestatten sei, „wenn das Bedürfnis derartiger Getränke zu medizinischen, gesundheitlichen oder gewerblichen Zwecken nachgewiesen und die gesundheitschädliche Wirkung der Getränke ausgeschlossen sei“ *).

Hiernach erscheint also der Wunsch keineswegs als ein zu kühner, daß sich ein *Verbot* für die Branntweineinfuhr wenigstens in diejenigen unserer überseeischen Besitzungen erreichen lasse, in welche bisher noch keine oder nur eine sehr unbedeutende deutsche Spirituoseneinfuhr stattgefunden, und wir erlauben uns daher die Bitte an die deutsche Kolonialregierung: *wie für Neuguinea und den Bismarckarchipel so auch für Lüderitzland ein solches Verbot zum Gesetz zu erheben* und für *Ostafrika* die Verordnung der dort kolonisierenden Gesellschaft *reichsseitig* zu bekräftigen.

Etwas anders liegen die Verhältnisse in *Westafrika*. Hier läßt sich der Branntweinhandel, ohne die in ihn verflochtenen Firmen aufs empfindlichste zu schädigen, nicht mit einem Male gänzlich beseitigen. Wir beantragen daher für unsere westafrikanischen Besitzungen die Erhebung sowohl eines hohen *Einfuhrzolles*, den der *Großhändler*, wie einer bedeutenden *Lizenzgebühr*, die der den Einzelverkauf besorgende *Kleinhändler* zu tragen hat **). Eine bloße Lizenzgebühr, welcher der Export-Großhandel das Wort redet, *weil sie ihn nicht trifft*, würde ihren Zweck gar nicht erfüllen; denn so lange die Zollfreiheit der unbeschränkten Einfuhr von Spirituosen Thür und Thor aufthut, wird sich jede Lizenzgebühr als ein viel zu schwacher Damm gegen die Schnapssündflut beweisen. Dieser *Einfuhrzoll* muß mindestens ebenso hoch sein als der in den benachbarten englischen Schutzgebieten,

*) Hoffentlich wiederholt sich aber hier nicht die mit der Firma Lüderitz gemachte Erfahrung. Bekanntlich wurde vor dem Jahr mit Pauken und Trompeten die Hochherzigkeit jener Firma gerühmt, weil sie den deutschen Missionaren das Versprechen gegeben, *an die Eingeborenen keinen Branntwein zu verkaufen*. Der Jubel hat aber nicht lange gedauert, denn jetzt wird doch Branntwein in Angra Pequena eingeführt, und es stellt sich heraus, daß jenes Versprechen nur so gemeint gewesen: auf den Lüderitzschen Faktoreien keinen Branntwein auszuschenken, dafür aber ihn *faßweise an die Händler zu verkaufen*. —

**) Daß ein solcher Einfuhrzoll auch wünschenswert ist, um durch ihn einen bedeutenden Teil unseres kolonialen Ausgabebudgets zu decken, sei hier nur angedeutet.

weil sonst der entsittlichende Schmuggelhandel einen neuen blühenden Geschäftszweig bilden würde. Auch leidet es die deutsche Ehre nicht, daß etwa seitens der Spirituosenfirmen und ihrer Angestellten den Eingeborenen die deutsche Schutzherrschaft durch den Hinweis auf zollfreie Schnapseinfuhr empfohlen würde, wie solches auf der Sklavenküste bereits versucht worden zu sein scheint*).

Und noch eins. Es giebt in Deutschland ein Reichsgesundheitsamt. Wir beantragen, daß dasselbe seine Thätigkeit auch auf die eingeborene Bevölkerung unserer westafrikanischen Kolonien ausdehne, indem es die auszuführenden Spirituosen zuvor einer Prüfung auf etwaige gesundheitsgefährliche Zusatzsubstanzen unterwirft und rücksichtslos selbst die größten Massen konfisziert, wenn sie solche Substanzen wirklich enthalten.

Alles, was geschieht zur Beschränkung der Branntweineinfuhr nach Afrika, das geschieht zur wirtschaftlichen Hebung des Landes und zur Rettung und wirklichen Civilisierung seiner Bewohner. Auf Livingstones Grabsteine in der Westminsterabtei stehen zum bleibenden Gedächtnis an den heldenmütigen Kampf, den dieser tapfere Mann ein ganzes Menschenalter hindurch gegen den Sklavenhandel geführt, seine letzten aus Afrika geschriebenen Worte: „Möge des Himmels reicher Segen herniederkommen auf jeden, er sei Amerikaner, Engländer oder Türke, der diese offene Wunde der Welt heilen hilft." Nun, die heutige Branntweineinfuhr schlägt den Naturvölkern aller Erdteile auch eine „offene Wunde", die nicht weniger schrecklich ist als der fluchwürdige Sklavenhandel. Möge des Himmels reicher Segen herniederkommen auf jeden, er sei Staatsmann, Missionar, Großhändler, Journalist oder Reisender, der diese offene Wunde der Welt heilen hilft.

IX.

Zwei Bitten an den deutschen Großhandel.

Die christliche Mission, wenn sie im Geiste ihres Stifters getrieben wird, ist die einzige Macht, welche selbstlos zu den Heiden

*) Monatsblatt der norddeutschen M.-G. 1885 S. 42, 47.

kommt. Ihr Grundmotiv ist: „Mich jammert des Volks". Sie will nichts von den Eingeborenen haben, sondern ihnen nur geben. Die Kolonialmacht kommt zu ihnen, um ihre Herrschaft, der Handel um seinen Reichtum, die Wissenschaft um ihre Kenntnis zu vermehren; die Mission aber um Rettung zu bringen.

Und wie den Eingeborenen, so dient die Mission auch der Kolonialpolitik, dem Handel, der Wissenschaft; obgleich ihr von diesen Mächten oft genug nicht freundlich begegnet wird. Insonderheit hat der Welthandel von ihrer Thätigkeit einen sehr bedeutenden Gewinn. „Den Kaufleuten — erklärt der sachverständige und aus afrikanischer Erfahrung redende Hübbe-Schleiden — fällt der größte und direkteste Vorteil aller Missionen zu" *). Es ist das eine so bekannte Thatsache, daß die Anführung von Einzelnachweisen als ein überflüssiges Geschäft erscheint. Nur daran wollen wir in der Kürze erinnern, daß speziell der deutsche Südseehandel seine Ausdehnung ganz wesentlich der evangelischen Mission verdankt, wie u. a. aus der Denkschrift der deutschen Reichsregierung, betreffend den Freundschaftsvertrag mit Samoa, hervorgeht.

Nun: noblesse oblige. Hat der Handel soviel Gewinn von der Mission, so sollte er auch besonders reichlich beisteuern zur Unterhaltung der Mission. In England ist das auch in ziemlich bedeutendem Umfange thatsächlich der Fall. Es ist in Deutschland weithin Mode, verächtlich von der englischen „Krämerpolitik" zu sprechen, die selbst bis in die christlichen Unternehmungen hineinreiche. Ohne nun unsererseits den Beruf zu fühlen, eine Apologie dieser „Krämerpolitik" zu schreiben, müssen wir doch der Gerechtigkeit wegen zweierlei bemerken: 1) daß auch andere Nationen ihre Politik nach wirtschaftlichen Gesichtspunkten gestalten und daß diese Gesichtspunkte um so maßgebender werden, je bedeutender ihre Handelsinteressen sind, und 2) daß der deutsche Kaufmann schwerlich ein Recht hat, dem englischen einen Vorwurf zu machen, wenn dieser in nobler Weise die Mission unterstützt — selbst wenn er es nur aus Handelsinteresse thun sollte, was zu beurteilen jedoch völlig außerhalb seiner Urteilsfähigkeit liegt, da er kein Herzenskundiger ist. Aber stellen wir uns einmal einen Augenblick auf den rein kaufmännischen Standpunkt. Warum thut denn

*) Ethiopien S. 62.

der deutsche Kaufmann nicht gleichfalls, was sein englischer Kollege thut? Ist es denn ein kaufmännisches Unrecht, sich durch das Handelsinteresse bestimmen zu lassen? Wenn der deutsche Kaufmann nicht einmal aus „Handelsinteresse“ die Mission unterstützt, ist er dann seinem englischen Konkurrenten gegenüber nicht — der weniger Kluge?

Aber wenn wir auch die kaufmännische Klugheit ganz aus dem Spiele lassen wollen — so erinnern wir an die einfache Pflicht der Dankbarkeit, welche der Großhandel gegen die Mission hegen muß. Denn das ist eine von ihm selbst doch nicht bestreitbare Thatsache, daß unter wilden Nationen die Mission die wirksamste Schutzmacht für den Handel ist und daß sie durch die Gewöhnung der Eingeborenen an die einfachsten Kulturbedürfnisse seinen Absatz steigert.

Und wenn das alles nicht wäre, wenn bis heute der überseeische Handel noch gar keinen Gewinn von der Mission hätte, so müßte ihn dennoch die Dankbarkeit treiben, dieselbe zu unterstützen. Denn holt er nicht einen großen Teil seines Reichtums von heidnischen und noch auf tiefer Civilisationsstufe stehenden Völkern? Muß es ihn also noblerweise nicht drängen, diesen armen Völkern, von denen er soviel Gewinn hat, auch seinerseits etwas zu geben? Und zwar einen wirklichen Segen, der ihm auch etwas kostet, nicht bloß die billige Civilisationsphrase. An sich selbst kann aber in dieser Beziehung der Handel wenig thun; so sollte man glauben, daß er sich freuen müsse, wenn er seine Schuld durch eine andere Macht abtragen, d. h. wenn er die christliche Mission unterstützen könnte, die das Beste, was wir zu geben haben, denselben Völkerschaften bringen will, die dem Kaufmann seine Kasse füllen!

Wenn irgendwer in der Heimat die Missionspflicht als Dankesschuld fühlen und mit dem großen Heidenapostel, wenn auch mit anderer Motivierung sprechen müßte: ich bin ein Schuldner der Heiden, so sollte es der überseeischen Handel treibende Kaufmann sein, der von diesen Heiden reich geworden ist!!

Wir besitzen einige Kenntnis der Quellen, aus denen die deutschen Missionseinnahmen fließen, und müssen leider die Thatsache feststellen, daß — mit Ausnahme von ein paar großen Geschäftshäusern, deren Namen wir aber nicht nennen wollen — der deutsche Großhandel bis heute nicht zu diesen Quellen gehört.

Nehmen wir z. B. Hamburg. Nach dem neuesten Berichte der norddeutschen M.-G. hat diese reiche Großhandelsstadt pro 1884 für jene Mission 10226 Mark aufgebracht*)!!! Wir können nicht genau angeben, wie viel Gaben noch an andere M.-GG. gegangen sind; keinenfalls mehr als 4000 Mark. Leistet aber eine Stadt wie Hamburg einen jährlichen Missionsbeitrag von nur 14000 Mark, von dem noch dazu wahrscheinlich ein bedeutender Bruchteil auf nicht großhändlerische Kreise kommt, so hat jedenfalls der Hamburger Großhandel keinen Grund zur Beschwerde, wenn englischerseits auf diese Thatsache mit Fingern gewiesen und sie als — wir hoffen allerdings voreiliger — Beweis verwertet wird, daß die christliche Mission von der deutschen kolonialen Ära keine Förderung zu erwarten habe.

Es giebt in unserm Vaterlande große Kreise, welche kleine Gaben für die Mission steuern, ohne daß man dieselben jedoch ihrer Mehrheit nach als „Witwenscherflein" bezeichnen dürfte. Uns fehlt die Noblesse im Geben, d. h. unsere Missionsbeiträge sind im Ganzen weder Gottes würdig, noch dem großen Werke der Weltevangelisierung angemessen, noch unserm Vermögen entsprechend. Wir dürfen nicht müde werden, es immer zu wiederholen, daß unsere kleinen Gaben Zeugnisse einer kleinlichen Behandlung eines großen Werkes sind! Es fehlen uns besonders die Reichen, die viel einlegen. Oder vielmehr: die Reichen sind wohl da, aber sie legen nicht viel ein. Und zu diesen Reichen, die nicht viel einlegen, gehört bis heute der deutsche Großhandel. Wenn aber irgend ein Reicher daheim verpflichtet ist, viel einzulegen, so ist es der überseeischen Handel treibende Kaufmann, der von den Heiden reich geworden ist.

Und zwar verstehen wir unter viel auch wirklich viel. Nicht blos 10 oder 20 oder 100 Mark jährlich. Wenn z. B. eine reiche Großhandelsstadt wie Hamburg jährlich eine Million für die Mission steuerte, dann würde vielleicht der am Gotteskasten stehende himmlische Steuerkontroleur erklären: Hamburg hat viel eingelegt! Jedenfalls sollte eine am Welthandel so hervorragend beteiligte Stadt wie Hamburg ganz allein eine große Missionsgesellschaft unterhalten. Damit meinen wir nicht, daß nun etwa eine

*) Bremen (Stadt): 47667 Mark.

Hamburger M.-G. ins Leben gerufen werden sollte. Die Gesellschaft, zu welcher Hamburg gehört, ist bereits da; es ist die norddeutsche, welche ihren Sitz in Bremen hat und die leider gar nicht recht wachsen will. Die beiden reichen norddeutschen Schwesterstädte müßten die kleine norddeutsche Mission zu einer der größten in Deutschland machen. Es ist bekannt, wie nahe Hamburg zu unsern westafrikanischen Kolonien steht. Vor Gott und Menschen wäre es seine Pflicht, dafür aufzukommen, daß das bisherige Arbeitsgebiet der norddeutschen M.-G. auf der Sklavenküste auf diese Kolonien ausgedehnt werden könnte.

Gerade auch aus Handelskreisen ist die Parole ausgegeben worden: Deutsche Missionare auf deutschen Kolonien! Nun, so versteht sich wohl auch die Bitte von selbst, daß wesentlich der deutsche Großhandel für die Unterhaltung dieser neuen Missionare sorgt. Denn das wäre doch unnobel, daß der reiche Großhandel von den Scherflein der Witwen die Missionare unterhalten läßt, deren Arbeit ihm einen großen Gewinn bringt! Wie schon bei anderer Gelegenheit muß es auch hier wieder gesagt werden, daß mit hohlen Civilisationsphrasen und den leidenschaftlichen Angriffen auf englische Missionare der Mission ganz und gar nicht gedient ist. Große reelle Unterstützungen sind nötig, wenn wir neue Missionen in Angriff nehmen sollen. Es wird wesentlich von den Beiträgen abhängen, welche der deutsche Großhandel leistet, ob und in welchem Umfange dies geschehen kann.

Wir kommen jetzt zu unserm zweiten Punkte. Leider ist es eine Thatsache, daß — manche erfreuliche Ausnahmen abgerechnet — draußen auf den Missionsgebieten Missionare und Kaufleute selten in einem freundlichen Verhältnis zu einander stehen. Der Korrespondent der „Kölnischen Zeitung", welcher diese Thatsache gleichfalls hervorhebt, erklärt sie folgendermaßen*): „Der Kaufmann sagt zu den Eingeborenen: Ich bin der Herr und ihr seid die Diener; bis auch ihr einmal Herren werdet, müßt ihr euch noch recht tüchtig plagen. Eins der wirksamsten Mittel der Missionare, Schüler herbeizuziehen, besteht aber darin, daß man ihnen erklärt: vor Gott seien alle Menschen gleich. Der Eingeborene überträgt diesen christlich humanen Lehrsatz vom moralischen

*) Zöller, „Reise ins Togoland" S. 185.

Gebiete auf das thatsächliche und glaubt nunmehr dem Europäer gleichzustehen. Es gehört ja schon ein ziemliches Maß von Bildung dazu, um zu verstehen, daß es trotz aller Gleichheit vor Gott dennoch Standesunterschiede geben kann. Die Kaufleute auf Java und in niederländisch Indien überhaupt erklären, daß der Eingeborene, der Christ geworden, oder falls er schon Mohammedaner sei, eine Reise nach Mekka gemacht habe, fernerhin, wenn nicht gerade ein Spitzbube, so doch für jede nützliche Thätigkeit verloren sei. Besonders unter Negern, die zwischen den zwei Extremen des blinden Gehorchens und der dünkelhaftesten Selbstüberhebung keinen Mittelweg zu finden wissen, würde es ein selbstmörderisches Beginnen sein, den durch die negerfreundliche Rechtspflege in den englischen Kolonien mehr als überflüssig genährten Dünkel der Schwarzen auch noch vermittelst der Religion zu vermehren."

Wir haben hier ein wunderliches Gemisch von Wahrheit und Dichtung. Sehen wir ab von der überraschenden Bemerkung, daß erst die Bildung die Standesunterschiede respektieren lehre*), und der durch massenhafte Thatsachen, z. B. bezüglich der Baseler und Bremer Mission von dem genannten Korrespondenten selbst widerlegten Behauptung, daß die christlich gewordenen Eingeborenen „für jede nützliche Thätigkeit verloren seien" **), so ist allerdings richtig, daß die Stellung des Kaufmanns zu den Eingeborenen eine andere ist als die des Missionars; jedenfalls ist es aber nicht zutreffend, daß der erstere sie zur Demut, der letztere zum Dünkel erziehe. Wir möchten doch wissen, ob nicht gerade die unter dem speziellsten Einfluß des Handels stehenden Küstenneger,

*) So müßte der Korrespondent der „Kölnischen" doch erst recht der Mission das Wort reden; denn durch ihre Schulerziehung verhilft sie ja dem Eingeborenen zu einem „ziemlichen Maß von Bildung"! Wunderlicherweise wird sie dann freilich auch dafür wieder getadelt; denn dann heißt es: die Mission macht den Neger zu gebildet, sie sollte ihn lieber in der Demut erhalten, denn die Bildung macht ihn aufgeblasen! Wie soll sie's nun recht machen?

**) Bezüglich der mohammedanischen Mekkapilger, von denen jeder nach seiner Heimkehr das Recht hat, sich von den Gaben der „Gläubigen" ernähren zu lassen und bettelnd das Land zu durchziehen, mag das wahr sein. Aber wie erklärt nun unser Gewährsmann die merkwürdige Thatsache, daß in niederländisch Indien Regierung und Kaufmann nicht nur die mohammedanische Proselytenmacherei, sondern auch die Wallfahrten begünstigt, ja den Pilgern die Schiffe für dieselben besorgt hat? Da müssen doch wohl für die Feindschaft gegen die christliche Mission andere Gründe vorliegen.

besonders wenn die Civilisationsflitter auch noch Kulturkarikaturen aus ihnen gemacht haben, die dünkelhaftesten Exemplare ihrer Gattung wären! In Wirklichkeit verhält sich die Sache vielmehr so, daß der Missionar — nach der Meinung des Kaufmanns — nicht genug für seine Interessen sorgt, sondern auch die der Eingeborenen vertritt. Möglich, daß er dabei je und je nicht weise genug handelt; Missionare fehlen auch, und wenn der Kaufmann gerechte Klagen wider sie hat, so werden wir uns gern zu seinem Sachwalter machen. Wie bereits angedeutet, dient thatsächlich die Mission, und zwar in ziemlich ausgedehntem Maße, den Interessen des Handels; aber diese Interessen haben für sie auch ihre Grenze, nämlich dann, wenn die Gewinnsucht des Handels zur Ausbeutung und Entsittlichung der Eingeborenen führt. So z. B. ist ein Konflikt zwischen Mission und Branntweinhandel, Mission und Sklaverei jeder Art unvermeidbar. Der Missionar ist durch seinen Beruf der Vertreter der Eingeborenen, und in den meisten Fällen ist es nicht seine Schuld, wenn die Treue gegen diesen Beruf eine offene oder geheime Feindschaft zwischen ihm und dem Kaufmann bewirkt. Es ist eine Pflicht der Gerechtigkeit, dem genannten Korrespondenten gegenüber auch diese andere Seite hervorzukehren.

Dazu kommt noch ein anderer Umstand ziemlich delikater Natur, der gleichfalls den Konflikt unvermeidlich macht und der keineswegs neueren Datums ist. Wir geben über diesen Punkt dem bekannten Geographen Meinicke das Wort. In einem Kapitel, in welchem er die Glaubwürdigkeit der seitens gewisser Händler gegen die Missionare erhobenen Beschuldigungen prüft, schreibt er*) über die Zustände auf den Südseeinseln: „Die Männer, welche sich des Handels wegen in den Häfen niedergelassen haben und zu den Gebildeteren gehören, sind fast alle von weltlicher Gesinnung, bloß um Geld zu verdienen, und was eine Hauptsache ist, unverheiratet hergekommen. Daß die Ansichten und Wünsche der größten Mehrzahl derselben mit denen der Missionare wenig vereinbar sind, begreift man leicht. Es hat sich sogar zwischen beiden Teilen allmählich eine tief eingewurzelte und erbitterte Feindseligkeit gebildet; zwei Punkte sind es vorzugsweise, die hauptsächlich nachteilig dabei gewirkt haben: der Verkehr mit den einge-

*) „Die Südseevölker und das Christentum" S. 252 f.

borenen Frauen — denn selbst die gebildeteren Europäer leben in diesen Inseln ganz ohne jenes Gefühl der Scham und des Anstandes, das in civilisierteren Ländern das Leben wenn auch nur äußerlich beherrscht — und der Handel mit Branntwein, an dem wenigstens ein großer Teil der Kaufleute teilnimmt. Da die Missionare stets ihren ganzen Einfluß angewandt haben, beides zu unterdrücken, so mußte das natürlich bittern Haß erregen"...*)

*) Auffallenderweise werden die katholischen Missionare von manchem Verkläger der evangelischen lobend herausgestrichen, wenn es sich um die hier in Rede stehende Feindschaft handelt. Oft sind die betreffenden Lobredner Katholiken, dann ist ja die Sache erklärlich; aber auch wenn es Protestanten sind, die nicht im evangelischen Glauben stehen, braucht man sich nicht allzusehr zu verwundern. Wir haben in unserer bereits früher angeführten „Protest. Beleuchtung" Zeugnisse genug zusammengestellt, daß die römischen Missionare selbst ganz im Tone der „Gartenlaube" den sittlichen Ernst der evangelischen als Pietismus oder Puritanismus verspotten; so gefallen sie natürlich in dieser Beziehung den betreffenden Berichterstattern. Wir geben zu, daß es unter den protestantischen Missionaren Männer giebt, deren sittlicher Ernst mit einer gewissen Engigkeit behaftet ist; aber wir wollen darob doch lieber einigen Tadel tragen als mit den römischen Missionaren das sehr zweideutige Lob teilen, daß sie „leben und leben lassen" und „keine Rigoristen" seien.

So kann auch der andere angebliche Vorzug, um deswillen man sie uns vielfach zum Vorbild hinstellt, den Kundigen nicht im mindesten imponieren, nämlich daß man sagt: sie verstünden es besser, die Wilden arbeiten zu lehren, als die evangelischen Missionare. Wir sind gerecht genug zuzugeben, daß es allerdings verschiedene musterhafte industrielle katholische Missionen giebt, z. B. zu Bagamoyo in Ost- und am Gabun in Westafrika. Aber diesen katholischen stehen z. B. in Lovedale und auf der Goldküste mindestens ebenbürtige evangelische industrielle Missionen gegenüber. Nur ist ein großer Unterschied: die römische Mission dressiert, die evangelische erzieht. Darum geht es dort oft geschwinder und wird mit blendendem Schein viel Parade gemacht. Welches überschwengliche Lob wird nicht den Jesuiten für ihre Arbeitserziehung in Paraguay noch immer erteilt! Wo finden sich denn aber heute auch nur noch Spuren dieser zweihundertjährigen Musterdressur? Als die Stunde der Prüfung kam, stürzte das ganze Gebäude zusammen, und fast nicht einmal Ruinen sind geblieben („Protest. Beleuchtung" S. 425 ff.). Oder wie steht's denn auf den Philippinen, welche die katholischen Quellen als „eine der schönsten Eroberungen christlicher Civilisation, einen der schönsten Erfolge des katholischen Missionswerkes" bezeichnen? Länger als drei Jahrhunderte hat hier die römische Mission, unterstützt von der weltlichen Macht und ohne jede sonstige Hemmung, Gelegenheit gehabt, Proben ihrer Arbeitserziehung zu liefern. Daß dieselben nicht glänzend ausgefallen, ist männiglich bekannt. Bis auf diesen Tag „sind die Tagalen schläfrig und sorglos und träumen ohne rechte Thätigkeit in einer Art Schlaraffenleben dahin". Nach ihrem eigenen Zeugnis

Diese Zustände sind in *niederländisch Indien* und *Afrika* nicht wesentlich anders als in der *Südsee*. Wiederholt berichtet uns selbst der Korrespondent der „Kölnischen" *), daß es unter den jungen Kaufleuten auf der Westküste fast *allgemeine* Regel sei, mit einem nach afrikanischer Sitte *gekauften* eingeborenen Mädchen in wilder Ehe zu leben, ohne seinerseits auch nur ein einziges mißbilligendes Wort über dieses unsittliche Verhältnis zu sagen. Im Gegenteil: er bezeichnet es als „Verheiratung nach Landesbrauch", als „in den Augen des Volkes vollkommen legitim und ohne entehrenden Beigeschmack". Ja, er schließt sein Buch mit einer effektvollen Geschichte, welche dieses Konkubinat mit einer Art idyllischen Heiligenscheins umgiebt. Das giebt doch zu denken. Während die Presse so tapfere Kritik an den Missionaren übt und neuerdings mit Moralpredigten an dieselben so freigebig ist, *suchen wir ganz vergebens nach Ausdrücken sittlicher Entrüstung wider die jungen Kaufleute, welche im Heidenlande offen wie die Heiden leben.*

Und an diese Thatsache schließt sich unsere zweite Bitte an den deutschen Großhandel, nämlich die, daß *bei der Auswahl der auszusendenden Handlungskommis der sittliche*

„gönnten die Mönche den Tagalen von Herzen die Freiheit, sich nicht den ganzen Tag mit Arbeit abplagen zu müssen" („Protest. Beleuchtung" S. 449). Merkwürdig: *immer leistet Rom gerade in denjenigen Ländern nichts, welche seine Domäne sind*, während es auf Konkurrenzgebieten durch Paradeproduktionen zu imponieren sucht. Daß die alten römischen Missionen in *West-* und *Ostafrika* keine Arbeitsresultate zustande gebracht, beweist unwiderleglich der jetzige Zustand der Länder, in denen sie thätig gewesen. Wir fürchten, daß die moderne von vielen bewunderte römische Arbeitsdressur keine dauerhafteren Ergebnisse erzielen wird, als die alte. Die evangelische Mission kann noch nicht auf eine mehrhundertjährige Arbeit zurückblicken. Aber das steht außer Zweifel, daß nach einer solchen die eingeborene Bevölkerung auf den evangelischen Missionsgebieten auch in wirtschaftlicher Beziehung einen ganz andern Fortschritt gemacht haben wird, als dies früher auf den katholischen geschehen ist und noch heute auf denselben geschieht. Man findet z. B. in dem evangelisierten *Hawaii*, *Madagaskar*, *Bassutoland*, *Sierra Leone*, der *Goldküste* heute gewiß noch genug Arbeitsscheu, aber daß es dort nach 200jähriger evangelischer Missionsthätigkeit gehen werde wie einst in Paraguay, das ist sicherlich nicht zu befürchten. Eben darum nicht, weil hier nicht äußerlich dressiert, sondern innerlich *erzogen* ist und diese evangelische Erziehung *Selbständigkeitskeime* gelegt hat.

*) A. a. O. besonders S. 245 ff.

Gesichtspunkt mit in Betracht gezogen werde. Daß wir mit dieser Bitte uns nicht in das Reich utopischer Träume begeben, beweist die Thatsache, daß es in Westafrika deutsche Firmen giebt, welche ihre jungen Leute nur unter der vertragsmäßigen Verpflichtung aussenden: „einen durchaus sittlichen und unanstößigen Lebenswandel zu führen und durch denselben einen günstigen Einfluß auf die Heiden auszuüben“, sich auch das Recht vorbehalten, sie zurückzurufen, wenn sie gerade diesen Teil ihres Vertrags nicht halten sollten*). Und, wie wir wissen, ist kein Mangel an jungen Männern, welche unter diesen Bedingungen sich anstellen lassen; selbstverständlich werden sie freilich auch gut bezahlt und in Afrika bestens versorgt.

Auch die jungen Kaufleute, welche der Großhandel auf seine überseeischen Faktoreien sendet, vertreten in der Fremde unser Vaterland und unsere Kirche. Unsere nationale und unsere religiöse Ehre liegt in ihren Händen; denn von ihrem Betragen hängt das Urteil ab, welches man im Auslande, auch im heidnischen, über Deutschland fällt. Ist das nicht auch eine patriotische Pflicht, seinem Vaterlande in der Fremde einen guten Namen zu machen? Ebenso ist ihr Betragen, je nachdem es ein gutes oder böses Beispiel giebt, von ganz wesentlichem Einfluß auf die Heiden. Die jungen Kaufleute können draußen ein Salz, sie können aber auch ein Gift für die heidnische Umgebung sein, in der sie leben. Endlich hängt von ihrem sittlichen Verhalten auch ganz wesentlich das freundliche oder feindliche Verhältnis zu den Missionaren ab. Denn selbstverständlich können diese nicht ja sagen zu Sünden, wie sie oben angedeutet wurden, und man sollte meinen, die Herren Prinzipale wären dankbar dafür, daß ihre den fleischlichen Versuchungen so

*) Es liegt uns eine Korrespondenz einer dieser Firmen mit einem jungen Manne vor, der sich bei ihr gemeldet hatte. In derselben heißt es:

„Um Ihren Namen eventuell auf die Liste der vielen Angemeldeten setzen zu können, wollen Sie uns gefälligst einen kurzen Lebenslauf einsenden, indem Sie den einliegenden Fragebogen beantworten. Wir senden Ihnen zugleich Kopie eines Kontraktes, woraufhin wir die jungen Leute engagieren, woraus Sie also Näheres ersehen wollen und speciell auch, daß es unser Wunsch sein muß, wenn irgend möglich christlich gesinnte junge Leute nach Afrika zu senden, die Gottes Wort achten und ihres Lebens Richtschnur sein lassen wollen und demgemäß draußen als Christen leben und wandeln wollen und nicht wie die Heiden, wie es leider oft genug bei den Europäern in Afrika der Fall ist.“

ausgesetzten jungen Leute an den Missionaren einen sittlichen Halt hätten und, wenn es sein muß, von ihnen gewarnt und gestraft würden.

Aus allen diesen Gründen erscheint es uns ebensosehr als eine sittliche Pflicht wie als eine nationale Ehrensache für den deutschen Großhandel, daß er bei der Wahl seiner Angestellten für die Kolonien auch die moralische Befähigung mitreden läßt und unter den Anweisungen, welche er ihnen erteilt, diejenige obenan stellt, welche sie zu einem unanstößigen Lebenswandel verpflichtet. Viele junge Kaufleute werden gerade durch die Idylle, die sie sich von der „schwarzen Haushälterin" versprechen, in die Kolonien gezogen. Wir zweifeln keinen Augenblick, daß der Großhandel keinen Schaden haben wird, wenn er diesen Idyllenträumern den Weg in die Kolonien verlegt.

Aber der wiederholt angeführte Korrespondent versichert uns, daß die „Verheiratung" mit der „schwarzen Haushälterin" in den Augen der Eingeborenen etwas ganz „Legitimes", ja „Ehrenhaftes" sei! Angenommen: das verhalte sich also bezüglich der sittlich so tief stehenden Heiden, so möchten wir uns nur eine doppelte Frage erlauben: erstens ob dieses Konkubinat auch „legitim" und „ehrenwert" ist für den christlichen Europäer, und zweitens wo die gerühmte Erziehung bleibt, mit welcher die Civilisationsphrase soviel prahlt? Sollten die christlich-sittlichen Begriffe in den Kolonien schon einen so großen Bankerott erlitten haben, daß es nicht mehr für unehrenhaft gilt, sich auf den heidnischen Standpunkt der Eingeborenen zu stellen, um für die eigenen Fleischessünden eine Rechtfertigung zu finden? Wenn es gilt, die Trägheit der Eingeborenen zu überwinden, da ist man voll Eifer, ihre Erziehung zur Arbeit mit vielem Pathos für eine sittliche Pflicht zu erklären. Nun, ist nicht auch wie die Erziehung zur Nüchternheit so die zur Keuschheit erst recht eine sittliche Pflicht? Oder soll es wirklich so gehen, daß man nur um diejenige Erziehung der Heiden den Mantel der sittlichen Pflicht hängt, welche dem Europäer Vorteil bringt und der sich auf den Standpunkt der Heiden stellt, wo derselbe (wie beim Branntweinhandel) dem Eigennutz oder (wie bei dem Konkubinat) der Fleischeslust eine gewisse Berechtigung gewährt? Wir protestieren gegen diese Anbequemung mit allem Ernst und appellieren auch bei dem

Großhandel an das deutsche christliche Gewissen, daß er dergleichen Ärgernisse von unseren jungen Kolonien fernhalte.

Soll uns und den unserer Herrschaft unterstellten Eingeborenen der koloniale Besitz zum wirklichen und dauernden Segen gereichen, so muß er auch in sittlicher Beziehung auf eine feste Grundlage gestellt werden und diese Gründung das gemeinsame Streben aller sein, welche zur kolonialen Arbeit berufen sind, nicht bloß der Missionare, sondern auch der Regierungsbeamten und der Handlungsgehilfen.

X.

Eine Frage an den christlichen Adel deutscher Nation.

Vielleicht überrascht diese Überschrift. Was hat denn der deutsche Adel mit unseren Kolonien zu thun? Zur Zeit allerdings noch nichts, aber wir möchten uns einen Vorschlag erlauben, der ihm in Zukunft dort etwas zu thun geben soll.

Durch König Friedrich Wilhelm IV. ist im Jahre 1853 „der ritterliche Orden St. Johannis vom Spital zu Jerusalem" (Johanniterorden) wiederhergestellt und demselben eine seiner ursprünglichen Stiftung entsprechende gemeinnützige Bestimmung gegeben worden, welche wesentlich auf dem Gebiete der Krankenpflege liegt. Soweit unsere Nachrichten reichen, hat der Orden seit seiner Erneuerung 36 Kranken- und Siechenhäuser errichtet resp. erworben, welche zusammen über 1400 Betten enthalten. Außerdem besitzt er ein Hospital mit 63 Betten in Beirut und ein Hospiz in Jerusalem. Überall wird die Krankenpflege durch Diakonissen, unter der Oberleitung von Johannitern selbst, ausgeübt. Die ausgedehnte Thätigkeit des Ordens während der Typhusepidemie in Ostpreußen 1868 wie auf den Schlachtfeldern und in den Lazaretten während der Kriege von 1864, 1866 und 1870/71 ist allgemein bekannt.

Bei ihrer Aufnahme in den Orden haben die Mitglieder, welche sämtlich dem Adel angehören müssen und deren Zahl unbeschränkt ist, u. a. folgendes Gelübde abzulegen: „Daß sie der

christlichen Religion, insbesondere dem Bekenntnisse der evangelischen Kirche mit treuem Herzen anhangen, das Ordenskreuz auf der Brust als Zeichen ihrer Erlösung tragen, des Evangeliums von Jesu Christo sich nirgends schämen, dasselbe vielmehr durch Wort und That bekennen, gegen die Angriffe des Unglaubens mutig und ritterlich verteidigen und einen dieses Bekenntnisses würdigen Wandel in Gottesfurcht, Wahrheit, Gerechtigkeit, züchtiger Sitte und Treue führen wollen." Insbesondere haben sie zu erklären, „daß sie den Kampf gegen den Unglauben, den Dienst und die Pflege der Kranken als Zweck des Johanniterordens anerkennen, und demgemäß zu geloben, daß sie gegen die Feinde der Kirche Christi und gegen die Verstörer göttlicher und menschlicher Ordnungen überall einen guten und ritterlichen Kampf kämpfen, sowie nach besten Kräften die christliche Krankenpflege des Ordens begünstigen, fördern und verbreiten wollen".

Hier haben wir also bereits eine organisierte Gemeinschaft christlichen Adels, deren Satzungen nicht bloß eine unbeschränkte Vermehrung ihrer Mitglieder, sondern auch eine geordnete Teilnahme an den kolonialen Aufgaben der deutschen Nation gestatten. Schon jetzt besitzt nämlich der Orden außerhalb Deutschlands ein Hospital und ein Hospiz; was hindert ihn also, seine christliche Krankenpflege auch auf die überseeischen deutschen Besitzungen in Afrika und Ozeanien auszudehnen? Das Krankenhaus in Beirut und speziell das Pilgerhaus in Jerusalem soll dem Orden eine lebendige Erinnerung sein an seine ursprüngliche Aufgabe: die das heilige Land besuchenden christlichen Pilger zu schützen und zu pflegen. Darf man nun diese Erinnerung nicht zugleich als eine Erlaubnis, ja vielleicht als eine Mahnung auffassen, den Pilgerschutz und die Pilgerpflege in einer ähnlich erweiterten und den Bedürfnissen der Gegenwart angepaßten Weise auszuüben, wie das mit der von ihm geübten Krankenpflege überhaupt ja bereits geschieht? Wir sind überzeugt, daß es ganz im Sinne Friedrich Wilhelms IV., des Erneuerers des Ordens, gehandelt sein würde, wenn die Johanniter zunächst für die Deutschen auf den deutschen Kolonien, dann für die dort lebenden Europäer und zuletzt auch für die Eingeborenen ganz nach ihren statutarischen Bestimmungen Krankenhäuser errichteten, die unter ihrer eigenen Oberleitung

stünden und von Pflegern und Pflegerinnen bedient würden, welche sich diesem Dienst aus freier Liebe widmen.

Der Orden würde dadurch seine gesegnete Thätigkeit in doppelter Weise erweitern: 1) würde er vielen fern von der Heimat erkrankten Landsleuten eine unaussprechlich große Wohlthat erweisen und 2) würde er in den Missionsdienst eintreten.

Bezüglich des ersten Punktes bedarf unser Vorschlag nur weniger Worte. Mit einer Ausnahme liegen alle unsere Kolonien in den Tropen. Die in ihnen sich aufhaltenden Europäer sind daher beständig verderblichen Klimafiebern ausgesetzt. Eine gemütliche Häuslichkeit, eine liebevolle und verständige Pflege fehlt den meisten von ihnen, selbst wenn ein sachkundiger Arzt zu haben ist. Was für ein Segen also, wenn Krankenhäuser (resp. Gesundheitsstationen) für sie errichtet würden, die den Einsamen in der Fremde eine heimatliche Pflege bereiteten!

Aber ebensoviel liegt uns daran, daß der Johanniterorden durch Errichtung von Krankenhäusern in unsern Kolonien in den Missionsdienst trete; ein Schritt, durch den er in evangelischer und den Anschauungen des 19. Jahrhunderts entsprechender Weise zugleich die Thätigkeit des alten deutschen Ritterordens mit der seinen vereinen würde. Der deutschen Missionsthätigkeit hat bisher ein wichtiger Zweig gefehlt, durch welchen die englischen und amerikanischen Missionare einen nicht geringen Einfluß auf die Heiden ausgeübt haben: die ärztliche Mission*). Wie wäre es, wenn der Johanniterorden diese ärztliche Mission bei uns übernähme, sich mit den betreffenden Missionsgesellschaften in Verbindung setzte und im Einverständnis mit ihnen christlich gesinnte Ärzte entsendete und christliche Hospitäler auch für die eingeborene Bevölkerung errichtete! Mit der Ausführung dieses Vorschlages würde zugleich ein anderer längst gehegter Plan des Verfassers seiner Verwirklichung bedeutend näher gerückt werden, nämlich, daß auch die weibliche Diakonie in den Missionsdienst eingeführt würde. Im Morgenlande stehen bereits an mehr als einem Orte Kaiserswerter Schwestern, auch an dem Johanniterhospitale in Beirut, warum sollten wir es also nicht auch in Afrika und Neu-

*) Erst ganz vor kurzem hat Basel den ersten ärztlichen Missionar ausgesandt.

guinea mit Diakonissen versuchen! Haben wir doch gerade die weibliche Diakonie schon in den apostolischen Gemeinden und könnten nicht die von Deutschland aus in die Krankenhäuser auf unsere Kolonien entsandten Diakonissen die Begründerinnen und Leiterinnen eines Diakonissenamtes in den dortigen heidenchristlichen Gemeinden werden?

Es ist gewiß eine schöne und des deutschen christlichen Adels würdige Humanitätsmission, welche wir in Vorschlag gebracht, und wir setzen ihr noch eine zweite, nicht minder wichtige Kulturaufgabe zur Seite. In den ersten Jahrhunderten nach ihrer schon durch Albrecht den Bär erfolgten Einführung in die Mark erwarben sich die Johanniter, wenn auch nicht in so hervorragender Weise wie die Prämonstratenser und Cistercienser, doch immerhin große Verdienste um die Urbarmachung von Grund und Boden. In der Erinnerung an diese Thatsache beteiligte sich im letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts die — damals sehr wenig aktive — Balley Brandenburg an einem großen, in seinen Folgen überaus segensreichen Werke der Kultur, nämlich der Urbarmachung des Warthebruches. Der Orden würde also abermals nur in den Spuren seiner Väter wandeln und alte Überlieferungen zeitgemäß auffrischen, wenn er an der großen Kulturaufgabe sich beteiligen wollte, welche seine überseeischen Besitzungen unserm Vaterlande stellen. Er könnte dies in doppelter Weise: 1) durch Plantagenbau und 2) durch Begründung von Industrieschulen.

Ohne Zweifel würde nicht bloß die deutsche Kolonialregierung, sondern auch die ostafrikanische Gesellschaft wie die Neuguinea-Kompagnie für eine solche Kulturmission dem Orden mit Freuden größere Landstrecken überweisen, auf denen sich Versuchsstationen für allerlei Kulturen einrichten ließen, welche zugleich landwirtschaftliche Erziehungsanstalten für die Eingeborenen und jedenfalls Mittelpunkte der Civilisation würden! An diese Erziehungsanstalten zur landwirtschaftlichen Arbeit müßten sich ganz natürlich Schmiedereien, Wagenbauereien, Zimmereien und so je nach dem Bedürfnis immer weitere Werkstätten anschließen, so daß mit der Zeit förmliche Industrieschulen zustande kämen.

Für unsern jetzigen Zweck: der Erörterung über die gemachten Vorschläge eine Anregung zu geben, mögen diese kurzen Andeutungen

genügen. Die christliche Mission sucht nach Bundesgenossen in der Ausführung des großen Werkes, das ihr an den heidnischen Nationen vertrauet ist, besonders nach Bundesgenossen im Werke der Civilisierung, welches mit der Evangelisierung so eng verwachsen und doch nicht eigentlich ihre Aufgabe ist. Sie bittet darum die Kolonialregierungen, den Handel, die Kolonisten, die Forschungsreisenden, ihr Handreichung zu thun, wie sie wiederum diesen allen Handreichung thut. In dem Johanniterorden, wenn er die angedeutete Humanitäts- und Kulturmission übernähme, würde sie einen besonders erwünschten Verbündeten willkommen heißen, wie umgekehrt der Orden für seine kolonialen Bestrebungen in den christlichen Missionaren von vornherein die zuverlässigsten und unermüdetsten Hilfsarbeiter hätte! Daß jede Johanniterstation zugleich eine Missionsstation sein müßte, ist selbstverständlich.

Eine Grundvoraussetzung für unsere Vorschläge ist freilich die, daß die gewünschten Anstalten auch an Ort und Stelle von Johannitern selbst geleitet würden und zwar von solchen, die es ganz sind im Geiste ihres christlichen Gelübdes. Wir sind der festen Zuversicht, daß es dem Orden nicht bloß nicht an „dienenden Brüdern", sondern auch nicht an solchen „Rittern" fehlen wird, welche zur Lösung der neuen kolonialen Aufgaben ebensoviel Geschick wie Freudigkeit besitzen. Ist doch die koloniale Begeisterung gerade im deutschen Adel so lebendig! Es mag ja freilich in dieser Begeisterung, wie sie besonders die militärische Jugend ergriffen hat, neben einem guten Teil Ehrgeiz auch eine reichliche Portion Abenteurersinn stecken, der nur solange standhält, als die Romantik währt. Will man Begeisterung fruchtbar machen, so muß man ihr Arbeit geben; Ausdauer in der Arbeit ist die Echtheitsprobe der Begeisterung. Nun, an Arbeit auf unsern Kolonien fehlt es nicht; auch der christliche deutsche Adel findet ihrer genug. Möchte die neue koloniale Arbeit auf ihn eine starke Anziehungskraft ausüben, daß auch aus seinen Reihen fromme tapfere Männer zu unsern farbigen Mitbürgern in Afrika und Ozeanien gehen, um in Wort und That ihre ritterlichen Beschützer, Pfleger und Erzieher zu werden.

Es ist unser aller Wunsch, daß Deutschland von seinen Kolonien Segen ernte. Wie die Saat, so die Ernte; das ist ein unabänderliches Naturgesetz. Lasset uns also von Anfang an Segen

säen, so werden wir seiner Zeit auch Segen ernten. Und in dieser Segenssaat heiße es für alle, die zur kolonialen Arbeit berufen sind:

viribus unitis.

Nachwort.

Während des Druckes dieser Schrift*) hat in Bremen vom 27. bis 29. Oktober eine bedeutsame Konferenz der amtlich berufenen Vertreter der deutschen Missionen stattgefunden, in welcher eine Reihe der in den vorstehenden Kapiteln behandelten gegenseitigen Beziehungsfragen zwischen Mission und Kolonialpolitik eine ebenso sachkundige wie eingehende Besprechung fand. Es darf vorausgesetzt werden, daß irgend ein Bericht über diese Konferenz zur Kunde der Leser gekommen ist. Die Allg. Missions-Zeitschrift, welche in der Dezember-Nummer ein ziemlich ausführliches Referat bringt, wird die sämtlichen Vorträge in der Januar- und Februar-Nummer des nächsten Jahres veröffentlichen.

Es ist dem Verfasser eine besondere Freude, hier noch darauf hinweisen zu dürfen, daß die vorstehend von ihm entwickelten Grundsätze im wesentlichen mit den von der großen Mehrheit jener Konferenz vertretenen Anschauungen in Übereinstimmung sich befinden. Nur bezüglich einer stärkeren Betonung der nationalen Seite vertrat in Bremen die Minderheit eine etwas abweichende Meinung, die aber in der friedliches Verständnis suchenden Erörterung immer mehr zur Klärung und gegenseitigen Ergänzung führte.

Bezüglich der Besetzung der deutschen Kolonien durch deutsche Missionare nahm die Bremer Konferenz zwei Reihen von Resolutionen an, welche also lauten:

I. 1) Die zu Bremen zur Konferenz versammelten Vertreter der deutschen Missionsgesellschaften erkennen mit Freuden, daß in der Erwerbung deutscher Kolonialgebiete mit Millionen von Heiden neue offene Thüren für die deutsche Mission gegeben sind, und wünschen deshalb allen deutschen Christen es als eine

*) Das Manuskript wurde in zwei Hälften, am 5. und am 14. Oktober abgeliefert. Die Redaktion.

heilige Pflicht ans Herz zu legen, thatkräftig dazu zu helfen, daß Missionare zu denselben gesandt werden.

2) Es ist selbstverständlich, daß darüber die Missionsarbeiten, welche durch deutsche Gesellschaften unter Gottes Leitung und Segen an verschiedenen Orten der Erde angefangen und bisher fortgeführt sind, nicht eingeschränkt oder nur auf ihrem jetzigen Bestand erhalten werden sollen; vielmehr erscheint es als eine ebenso bindende Pflicht, dieselben mit aller Kraft zu pflegen und weiter zu entwickeln.

3) Wo in unsern deutschen Kolonien schon evangelische Missionare anderer Nationalitäten thätig sind, da werden wir uns in keiner Weise in ihre Arbeit einzudrängen, noch dieselbe in ihrer Ausbreitung zu hindern suchen; überall dagegen, wo noch keine Missionen sind und wo nach den Umständen nicht andere fremde Gesellschaften eher als wir einzutreten berufen erscheinen, erkennen wir es als unsere Aufgabe, sobald als möglich Missionare hinzusenden.

4) Auf welche Weise dies auch geschehen möge, wir bitten alle Missionsfreunde dringend, sich vor Übereilung und Überstürzung zu hüten und es den bestehenden Missionsgesellschaften zuzutrauen, daß sie auf die Winke des Herrn achten und, wo der Herr die Wege weist, im Glauben ungesäumt vorgehen werden, was freilich nur möglich sein wird, wenn die Missionsfreunde auch ihre Leistungen entsprechend steigern.

5) Nach den der Konferenz gemachten Mitteilungen giebt sich dieselbe der Hoffnung hin, daß von einer der deutschen Gesellschaften bald in Kamerun eine neue Mission begonnen werden wird.

II. 1) Die in Bremen versammelten Vertreter der Vorstände deutscher Missionsgesellschaften fühlen sich gedrungen, ihre dankbare Anerkennung dafür auszusprechen, daß ihren auf englischen, niederländischen und deutschen Kolonialgebieten arbeitenden Missionaren von den betreffenden Kolonialregierungen derselbe Schutz wie den eigenen Unterthanen und dasselbe wohlwollende Entgegenkommen wie den Missionaren der eigenen Nation bewiesen worden ist.

2) Sie (die obigen) sprechen zugleich die Hoffnung aus, daß die deutschen Kolonialregierungen auf den neu erworbenen Gebieten nicht nur die deutschen Missionsgesellschaften schützen und fördern, sondern auch, unter Anerkennung des internationalen Charakters der Mission, den Missionaren anderer Nationalität dieselbe wohlwollende Behandlung werden zu teil werden lassen, welche die deutschen Missionare bisher von fremden Kolonialregierungen erfahren haben.

Mit derselben Entschiedenheit, mit welcher die Konferenz in der deutschen Kolonialbewegung eine neue Deutschland gegebene Missionsgelegenheit erkannte, betonte sie auch den religiösen, internationalen und unabhängigen Charakter der Mission*). Ja,

---

*) Soeben (bei der Korrektur) lese ich in der „Prot. K.-Z." Nr. 46, daß Fürst **Bismarck**, welchen der Allg. ev. prot. M.-V. gebeten hatte, seinen Missionar in Japan „unter den besonderen Schutz der deutschen Gesandtschaft zu stellen", dieser Bitte freundliche Gewähr zugesagt, aber die Mahnung hin-

die Besorgnis: dieser Charakter könne durch die Hineintragung von dem Grundwesen der Mission fremden, besonders politischen und wirtschaftlichen Beweggründen und Zielen geschädigt werden, war bei der großen Mehrheit so überwiegend, daß anfänglich vor der Betonung der neuen Gefahren die Hervorhebung der neuen Aufgaben fast zu sehr in den Hintergrund trat.

Vielleicht hat mancher Leser von der vorliegenden Schrift denselben Eindruck empfangen. Nun, ihr Verfasser weiß wohl, daß große Bewegungen ihre Kinderkrankheiten haben, die man nicht zu ernst nehmen darf. Allein auch Kinderkrankheiten sind oft genug tötlich, und jedenfalls hat man lieber gesunde als kranke Kinder. Die optimistische Kolonialbegeisterung hat zur Zeit viele Vertreter, ja sie beherrscht auch in weiten Missionskreisen die Strömung; wenn aber die Krise, in welche die Kolonialbewegung augenblicklich die deutsche Mission gestellt hat, nicht zu ihrer Schädigung, sondern zu ihrer Förderung ausschlagen soll, so muß neben der optimistischen Begeisterung auch die nüchterne Warnung zu Worte kommen. Es ist um so gegründetere Aussicht, Gefahren zu vermeiden, je klarer man ihnen ins Auge schaut. Nur dann werden die verkehrten Zumutungen, welche unter dem Beifall einer urteilsunfähigen Menge völlige Neulinge in Missionssachen heute an das Werk der Christianisierung stellen, unschädlich bleiben, wenn die sachkundigen Vertreter der Mission von vornherein eine feste und klare Stellung ihnen gegenüber einnehmen.

Es sei uns, selbst auf die Gefahr des Mißverstandes hin, auch einmal ein persönliches Wort gestattet. Seit länger als einem Jahrzehnt haben wir ein wenig mit helfen dürfen, daß die Missionsbetrachtung mehr in die Weite geführt, unter große Gesichtspunkte gestellt und speziell auch der Blick auf die hohe Kulturbedeutung des Christianisierungswerks gelenkt wurde. Wir sind uns — sans phrase — der Mangelhaftigkeit dieser Bestrebungen aufs tiefste bewußt; aber jedenfalls sollten sie uns vor dem Vorwurf der Engherzigkeit, der Schwarzseherei und des Mangels an

---

zugefügt habe: derselbe solle sich **„der möglicherweise an ihn herantretenden Versuchung zur Einmischung in politische Verhältnisse ja entziehen“**. Wir dürfen wohl hoffen, daß unter dem mächtigen Schutze dieser maßgebenden Autorität unsere gleichlautenden Warnungen (Kap. IV und VI) uns keine Anklage auf **Mangel an Patriotismus** zuziehen werden.

Verständnis für die civilisatorischen Missionsaufgaben schützen, wenn wir jetzt auf Grund des Rechts, welches langjährige Arbeit giebt, auch einmal warnend den Finger erheben. Niemand kann inniger als wir wünschen, daß die Mission als eine Sieges- und Segensmacht auch in der deutschen Kolonialgeschichte dastehe; aber gerade weil wir das wünschen, treibt Erfahrung und Gewissen uns zu der Bitte: thut ihr keinen Schaden an ihrer Seele, bringt kein fremdes Feuer auf ihren Altar, und öffnet ihr nicht durch eine Vermischung mit den Interessen der Politik und Weltwirtschaft jene verhängnisvolle weite Pforte, die zu ihrer Verweltlichung und damit sicher zu ihrer Machtlosigkeit führt. Und indem wir das eine thun, lassen wir wahrlich das andere nicht. Wir wehren nicht bloß einem fremden Geist das Eindringen in das göttliche Werk der Mission, sondern treten auch mit Freudigkeit an die unserm teueren Vaterlande gestellten neuen Missionsaufgaben und helfen nach besten Kräften unsern Volksgenossen für sie das Verständnis zu öffnen und das Gewissen zu wecken. Gelobt sei Gott, daß endlich auch in Deutschland die Mission auf der Tagesordnung der öffentlichen Besprechung steht und die Aschenbrödelstellung, welche ihr früher angewiesen wurde, ein wenig überwunden ist. Er, der Wolken, Luft und Winden giebt Wege, Lauf und Bahn, der regiere auch die deutsche Kolonialbewegung also, daß sie unserm Volke wirklich das Herz erwärmen helfe für das große und herrliche Werk der Weltevangelisierung, und gebe Gnade, daß mit der deutschen Kolonialgeschichte auch eine neue Epoche deutscher Missionsgeschichte ihren Anfang nehme.

Inhalt.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XI. Heft 5.

Das evangelische Schwaben.

Ein kirchliches Zeitbild

von

A. Zahn.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1886.



Stuttgart ist die einzige Hauptstadt in Deutschland, welche in ihrer sonntäglichen Erscheinung den Eindruck einer frommen Stadt macht. In der Königsstraße, die sich vor anderen durch Schönheit und prunkende Läden auszeichnet, sind letztere fast alle geschlossen.

Eine zahlreiche Volksmenge, einfach und doch anständig gekleidet, bewegt sich zu den Kirchen. Viele gehen früh, um einen Platz zu finden; Andere tragen kleine Stühle mit sich. Die Gänge, die Treppen in den Kirchen sind gefüllt. Viele stehen. Mit ungesuchter Gebärde faltet dieser und jener die Hände auf der Brust. Laut und kräftig braust der Gemeindegesang einher, Posaunen begleiten ihn. Während der Predigt herrscht Aufmerksamkeit und wahre Andacht. Die äußeren Formen des Gottesdienstes erinnern an die reformirte Schweiz. Der Pfarrer geht gleich auf die Kanzel, verliest ein kurzes Gebet und beugt dann in stiller Andacht auf einige Augenblicke seine Kniee, auch die Gemeinde zum Gebet auffordernd. Es herrscht dann wirklich eine lautlose, feierliche Stille. Die Predigten sind einfach, in der Regel nicht lang, ohne rednerischen gesuchten Prunk, eine immer wiederkehrende Betrachtung der Evangelien und Episteln, die man im Gesangbuch nachlesen kann. Es sind nicht die scharf ausgeprägten Gegensätze der reformatorischen Lehre, der großen Unterschiede zwischen Gott und Mensch, zwischen Gnade und Sünde, zwischen Rechtfertigung und Heiligung,

---

Außer vielen anderen Quellen vergl. besonders: Das Königreich Württemberg 1884. Ein musterhaftes Buch.

die man hört, sondern mehr eine pietistische, zuweilen auch theosophische und speculative Auslegung der Schrift, die sich bald an die alten württembergischen Vorbilder eines Rieger, Oetinger, Hartmann, Steinhofer, weniger eines W. Hofacker anlehnt, oder an die neuere Lehrweise eines Beck, oder auch an das ästhetische Vorbild eines Gerok. Württemberg besitzt den Ruhm des Bibellesens und Bibelforschens, aber mit Ausnahme der gesegneten Arbeit eines Steinhofer und Hofacker und einiger anderer vortrefflichen Lehrer, namentlich des unvergeßlichen Bengel, hat sich dieses doch mehr auf dem Gebiet eines sogenannten „Pneumatismus" bewegt, der hinter den einfachen Schriftwahrheiten einen gefundenen Schatz von theosophischen Grundbegriffen, von geheimnißvollen Zukunftsverheißungen, von chiliastischen Ausblicken gehoben zu haben meint. Doch herrscht in alle dem eine große Mannigfaltigkeit. Gutes geht neben Schwachem einher. Wie das geographische Bild des Landes auf kleinem Gebiet einen reizvollen Wechsel der verschiedensten Bildungen zeigt und man aus strahlenden Thälern auf einfache Hochflächen kommt und dann wieder von dem schattigen Schwarzwald begrüßt wird, bis man an die Weinberggestade des Bodensees gelangt: wie sich immer neu die Landschaft wandelt, so vielseitig und verschieden sind auch die theologischen Meinungen in dem auf seine persönliche Freiheit und Selbstständigkeit hart versessenen Schwabenvolke. — Im Allgemeinen ist die Predigtweise, wie gesagt — eine schlichte, die Bewegungen des Redners vielfach ungeschickt und hart, so daß jedem Redner von allen Handbewegungen ernstlich abzurathen ist. Die Predigten schließen wieder mit dem üblichen Kirchengebet und wendet man sich nun nach dem Schlusse des Gottesdienstes zur Betrachtung der herausfluthenden Menge, so freut man sich über die vielen Männer, Jünglinge und Knaben, die man erblickt. Ganze große Emporen sind von ihnen besetzt: die Männerwelt hat in Stuttgart noch einen ansehnlichen kirchlich gesinnten Theil; das zeichnet sie wesentlich vor den Norddeutschen aus. Selbst im Gemeinderath sitzen eine Anzahl guter „Pietisten", denn mit letzterem Ausdruck bezeichnet man, oft ohne alle beabsichtigte Verletzung, die Frommen. In allen Ständen und Berufsarten findet man Bekenner des christlichen Glaubens und während man im Norden Deutschlands oft nach ihnen mühsam suchen muß, wie nach einer einsamen Blume auf

dürrer Steppe, begegnen uns dieselben in Stuttgart bald hier bald dort. Die Frömmigkeit in dem allgemeinen Sinne der biblischen Gottesscheu gefaßt, ist hier noch ein wesentliches Element des Volkslebens und des damit zusammenhängenden, überall hervortretenden Glückes des Ländchens. Vor und nach der Predigt werden Blätter zum Verkauf angeboten oder auch wohl Flugschriften vertheilt; den „Kirchenboten“ und das „Sonntagsblatt“ von Pfarrer Held, den „Christenboten“ von Pfarrer Weitbrecht kann man an den Thüren haben. Mancher liest in dem Blatte, ehe die Predigt beginnt. Bei dem Herausgange sind es wenige, die nicht in die Sammelbüchsen legen. Überall hat man die Eindrücke eines das Volk noch kräftig beeinflussenden kirchlichen Wesens. Und wer nun zu dem sich äußernden frommen Sinn noch die schönen Bauten der Kirchen in's Auge faßt: die auf einer kleinen Landzunge in den Feuersee hochpoetisch hineinragende, mit grünen Umgebungen malerisch geschmückte gothische Johanneskirche, die im rheinischen Rundbogenstil gestaltete Garnisonskirche, die altehrwürdige Stiftskirche, der stößt auch auf architektonische und landschaftliche Reize und Schönheiten, die den wohlthuenden Eindruck der Sonntagsfeier in dem lieblichen anmuthigen Thale angenehm vermehren.

Auch die Nachmittag- und Abendgottesdienste sind gut besucht, wenn auch um diese Zeit sich Stuttgart von anderen deutschen Städten in seiner äußeren Erscheinung wenig unterscheidet: die Eisenbahnzüge sind gefüllt, die Wirthshäuser in der Stadt und um dieselbe in Thal und Höhe nicht minder, die Freude wird auch hier ausgelassen; es wird gegessen und getrunken, in einer behaglichen, gelassenen um Nichts bekümmerten Weise das Leben genossen, die sich nur durch mehr Anständigkeit und Harmlosigkeit von den Sonntagsvergnügungen anderer Orte unterscheidet. Der Schwabe dient mehr als andere deutsche Volksstämme seinem Gott, aber er weiß damit einen befriedigenden Lebensgenuß zu verbinden. Wohl ihm, daß er dabei den Branntwein haßt und sich an den vortrefflichen Erträgen seines gütigen Landes erfreut: an Wein, Bier und Most. Daher treten uns auch die furchtbaren Zerstörungen der Trunksucht im Ganzen selten entgegen, das Volk macht, namentlich in den Städten, den angenehmen Eindruck der Wohlgenährtheit, der ordentlichen Kleidung, der frischen und gesunden Gesichtsfarbe.

Bezeichnend ist ein Wort des Kaisers, welches er sagte, als er durch die Straßen Stuttgarts fuhr: „Ich sehe nur Volk und keinen Pöbel."

Neben die Schilderung eines Sonntags in der Hauptstadt setzen wir die eines Sonntags auf dem Lande. Es ist ein Dorf in einer Bergspalte auf der Hochfläche der Gäu-Landschaft in der Nähe des württembergischen Schwarzwaldes gelegen, wo wir einkehren wollen. Es ist Sonntag Morgen und eine wunderbare Stille liegt über Dorf und Höhen bis in den nahen Buchenwald hinein. Um 9 Uhr ruft das Geläute in die Kirche und fast sämmtliche Bewohner des Dorfes, Männer, Frauen und Kinder folgen demselben. Die Kirche ist gefüllt und die Gemeinde horcht mit Aufmerksamkeit der einfachen Auslegung der Epistel des Sonntages. Der Gesang klingt etwas hart in der nicht gerade melodischen schwäbischen Mundart. Um 12 Uhr hält der Lehrer eine Sonntagsschule zur Fortbildung der Confirmirten und um 1 Uhr der Pfarrer eine Kinderlehre. Um 4 Uhr war diesmal die monatliche Versammlung der „Stundenhalter" der nächsten Umgebung und der von ihnen geleiteten Gemeinschaften. Die Kirche war wieder gefüllt. Nach einer Erklärung der Worte 1. Corinther 15, 8—10 durch den Pfarrer, die von einem benachbarten Collegen weiter geführt wurde, fingen dann die einzelnen Leiter der Stunden an, sich in ihrer meist originellen Weise auszusprechen. Vorne an saß ein älterer Mann in blauer Sammtjacke, gelben Lederhosen, blauen Strümpfen und Stiefeln und äußerte sich dahin — es war ein Maientag — „wie älles nau in der Natur grüne thut, so au älles allein die Gnade Gottes grüne macht". Es standen ihm viele Bibelsprüche, Liederverse und innere Erfahrungen zur Seite. Auch ein blinder Mann theilte Einiges aus seinen geistlichen Schätzen mit und sagte: „Ja wenn ich das innere Licht nicht hätte, was hätte ich dann?" Der letzte Redner hob hervor, daß wir nur dann Gnade empfangen haben, wenn wir gegen den Nächsten Gnade walten lassen. Dies alles sagten die Stundenhalter mit einer gewissen Beredsamkeit, die doch nichts Anmaßendes und Rechthaberisches hat. Es ist das bescheidene und bedächtige, ich möchte sagen um die Welt unbesorgte Wesen, wie es überhaupt den schwäbischen Volksstamm auszeichnet, namentlich auch bei den frommen Schwaben etwas Wohlthuendes. Man will nichts

erzwingen, sondern in sich gekehrt, zufrieden und gelassen, ohne Eifersucht und Streit lebt man für Gott und seine einfache, ruhige Glaubensüberzeugung; viel in sich nachdenkend, aber wenig eifrig, die Welt nach ihren Gedanken umzugestalten, erscheinen die Frommen oft theilnahmlos und sind doch voll innerer Empfindung. Die Kirche ist in einem solchen schwäbischen „Pfarrdorfe" der geistige Mittelpunkt des Volkes. Was in dem Dorfe Wichtiges geschieht, es geht doch von ihr aus; was erleben sonst auch die armen, bedürfnißlosen, ganz auf's Dorf beschränkten Bauern? Bei harter Arbeit nähren sie sich von Brot, Kartoffeln und Most, und wenn die Woche vorüber ist und sie am Sonntag die Kirche besucht haben, stehen sie leidenschaftslos und still — ich möchte sagen mit einer den Norddeutschen geradezu überraschenden — Resignation auf den Gassen beisammen, oder machen einen Weg in das nächste Dorf oder in die von Ruhe und Frieden umlagerten Felder. Langsam schlängelt sich der kleine Bach durch die Wiesen des engen Thales und erzählt uns ebensowenig etwas, als der schwäbische Bauer von seinem einförmigen Leben zu berichten hat. Abends ertönt die Glocke und ladet zum Gebet, das noch fast überall in den Häusern gehalten wird. Das ist eben so erquicklich wie das dreimalige Spiel eines Chorals von dem Thurme der Stadtkirche. Da in der Woche im Winter noch drei, im Sommer zwei erbauliche Versammlungen gehalten werden, so ist ein solches gleichsam außerhalb der Welt liegendes Dorf noch mit viel kirchlicher Sitte, Zucht und Belehrung gesegnet.

Ist nach den geschilderten Sonntagsfeiern das schwäbische Volksleben noch von vielen frommen Elementen durchzogen, so würde man doch irren, wenn man überall solche Sonntage voraussetzte: es gibt auch verödete Gebiete, auch verlassene Kirchen.

In der Welt der Gebildeten hat sich nicht in gleicher Weise wie in Norddeutschland, aber doch auch zerstörend genug der Unglaube und die Gleichgültigkeit festgesetzt. Seiner allgemeinen Erscheinung nach ist auch in Württemberg das kirchliche Leben mehr im Niedergange begriffen: oft herrscht nur noch die väterlich überkommene Gewöhnung. Welche Wasser des Verderbens auch in Stuttgart tief unten fluthen, zeigte einmal auffallend das Leichenbegängniß des Atheisten und Socialisten Dulk: massenhaft folgte seinem Sarge fanatisches und neugieriges Volk, viele mit dem

rothen Bande der Revolution. Ein tolles Lebehoch entließ den Sarg nach Gotha zur Verbrennung der Leiche. In den Diöcesanberichten klingt die Redeweise vielfach durch: „noch besteht dies oder jenes Gute", womit der Zweifel ausgedrückt ist, ob es noch lange dauern würde. Bei alle dem ist es doch etwas sehr Auffallendes und ein großer Beweis der Wahrheit der Schrift, daß troß der grundstürzenden Verwüstungen, die die Kritik eines Baur und Strauß vollzogen, sich die evangelische Kirche Schwabens noch so kräftig erhalten hat. Es schien ja alles der Auflösung anheimgefallen. Aber während viele Theologen den Kopf verloren, bewahrten die „Gemeinschaften" ihren biblischen Glauben und der fromme Kern des Volkes wirkte erhaltend für das Ganze der Kirche, die jetzt auch theologisch die Irrthümer eines Baur und Strauß bekämpft und bald nach jenen eine so tiefglaubige Stimme wie die von Dr. Beck laut werden ließ.

Gehen wir jetzt näher auf die Gestaltung und den Geist des evangelischen Schwabens ein.

Die evangelisch-lutherische Kirche Württembergs hat ihre höchste Autorität in der Person des Königs, der nicht nur den staatlichen Schutz gewährt, sondern dem als summus episcopus auch die oberste Leitung der kirchlichen Gewalt und die Sanction der kirchlichen Gesetze gebührt. Er macht seine Rechte durch den Minister des Kirchen- und Schulwesens geltend, der zwischen dem Consistorium und dem Synodus, welche das Kirchenregiment bilden, vermittelt. Die Staatshoheitsrechte kann der König auch dann ausüben, wenn er sich nicht zur evangelischen Kirche bekennen sollte. Bei den Episcopalrechten treten in solchem Falle die Bestimmungen von früheren Religions-Reversalien wieder ein. Nach diesen wäre dann das Kirchenregiment dem Geheimen Rath zu übertragen, der freilich jetzt auch nicht-evangelische Mitglieder haben darf. Auf diese Verhältnisse ist hier hinzuweisen, da bekanntlich Württemberg bis jetzt nur noch einen evangelischen Thronfolger hat.

Mit der Oberkirchenbehörde, dem Consistorium, stehen die 6 Generalsuperintendenten (Prälaten) in Verbindung, welche mit demselben den Synodus bilden, der bei seinen jährlichen Versammlungen an der Hand der Visitationsberichte den Zustand

sämmtlicher evangelischer Pfarrgemeinden in Berathung zieht. Die Prälaten sind ex officio auch Mitglieder der Ständekammer.

Die 6 Generalsuperintendenten haben die 49 Dekanatämter von drei zu drei Jahren zu visitiren, während die Dekane in ihren Bezirken von zwei zu zwei Jahren die Visitation halten. Eine im Vergleich mit anderen kirchlichen Verwaltungen sehr häufige Visitation. Der einzelne Pfarrer hat alle 2 Jahre Bericht über seine Gemeinde zu erstatten. Nach dem Staatshandbuch von 1881 zählte man 906 Pfarrämter und 1021 ständige Geistliche; ferner den Feldpropsteisprengel mit 4 Garnisonspfarreien und 5 von den Ortsgeistlichen versehenen Stellen. Unter besonderen Oberbehörden stehen die Waisenhauspfarrei in Stuttgart, die 5 Pfarreien an den Strafanstalten, die beiden Pfarreien der Brüdergemeinden Kornthal und Wilhelmsdorf und die reformirte Gemeinde in Stuttgart (unmittelbar unter dem Cultministerium).

Man muß sagen, daß Württemberg unter dieser Verfassung vortrefflich und genügend regiert worden ist und es hätte dabei — bei dem dem Lutherthum immerdar anhaftenden Mangel an Selbstständigkeit der Gemeinden (dazu sind sie in 4 Jahrhunderten nicht erzogen worden) — sein Bewenden haben können, wenn nicht liberale und constitutionelle Ideen 1851—1867 eine Gemeindevertretung in die württembergische Kirche einführten, die sich in den drei Stufen der Pfarrgemeinderäthe, der Diöcesansynoden und der Landessynode auferbaute. Letztere setzt sich aus 50 (25 geistlichen und 25 weltlichen) von den Diöcesansynoden gewählten Abgeordneten, einem Deputirten der evangelisch-theologischen Facultät und aus 6 von dem Landesherrn zu ernennenden Mitgliedern zusammen. Diese Synodalverfassung hat bis jetzt eine wenig eingreifende Thätigkeit geübt, da der Pfarrgemeinderath gar keine Rechte besitzt, nicht einmal den Gehalt des Meßners bestimmen darf, da dieses Recht mit der ganzen Verwaltung der kirchlichen Fonds dem aus Communalbeamten und Geistlichen zusammengesetzten Stiftungsrath zukommt. Eine Ausscheidung des Kirchenvermögens aus den gemischten Fonds ist bis jetzt nicht ermöglicht und wie das Recht der Landessynode im Landtage bestritten wird, so wird auch eine gesonderte, rein kirch-

liche Verwaltung der kirchlichen Stiftungen selbst von Geistlichen des Landes bekämpft.

Wie in anderen Ländern, so hat auch in Württemberg die Synodalordnung als eine liberale Nachhilfe für die Consistorialordnung sich nicht bewährt: eine Frucht vom Staate ganz unabhängiger Gemeinden, die allein synodal sich erhalten konnten, wie in dem französischen Protestantismus, erscheint sie ohne diese in Verfolgungszeiten wachsthümlich erlangte Weihe ziemlich leblos an den Stamm der Consistorialordnung angebunden. Sie vermehrt in Württemberg nur die hier schon sonst etwas drückende Vielregiererei. Eine Erneuerung der alten Kirchenconventsordnung, einem Ausschuß des Stiftungsraths, hätte vielleicht mehr genützt als alle synodalen Bemühungen.

Nach den statistischen Mittheilungen des Jahres 1882 zählt Württemberg bei 1 971 118 Einwohnern 1 361 559 Evangelische. Auf je 1282 Evangelische kommt 1 Geistlicher. Das evangelische Bekenntniß herrscht vor in dem altwürttembergischen Lande, und außer demselben in den alten Reichsstädten, dann in den Hohenlohe'schen Ländern der Neuensteiner Linie, in der Grafschaft Limpurg, in den fürstlich Löwenstein-Wertheim-Freudenberg'schen Besitzungen, sowie in den vormals Markgräflich Anspach'schen Landestheilen und in einer Anzahl der reichsritterschaftlichen Gebiete. Oberschwaben ist im gleichen Sinne katholisch, wie das Unterland evangelisch zu nennen. Der katholische Theil des Landes hat den Vorzug eines größeren Grundbesitzes, während der evangelische vorzugsweise den Weinbau betreibt und eine lebhafte gewerbliche Entwicklung zeigt.

Auf der Universität verweilten in dem Sommer 1885 233 Landeskinder, die evangelische Theologie studirten, darunter 153 im evangelischen Stift. Sehr nützlich ist die Einrichtung des Vicariats. Ebenso die Wohlthat der Reisestipendien, welche die jungen Theologen in die Welt gehen lassen, um zurückgekehrt oft gute Beobachtungen zu veröffentlichen. Der Mangel an geistlichen Kräften wird mehr und mehr ersetzt — ja, voraussichtlich wird auch hier in einiger Zeit ein Überschuß eintreten wie in anderen Berufsarten.

Es war eine der bedeutendsten Thaten des Herzogs Christoph, als er 12 geistliche Sitze zur Aufnahme der für den künftigen

Kirchendienst sich vorbereitenden Jünglinge bestimmte, welche dort je drei Jahre lang in klösterlicher Zucht leben und unter Anleitung eigener Präceptoren Unterricht erhalten sollten. Diese Klosterschulen wurden nachher auf 4 beschränkt. Jetzt sind es in schöner landschaftlicher Umgebung mit oft unvergleichlicher mittelalterlicher Bauart: Maulbronn, Urach, Blaubeuren, Schönthal. Hat ein junger Mann die kleinen Lateinschulen des Landes oder ein Gymnasium bis zum 14. Jahre durchgemacht, so stellt er sich vor das gefürchtete Landesexamen, um, nachdem er dasselbe in kleiner Zahl unter Vielen bestanden hat, durch diese enge Pforte in die Klosterschulen einzugehen. Hier wird er schon ganz im Hinblick auf seinen zukünftigen Beruf unterrichtet, und darf dann, wenn er in dem Concursexamen noch einmal die Palme errungen hat, in das hochberühmte Stift in Tübingen eintreten. Jeder, der in Tübingen war, kennt dieses große burgartige Gebäude, zu dem in meiner Studienzeit noch eine bedeckte Brücke führte und das unten von den Fluthen des Neckar bespült wird. Hier, wo nur „die Gscheidsten 'nein kommen", führen sie in den einzelnen, durch Tapetenwände getheilten Stuben, unter der Aufsicht der Repetenten, der mit glücklicher Examensnummer bevorzugten Candidaten, (die Examensnummer legt man, sagte mir Jemand, in Württemberg womöglich noch auf den Sarg) ein eigenartiges Leben der Arbeit, nach ihrer „Promotion" für's Leben verbunden und für den kleinen Kreis des Landes nach ihren Charakteren ausgeglichen und gleichsam zusammengestimmt. Der „Stiftler" hat sein „eigenes Geschmäckchen" gegenüber den Studirenden der Stadt und es wird ihm schwer, in späteren Lebensverhältnissen den „Stiftler auszuziehen". Die ganze schwäbische Pfarrereigenthümlichkeit ist durch diese Erziehung in vortheilhafter und mangelhafter Weise bestimmt, denn in letzterer Hinsicht bleibt die formlose Ungeschicklichkeit und unfreie Eckigkeit meist für das ganze Leben. Der Gewinn aber ist eine gute Schulung in oft reicher Gelehrsamkeit. Fleiß, doch oft auch krankhafte Kritik und geliebter Betrug durch sogenannte „Wissenschaft" hängt dem Stiftler an. Männer, in allen Gebieten des Lebens tüchtig, sind aus dem Augustinerkloster hervorgegangen, das nach einer alten Inschrift nicht ohne Wahrheit rühmte, daß mit ihm der Staat stehe und falle.

Ein Blick in die Welt der schwäbischen theologischen Schriftsteller zeigt, in welcher Betriebsamkeit und Vielseitigkeit in dem kleinen Lande nach dieser Seite hin gearbeitet wird. Es nimmt hierin eine der ersten Stellen in ganz Deutschland ein. Von der theologischen Facultät in Tübingen gehen besonders die vielfachen, in conservativem Sinne gehaltenen Schriften des Professors Kübel aus, der auch gerne nach Stuttgart zu Predigten und Vorträgen geladen wird. Weiter bekannt ist auch die geschmackvolle Übersetzung des Neuen Testaments von Professor Weizsäcker.

In der Hauptstadt selbst ist ein großer Theil der Pfarrer auch literarisch beschäftigt. Der schon ergraute, aber noch immer eifrige Pfarrer Held gibt das Evangelische Sonntagsblatt heraus mit seinen 122000 Abonnenten: eine kleine achtungswerthe Weltmacht, die auch seit ihrer Entstehung lediglich durch den persönlichen Betrieb des Herausgebers eine Summe von etwa 1 Million Mark an verschiedene wohlthätige Zwecke vertheilt hat und in unberechenbarer Weise in weit ausgedehnte Kreise christliche Mittheilungen und Gaben der Liebe versendet. Obwohl von vielen Concurrenzunternehmungen bedrängt, hat sich das Blatt doch in altem wohlverdientem Ansehen erhalten. Der „Christenbote" von Stadtpfarrer Weitbrecht, ein sehr geschickt und in markiger Sprache geschriebenes Blatt, zählt 46000 Abonnenten. Weitbrecht, bekannt durch seine Schriften: Heilig ist die Jugendzeit, Leben Jesu u. A. gibt auch die „Jugendblätter" heraus, die den Werth ihrer einst berühmten Vergangenheit erneuert haben. „Grüß Gott" ist ein Blatt des Stadtpfarrers G. Gerok mit etwa 7000 Abonnenten, in das auch der Vater K. Gerok zuweilen einen poetischen Beitrag sendet und das mehr eine vermittelnde, von Poesie und Ästhetik angehauchte Anschauung der christlichen Wahrheiten vorträgt. Der beispiellos billige Preis (75 Pfennig für das Vierteljahr) bringt wirklich viel Schönes und Gediegenes in's Haus. Das „Evangelische Kirchen- und Schulblatt" von Rector Herrmann hat 800 Abonnenten und ist ohne bestimmte Tendenz ein theologischer Sprechsaal, in dem sich die verschiedensten Ansichten begegnen: recht ein Bild des schwäbischen Individualismus, der sich in schrankenloser Freiheit der Ideen gefällt. Auch das „Familienblatt", das bei Kohlhammer erscheint, steht unter der Leitung eines Theologen, des durch seine schönen Lieder über die Ereignisse von 1870 und 1871

bekannten Karl Weitbrecht. Es wird kaum einen Pfarrer Stuttgarts geben, der sich nicht mit der Feder versucht hätte. Bekannt ist das „Leben Luthers“ von Burk, die Dogmatik und Symbolik und viele populäre Schriften des dialektischen Reiff, die Lieder von J. Knapp, der seinem Vater darin nachfolgt und noch mehr die viel geistvolleren der württembergischen Nachtigall, des feinsinnigen, in allen Landen bekannten Prälaten K. Gerok, der neulich einen „letzten Strauß“ gegeben, und von dem wir auch eine Erklärung der Apostelgeschichte haben, die „Glaubenskämpfe und Friedenswerke“ des Hofkaplan Braun, der auch mit Lic. Zeller, Kittel, Herrmann, Häring, Knapp und Anderen die „Theologischen Studien aus Württemberg“, eine Zeitschrift vermittelnder Richtung, veröffentlicht. Professor Kittel hat jüngst: „Sittliche Fragen“ geschrieben: ein Buch, das zwischen der Theologie der Reformatoren und modernen Ideen eine Ausgleichung sucht. Vergessen wollen wir nicht den an der Königl. Bibliothek angestellten Professor Schott, der, auch einst ein Pfarrer, doch wie so viele andere Stiftler, auch auf anderen als specifisch theologischen Gebieten nützlich und geschickt neben seiner großen Bücherkunde auch Schriften über die deutsche Bibelübersetzung und namentlich aber solche über den französisch reformirten Protestantismus, für den er der berufenste Kenner ist, darreicht. Sein neuerdings erschienenes Buch über die Aufhebung des Edictes von Nantes ist ein vortreffliches Ehrengedächtniß dieses schwerwiegenden Ereignisses.

Wie in der Hauptstadt, so auch im Lande. Überall, zuweilen in den kleinsten still abgelegenen, in Waldesnacht oder auf einsamer Flur versteckten Städten und Dörfern, gibt sich der schwäbische Pfarrer, abgezogen von dem Weltgeräusch, in fleißiges Nachdenken versunken literarischen Arbeiten hin. Es gibt ganze literarische Familien, wie die Paulus, die Weitbrecht, die Pressel, die Knapp, die Zeller. In Städten wie Calw blüht eine Thätigkeit für Missionsliteratur und kleine, höchst brauchbare Compendien oder gefällige Lexica für biblische Materien; in Heilbronn wirkt die Verlagsbuchhandlung Henninger für die Herausgabe der „Zeitfragen des christlichen Volkslebens“ und anderer Schriften, von welcher hier besonders Erwähnung verdient die positiv gerichtete, anerkannt tüchtige und weit verbreitete pastoraltheologische Zeit-

schrift „Halte was du hast“ von Pfarrer Oehler in Dettingen unter Teck. Die reichhaltige Verlagsbuchhandlung von Steinkopf in Stuttgart ist überall bekannt. Von Boll, dieser bekannten christlichen Herberge, gehen aus die „Blätter aus Bad Boll“ und andere Schriften; auch das von Zündel verfaßte Lebensbild Christoph Blumhardt's darf als von Boll ausgegangen erwähnt werden, weil in dem dort herrscheuden Geiste verfaßt. Fast jeder der Prälaten des Landes hat auch seine Bücher geschrieben. Gerok hat Predigten in vielfachen Ausgaben gegeben, Lechler in Ulm über Kirchenbau und wichtige kirchliche Rechtsfragen, Beck in Hall über Dogmengeschichte, Homiletik, Kirchenrechtskunde geschrieben, Merz in Stuttgart, der Herausgeber des christlichen Kunstblattes, „christliche Frauenbilder“ verfaßt, Georgii in Tübingen über Religionsphilosophie des Philo sich geäußert; Prälat Mehring glänzt durch scharfsinnige philosophische Untersuchungen. In Bissingen wohnt der hochbetagte Pfarrer Süßkind, der seine Passionsschule in reicher Gelehrsamkeit zusammengestellt hat, in Bächlingen der in der Kirchengeschichte Württembergs ausgezeichnet bewanderte Bossert, der Ulrich von Württemberg gegen Janssen zu rechtfertigen sucht. Wer nennt sie alle die Namen — heißt es hier. Die fortgesetzten theologischen Arbeiten, die der Beurtheilung des Consistoriums unterliegen, erhalten im fleißigen Studium und es gehört die württembergische Geistlichkeit durch ihre wissenschaftliche Bildung gewiß zu den in Deutschland am meisten geförderten. Daher auch die viele Verwendung derselben in anderen Lebensgebieten, wie bei der Redaction des „Schwäbischen Merkur“, wo drei alte Stiftler angestellt sind, in dem Schulfache, in dem sich überall bewährte Theologen befinden, selbst in der Naturforschung und Rechtskunde. Daher die vielen Berufungen nach auswärts, so daß sich jetzt in Breslau (Schmidt), Halle (Köstlin und Müller), Göttingen (Wagenmann), Berlin (Dillmann und Pfleiderer), Bonn (Christlieb), Jena (Seyerlen), Friedberg (Köstlin) württembergische theologische Professoren finden. Neuerdings ist der Helfer Häring in Stuttgart nach Zürich berufen und der Lic. th. Völter nach Amsterdam. An Stadtpfarrer Weitbrecht dachte man einst in Heidelberg. Der bekannte Philosoph Zeller in Berlin ist auch ein Stiftler. Ebenso der Volkswirth und frühere Minister Schäffle. Wir erwähnen noch den

Professor der Philosophie Dietrich in Würzburg, den Professor der Geschichte Weizsäcker in Berlin, den Professor der Philosophie Vaihinger in Halle, den Professor der Botanik Goebel in Rostock, den Professor der Volkswirthschaft Schmoller in Berlin, dann die Doctoren der Theologie Geß, Lechler und Spaeth. Man sieht, das „Ländle" versorgt Deutschland mit geistigen Kräften. Und dies nicht allein. Was wäre die Basler Missionsanstalt ohne die Hilfe Württembergs? Nicht nur die reichen Beiträge (175 000 ℳ im Jahre 1881, 147 006 ℳ im Jahre 1884), die von Schwaben dorthin fließen, sondern vor allem die theologischen Kräfte leisten die wirksamste Unterstützung. Basel ist in dieser Hinsicht die Tochter Württembergs. Um Erdbeschreibung und Sprachenkunde hochverdiente Männer sind unter den schwäbischen Missionaren, wie Dr. Ludwig Krapf, Dr. Heim, Mögling, Johann Rebmann, der Entdecker des Kilimandscharo, um nur in den letzten Jahren gestorbene Männer aufzuzählen. In Schorndorf lebt der Missionar Christaller, ein Bild schwäbischer Schlichtheit, der beste Kenner und ein in Paris und London berühmter Grammatiker und Lexikograph der westafrikanischen Sprachen. Unter 718 Missionszöglingen waren 358 Württemberger. Von 127 davon Gestorbenen wurden die meisten in der Blüthe des Lebens weggerafft. Die Lehrer und Inspectoren Chr. G. Blumhardt, Hoffmann, Chr. Blumhardt, Josenhans, G. Oehler, Schott, neuerdings wieder ein Oehler sind Schwaben, wie auch die theologischen Lehrer Beck, Geß, Reiff, Kinzler u. A.

Je mehr eine Kirche eine werthvolle Geschichte, eine gewisse herangewachsene Eigenart hat, um so glücklicher ist sie gestellt. Die evangelische Kirche Württembergs ist in dieser Weise besonders bevorzugt. Sie hat sich, indem sie sich auf sich selbst beschränkte und hinter den Mauern ihres Gebietes entwickelte, wirklich vieler eigener und eigenthümlicher Güter erfreuen können. Mit Recht nennt sie nach ihrem Reformator Brenz, in dessen Geiste und nach dem Vorbild seines Katechismus auch das Confirmationsbüchlein geschrieben ist, welches immer noch das gute Einheitsband und deutliche Bekenntniß der Kirche bildet, ihre J. J. Andreä und Valentin Andreä, Bengel, Rieger, Roos, Hartmann, Hahn, Oetinger, Steinhofer, Hofacker, Flattich,

Hiller, Beck, Knapp, Kapff, Gerok und Andere, und sucht stets auf's Neue bei diesen vaterländischen theologischen Größen Nahrung und Belebung. Man konnte sich wirklich in Württemberg von dem „Reich da draußen" zurückziehen, denn man hatte viel eigenes Gute und stärkte sich an demselben in einer frischen Besonderheit, die dann auch wieder für die von Ferne Kommenden fruchtbar war. Gerne gönnen wir den Schwaben den Ruhm ihrer kirchlichen Vergangenheit, denn wir wissen, daß sie Ursache des Lobes haben. Ihre Kraft ruht auf den Wurzeln einer inhaltsreichen theologischen Geschichte, die um so bedeutender war, weil sie sich oft in den Rahmen politischen Elends einkleiden lassen mußte.

Eine beachtenswerthe Erscheinung in dem kirchlichen Leben Württembergs ist die auf verständigem Tact beruhende Behandlungsweise von häretischen Elementen. Wie man die alles zerstörenden Eingriffe der Baur-Zeller-Schwegler-Strauß-Schule überwunden hat, so weiß man auch die Wirkungen einer kleinen, dem Protestantenverein nahestehenden Vereinigung im Lande zu keiner irgend schädlichen Agitation ausarten zu lassen. Wird einmal ein Pfarrer wegen Leugnung der Dreieinigkeit angeklagt, so setzt man ihn nicht gleich ab, sondern läßt ihn brüderlich ermahnen. Man gewährt den mannigfaltigsten Ansichten freien Raum, doch lehrt man Vorsicht und Zurückhaltung. Dazu zwingt auch schon die Kleinheit des Landes. Man muß eben die Arme eng an die Seiten drücken und in behutsamer Friedfertigkeit einhergehen, um nicht nur auf schmalem Raum, sondern noch mehr unter vielen collegialischen, verwandtschaftlichen und socialen Beziehungen sich einer neben dem andern ungehindert bewegen zu können.

Man geht in dieser oft bewundernswerthen Kunst, den Streit zu meiden, gewiß manchmal zu weit, gießt über allen kaum beginnenden Hader zu bald das Öl des Friedens, kommt aber doch mit dieser diplomatischen Friedfertigkeit noch immer weiter als mit schließlich unfruchtbaren und schädlichen Streitigkeiten. Vieles ist auch hier in einer Jahrhunderte langen Übung und im schwäbischen Wesen begründet.

Unter den Mitgliedern der liberalsten Richtung ist Pfarrer Dr. th. Baur in Weil im Dorf durch literarische Thätigkeit hervorragend.

Wie der „Protestantenverein" kaum als eine Macht sich offenbart, so kann man auch dem namentlich von dem eifrigen Pfarrer Völter in Großingersheim betriebenen Lutherthum im Lande nicht viel Boden zuschreiben. Die Männer dieser Richtung behaupten mit Recht den lutherischen Charakter der Landeskirche, das rechtliche Verhältniß zur Concordienformel, haben auch ein Verständniß dafür, wie noth dem Pietismus des Landes kirchliche bestimmte Lehre thut, es sind unter ihnen hochachtungswerthe Persönlichkeiten — aber sie haben keine Zukunft unter Theologen, denen nach ihrer ganzen Art die Freiheit und Schrankenlosigkeit der theologischen Gedankenwelt zur unentbehrlichen süßen Gewohnheit geworden ist. Pfarrer Völter streut übrigens mit viel Geschick seine Luther- und Concordienbüchlein in die Welt, arbeitet auch für die Judenmission und für die Aussendung geistlicher Kräfte nach Amerika: ein thätiger Mann, mehr durch norddeutsche Einflüsse das geworden, was er ist, als durch süddeutsche Bedürfnisse. „Wo fünf schwäbische Theologen zusammenkommen, hat man sechs verschiedene Ansichten": dieses Sprüchlein ist wirklich wahr, und so bietet uns das „Kirchen- und Schulblatt" einen wunderbaren Wechsel von Ansichten. Kritik bekämpft den Conservativismus, dieser wehrt sich mit guten Waffen und gegen die Wellhausensche Ansicht behauptet sich die Oehler'sche; Ritschl wird maßlos gerühmt und gleich darauf ein ganzes Register von Schriften aufgezogen, welche gegen ihn geschrieben sind; die „Probebibel" hat wechselnde Beurtheilungen erfahren und weiß in ihrer Angefochtenheit nicht, wohin sie sich vor Lob und Tadel flüchten soll: in dieser seltsam fluthenden Ansichtenmenge bietet sich uns das Blatt dar: ein Bild bedeutender geistiger aber wenig einheitlicher Kräfte.

Die oben erwähnte Friedfertigkeit des Verkehrs, die stete weitgehende Rücksichtnahme aufeinander, kann leicht zur Schwäche führen, und dies wird offenbar in dem Verhältniß zu den Römischen. Die römische Kirche hat immer mehr Einfluß und Rechte im Lande erworben, ist der evangelischen nicht nur gleichberechtigt, sondern in mancher Beziehung sogar günstiger gestellt, benutzt namentlich die freie Convictserziehung, um ihre Candidaten in immer größerer Menge in weltliche Berufsarten zu bringen, genießt durch

die diplomatische Kunst ihres Bischofes (vorzugsweise immer „Landesbischof" genannt) ein auch bei Hofe gewichtiges Ansehen, erscheint geradezu als ein noli me tangere, ja zuweilen als ein Gegenstand der Furcht, tritt dabei in so lebhafter Polemik in ihren Blättern auf, schont weder den fürstlichen Ahn Ulrich, noch den Reformator Luther, — daß die Evangelischen des Landes viel mehr auf der Warte gegen diesen Feind stehen sollten. Aber statt dessen herrscht in Schwaben eine Harmlosigkeit und Nachgiebigkeit, die die Macht Roms gewaltig steigert. Diese wächst zusehends. Und alle dem gegenüber — wir müssen das tief beklagen — kein rechter Ernst und keine Weisheit der Evangelischen. Läßt man gewissen- und charakterlos die Zustände so weiter gehen, so knechtet im nächsten Jahrhundert der Romanismus das Land, zumal wenn es einst einen katholischen Herrn empfangen sollte.

Erst in der neuesten Zeit hat sich überall eine entschiedene Aufmerksamkeit den paritätischen Verhältnissen des Landes zugewandt. Namentlich hat die „Reichspost" mit Klarheit und Furchtlosigkeit die wichtige Angelegenheit besprochen. Was zunächst die Universitätsverhältnisse betrifft, so hat die evangelische theologische Facultät in Tübingen nur fünf ordentliche Professuren, während die katholische deren sechs hat. Eine Zeitlang gab es sogar auch einen besonderen Geschichtslehrer für ultramontane Geschichtsschreibung. Die Frequenz der beiden theologischen Facultäten hinsichtlich der Nicht-Württemberger war in den Jahren 1867—1876 so, daß 41,1 Procent sämmtlicher Nicht-Württemberger der evangelischen, nur 3,2 Procent der katholischen Facultät angehörten: also die evangelische Facultät ruft bei schwächerer Besetzung eine große Zahl von Auswärtigen in's Land, während die katholische in dieser Hinsicht fast nichts leistet. Neuerdings sollen die fremden Theologen bei der katholischen Facultät nur 9 : 2 betragen. In dem oben angegebenen Zeitraume war das Frequenzverhältnis zwischen Stift und Convict derartig, daß im evangelischen Stift 2472, im katholischen Wilhemsstift 2170 Studirende waren — bei dem Verhältnis der Gesammtzahl von 3 : 7 der Katholiken und Protestanten im Lande. Immer mehr wächst die Zahl der katholischen Convictoren. Im Jahre 1885 wurden 40 in die niederen Convicte Rottweil und Ehingen, 37 in's Priesterseminar, 43 in's Convict in Tübingen auf-

genommen, während gewöhnlich nur 30 evangeliche Zöglinge in's Seminar eintreten. Für die Kirche Roms ist so überfließend gesorgt, daß 40 ihrer Theologen jährlich noch ein fünftes freies Studienjahr im Priesterseminar gewährt ist. Das römische Commando heißt einfach: wir brauchen so viele Priester. Der Austritt aus den Convicten, um andere Fächer zu studiren, erregt jetzt allgemein den Mißmuth des evangelischen Württembergs; denn das Wachsen der katholischen Beamtenwelt liegt vor aller Augen. Namentlich im Finanzdienst ist die Zahl groß. Die Rückzahlung der vom Staate gewährten Erziehungskosten wird so milde betrieben, daß die rückständige Vergütungssumme auf 154 570 ℳ herangewachsen ist. — Die Gesammtzahl der evangelischen Geistlichkeit beträgt 903, während die katholische Kirche 1000 Priester hat: verhältnismäßig der stärkste Clerus in ganz Deutschland: natürlich wie überall antinational. Letzteres geht klar daraus hervor, daß im Jahre 1882 für die deutsche Invalidenstiftung in der evangelischen Kirche 8423 ℳ, in der katholischen 1716 ℳ collectirt wurde, 1884 waren es auf römischer Seite nur 1559 ℳ. Die Evangelischen unterstützen also auch die katholischen Invaliden Rom hat eben nur ein Interesse: seine Herrschaft auszubreiten. Überall sucht es seine Zwingburgen zu errichten. Dies sind namentlich auch die Hospitäler. Tausend Fäden schlingen sich von denselben aus. Obwohl der Gemeinderath von Stuttgart, die Stadtdirection, der Minister des Innern es ausgesprochen haben, daß für Stuttgart das Bedürfnis eines katholischen Hospitals mit barmherzigen Schwestern nicht vorliege, da in den bestehenden Hospitälern Betten genug sind, hat doch eine ultramontane Coterie von verhängnisvollem Einflusse es durchgesetzt, daß dem Lande eine Lotterie von 200 000 ℳ auferlegt werde (anfangs wollte man sogar eine solche von 800 000 ℳ), um dadurch den Grund zu dem Hospital zu legen. In ausgezeichneter Weise hat sich über dies neue Glied in der Kette katholisirender Bestrebungen eine Stimme in der „Reichspost“ ausgesprochen. „Man stellt die Gewinnsucht in den Dienst frommer Betriebsamkeit.“ — „Man beutet mit Lotterieloosen als den Ablaßbriefen allermodernster Form die Evangelischen für katholisirende Zwecke aus.“ — „Man tritt oft die Pflicht der häuslichen Pflege an barmherzige Schwestern ab, um denen eine Strahlenkrone zu bereiten.“ — Gegenüber dieser traurigen Beeinflussung

eines vorwiegend evangelischen Landes war dann der Jubel bei Anwesenheit des evangelischen Kaisers im vergangenen Herbst um so größer, die Freude um so inniger und wahrer, als sich der Thronerbe Prinz Wilhelm mit einer evangelischen Prinzessin verlobte.*)

Liest man die lehrreichen Protokolle der Prediger-Conferenzen, die ein frisches Bild von den Zuständen der Landeskirche geben, so schwankt es in ihnen von optimistischen und pessimistischen Anschauungen. Diese Unterscheidung ist zwar nichtssagend, denn der, der für seine Kirche eine unüberwindliche Zukunft voraussagte, bezeichnete seine Tage als die Tage Noahs; indessen macht sich doch überall in den Verhandlungen die Empfindung geltend, daß wie in ganz Deutschland, so auch hier die Gleichgiltigkeit sich mehre. Burk ruft einmal aus: „Unser Volk ist im Ganzen ein verarmtes Volk. Das hat zur Folge das Überhandnehmen eines ich möchte sagen sklavischen Sinnes. Man verjubelt, was man hat, aber man säet nicht auf den Geist. Gefangen ist das Volk freilich besonders durch die Sünden, die zum Erbstück unseres Volkes, zum eitlen Wandel nach väterlicher Weise gehören, namentlich durch die Trunksucht. Mit dem Vertrauen der Bevölkerung zu uns Hirten steht es nicht so wie es stehen sollte. Fast in jeder Gemeinde sind Elemente, die gegen uns streben; dazu kommt das eigenthümliche schwäbische Mißtrauen gegen die „Herren". Freilich in Lederhosen können wir nicht gehen."

Es sei indessen wie es sei! Das württembergische Volk ist noch von großen frommen Elementen durchzogen, von wurzelnden Gedanken der Gottesfurcht und der Zuflucht zu Christo.

Wollte man nach der Zahl der Abendmahlsgäste das kirchliche Leben abmessen, so wäre dasselbe im Rückgange, denn während 1859 auf 100 Gemeindemitglieder 70 Procent kamen, waren es 1881 nur 53. Man erklärt aber diese Abnahme durch ein Seltenerwerden des mehrmaligen Communizirens derselben Personen in einem und demselben Jahre und durch das Umsichgreifen des Methodismus im Lande. Auf der anderen Seite ist der Procentsatz der nicht kirchlich eingesegneten evangelischen Ehen in steter Abnahme begriffen. Es betrug nemlich in Stutt-

*) Die ultramontane Presse in Schwaben von A. Jahn. 1885.

gart 1876 37,5, 1880 22,6, in den Städten 1876 3,2, 1880 2,0, in den Landorten in dem angegebenen Zeitraume 1,4 — 0,8 und im ganzen Lande 4,8 — 2,9. Im Jahre 1881 fiel die zuletzt genannte Zahl auf 1,79. Von den im Jahre 1881 geborenen 51 567 Kindern blieben nur ungetauft 1,63 Procent. Ohne kirchliche Beerdigung blieben im Jahre 1881 von 36 544 20,4 Procent, wohl meistens im ersten Lebensjahr gestorbene Kinder. Bei der Ergänzungswahl der Pfarrgemeinderäthe im Jahre 1881 haben von 216 561 Wahlberechtigten von ihrem Wahlrecht Gebrauch gemacht 19,99 Procent.

Was den allgemeinen sittlichen Zustand des Landes betrifft, so kann man ohne Zaudern den Schluß machen, daß dort, wo noch Gottesfurcht herrscht, auch die Sitten besser sind. Freilich wird dies vielfach bestritten und nach einem militärischen Urtheil, das ich einmal hörte, wäre die allgemeine Sittlichkeit in Schwaben keine bessere als in anderen deutschen Landestheilen. Auffallend ist neben der schon erwähnten Völlerei das Laster der Unzucht, welches im Jahre 1861 eine solche Höhe erreicht hatte, daß von allen Geborenen ein Fünftheil unehelicher Herkunft war. Eine neuere Minderung dieser Zahl ist kaum auf eine sittliche Wandlung zu beziehen, sondern auf sociale Verschiebungen der allgemeinen Zustände. Uebergroß ist die Menge der Ehen, die illegitime Kinder mitbringen. Der starke Kinderreichthum des Landes ruft hier und da Gleichgiltigkeit gegen den Werth des Lebens der Kinder hervor und man trifft darum oft auch eine erschreckende Rohheit an bei dem vielfachen Kindersterben. Bei alledem hat der sparsame fast geizige Bauer in harter Arbeit sich mühend Ursache genug, sich in sittlicher Selbstverleugnung zu üben. Und ich muß sagen, daß mir kein Land in Deutschland bekannt ist, wo man noch mit so Einfachem zufrieden ist, noch an so kleinen und bescheidenen Freuden sich ergötzen kann, noch so gerne sich auf einen kleinen Kreis der Arbeit und des Ehrgeizes beschränkt. Und das ist von großem moralischen Werth. Der Schwabe ist nicht gemüthlich. Dazu fehlt ihm alles — aber er ist etwas Besseres: gemüthstief und hat in der merkwürdigen Vereinigung von Verstand und Gemüth eine von Hause aus auch moralisch werthvolle Ausstattung. Darum übt er auch das so gerne, was Württemberg von jeher geehrt hat: die evangelische Wohlthätigkeit (vergl. die innere Mis-

sion in Württemberg von Herrmann Schmidt. 1879). Dieselbe ist eine so große, daß mir mit Recht einmal der Stadtdekan T. sagte: „Sie haben hier Anstalten vom Säugling bis zum Greise." Alle Wohlthätigkeitsanstalten stehen unter der zusammenfassenden Leitung einer vortrefflichen Behörde: Centralleitung der Wohlthätigkeitsvereine, in deren Dienst auch die von Stadtpfarrer Laurmann herausgegebenen „Blätter für das Armenwesen" wirken.

Bei der hohen Entwicklung des Vereinswesens erreichen auch die einen besonderen kirchlichen und evangelischen Charakter tragenden Vereine eine hohe Ziffer.*)

Für die Rettung und Erziehung der Verwahrlosung ausgesetzter Kinder gibt es allein 18 evangelische Anstalten, unter denen die in Reutlingen 10 Zweiganstalten hat. Hiezu kommt noch eine Anstalt für besonders entartete Knaben in Schönbühl und eine andere für gefallene Mädchen in Leonberg. Es ist ein jährlicher Aufwand von 200 Mark, den ein Kind gebraucht. Mit der Paulinenpflege in Winnenden ist zugleich eine Taubstummenanstalt und Asyl für erwachsene Taubstumme verbunden. Zur Ausbildung evangelischer Kleinkinderpflegerinnen besteht ein Mutterhaus in Kleinheppach. Man zählt im Lande 305 Kleinkinderpflegen. Auch die Krippen kommen mehr und mehr auf. Die evangelische Diaconissenanstalt in Stuttgart, mit einem Asyl für chronisch kranke Frauen in Winterbach und einer Erholungsanstalt in Obereßlingen hat Schwestern und Probeschwestern in 30 Stationen. (Auf denselben erhielten 19831 Kranke von 205 Schwestern Dienstleistungen, in Stuttgart wurden 809 arme Kranke gepflegt.) Die Diaconissinnen stehen in keiner Weise den katholischen Barmherzigen Schwestern nach. In Hall ist neuerdings auch eine Diakonissenanstalt entstanden. Das Olgahaus in Heilbronn bildet Wärterinnen aus, die Brüderanstalt Karlshöhe bei Ludwigsburg sucht junge Männer für die Arbeit an Armen und Elenden zu erziehen. Der Krankenpflege dienen außer anderen Anstalten, die einen staatlich und kirchlich gemischten Charakter tragen, ein Verein für kranke Landleute, der Freibettenverein, der Herbstverein für hochbetagte kränk-

*) Auf Vollständigkeit ist hier verzichtet.

liche und contracte Personen u. s. w. Es bestehen etwa 30 Jünglingsvereine mit nahezu 1300 Mitgliedern, zusammengefaßt im süddeutschen Jünglingsverbande, dessen Vorsitzender, Dekan Reiff, mit den rheinisch-westphälischen Vereinigungen Fühlung hat. Die evangelischen Jünglingsvereine („leider nicht genügend von den geistlichen Behörden ermuntert") haben Vereinshäuser in Stuttgart, Calw, Cannstatt, Eßlingen, Heilbronn, Reutlingen, Kirchheim u. T., Ehingen und Ulm — zuweilen in sehr schöner Ausstattung, wie in Stuttgart und Cannstatt. Es gibt Herbergen für Fabrikarbeiterinnen und weibliche Dienstboten in Stuttgart, ebendort eine Mägdebildungsanstalt, eine Dienstbotenheimath in Fellbach. Fürsorge für entlassene männliche und weibliche Strafgefangene (ein Asyl in Oberurbach) wird in zwei Vereinen geübt; ein Pfarrwaisenverein, 4 Schullehrer-Unterstützungsvereine sind vorhanden. Man zählt 4 evangelische Frauenstifte, ein Haus der Barmherzigkeit in Eßlingen; auch für den Schutz der Auswanderer an den Einschiffungs- und Landungsplätzen ist Sorge getragen. Obwohl die berühmten Anstalten von Gustav Werner in Reutlingen, was die Lehre des Mannes betrifft, auf nicht kirchlichem Boden stehen, so sind sie doch von einem Zug selbstverleugnender Liebe getragen und in ihrem ganzen brüderlichen Geiste ein bezeichnendes schwäbisches Gewächs, das allein auf dem Boden dieses durch oft harmlose Einfachheit sich auszeichnenden Volksgemüthes entstehen konnte. Im Jahre 1882 umfaßten die Werner'schen Anstalten:

1) das Bruderhaus in Reutlingen mit 10 Zweiganstalten mit zusammen 221 Kindern, 175 Zöglingen von 14—20 Jahren, 350 Pfleglingen und Versorgten von 20—70 Jahren, verbunden mit demselben ist der Betrieb der Landwirthschaft;

2) industrielle Einrichtungen, d. i. eine große mechanische Werkstätte in Reutlingen und eine blühende Papierfabrik in Dettingen, jetzt Eigenthum eines Actienvereins, welche schwachbegabten Leuten moralisch dienen wollen. Der alte Vorsteher der vielen Anstalten reist immer noch wunderbar elastisch, thätig im Lande herum und hält seine besuchten Wandervorträge. Da kann man bei schon schwacher Stimme sein ausdrucksvolles väterlich wohlwollendes Gesicht sehen. Ein lebendiges Original dieser Kreise

wird geschildert in der Schrift: Leonhard Allmendinger von Netter (Reutlingen 1883).

Ganz ausgesprochen evangelischen Werken dient die privilegirte Bibelanstalt in Stuttgart mit 47 Zweigvereinen und einer Einnahme (1883/84) von 132 940 Mark, einer Ausgabe von 130 617 Mk. Sie hat in 70 Jahren ihres Bestehens 1½ Millionen Exemplare der Bibel und des Neuen Testaments verbreitet. Der eifrige Secretär, Herr Schweikhardt, lebt ganz in der wichtigen Sache.

Wohl geleitet und von glücklichen Erfolgen gekrönt arbeitet die Evangelische Gesellschaft in Stuttgart. Sie verbreitet Erholungsschriften und religiöse Bilder auch durch eine Anzahl von Colporteuren und hat in ihren schönen Baulichkeiten angenehme Räume für die Zusammenkünfte bei den Maiversammlungen, Missions- und Bibelfesten im August, Jünglingsvereinstagen und den im Winter von ihr veranstalteten Vorträgen, zu der auch Männer von Namen aus anderen Gebieten Deutschlands berufen werden. Dann ist der in geschmackvollem Holzwerk hergerichtete Saal von Besuchern angefüllt, die mit Theilnahme den Worten schon bekannter oder erst eingeführter Redner lauschen. Im Jahre 1881 hatte die Gesellschaft eine Einnahme von 54 000 Mark und hatte bis zu ihrem fünfzigjährigen Jubiläum 40 000 Exemplare von größeren Schriften und über 100 000 kleinere und 55 000 Bilder verkauft. Pfarrer Hofacker gab bei ihrem Jubiläum einen lesenswerthen Bericht: Ein güldenes Jubiläum, Stuttgart 1880. Jetzt stehen an der Spitze der Pfarrer Falch und der maßvolle und vorsichtige Commerzienrath Fetzer, ein für alle kirchlichen Interessen warm empfindender Mann, der dem Lande auch gerne mehr kirchliche Lehre mittheilen möchte. Mit der Evangelischen Gesellschaft ist auch die Stadtmission verbunden, welche 4 Stadtmissionare beschäftigt, die im Jahre 1883/84 5818 Hausbesuche und überhaupt 7357 Gänge machten. In 260 Erbauungsstunden in und außerhalb der Stadt traten sie lehrend auf. 9000 Schriften wurden von ihnen verbreitet. Die Zahl der auswärtigen Missionsarbeiter beträgt 11. 1884 hatte die Evangelische Gesellschaft eine Einnahme von 53 207 Mark.

Der württembergische Gustav-Adolfsverein ist in allen Landen berühmt und entwickelt eine für das kleine Württemberg staunenswerthe und wohlerwogene Thätigkeit. Er hat 48 Zweigvereine und

83 Frauenvereine und nimmt jährlich etwa 75 000 Mark ein. Im Lutherjahre war diese Summe durch besondere Eifrigkeit auf 93 812 Mark gestiegen, im folgenden Jahre auf 85 390 Mk.; die erste Stelle nach den Jahreseinnahmen von allen Hauptvereinen. Nach Württemberg kommt Düsseldorf mit 59 036 Mark (der reichste Regierungsbezirk Deutschlands). Die Feste dieses Vereines sind die Glanzpunkte kirchlichen Lebens, und als bei dem letzten derselben in Tuttlingen die Stadt nicht nur auf's reichste geschmückt, die Kirche mühsam und sorgfältig mit Epheuguirlanden geziert war, die Gastfreundschaft als eine weitgehende sich zeigte, sondern auch die ganze Stadt einen Ruhetag feierte, da konnte man mit Recht allen diesen Eifer rühmen. Von der Baar waren die Frauen in ihren hochrothen Tüchern und Strümpfen gekommen: ein frischer Strich in das Volksgewühl; lebendige Freude beseelte alles, und bei dem Festmahl hob es der eine Redner hervor, daß es nur zwei Städte evangelischen Glaubens an der träge schleichenden Donau gebe: Ulm und Tuttlingen, letztere aber habe sich diesmal bei den Festgaben und bei dem Festschmuck ganz besonders ausgezeichnet. Die Liebe und Thätigkeit des evangelischen Volkes bei den Gustav-Adolfsfesten hat oft etwas Rührendes, wenn auch manchmal in der letzten Zeit ein Rangeifer der einzelnen Feststädte sich bemerklich macht.

Die evangelische Diaspora Schwabens umfaßt die Gemeinden des Dekanatamtes Ravensburg, Biberach, der Alb, Geislingen, Aalen, Münsingen, Ulm, des Schwarzwaldes, des Kochergebietes und des unteren Neckargebietes (vergl. die evangelische Diaspora Württembergs von Otto Schmid 1879); es wird für dieselbe anhaltend gesorgt. Unter 966 gemischten Ehen der Diaspora finden sich nur 259, also 26 % mit evangelischer Kindererziehung.

Ein Verein mit einer jährlichen Einnahme von 6947 Mark dient der Ausbreitung des Evangeliums in Italien, ein anderer der Mittheilung von Bibeln an die württembergischen Katholiken durch veranstaltete Wanderverbreitung, beide von Herrn Rominger in Stuttgart besorgt.

Im Jahre 1881 war der Gesammtbetrag der für besondere kirchliche Zwecke eingesammelten Kirchenopfer 66 363 Mark. Hinzu kommen die großen Gaben für die Heidenmission.

Wir müssen noch den Verein für christliche Kunst in der evangelischen Landeskirche erwähnen, der etwa 1640 Mitglieder zählt und der für jeden Gegenstand kirchlicher Ausstattung und Einrichtung Rath ertheilt. Auch von nichtwürttembergischen Orten wird er um Beistand gebeten. Der Pflege kirchlicher Tonkunst ist der Oratorienverein in Tübingen, der Verein für klassische Kirchenmusik in Stuttgart und der evangelische Kirchengesangverein für Württemberg zu nennen. Letzterer hat die Bildung gleicher Vereine in fast ganz Deutschland bewirkt und in dem Schwaben Professor Köstlin jetzt in Friedberg einen eifrigen Förderer. Ein Landeskirchengesangsfest, jährlich im September gehalten, dient der Belebung der Sache.

Eine eigenthümliche hochbedeutsame Erscheinung in dem kirchlichen Leben Württembergs sind bekanntlich die Gemeinschaften: freie Vereinigungen von einem Stundenhalter, einem Laien, geleitet, in denen die Schrift betrachtet, von den dazu Befähigten gesprochen und gelehrt, ein Almosen für die Mission odere andere Zwecke gesammelt und christliche Aufsicht auf einander geübt wird. Indem diese Gemeinschaften in engem Zusammenhange mit der Kirche stehen und sich dadurch wesentlich von den Secten unterscheiden, indem sie die Kirche bauen wollen, und dies auch in der nützlichsten Weise erreichen, sind sie eine der wohlthätigsten Erscheinungen des evangelischen Lebens.

Als unter einer der bedeutendsten Gemeinschaften der noch jetzt im Gedächtniß bewahrte Lehrer Kolb die Einrichtung der Reisebrüder zur brüderlichen Inspection der Gemeinschaften schuf, bestand bezeichnend genug die eine Aufgabe darin, nachzuforschen, ob die einzelnen Glieder der Gemeinschaft der geistlichen und weltlichen Obrigkeit den durch das Wort Gottes gebotenen Gehorsam redlich leisten. Es mögen unter ihnen die Michelianer (nach dem Stifter Michael Hahn aus Altdorf, der von der Kirche heftig verfolgt, doch in ihr blieb) allzusehr die Heiligungslehre mit Neigung zur Ehelosigkeit betonen, die Pregizerianer (von Pfarrer Pregizer aus Haiterbach) die Rechtfertigungslehre: sie wollen doch auf dem Boden der evangelisch-lutherischen Lehre bleiben, und haben in dem Schatzkästlein von Hiller und in Luther, Arndt, Scriver, Prätorius, Heinr. Müller die Quellen ihrer geistigen Nahrung. Namentlich knüpfen die Altpietisten mit Vorliebe an die altwürttem-

bergischen Lehrschätze an. Sie sammeln „in dem kleinsten Punkt die größte Kraft“ und bemühen sich so, die Kirche zu befruchten. Gegenüber aller Schwärmerei und Treiberei legen sie den Nachdruck auf Mäßigung, Bescheidenheit und Nüchternheit. Fern von aller Wühlerei gehen sie ihren stillen Weg in Gelassenheit und Einfachheit des Sinnes: rechte Bilder theils des schwäbischen Individualismus, theils der schwäbischen Gemüthsruhe, die in brüderlicher Erbauung in kleinem Kreise sich wohlfühlt. Man kann bei den Maiversammlungen in Stuttgart nur mit aller Theilnahme auf den mit Stundenhaltern besetzten Saal hinblicken: auf diese derben, ruhigen und doch so nachdenklichen Bauerngesichter, die in frommem Nachsinnen sich mit den biblischen Gedanken beschäftigen. Wenn sie dann, aufgefordert einiges zu sagen, in aller Bescheidenheit sich erheben, so ist es irgend ein eigenartiges Wort, das in langsamer Betonung aus ihrem Munde kommt. Sie wollen mit dem Gesagten nichts leidenschaftlich behaupten, sondern in Einfalt und Anspruchslosigkeit ihres Herzens Meinung ausdrücken. Solche Vereine kennt der Norden Deutschlands nicht — und doch welch ein Segen, wenn sie überall sich befänden. In ihnen wird große Wohlthätigkeit für äußere und innere Mission und namentlich für Kleinkinderrettungsanstalten geübt. Die Michelianer umfassen etwa 4—500 Gemeinschaften von Tuttlingen bis ins Hohenlohesche, ja bis nach Speyer, sind in 26 Districte eingetheilt, in denen jährlich zwei Gesammtversammlungen geschehen, eine jährliche Hauptversammlung vollzieht sich dann in Stuttgart. Man achtet auf unanstößigen Wandel und unterstützt die Bedürftigen der Gemeinschaft. Manche Regeln über die Benutzung der Gastfreundschaft erinnern lebhaft an Gedanken in „der Lehre der zwölf Apostel“.

Die Pregizerianer finden sich besonders im Schwarzwald. Aber auch in den Gemeinschaften wird über die Abnahme des inneren Lebens geklagt. Die Methodisten hofften zuerst unter den Gemeinschaften ihre Weide zu finden, doch erkannten diese sie bald in ihrem Wesen.

Als eine landeskirchliche Gemeinde besteht auch die reformirte Gemeinde in Stuttgart, die etwas über 100 Seelen zählt und den Heidelberger Katechismus zu ihrem Bekenntniß hat. Die früheren reformirten Waldensergemeinden sind mit der lutherischen Landeskirche vereinigt, doch so, daß ihnen der Ritus des

Brodbrechens bewahrt blieb. Die beiden Brüdergemeinden Kornthal und Wilhelmsdorf, die unter den Kreisregierungen stehen, stimmen mit Ausschluß der Grundsätze von der Kirche mit dem Lehrbegriff der lutherischen Kirche und sind gleichsam „ein Extract des württembergischen Pietismus". (Vergl. den Aufs. von Schmidt in der Realencyklopädie von Herzog.) Die im Lande verbreiteten Anhänger der Brüdergemeinde, die ihren nächsten Sitz in dem badischen Königsfeld hat, leben in freundschaftlicher Beziehung zur Landeskirche und sind durch ihre „Loosungen" in vielen Häusern bekannt.

Ohne Gemeinschaft mit der evangelischen Kirche sind eine Reihe anderer Genossenschaften mit Gewissensfreiheit und selbständigen Rechten.

Hierher gehören zunächst die methodistischen Kirchen. Bei der großen Bedeutung, welche der Methodismus für Württemberg hat, wollen wir hier einige nähere Angaben machen. Die wesleyanische methodistische Mission, von England aus betrieben, hat in Württemberg allein 19 Stationen, während sie im übrigen Deutschland nur 8 zählt. Sie gibt für Württemberg als Zuhörer, Glieder und Schüler eine Zahl von 6547 an; im übrigen Deutschland nur 1483. Ihr jetziger Superintendent (chairman of the district) ist John C. Barrat in Cannstatt, der in seinem Hause auch ein Seminar von 6 Zöglingen hat und die Blätter: Missionsblatt mit dem Motto: die Welt ist mein Kirchspiel. Wesley; Methodisten-Herold und Samenkörner für junge Herzen mit Geschick und zu sehr billigem Preis herausgibt. Mit ihm arbeiten etwa 16 deutsche Prediger, die noch von Agenten oder Stundenhaltern unterstützt werden. In Stuttgart und Cannstatt ist auch englischer Gottesdienst, der auf das sehr wechselnde Reisepublikum Englands angewiesen ist. Die Mission besitzt dabei drei stattliche Kapellen in Stuttgart (mit 2 Versammlungsräumen), Cannstadt und Winnenden (Jubiläums-Kapelle) und eine Anzahl kleinere Kapellen oder Betsäle. Namentlich rühmt sie ihre Erfolge in Prevorst und Backnang; in Plattenhardt ist der Schultheiß ein Methodist.

Die evangelische Landeskirche bekämpft jetzt die Methodisten, welche indes behaupten, daß ihnen Unrecht geschähe. Anfangs habe sie Prälat Kapff mit Wohlwollen behandelt, jetzt aber warne man

vor ihnen. Die Kirche hat sich in den Schriften: Kann mit den Methodisten Friede sein? — und: Etliche Fragestücke über den Methodismus — gegen sie ausgesprochen. Neuerdings scheint der Methodismus im Abnehmen begriffen. Die bischöflichen Methodisten haben in Württemberg 20 Prediger, 20 Bezirke und 2295 volle Glieder. Sie stehen mit Amerika in Verbindung und sind von dort neulich vom Bischof Hurst visitirt worden. Sie besitzen im Lande 25 gottesdienstliche Räume und haben in Bremen ihre Tractatbuchhandlung, woher auch der verbreitete „Evangelist" kommt. Ihr „chairman" ist der Prediger Staiger in Heilbronn.

Die „Evangelische Gemeinschaft", auch der großen methodistischen Kirche angehörig, nur mit einer anderen Verfassungsform, reichlich von Amerika unterstützt, entfaltet eine ausgedehnte Thätigkeit. Sie hat ein Seminar in Reutlingen, in Stuttgart einen Grund- und Hausbesitz von etwa 200000 Mk. Hier ist die Kirche, die Predigerwohnung, die Druckerei mit 10 Arbeitern. Der Evangelische Botschafter mit 7425, der Ev. Missionsfreund mit 2623, der Ev. Kinderfreund mit 1252, der Ev. Sonntagsschulfreund mit 1049 Abonnenten werden mit amerikanischer Gewandtheit von den Predigern Füßle und Wolpert verbreitet. In ganz Deutschland zählt diese Gemeinschaft 21 Kirchen, 45 Reiseprediger und 10 seßhafte Prediger. In Schwaben sind 3 Districte: der Stuttgarter, Eßlinger und Reutlinger mit je einem Vorsteher, während das übrige Deutschland in zwei Districte (Eisenach und Mühlheim) getheilt ist. Die Oberleitung hat der Bischof Escher in Amerika, der 1885 Deutschland zum achtenmal bereiste. Die ganze Gliederzahl beträgt in Deutschland 4794, wovon der größte Theil auf Württemberg kommen wird. Viel bedeutender ist natürlich die Zahl der Zuhörer und der Sonntagsschüler. Weiter zählt man noch im Lande 1767 Baptisten, 24 Neukirchliche, 206 Nazarener, 737 Jerusalemsfreunde mit ihrem Führer Christoph Hoffmann, der jüngst seine Erinnerungen veröffentlicht hat, und mit ihren Colonieen auf dem von den Heiden zertretenen, einst heiligen Lande; 133 Irvingianer, 172 Mennoniten, 104 Deutsch-Katholiken, 5 Altkatholiken, 98 Freireligiöse, außerdem 107 Griechisch-Katholische (die Confession der Königin.)

Die Bekenner der anglikanischen Kirche haben in Stuttgart, Cannstatt und Wildbad Kirchen: erstere architektonisch voll Reiz.

Die allerwichtigste Bedeutung für das evangelische Württemberg hat die heilsame Verbindung von Kirche und Schule, die geschichtlich herangewachsen, fast unzertrennlich ist. Das Consistorium ist die Oberschulbehörde, die durch technische Mitglieder, die unangemeldet von Zeit zu Zeit die Schule visitiren, die Aufsicht führt „in so einsichtsvoller und wohlwollender Weise, daß jeder Lehrer, der eine gute Sache hat, bei ihr sein Recht findet". Die Prälaten überwachen in ihren Sprengeln auch die Schulen und visitiren dieselben alle drei Jahre. Der Dekan oder einer der Geistlichen des Bezirks ist Bezirksschulinspector, welcher alle zwei Jahre visitirt. Die specielle Ortsschulaufsicht hat der Ortspfarrer; er theilt sich mit den Lehrern der Oberklassen in den Religionsunterricht. Vier jährliche Schulconferenzen finden statt: eine schöne Harmonie waltet hier in den meisten Fällen zwischen Lehrern und Pfarrern. Kleine kirchliche Ämter verbinden die ersteren noch mehr mit der Kirche. „Das Aufsichtsrecht der Kirche über die Schule ist in Württemberg das legitimste und wohlverdienteste," — „Das gegenseitige Vertrauen zwischen Pfarrern und Lehrern ist in der Zunahme und nicht in der Abnahme begriffen." Es gibt in Württemberg 2 Privatschullehrerseminare in Tempelhof und Lichtenstein, die mit Kinderrettungsanstalten verbunden sind. Unter den Lehrern besteht ein Verein von 500 Mitgliedern, die auf biblischem Boden ruhen wollen. Das Organ desselben ist der Lehrerbote, ein Monatsblatt, redigirt von Dietrich. Andere evangelisch gehaltene Blätter sind der Süddeutsche Schulbote von Dekan Kübel, das württembergische Schulwochenblatt (halbamtlich) von Stiftsprediger Burk und die neuen Blätter aus Süddeutschland von Dr. Burk und Seminardirector Pfisterer, vierteljährlich. Die Volksschule, das Organ der fortschrittlichen Volkschullehrer, von Laistner, tritt sehr gemäßigt auf. Als freie evangelische Erziehungsanstalten bestehen: die Töchterschule von Rector Benzinger in Stuttgart und die Anstalten in Kornthal (die Lateinschule hier wird von 150 Schülern in 8 Gymnasialklassen besucht). Ein Verein wirkt für Unterstützung der evangelischen Schullehrer.

Als der evangelische Schulcongreß im Sommer 1884 in Stuttgart tagte, da begrüßte denselben der Oberbürgermeister in dem schönen Saal der oft von melodischem Gesang durchrauschten Liederhalle und las einige Worte vor aus Luthers Schrift: An die Radherrn aller stedte deutsches Lands; daß sie christliche Schulen aufrichten und halten sollen. Er that es mit aller Theilnahme: eine seltene Erscheinung im deutschen Leben, aber von allen Denen dankbar begrüßt, die in der Gemeinsamkeit von Kirche, Stadt und Schule in Pflege evangelischer Wahrheit die größte aller Wohlthaten rühmen und die in Anerkennung des vielen Guten, das die Gnade Gottes Württemberg bis heute gelassen hat, freudig in den Ruf einstimmen:

Hie gut Württemberg allweg!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XI. Heft 6.

Die zweite deutsche Mäßigkeitsbewegung

oder

der deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke und die Enthaltsamkeitsvereine,

ihre besonderen Aufgaben und ihr gegenseitiges Verhältnis.

Von

Oberpfarrer **Dr. Wilh. Martius**
in Dommitzsch a. Elbe.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1886.

Inhaltsübersicht.

I.

Der folgende Aufsatz stellt sich die Aufgabe, die beiden Arten der jetzigen deutschen Mäßigkeitsbewegung — den „Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" einerseits und die Enthaltsamkeitsvereine andrerseits — zu charakterisieren und zu zeigen, ob und in welcher Weise dieselben Hand in Hand miteinander wirken können und sollen. Er wünscht damit einen Beitrag zur Beantwortung einer wichtigen Zeitfrage des christlichen Volkslebens zu bieten und die Besprechung derselben auch von anderen Seiten zu veranlassen. Zuerst sollen Entstehung und Zweck, Eigentümlichkeit und unterscheidende Merkmale, jetziger Bestand und bisherige Leistungen des Deutschen Vereins nachgewiesen werden.

Als sich vor einigen Jahren immer mehr herausstellte, daß die frühere Art der Bekämpfung der Trunksucht durch Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine unzulänglich sei; als die große Mehrzahl dieser Vereine aufgelöst, ja selbst die Kunde, daß noch einige derselben existierten, in ganzen Provinzen und Landeskirchen so gut wie erloschen war; als auch die mehrfachen Petitionen von Volksfreunden, Strafanstaltsbeamten, Irrenärzten 2c.; als die Beratungen und Resolutionen der Vereine für innere Mission über die Bekämpfung des Alkoholverderbens ohne nennenswerten Erfolg blieben; als der im Jahre 1881 dem Reichstage vorgelegte Entwurf eines Gesetzes über die Bestrafung der Trunkenheit zwar in der Kommission beraten, aber nicht wieder vor das Plenum gebracht wurde; als aber auch von allerhöchster Stelle durch die Botschaften vom 17. November 1881 und 14. April 1883 die Heilung der sozialen Schäden durch positive Förderung des Wohles der

besitzlosen Klassen der Bevölkerung als eine schwierige, aber auch als eine der höchsten Aufgaben der Gegenwart bezeichnet wurde, und als dabei die Schäden vor aller Augen offen da lagen, welche der Alkohol — der bitterste Feind der Gesundheit, der sozialen Ordnung, des Wohlstandes, der Sittlichkeit und der Religiosität — im Volke anrichtet; als es klar war, daß diese Schäden, Hunger und Kummer, Zank und Streit, körperliche und geistige Zerrüttung, zahllose Vergehen und Verbrechen unser Volk nach der siegreichen Beendigung der äußeren Kämpfe in einem fortwährenden inneren Kriegszustande erhielten und dadurch am Marke der nationalen Kraft zehrten — da war die Stunde gekommen, in welcher der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" gegründet werden mußte und gegründet wurde.

Es ist charakteristisch für denselben, daß bei der allerersten zu diesem Zwecke veranstalteten Besprechung im September 1881 in Bremen konservative und liberale Männer sich gleichmäßig beteiligten, und daß bei den folgenden, größeren Versammlungen zur Vorberatung der Vereinsgründung im März 1882 zu Godesberg und im Oktober 1882 zu Frankfurt a. M. ebenfalls nicht nur verschiedene Stände, sondern auch verschiedene politische Parteien und konfessionelle Schattierungen vertreten waren. Diese Mischung der Standpunkte zeigte sich auch in den Unterschriften unter dem ersten öffentlichen Aufrufe „An das deutsche Volk", der zu Anfang des Jahres 1883 die Gründung eines großen allgemeinen, ganz Deutschland umfassenden Vereins anregte. Hier waren Geistliche positiver Richtung (Hofprediger Dr. Baur, Oberhofprediger Dr. Kohlschütter rc.) und liberaler Färbung (Dekan Zittel, Pastor Klapp rc.) mit den besten Namen der inneren Mission (v. Bodelschwingh, Engelbert, Oldenberg rc.), mit hervorragenden Ärzten (W. Nasse, Finkelnburg, Baer rc.), mit den Bürgermeistern großer Städte (Miquel, Brüning rc.), mit Juristen (Gneist, von Holtzendorff rc.), Volkswirthen (von Miaskowski, Schmoller, Böhmert rc.), Geschäftsleuten (Baare, H. Claussen, Louis Simons rc.) vereinigt; selbst Philosophen (wie Lazarus und J. Bona Meyer) und Militärs (Feldmarschall Herwarth von Bittenfeld) fehlten nicht. Auch der Generalfeldmarschall Graf Moltke trat am Stiftungstage dem Verein bei.

Am 29. März 1883 fand die konstituierende Versammlung in Kassel statt. Die daselbst vollzogenen Vorstandswahlen zeigten, daß in dem neuen Vereine völlige religiöse und politische Neutralität herrschen solle. Den Vorsitz übernahm Geheimer Medizinalrat Prof. Dr. W. Nasse (Bonn), bekanntlich eine der ersten ärztlichen Autoritäten auf diesem Felde. Zum Schriftführer wurde Aug. Lammers in Bremen gewählt, der sich als Schriftsteller auf philanthropischem Gebiete schon bewährt hatte. Der Zweck des Vereins wurde in § 2 der Satzungen so angegeben: „Der Verein hat die Aufgabe, dem Mißbrauch geistiger Getränke, insbesondre des Branntweins, mit allen zu Gebote stehenden Mitteln und zwar ebensowohl in aufklärender und vorbeugender Weise wie im Kampfe gegen das bereits zu Tage getretene Übel zu steuern." In den Verhandlungen zu Kassel sowie in den Vereinsschriften wurde dieser Zweck dahin spezialisiert, daß der Verein davon absehe, nach früherem Muster das Versprechen der völligen Enthaltsamkeit oder irgend ein Gelübde zu verlangen, daß aber die Mitgliedschaft und Mitarbeit die sittliche Verpflichtung zu eigenem Maßhalten im Genusse der geistigen Getränke aller Art in sich schließe. Politische oder konfessionelle Bestrebungen sollten dem Verein fern bleiben. Die nur auf religiösem Wege erreichbare Bekehrung und Besserung des notorischen Säufers könne daher nicht direkte Vereinsaufgabe sein. Vielmehr solle durch Änderung der Umgebung des Trinkers die Verführung zum Trunke vermindert, durch die Gesetzgebung das Angebot geistiger Getränke möglichst beschränkt, die öffentliche Trunkenheit als solche bestraft, die Unterbringung der Trinker in Asylen sowie ihre Entmündigung angeordnet, der Vertrieb des Branntweins im Umherziehen verboten, die Herstellung unreiner, mit schädlichen Nebenprodukten versetzter Alkohole gesetzlich untersagt werden. Der Verein solle die im Auslande erprobten Kampfesmittel wider die Trunksucht erforschen, die breitesten Volksmassen über die Unbrauchbarkeit des Alkohols als Nahrungs-, Stärkungs-, Heil- und Erquickungsmittel belehren; auf die Verbesserung der Körperpflege, Wohnung, Nahrung und Kleidung einwirken; Fleiß und Sparsinn wecken und pflegen; Kaffeebuden auf Märkten, Kaffeeschenken in Städten, Kaffeeküchen in industriellen Anlagen errichten; Rede und Schrift zur Umstimmung der öffentlichen Meinung aufbieten

und vor allem auf die Gewerbe-, Steuer- und Strafgesetzgebung des Reiches und der Einzelstaaten einzuwirken suchen.

Das Neue bei der Gründung des Deutschen Vereins liegt aber weniger in diesen Zwecken seiner Thätigkeit. Fast alle diese Bestrebungen sind schon in der ersten deutschen Mäßigkeitsbewegung vor 1883 seitens der damaligen Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsvereine als notwendig erkannt, wenn auch nur zum Teil und mit sehr geringem Erfolge durchgeführt oder praktisch erprobt worden. Das eigentlich Neue und Bezeichnende liegt vielmehr offenbar in dem Zusammenwirken verschiedener Richtungen zur sozialen Reform. Der Deutsche Verein hat einen neutralen, humanen, gemeinsamen Boden geschaffen, auf dem sich Katholiken und Protestanten, Konservative und Liberale, Freihändler und Schutzzöllner, Ärzte und Geistliche, Industrielle und Landwirte die Hand reichen können, um gemeinsam den Alkoholismus zu bekämpfen. Einen solchen gemeinsamen Boden gab es bisher nicht. Katholische Mäßigkeitsbruderschaften, evangelische Enthaltsamkeitsvereine, humane Bestrebungen zur Bekämpfung der Trunksucht waren allerdings vorhanden, aber sie arbeiteten ohne Führung, und ohne Fühlung miteinander zu haben. Jetzt sollen sie auch ferner noch in ihrer Weise und mit ihren Mitteln weiter arbeiten. Der Deutsche Verein ist weit davon entfernt, einem Katholiken den Eintritt in eine, die völlige Enthaltsamkeit fordernde kirchliche Bruderschaft verargen, erschweren oder gar verwehren zu wollen. Er verzichtet vielmehr mit vollem Bewußtsein darauf, gewisse Seiten in der Lösung der Trinker-Frage für sich in Anspruch zu nehmen. Er weiß, daß ein konfessionell gemischter Verein die Bekehrung eines Lasterhaften sich nicht zur Aufgabe machen kann. Aber er bietet in seinem Bereiche allen irgendwie politisch oder konfessionell ausgeprägten Bestrebungen gegen den Alkohol ein neutrales Feld, auf dem sich alle Mitkämpfer zu gewissen gemeinsamen Zwecken vereinigen können. Und er wünscht diese Vereinigung namentlich aus dem Grunde zu fördern, weil eine Änderung der öffentlichen Meinung und infolgedessen auch eine Änderung der Gewerbe-, Steuer- und Strafgesetzgebung nur viribus unitis zu erreichen ist, nicht aber — wie die Erfahrung sattsam gezeigt hat — durch Petitionen einiger Enthaltsamkeitsvereine oder einiger Versammlungen der inneren Mission.

Ein solches Zusammenwirken verschiedener Richtungen zur sozialen Reform ist bei der Armenpflege, bei der Begründung von Arbeiterkolonieen und Verpflegungsstationen, auch bei der Stiftung des Deutschen Kolonialvereins (1882) möglich und nützlich gewesen. Es wird auch bei der Bekämpfung des Alkoholelendes möglich und nützlich sein. Möglich — denn alle politischen Parteien und alle Konfessionen, alle Stände und Berufsarten haben ein Interesse daran, daß dem unser ganzes Volksleben vergiftenden Strome des Alkoholverderbens endlich die Quellen verstopft werden. Sie haben auch ein Interesse daran, daß die Stände und Klassen unsers Volkes, welche sich so oft auf dem Kriegsfuße, man könnte selbst sagen auf dem Dynamitfuße, entgegentreten, sich darin üben, versöhnlich und friedlich zu denken und gemeinsam für einander, nicht wider einander zu arbeiten. Nützlich aber für die Mäßigkeitsbewegung ist diese Mischung der Parteien und Glaubensbekenntnisse, damit die gute und große Sache nicht unvermerkt einen irgendwie einseitigen Charakter annehme, sondern sich gänzlich von dem Verdachte frei halte, zu Gunsten oder zum Schaden einer einzelnen Bevölkerungsgruppe, eines einzelnen Standes oder einer einzelnen Partei zu agitieren.

Die Voraussetzung, daß der Gedanke eines solchen Zusammenwirkens für gemeinnützige nationale Zwecke Beifall finden werde, ist auch nicht getäuscht worden. Wo ist wohl der Gegensatz zwischen dem positiven und liberalen Protestantismus schärfer als in Bremen? Aber im Vorstande des dortigen Bezirksvereins sitzen je zwei Geistliche der beiden Richtungen neben einander. Ferner: die ultramontane Presse arbeitet unablässig daran, die katholische Bevölkerung gegen die „protestantische Mehrheit" aufzustacheln, von welcher sie angeblich unterdrückt und in ihren heiligsten Gefühlen, in ihren berechtigtsten Forderungen gekränkt wird. Aber in Münster und in Osnabrück sind in den dortigen Vereinsvorständen unter den Augen der Bischöfe katholische Domkapitulare neben evangelischen Predigern thätig. Die Mäßigkeitskommission des westfälischen Städtetages wandte sich um Unterstützung ihres gemeinnützigen Bestrebens sowohl an den katholischen Bischof als an den evangelischen Generalsuperintendenten. Beide hohe Würdenträger antworteten durch Schreiben von demselben Datum (20. November 1884) und sagten ihre Mitwirkung zu. In konfessionell gemischten Gegenden, wo

gewöhnlich eine Konfession in öffentlichen (z. B. kommunalen) Angelegenheiten das bekämpft, was die andre befördert, ist offenbar solches Zusammengehen sehr erfreulich *).

Daß der Grundgedanke des neuen Deutschen Vereins ein richtiger ist, beweist auch die schnelle Ausbreitung desselben über viele deutsche Landschaften, welche erfolgte, ohne große Kraft auf Agitation unter den Massen zu verwenden. Der Verein setzte bei allen einsichtigen Volksfreunden die Erkenntnis voraus, daß ein gemeinsames Vorgehen gegen den Alkoholismus ein dringendes Zeitbedürfnis sei, und hatte die Freude, auch wirklich überall hierfür Verständnis zu finden. Er zählt jetzt 6000 Mitglieder, meist aus den besitzenden Ständen. Auf den leicht erregbaren und leicht wieder verschwindenden Enthusiasmus der großen Menge einzuwirken, unterließ er dagegen. Er hatte ja aus der ersten Mäßigkeitsbewegung die Lehre gezogen, daß aus solcher flüchtigen Volksbegeisterung für eine Sache von dem Gewicht, wie sie die Bekämpfung des Trunks ist, nachhaltige Wirkungen nicht zu erwarten sind.

Es ist also ohne Zeit-, Kraft- und Geldverschleuderung im Abhalten von Massenversammlungen, und ohne unentgeltliches Ausstreuen von Agitationsschriften zu vielen Tausenden, dennoch in 2 Jahren gelungen, 17, in der Größe allerdings sehr verschiedene, Bezirksvereine zu gründen, nämlich in Berlin, Bremen, Chemnitz, Danzig, Darmstadt, Dresden, Duisburg, Düsseldorf, Kassel, Mülheim a. d. Ruhr, Oldenburg, Osnabrück, Ostfriesland, Schleswig-Holstein, Siegen, Soest und Wiesbaden. Außerdem bestehen in etwa 50 Orten kleinere Vereine, sog. Vertreterschaften des allgemeinen Deutschen Vereins, die sich allmählich zu Bezirksvereinen entwickeln können. Neuerdings ist es das Hauptstreben des Gesamtvorstandes, die Vereinsthätigkeit nach provinziellen Verbänden zu organisieren, also Provinzial-Stellen zu schaffen, die in ihrem Bezirke nach den jedesmaligen landschaftlichen Bedürfnissen die Vereinsbestrebungen leiten. Es ist dies schon teils gelungen,

*) Es ist allerdings wohl anzunehmen, daß die katholische, so sehr gern „selbständig" auftretende Kirche sofort wieder nur in konfessioneller Sonderung gegen den Alkohol arbeiten wird, sobald die Jesuitenmissionen wieder möglich sind, die ja in der ersten Mäßigkeitsbewegung ersprießliche Dienste leisteten. Solange aber die Jesuiten fehlen, wird sie sich an dies Zusammengehen hoffentlich immer noch mehr gewöhnen!

teils vorbereitet im Königreich Sachsen, Rheinland, Westfalen, Kurhessen, Provinz Sachsen, Hannover, Pommern, Thüringen, Mecklenburg und Hessen-Darmstadt. Am besten und rührigsten ist die Vereinsthätigkeit bisher im Königreich Sachsen gefördert worden, wo in dem Geheimenrat Prof. Dr. Böhmert eine äußerst rührige und glückliche leitende Kraft vorhanden ist. Beiträge hat der Deutsche Verein außer von seinen Zweigvereinen erhalten von dem deutschen Kronprinzen (dreimal je 1000 ℳ), 19 deutschen Städten, 15 Lebensversicherungsgesellschaften und 7 humanen Vereinen. Seine Einnahmen betrugen 1883 11 621 ℳ und 1884 12 407 ℳ.

Was hat der Verein nun bisher gethan? Er hat durch den Schriftführer in den letzten drei Jahren in einer großen Reihe von Städten Vorträge über die Trunksuchtsfrage halten lassen, welche zu Vereinsbildungen führten. Er hat Flugblätter und monatliche „Mitteilungen" herausgegeben, teils um Interesse für seine Sache zu erwecken, teils um die Mitglieder auf dem Laufenden zu erhalten und ein zusammenhaltendes Band für die Hülfsvereine zu besitzen. Er hat eine Litterarische Kommission beauftragt, zur wissenschaftlichen Klärung aller einschlagenden Fragen eine Reihe von Heften — bis jetzt vier — herauszugeben, welche von Sachverständigen mit voller Beherrschung des volkswirthschaftlichen, juristischen, medizinischen &c. Stoffes, der hier in Frage kommt, geschrieben worden. Er hat zwei Reisekommissionen nach Holland und Scandinavien gesendet, welche die dortigen Maßregeln gegen die Völlerei erforscht und in eingehenden Berichten dargestellt haben. Er hat eine Kommission von hervorragenden Juristen &c. beauftragt, die straf- und zivilrechtlichen Fragen zu erörtern, welche sich an die Trunksucht anknüpfen (Bestrafung der öffentlich auftretenden Trunkenheit, Entmündigung von Gewohnheitstrinkern, Zwangsverweisung in Trinkerasyle), und die Bezirksvereine zu Gutachten über dieselben Fragen aufgefordert. Er hat weiter eine Kommission gebildet, welche die Frage der Branntweinsteuer-Erhöhung erörtert hat. Zu derselben gehörten Landwirte, Verwaltungsbeamte, Nationalökonomen und Juristen von Ruf, u. a. Fürst H. v. Hatzfeldt-Trachenberg, Staatsminister a. D. v. Varnbüler, Graf Zieten-Schwerin auf Wustrau, Prof. Dr. v. Miaskowski, Staatsrat Dr. Geffcken aus Hamburg und Oberbürgermeister Brüning. In den Be-

ratungen der Kommission ist in dieser schwierigen Frage, bei welcher das landwirtschaftliche und staatliche wie das gesundheitliche und moralische Interesse gleichmäßig in Frage kommt, bald ein ziemlich weitgehendes sachliches Einverständnis erzielt. Sobald die Erörterungen dieser Kommissionen abgeschlossen sind, werden die Ergebnisse in Form von Anträgen den gesetzgebenden Körperschaften vorgelegt. Dies ist zuerst in Bezug auf die Schankgesetzgebung geschehen. Die umfangreiche Eingabe des Deutschen Vereins an den Bundesrat und Reichstag gipfelt in folgendem: Sofortige Sistierung der Schankkonzessionen und dann Reform dieses Konzessionsrechtes in der Richtung, daß die Zahl der Branntwein feilhaltenden Schenken und Läden nach der Bevölkerungszahl wie in Holland einschränkend normiert, denselben eine Abgabe an die Gemeinden auferlegt, Ausschank und Kleinverkauf von Schnaps stets von jedem anderen Kleinhandelsgeschäft getrennt, dem Gastwirt nicht ohne weiteres, wie es jetzt der Fall ist, auch die Schankbefugnis beigelegt, und der Schankbetrieb strengen Vorschriften unterworfen werde, darunter die des Verkaufs von fuselfreiem, nicht mehr als 40 Prozent Alkohol enthaltendem Schnaps. Die Petitionskommission des Reichstages hat darüber einen Bericht erstattet, der sich in der Sache ganz auf die Seite des Deutschen Vereins stellt, wenn auch die etwaige Normierung der Schenken nach der Einwohnerzahl hinausgeschoben wurde, bis die Reichsregierung über den Erfolg des die Gewerbeordnung abändernden Gesetzes von 1879 Ermittelungen angestellt habe. Der Verfasser dieses beachtenswerten Kommissionsberichtes, der teilweise auch im Herrenhause am 20. März 1885 vorgelesen wurde, ist Bürgermeister Struckmann (Hildesheim), einer der Unterzeichner des „Aufrufs an das deutsche Volk" vom Jahre 1883. Diese Eingabe des Deutschen Vereins über das Branntweinschankwesen an den Deutschen Reichstag wurde im November 1885 wiederholt. Sodann ist der dem Verein erstattete Bericht des Wirklichen Geheimen Rats Dr. von Schwarze über Bestrafung Ärgernis erregender Trunkenheit, Bestrafung von Wirten, die an Kinder oder Trunkene Schnaps verabreichen, Entmündigung und Zwangsheilung gemeingefährlich werdender Trinker dem Reichskanzler und den Landesregierungen überreicht, dem ersteren mit der Bitte, diese Dinge zum Gegenstand einer Vorlage an den Bundesrat und Reichstag zu machen. Ferner wurde die von der Steuer-Kom-

mission des Vereins sorgfältig vorbereitete, auf gründliche fachmännische Gutachten gestützte Eingabe an die Reichsgewalten in Sachen der Branntweinsteuer vom Vorstande geprüft und dieselbe dann am 9. Januar 1886 an den Bundesrat und Reichstag abgesandt. Es wird darin kein bestimmter Vorschlag über die Form der Branntweinsteuer gemacht, sondern nur die Bitte ausgesprochen und begründet, daß die Branntweinbesteuerung in Deutschland so abgeändert werden möge, daß dadurch der Preis des Trinkschnapses fühlbar in die Höhe getrieben wird. (Jene Gutachten machen aber ganz bestimmte Vorschläge, z. B. das des Freiherrn von Varnbüler in den „Mitteilungen" des Vereins, 1885, Seite 71—76.) Der Deutsche Verein hat endlich zwei Generalversammlungen (1884 in Berlin, 1885 in Dresden) mit instruktiven Beratungen abgehalten und in vielen Städten Kaffeeschenken oder ähnliche Einrichtungen ins Leben gerufen, um den Schnapsgenuß zu verdrängen. In einer Reihe anderer Städte sollen solche Einrichtungen demnächst getroffen werden. In Bremerhafen ist auch ein Warteraum für Hafenarbeiter, die Beschäftigung suchen, geschaffen worden. Einzelne dieser Kaffeeschenken haben sich schnell zu großer Blüte entwickelt. Die am 1. Oktober 1885 in Hamburg eröffnete Volkskaffeehalle (Wexstraße 32d) wird täglich von ca. 1200 Personen besucht und erzielte im ersten Monat eine Einnahme von 4600 Mark. Im zweiten Monat verkaufte sie 26000 Tassen Kaffee, 11400 Tassen Schokolade, 29400 Butterbröte 2c. Im dritten Monat mußte eine neue Volkskaffeehalle errichtet werden, um das Bedürfnis zu befriedigen. Besonders erfreulich ist es, daß der Verein nicht nur bei den Behörden, sondern auch in einem nicht kleinen Teile von Deutschland bei der Bürgerschaft die günstigste Aufnahme gefunden hat und von der Presse auf das lebhafteste unterstützt worden ist. Gerade die Mitwirkung der Presse bis zur kleinen Lokalpresse herab ist bei dieser zweiten deutschen Mäßigkeitsbewegung noch viel wichtiger als bei der ersten, denn wir sind immer mehr in das „papierne Zeitalter" hineingeraten, wo jedermann liest, gern liest und viel liest.

Der Deutsche Verein ist noch zu jung, um schon jetzt eingehende Kritik an seinen Leistungen üben zu können. Die Hauptsache bleibt ihm noch zu thun, nämlich: die wirklich genügende Abänderung der Gewerbe-, Steuer- und Strafgesetzgebung in Bezug auf den Branntwein zu erwirken. Dazu gehört aber im glücklichsten Falle eine

Jahre lange, vielleicht sogar eine Jahrzehnte lange Arbeit. Es ist schon das ein nennenswerter Erfolg, daß die Ansichten des Vereins sowohl im preußischen Abgeordnetenhause (z. B. am 9. Januar 1884 beim Titel Branntweinsteuer und am 1. Februar 1884 beim Kultusetat) als auch im Reichstage zur Sprache gebracht sind, und daß die erwähnte Petition über das Schankwesen nicht einfach, wie so viele ähnlicher Tendenz in früheren Jahren, in den großen Papierkorb gewandert ist, in dem so manches „schätzenswerte Material" begraben liegt. Von einer Kritik der Grundsätze und Leistungen des Vereins sehen wir also ab, bis über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit der ersteren mehr Erfahrungen gesammelt sind und von den letzteren noch mehr zu sehen ist, als es bisher bei einem nur dreijährigen Wirken möglich war. Aber einen Wunsch für die Satzungen des Vereins möchten wir auch hier nicht unausgesprochen lassen. Manche Personen treten dem Verein deshalb nicht bei, weil sie ihn für einen wirklichen Enthaltsamkeitsverein halten, der nach Art der englischen Vereine völlige Enthaltsamkeit fordert. Andere Personen glauben wieder, es werde im Vereine von ihnen gar keine persönliche Leistung, kein Maßhalten in geistigen Getränken, sondern nur ein Geldbeitrag zu Vereinszwecken gefordert. Das Richtige liegt in der Mitte. Es muß aber in den Satzungen ausdrücklich ausgesprochen werden, damit solche Mißverständnisse nicht vorkommen können. Allerdings liegt in § 2 der Satzungen implicite die Verpflichtung jedes Mitgliedes zur eigenen Mäßigkeit; aber nicht jeder vermag dies zwischen den Zeilen heraus zu lesen. Daher sollte ein Zusatz etwa des Inhalts gemacht werden: „Der Verein fordert von seinen Mitgliedern kein Gelöbnis, weder ein mündliches noch ein schriftliches, weder für Enthaltsamkeit noch für Mäßigkeit. Er setzt aber bei seinen Mitgliedern als selbstverständlich voraus, daß dieselben im Genusse der sämtlichen alkoholhaltigen Getränke (Bier, Wein, Branntwein, Liköre 2c.) das Übermaß vermeiden und auch bei andern den Mißbrauch geistiger Getränke zu verhindern suchen."

Was endlich die Stellung des Vereins zu den Regierungen betrifft, so meint derselbe weder wie die einen: „Die Regierung muß alles allein thun" noch wie die andern: „Die Regierung kann gar nichts." Er geht vielmehr von der Voraussetzung aus, daß, wie bei jeder Verhütung des Bösen und Beförderung des Guten im Volke die Behörden mit gutem Beispiel in Gesetzgebung und

Verwaltung vorangehen müssen, das Volk aber mit gutem Willen diese Bestrebungen zu unterstützen hat, so auch Regierungs- und Vereinsthätigkeit bei der Bekämpfung der Trunksucht gemeinsam zu wirken verpflichtet seien. Das Richtige in dieser Hinsicht hat ein alter berühmter Mäßigkeitsfreund, der zugleich ein höchstverdienter Verwaltungsbeamter war, schon vor 20 Jahren gesagt. Dr. Stüve, der Vorsitzende des „Osnabrücker Vereins gegen Branntwein und Berauschung", schrieb 1867 in seinen „Osnabrücker Blättern" (S. 18 und 19): „Es ist unter uns Deutschen seit langer Zeit eine hergebrachte Meinung, daß die Regierung Alles könne. Darum verlangt man denn auch von ihr Alles; und wenn etwas nicht eben bequem oder angenehm ist, da schiebt man der Regierung die Schuld in die Schuh. Das kommt daher, daß die Regierungen seit langer Zeit viel zu viel auf sich genommen haben, und daß Dinge von ihnen versucht sind, die gänzlich außer ihrer Macht liegen. Es ist ein bloßer Aberglaube, daß es unumschränkte Regierungen gebe. Alle Regierungen sind beschränkt und wenn sie, wie das freilich oft genug der Fall gewesen und auch noch ist, sich auf Dinge einlassen, die außer dem Kreise ihrer Macht liegen, so wird entweder nichts daraus, oder es wird etwas ganz anderes, als die hohen Herren dachten.... Wir Deutschen verlangen Alles von der Regierung, die Regierung kann aber nicht Alles. Das Meiste kommt auf den guten Willen an, und wenn wir Deutschen bei jeder Gelegenheit die Regierung zu Hülfe nehmen, so ist das mit andern Worten eben so viel gesagt, als daß wir uns selbst sehr wenig zutrauen. Wenn's in des Nachbars Haus brennt, so greift jeder zu und löscht; und so kommt der Brand nicht zum Ausbruch. Wollten aber alle stehen und gaffen, und schelten auch wohl, so würde auch bei der besten Feuerwehr und dem größten Eifer im Dienste doch der Schaden nicht abgekehrt werden können. Die rechte Ordnung ist nur da vorhanden, wo die Bestrebungen des Volkes, das Böse zu verhüten und das Gute zu fördern, bei der Regierung Verständnis, Anerkennung und Unterstützung finden, und wo die Anstalten der Regierung andererseits vom Volke anerkannt und in Schutz genommen werden. Wo aber der Eine sich auf den Andern verlassen wollte, wo das Volk über die Regierung schilt und selbst nicht Hand anlegt, da vermag die Regierung wenig, und

wo die Regierung ihre Pflichtversäumnis damit entschuldigen wollte, daß ja die Leute ohnehin klug genug sein sollten, oder daß sie durch Schaden klug werden müßten, da würde der gute Wille im Volke auch nicht ausreichen. Es würden da die Uebelthäter bald die Oberhand bekommen und ein Zustand der Mutlosigkeit und Schwäche eintreten, bei welchem der Regierung nimmermehr möglich wäre zu thun, was recht ist." So steht auch heute der Deutsche Verein. Wie in Bezug auf die verschiedenen Konfessionen und Parteien im Volk, so sagt er auch in Bezug auf das Verhältnis von Volk und Regierung: „Viribus unitis!". Jeder thue, was er an seiner Stelle vermag und gehe dem andern hülfreich zur Hand. Die Regierung kann die Alkoholmisere nicht allein bewältigen und die freien Vereine auch nicht, wohl aber können sie es bei ernstem, sittlichem Willen in gemeinsamer Arbeit.

Der Verein überläßt es daher auch jetzt der Regierung, die beste Art und Weise der Branntweinbesteuerung, in Verbindung mit den berufenen Vertretern des Volks in den Parlamenten festzustellen; er erleichtert aber diese Aufgabe durch seine fachmännischen Vorarbeiten. Er hat sich in den heftig hin und her wogenden Streit der Meinungen über das so unerwartet aufgetauchte Branntweinmonopol bisher nicht eingelassen und dürfte wohl auch in Zukunft sein Urteil über diese, vom jedesmaligen Interessenstandpunkt aus so verschieden beantwortete Frage zurückhalten, da sie eine hochpolitische ist und er als Verein über den politischen Parteien stehen will, um die ihm obliegenden vorbeugenden und erzieherischen Aufgaben um so kräftiger verfolgen zu können. Es ist eben die Existenzbedingung des Vereins, alle Parteien im Kampfe gegen den Alkoholmißbrauch zu vereinigen und so einen neutralen Boden zu schaffen, auf dem jeder, unbeschadet seiner politischen oder kirchlichen Stellung nach Maßgabe der Satzungen die Vereinsaufgaben zu fördern imstande ist.

„Die Einbringung des Branntweinmonopols wäre aber wohl nicht erfolgt (so sagt ganz richtig das „Volkswohl", 1886, Nr. 7), wenn nicht die seit drei Jahren in Gang gesetzte, stetig sich steigernde Vereinsarbeit den Sinn für die Gefahren der Trunksucht und die Notwendigkeit und Möglichkeit, ihnen zu begegnen, erheblich geschärft hätte." Fünf Jahre früher (1881) brachte der Bundesrat zwar eine ähnliche Vorlage, nämlich wegen Bestrafung Ärgernis erregender Trunkenheit 2c., beim Reichstag ein, derselbe nahm sie jedoch so

flau auf, wie damals noch der Trunkenheit gegenüber die öffentliche Meinung überhaupt war. Jetzt aber ist es fast ganz allgemeine Überzeugung geworden, daß die Gesetzgebung dem übermäßigen Schnapstrinken feste Dämme entgegensetzen muß. Und wenn es in der Begründung des Monopolentwurfs heißt, im Interesse der Moralität und Gesundheit des Volkes sei auf eine Beschränkung des übermäßigen Branntweingenusses sowie auf Fernhaltung aller an sich schädlichen Branntweinsorten hinzuwirken, so begrüßt der Deutsche Verein darin mit hoher Befriedigung seine eigenen unablässig verbreiteten Gedanken. Mag nun auch das Monopolgesetz, wie es jetzt an den Reichstag kommt, abgelehnt werden*), das gute Ergebniß wird die ganze — leider mit so hitziger Leidenschaft betriebene — Monopolbewegung doch haben, daß sich der privaten Thätigkeit in dem gegen den Mißbrauch geistiger Getränke aufgenommenen Kampfe die staatliche mehr und mehr zugesellt, und daß die nun auch seitens der Reichsregierung geförderte zweite deutsche Mäßigkeitsbewegung sicher nicht zur Ruhe kommt, ohne wenigstens eine Preiserhöhung und Reinigung des Trinkschnapses auf irgend einem Wege erzielt zu haben. Der privaten Vereinsthätigkeit bleibt aber für die nächsten Jahrzehnte sicher noch viel zu thun übrig. Wird der Monopolentwurf Gesetz, so hat sie dafür zu sorgen, daß wirklich „im Interesse der Moralität und Gesundheit des Volks der übermäßige Branntweingenuß eingeschränkt werde" und nicht etwa die Gewinnung von 303 000 000 ℳ Reichseinnahmen der einzige greifbare Erfolg des Gesetzes bleibe. Wird dagegen der Monopolentwurf nicht Gesetz (und dies ist das jetzt viel Wahrscheinlichere), so ist die Arbeit der Mäßigkeitsfreunde noch bedeutsamer. Dann müssen sie, um wieder mit dem „Volkswohl" zu sprechen, „mit aller Kraft zu verhüten suchen, daß die sittlichen, gesundheitlichen und allgemein wirtschaftlichen Zwecke des Monopols in dem Grabe desselben mit eingescharrt werden."

Soviel über Entstehung und Zweck, Grundsätze, Ausdehnung, bisherige Leistungen und zukünftige Aufgaben des Deutschen Vereins gegen den Mißbrauch geistiger Getränke. (Näheres darüber enthält: „Der Kampf gegen den Alkoholmißbrauch, dargestellt von Dr. Wilhelm Martius", Halle a. S., 1884, Verlag

*) In der Sitzung am 24. März 1886 geschehn. A. d. R.

von Eugen Strien; Preis 5 ℳ.) Es muß nun aber jedem, der die bisherige Entwicklung des Vereins beobachtet hat, auffallen, wie derselbe in West- und Mitteldeutschland schneller Eingang fand, als in Ostdeutschland. In Rheinland, Westfalen, Hannover, Schleswig-Holstein, Kurhessen, Provinz und Königreich Sachsen sind nicht nur Bezirksvereine, sondern auch schon provinzielle Verbände des Vereins teils geschaffen, teils im Entstehen begriffen. In Schlesien, Posen, Ost- und Westpreußen ist der Verein im großen und ganzen noch ohne Vertretung. Sollte dies vielleicht u. a. daran liegen, daß dort die Enthaltsamkeitsvereine noch in Wirksamkeit stehen, und daher das Bedürfnis nach einem neuen Verein noch nicht in dem Maße gefühlt wird, als im Westen des Landes? Es ist wenigstens auffallend, daß westlich von der Elbe — von wenigen Ausnahmen wie Quedlinburg und Löhne abgesehen — kein Enthaltsamkeitsverein mehr besteht, obgleich doch gerade in Hannover, Oldenburg und den benachbarten westfälischen Landstrichen die erste deutsche Mäßigkeitsbewegung vor 40 Jahren eine sehr lebhafte war. Je weiter man dagegen nach Osten kommt, desto öfter trifft man noch auf Enthaltsamkeitsfreunde oder gar auf einen Enthaltsamkeitsverein, und die beiden rührigsten derselben sind in Schlesien und Westpreußen. Dies führt uns auf die zweite Art der jetzigen Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke, die Enthaltsamkeitsvereine. Dieselben sind gegenwärtig nicht nur im Volke, sondern auch in kirchlichen Kreisen, ja sogar unter den Freunden und Förderern der Inneren Mission, viel weniger bekannt als andere christliche Rettungs- und Liebeswerke. Von Herbergen zur Heimat, Diakonissen- und Rettungshäusern weiß in christlichen Familien, so zu sagen, jedes Kind. Davon berichten die Kirchenzeitungen und die Fachblätter für innere Mission regelmäßig und ausführlich. Wer aber liest noch ein Enthaltsamkeitsblatt? Die wenigsten Pastoren und christlichen Laien werden jetzt überhaupt von dem Dasein solcher Blätter und Vereine genaue Kunde haben. Es wird deshalb nicht überflüssig sein, auf die Geschichte, den jetzigen Bestand und die Grundsätze der Enthaltsamkeitsvereine etwas näher einzugehen.

II.

Nachdem in den Vereinigten Staaten von Nordamerika (seit 1813) und in England (seit 1831) zur Be-

kämpfung der Trunksucht freie Vereine gestiftet waren, geschah dasselbe zu Ende der dreißiger Jahre auch im nördlichen Deutschland. Die Anregung dazu gieng von dem Könige Friedrich Wilhelm III. aus. Derselbe ließ die „Geschichte der Mäßigkeitsgesellschaften in den Vereinigten Staaten Nordamerikas von 1816 bis 1835 von Robert Baird“ übersetzen und in 30 000 Exemplaren auf eigene Kosten an alle Geistliche des Landes verteilen. Zugleich wies der Polizeiminister v. Rochow alle Regierungen, Konsistorien und Schulbehörden auf dies Werk hin und forderte sie auf, in ihren Kreisen dafür zu sorgen, daß sich Vereine gegen den Branntwein bildeten. Die Behörden kamen dieser Weisung bereitwillig nach. Der Oberpräsident v. Schön z. B. wies die sämtlichen Landräte seines Verwaltungsbezirkes am 9. August 1837 an, die Gutsbesitzer, Magistrate, Geistlichen und Ärzte für die Bildung von Mäßigkeitsvereinen zu gewinnen, und das Konsistorium zu Königsberg erließ auch seinerseits an die sämtlichen Prediger der Provinz am 13. September 1837 die Verfügung, Mäßigkeitsvereine ins Leben zu rufen, zu diesem Zwecke auch die Schullehrer heranzuziehen und in monatlichen Konferenzen die nötigen Schritte mit denselben zu vereinbaren. Ähnlich geschah es in anderen deutschen Ländern. In Hannover ließ das Ministerium des Innern im ganzen Lande belehrende Schriften verteilen und alle Landdrosteien (Regierungen) erklärten sich öffentlich für die Mäßigkeitsreform. In Sachsen trat der Kronprinz Johann, der spätere König, von einer Versammlung des großen britischen Mäßigkeitsvereins zurückgekehrt, mit dem Minister Lindemann an die Spitze der Einladung zur Mäßigkeitsreform. In Oldenburg wurden die Bestrebungen der Vereine von den Regierungskreisen aufs nachdrücklichste gefördert. Die Gründung der Vereine gieng in ganz Norddeutschland meistens durch die Hand der Geistlichen beider Konfessionen, welche von den Schullehrern und Verwaltungsbeamten unterstützt wurden. Das Vereinsleben trug daher immer einen religiösen Zug, der aber nach den besonderen Verhältnissen mehr oder weniger stark hervortrat. Die Grundsätze dieser ersten Vereine waren verhältnismäßig weitherzig gefaßt. Es wurde im allgemeinen betont, daß dem unnützen und unmäßigen Genusse spirituöser Getränke, d. h. des Schnapses und der verwandten Liköre, Einhalt gethan werden solle. Die völlige Enthaltung von diesen

Getränken wurde nicht zur unerläßlichen Bedingung der Mitgliedschaft gemacht. In Notfällen sei der Genuß derselben gestattet und bleibe dem Gewissen jedes Einzelnen überlassen. So heißt es z. B. in dem Sendschreiben des Pfarrers Gehrt an die Kreisstände des Danziger Landkreises, welches die Konstituierung der „Mäßigkeitsgesellschaft des Danziger Landkreises" vorbereitete.

In dieser von den höchsten Autoritäten des Staates ausgehenden und mittelst der Geistlichen und Verwaltungsbehörden durchgeführten Entstehungsweise der damaligen Vereine liegt zweierlei begründet, was für sie charakteristisch ist; einmal, daß diese Vereine ihre Arbeit gar nicht oder sehr wenig auf die Verbesserung der öffentlichen Gesetzgebung, der Gewerbeverordnungen, des Steuerwesens und der Strafgesetzgebung richteten, sondern vielmehr sich an den einzelnen Trinker wandten und auf diesen einen bessernden Einfluß auszuüben unternahmen; andrerseits, daß infolge des „von oben" ausgehenden Wunsches eine nicht geringe Anzahl von Personen den Vereinen beitraten, denen es weniger um eigene Mäßigkeit oder gar Enthaltsamkeit als um Erregung höheren Wohlgefallens zu thun war. So erklärt es sich, daß selbst in den Jahren der ersten und feurigsten Begeisterung in den blühendsten Vereinen über so viel leichtsinnige, laue und abfällige Mitglieder berichtet wird. In den Berichten jenes Danziger Vereins heißt es z. B. 1840, es werde über Mangel an Willen und Kraft bei einigen Mitgliedern geklagt und manche seien mit Ausschluß bedroht; 1841: es werde über manche Abfällige und Leichtsinnige geklagt, sodaß die Rede davon sei, die gänzliche Enthaltsamkeit zum Prinzip des Vereins zu erheben; 1842: die selbstsüchtigen Egoisten seien der Sache feindlich, die Versammlungen der Ortsvereine wollten nicht recht gedeihen; 1843: mit dem „Notfalle" werde zu viel Mißbrauch getrieben; 1844: viele Mitglieder seien lau; 1845: viele Mitglieder blieben den Grundsätzen nicht treu 2c. Indessen solche zweifelhaften Elemente konnten doch den höchst wohlthätigen Einfluß, den die Vereine in diesen Jahren auf die Besserung der öffentlichen Zustände ausübten, nicht aufhalten. Der Danziger Verein hatte 1845 nicht weniger als 833 Mitglieder. Ähnlich war das Wachstum der anderen Vereine in diesen Blütejahren der ersten deutschen Mäßigkeitsbewegung. Auch die Zahl der Vereine nahm in jedem Jahr ebenso zu wie ihre Größe. Es gab in Preußen 1837 12 Ver-

eine; ihre Zahl stieg in den einzelnen Jahren bis 1845 auf: 47, 61, 80, 92, 116, 146, 288, 310 Vereine. In ganz Deutschland wuchs in denselben Jahren die Zahl der Vereine in folgender Progression: 17, 76, 129, 262, 333, 386, 520, 775, 872. Die Mitgliederzahl betrug 1841: 30000 Personen, 1843: 38500 Personen, 1845: 60000 Personen. Außer diesen Lokalvereinen gab es aber noch evangelische oder katholische Kirchspielvereine, deren Mitgliederzahl noch viel größer war. Sie betrug in Deutschland mit Einschluß von Mähren und Tirol etwa ½ Million Personen. Namentlich die katholischen Prediger hatten ganz bedeutende numerische Erfolge. In Selings Hand legten allein 30000 Schüler (!) das Enthaltsamkeitsversprechen ab. Eine Generalversammlung sämtlicher Vereine fand 1843 in Hamburg, 1845 in Berlin und 1847 in Braunschweig statt. Zwölf Mäßigkeitszeitungen wurden in diesen Jahren herausgegeben und fanden weite Verbreitung. Der Baron v. Seld zog von Provinz zu Provinz und hielt Mäßigkeitspredigten mit unermüdlichem Eifer von Litauen bis zur holländischen Grenze in Kirchen, Rathäusern, Schulen und Scheunen. Evangelische Geistliche wie Böttcher in Hannover und Liebetrut in Potsdam wirkten an demselben Werke mit katholischen Pfarrern wie Seling in Osnabrück und Brzozowski in Posen. Am Ende des Jahres 1845 waren in Oberschlesien 84 Brennereien eingegangen und 206 außer Betrieb gesetzt. In Hannover betrug die Branntweinsteuer 1838: 551000 Thaler, 1847 nur 260000 Thaler, so sehr war der Verbrauch gesunken. Diese Erfolge wurden wesentlich dadurch erleichtert, daß Sinn und Sorge des Volkes vor 1848 viel weniger als später durch politische Dinge in Anspruch genommen waren, und daß in jener Zeit weder ein äußerer Krieg an der Kraft des Volkes zehrte, noch ein „Kulturkampf" das Zusammengehen der Konfessionen erschwerte. Man brauchte auch weder zu Gemeindekirchenräten noch zu Gemeindevertretungen, weder zu Kreis- noch zu Provinzialsynoden, weder zu Kreisausschüssen noch zu Provinziallandtagen, weder zum Abgeordneten- noch zum Herrenhause, am wenigsten zum Reichstage zu wählen oder in solchen Körperschaften zu arbeiten. Man hatte damals also für die Bekämpfung des Branntweins nicht nur offenen Sinn, sondern auch die nötige Zeit und die erforderlichen persönlichen Kräfte.

Allein dem schnellen Aufschwunge folgte auch ein schneller Niedergang der ganzen Bewegung. Man kann wohl die Generalversammlung der deutschen Mäßigkeitsvereine in **Berlin** vom 17. bis 20. August 1845 als den Höhepunkt derselben betrachten. Schon 1846 und 1847 tritt in manchen Gegenden eine Erkaltung des ersten Feuers ein. Aus dem Danziger Verein z. B. schieden zwei durch ihre Bildung und einflußreiche Stellung wichtige Männer aus, weil — sie Spiritusfabriken angelegt hatten, und andere sprachen durch die gröbste Unmäßigkeit dem Vereine geradezu Hohn. Die einen meinten, der Verein habe genug gewirkt, die andern, seine Bestrebungen seien überhaupt vergeblich. Das Jahr 1848 warf seinen Schatten schon voraus. Wie wäre es auch möglich gewesen, auf dem bisher beschrittenen Wege der individuellen Einwirkung **dauernde** Ergebnisse zu erzielen, wenn die täglichen Verlockungen der massenhaften Schenken weiter wirkten, die Spiritusbrennereien vergrößert und vermehrt und die Mitglieder der Vereine fortwährend durch das aufdringliche Angebot des erstaunlich billigen Trinkbranntweins wieder wankend gemacht wurden? Wie hätten die in einer Stunde schnell erregter Begeisterung abgelegten Gelübde jener Zehntausende gehalten werden können, wenn man nicht zugleich durch Errichtung von **Kaffeeschenken** rc. dafür sorgte, daß der Arbeiter anstatt des Schnapses, dem er entsagte, ein anderes und besseres Erquickungsmittel erhielt? Wie hätte der vormärzliche Mäßigkeitsverein, der direkt oder indirekt von den Behörden gestiftet war, in dem Taumel einer Volksbewegung standhalten können, die sich mit elementarer Gewalt gegen alles wandte, was den Schein der Autorität, Unfreiheit, Beschränkung oder gar der Polizeiwillkür an sich trug? Im März 1848 spielte der Branntwein in Berlin eine große Rolle, er wirkte auch bei dem **Zeughaussturm** mit und hielt mit dem Revolutionsjahre plötzlich überall wieder siegreich seinen Einzug, wo er erst eben mühsam durch die Mäßigkeits- und Enthaltsamkeitsbewegung vertrieben oder eingedämmt war. Alle, welche in ihrem Geldinteresse durch die Beschränkung des Branntweinverbrauchs sich für geschädigt ansahen, die Brenner, Händler und Wirte mit ihrem Anhange, erhoben jetzt wieder kühn das Haupt. Die öffentliche Meinung, welche es an manchen Orten schon dahin gebracht hatte, daß Branntweinbrennen und Branntweinschenken als ein ehrloses, weil gemeinschädliches

Gewerbe galt, schlug vollständig ins Gegenteil um, und die in 10 arbeitsvollen Jahren gesäete Saat wurde fast gänzlich ausgerottet. In Hannover betrug, wie oben berichtet wurde, infolge der Enthaltsamkeitsbewegung die Brennsteuer 1847 nur 260000 Rp., aber sie hob sich 1848 auf 359300 Rp., 1849 auf 452680 Rp. und 1850 auf 585850 Rp. Damit hatte sie die bis dahin höchste Ziffer (551000 Rp. im Jahre 1838 vor der Enthaltsamkeitsbewegung) nicht nur erreicht, sondern überschritten, d. h. die großen Anstrengungen eines Dr. Stüve, Pastor Böttcher, Kaplan Seling rc. hatten keinen dauernden Erfolg aufzuweisen.

Höchst bezeichnend ist das, womit 1848 der Pfarrer Bertling in Wotzlaff (Westpreußen) das gänzliche Aufgeben des dortigen Vereins begründete. Er nannte drei Hindernisse des Vereins: 1. „Teilnahmlosigkeit des Gouvernements an der Sache“ — eine Interesselosigkeit, die wohl begreiflich ist, da damals noch viel wichtigere Dinge als die Enthaltsamkeitsvereine sehr in Frage gestellt wurden; 2. „die für den Staat notwendige Beibehaltung der Maischsteuer“ — in jenen kritischen Zeiten wollte sich die Regierung nicht selbst eine Geldquelle verstopfen; 3. „die Basierung der Landeskultur auf Brennereien, besonders in sandigen Gegenden“ — die Grundbesitzer litten auch unter der allgemeinen Not und wollten nicht darauf verzichten, durch die Schlempe ihren Viehstand und durch den Dünger ihren Acker zu verbessern. Mit dem Jahre 1848 ist also die eigentliche erste deutsche Mäßigkeitsbewegung abgeschlossen. Es tritt nun bis 1883 eine Art von Zwischenzustand ein.

Wie sich in den folgenden Jahren die Mäßigkeitsbewegung bis zur Gegenwart durchwinterte, wollen wir aus einigen Thatsachen ersehen, die wir meistens wörtlich der Geschichte des mehrmals genannten Danziger Vereins entnehmen (von Dr. Rindfleisch, Danzig 1877, Preis 50 Pf.), der als einer der ältesten, am besten geleiteten, noch jetzt blühenden, sich dazu vorzugsweise eignet.

1849: Hier wie im Gesamtvaterlande zeigt sich Teilnahmlosigkeit. Nur die Vereine führen ein wirkliches Leben, die sich völlige Enthaltsamkeit zum Ziel gesetzt haben. — 1851: Der Verein hat nur 44 Mitglieder, die sich aufs neue unterschrieben haben. Die Einnahmen waren so gering, daß man nicht einmal Schriften zur Verteilung beschaffen konnte. Der Vorsteher sagt u. a.: „Wenn

ich auf dem Wege von meinem Wohnorte zu den Ausschußversammlungen auf einer Strecke von 1½ Meilen bei etwa 30 (!) Schenken vorbeigehe, die mit lustigen Gästen zahlreich bevölkert sind, so erscheint mir unser Unternehmen als Thorheit, und nur die Worte des Apostels vermögen meinen Mut zu beleben: „Der Glaube ist eine gewisse Zuversicht dessen, das man hoffet." — 1853: Die Ortsvereine sind mit Ausnahme von 3—4 hingesiecht. In dieser Notlage hat der Ausschuß ein verändertes Statut aufgestellt, wonach der Name der Gesellschaft in „Enthaltsamkeitsverein" verändert werden soll. Der Verein will sich demnach zu der strengeren Ansicht des Professors Dr. Kranichfeld (Berlin) bekennen, daß der Alkohol im Schnaps „Gift" sei. „Mit dem Prinzipe," sagt der Vorsteher, „würden sich zugleich die Waffen des Kampfes ändern."... „Es gelte einen Kampf gegen den Widersacher, den Teufel, selbst, der gerade durch den Branntwein die Seele verderbe." Indessen beschloß man, die alte Verfassung noch ein Jahr beizubehalten. — 1854: Von den Gutsbesitzern und Ärzten gehört niemand mehr dem Verein an. Die Zulassung des „Notfalles" wird jetzt aus dem Statut gestrichen und der Verein nennt sich jetzt „Enthaltsamkeitsgesellschaft". — Es ist also ein ganz natürlicher Vorgang, wie die wenigen treu gebliebenen Mitglieder in der bedrängten Lage des Vereins infolge des allgemeinen Abfalls zu immer strengeren Grundsätzen kommen *). Ähnliches ist in der Geschichte der christlichen Askese oft genug beobachtet worden. Daß mit solcher strengeren Fassung der Vereinszwecke leicht einseitige dogmatische und ethische Auffassungen Hand in Hand giengen, ist ebenfalls er-

*) Dahin gehört auch folgende Äußerung des Korreferenten auf dem Kirchentage zu Bremen im September 1852: „Wir haben uns in der ersten Begeisterung für die Mäßigkeitssache mit solchen zu gemeinnütziger Thätigkeit verbunden, die zu dem guten, lebendigen Glauben, der die Quelle auch dieser Lebensthätigkeit sein soll, nicht nur eine indifferente, sondern teilweise wenigstens eine feindselige Stellung einnehmen. Wir bekennen es frei und offen, daß nach dieser Seite hin mannigfach gefehlt wurde." Die Vereine schlossen sich also nach der Krisis von 1848 sowohl in ihren Prinzipien als auch in der Zulassung der mitwirkenden Kräfte viel enger ab als vorher. Daher sagt Dr. Kranichfeld einmal, erst habe man Mäßigungsvereine gehabt, dann Mäßigkeitsvereine, dann Enthaltsamkeitsvereine. Er ziehe aber als den richtigen Namen „Alkoholgiftgegner-Verein" vor.

klärlich. Dergleichen zeigte sich auch im Danziger Verein bald. Der Bericht von 1857 nennt die Jahresfestpredigt „kräftig und hocherbaulich", in welcher u. a. gesagt wurde: Der Feind sei der Teufel, die Quelle alles Unheils, auch des Branntweinunheils*). In diesem Getränke (sic!) zeige sich das Geisterhafte, Dämonische (!). Es steige als ein augenblicklich erheiterndes und begeisterndes Gas in das Gehirn, verbrenne aber das Innere allmählich, wie die von Zeit zu Zeit vorgekommene Verbrennung der

*) Wie sehr der Teufel damals persönlich in den Enthaltsamkeitskampf hineingezogen wurde, mögen noch einige Citate aus den Berichten des Berliner Hauptvereins („Statistische Chronik der Alkoholvergiftung") aus dem Jahrgang 1858 zeigen. Der Redakteur, Prof. Dr. Kranichfeld, war ein wohlgesinnter, aber von Einseitigkeiten nicht freier Mann. Er schreibt z. B. in Nr. 1: „Die unerkannten, unter dem Schutze der Obrigkeiten allverbreiteten objektiven Gifte: besonders die Vaccine, die vom Menschen auf die Kuh fortgepflanzte Lustseuche-Lymphe (!), der zubereitete Rauch-, Schnupf- und Kautabak und vor allen der Alkohol — das sind die Bollwerke des Teufels, die er aufgeführt hat, um das Eindringen in den Begriff des wahren Lebens zu hindern." — Nr. 2: „Alkohol ist eine nach Gottes heiligen Zorngesetzen verderbte Naturgabe und als solche objektives Gift, an welchem Satanisches deshalb haftet, weil die heiligen Gottesgesetze des Verderbens durch des Teufels Neid in Thätigkeit gesetzt worden sind." . . . „In die Geschichte, wie der Teufel das durch ihn verführte menschliche Geschlecht in seinen Fesseln zu erhalten strebt, gehört besonders die Geschichte der Branntweinbrennerei." . . „Die furchtbarste Kriegslist Satans ist die, daß es ihm gelungen ist, der Christenheit so den Branntwein lieb zu machen, daß sie nicht sehen will seine verderblichen Wirkungen, sondern ihn noch immer für eine gute Gabe Gottes hält. Alkohol oder Branntwein ist keine gute Gabe Gottes, sondern eine Teufelsgabe. Merkt es doch endlich, ihr bethörten und bezauberten Christen!" — Nr. 3: „Nicht die Quantität des Alkohols ist es, die den Menschen verteufelt, sondern die satanische Qualität desselben." — Auch mit dem Tabak steht es nicht anders als mit dem Alkohol. Da Dr. Kranichfeld beide gleich energisch bekämpfte, mußte er konsequenter Weise auch beim Tabak satanische Wirkungen entdecken. Er schreibt (1858, Nr. 12): „Welch Kapital mögen die Raucher in die Luft blasen. Wäre es bloßes In-die-Luft blasen, so ist das schon sehr schlimm. Ehe der Rauch in die Luft steigt, hat er aber schon seine satanische Vergiftung des Blutes vom Riech- und Schmeck-Sinn aus vollbracht." — Es ist wohl zu verstehen, daß diese Sprache auch solchen ernsten Christen nicht immer gefiel, welche an der Existenz des persönlichen Teufels nicht zweifelten. Die h. Schrift enthält über den Satan und seine Wirksamkeit nur Andeutungen, hier wurde auf Schritt und Tritt der Teufel aufgespürt, mit Sicherheit gefunden und bekämpft.

Branntweintrinker zeige (!). Auf diese Predigt folgte ein Jahresbericht, der mit der Behauptung begann, daß das Himmelreich und die Enthaltsamkeit eng zusammenhiengen. Wo man nach dem Himmelreich ernstlich trachte, werde man auch enthaltsam sein. Man solle die Enthaltsamkeit als einen Sauerteig getrost in den Teig der Welt hineinmengen. Hierin liegen offenbar Ansätze zu der Gefahr, der strenge Asketen so leicht unterliegen, diejenigen, welche weniger streng denken, als „Christen zweiter Klasse" oder als „Welt" zu betrachten, womit ein großer geistlicher Hochmut oder doch Unduldsamkeit verbunden sein kann. Dr. Kranichfeld schrieb 1858 geradezu: Eva und Adam, Kain, Pharao, Esau, Loths Weib, Judas Ischarioth, die Juden, die Jesu Lehre nicht annahmen ... alle Männer, die den Unterschied des Weinäther und des Alkohol nicht anerkennen wollen, alle Freunde des Tabaks und alle Verteidiger der Kuhpocken-Impfung seien vom sündlichen Fleisch überwältigt. (Statist. Chronik, 1858, S. 23.) Für sich selbst und seine Gesinnungsgenossen dagegen nahm er eine Art von Inspiration an, wenn er z. B. behauptet (Statist. Chronik, 1858, S. 157): „Nur die Alkoholgiftgegner haben sich nun wieder vom heiligen Geiste Gottes sagen lassen, was objectives, nämlich wahres Gift ist." Diese straffere Fassung der Prinzipien hatte aber die Folge, daß 1855 die Danziger Gesellschaft doch wenigstens um einige 30 Mitglieder wuchs. Jedes energische Auftreten zieht Einzelne an.

Manche Vereine gestalteten sich in der Zeit des äußerlichen Hinschwindens mehr und mehr zu einer Art von Konventikeln mit spezifisch konfessioneller Färbung aus. In der Festeinladung des Schlesischen Central-Enthaltsamkeitsvereins zu Schreiberhau heißt es 1858: „Am ersten Tage soll die heilige Kommunion stattfinden, und zwar so, daß ihr die lutherische Liturgie mit der Predigt vorangeht, und die Feier des h. Abendmahls den Schluß bildet. Die gedruckte Liturgie wird der Enthaltsamkeitsgemeinde in die Hände gegeben werden. ... Die Predigt wird der evangelisch-lutherische Pfarrer Ruffer halten. Am Abend desselben Tages wird wiederum Gottesdienst mit Predigt stattfinden, wobei statt der Liturgie die Litanei von der Gemeinde gesungen werden wird. ... Wir haben diese Einladung auf Jesu Befehl und in seinem heiligen Namen geschrieben. Wir

bitten alle, die über die tiefe Seelennot, in die das Satansgift Alkohol stürzt, seufzen, auch auf Jesu Befehl und in Jesu Namen zum Fest zu kommen.“ Es dürfte aus der ganzen Fassung dieses Festprogramms hervorgehen, daß der ehemals große dortige Verein durch immer engere Ziehung der Grenzen allmählich ein kleiner Kreis von Pietisten mit lutherischem Typus geworden war. Dieser Umstand und namentlich die völlig verfehlte Ansicht über das Wesen des Alkohols in diesen Kreisen ist es wohl gewesen, was die gerade nach 1848 so aufblühende Innere Mission den Enthaltsamkeitsvereinen gegenüber eine ziemlich kühle Stellung einzunehmen veranlaßte. Zwar stellt der Artikel im Wagnerschen Staats- und Gesellschaftslexikon (1861, Band VII, S. 122), der offenbar von einem Enthaltsamkeitsfreunde herrührt, die Sache so dar: „Die Wiederaufnahme des Kampfes gegen den Branntwein vom Jahre 1851 an hat nicht recht können in Zug kommen, weil die Bestrebungen der Inneren Mission so viel neue Zweige der christlichen Thätigkeit hervorgerufen haben, daß darüber das Elend der armen Branntweinsklaven bald vergessen wurde,“ wonach also seitens der Inneren Mission eine tadelnswerte Vergeßlichkeit vorläge. Allein diese Darstellung entspricht nicht ganz der Wirklichkeit. Die Innere Mission beanspruchte ja in jenen Jahren allerdings zahlreiche Kräfte für Zwecke, die mit der Trunksucht nicht unmittelbar zusammenhiengen. Allein sie würde sicherlich mit allem Eifer den untergehenden Enthaltsamkeitsvereinen beigesprungen sein, wenn diese sich in Theorie und Praxis von Einseitigkeiten und Fehlern freizuhalten verstanden hätten. (Näheres über diese Fehler folgt unten.)

Neben der Ausgestaltung des strengen Enthaltsamkeitsprinzips ist aber noch eine andere wichtige Veränderung im Wesen der Vereine zu bemerken. Die staatlichen Behörden hatten die ganze Bewegung von 1848 ins Leben gerufen, nach 1848 aber mehr oder weniger fallen gelassen. Jetzt bricht sich allmählich der Gedanke immer mehr Bahn, daß neben der Einwirkung auf die einzelnen Personen auch eine solche auf den Staat, die Gesetzgebung und die öffentlichen Einrichtungen stattfinden müsse. Auch hier gieng wie bei der Begründung der Vereine wieder Amerika bei weitem früher ans Werk. Die dortigen Vereine traten schon 1845 in das neue Stadium des Kampfes, daß sie ihren großen Einfluß auf das Volk benutzten und sowohl das Repräsentantenhaus

als den Senat der einzelnen Staaten mit Temperenzleuten besetzten, um die Fabrikation, den Handel und Ausschank spirituöser Getränke unter strengere Gesetze zu stellen. (Maine-Gesetz vom 2. Juni 1851.) In Deutschland gieng es langsamer. Wir sind heute noch nicht soweit, daß bei Parlamentswahlen die Stellung zur Mäßigkeitsfrage den Ausschlag gäbe. Aber derartige Gedanken bereiten sich seit längerer Zeit doch auch bei uns vor. Wichern, der im Verständnisse für die sittlich-sozialen Aufgaben der Zeit andern immer voran war, schrieb schon 1855 in den „Fliegenden Blättern", der Branntweinverkauf sei absolut zu verbieten, wenn dies auch einen Kampf gegen die Fabrikanten kosten werde. Der Ausschuß des Danziger Vereins beschäftigt sich 1856 viel mit der Frage, ob der Verein auch den Staat mit seiner Gesetzgebung in Anspruch nehmen solle. Man war noch nicht einig über diesen Punkt. 1861 teilte der Vorsteher auf dem Jahresfeste mit, Professor Huber in Wernigerode habe 14 Branntwein-Thesen veröffentlicht, in welchen er für die sittliche, geistige, leibliche, bürgerliche und wirtschaftliche Zerrüttung von Tausenden und Zehntausenden nicht bloß die Konsumenten, sondern auch die Produzenten und Distribuenten des Alkohols verantwortlich mache, desgleichen die amtlichen Organe, die ihn begünstigen.

Damit war eine deutliche Änderung der Marschroute der ganzen Mäßigkeitsbewegung angezeigt. Die Huberschen Thesen („Konkordia", Heft 5, die Branntweinfrage) gehören auch heute noch zu dem Reifsten und Durchdachtesten, was jemals über diesen Gegenstand geschrieben ist. Sie werfen einen Blick zurück in die bisherige Entwicklung der Mäßigkeitsbewegung und zeigen deren Schwächen; sie blicken in die Zukunft und stellen den Kampf gegen den Alkoholmißbrauch auf einen ganz neuen Boden. Die freie Vereinsthätigkeit müsse aus der bloß individuellen Einwirkung heraus, sie müsse die objektiven Umgebungen des Trinkers ändern. Die bisherige fast ausschließliche Berücksichtigung der Konsumenten bei fast gänzlicher Ignorierung der Distribuenten, der Produzenten und des Staates sei zu verwerfen. Es müsse eine neue Art von Vereinen ins Leben gerufen werden, welche sich das Ziel steckten, auf die letzteren einzuwirken und mit Anwendung aller verfügbaren Mittel des moralischen Einflusses im öffentlichen wie im Privatleben,

durch Wort und Schrift, durch persönliche, soziale und amtliche Stellung dies Ziel zu erreichen suchten.

Huber war damit wie Wichern seiner Zeit weit vorangeeilt. Es sollte noch 20 Jahre dauern, bis sich sein Wunsch verwirklichte. Aber wir sehen von jetzt an doch mehr und mehr die Reste der früheren großen Enthaltsamkeitsbewegung auf die Huberschen Gedanken eingehen. Wie sich in den folgenden Danziger Berichten die Klagen über den äußeren Rückgang der Enthaltsamkeitssache wiederholen und mehren (1864: Die wenigen Treuen stehen vereinzelt da; 1865: Kein Prediger der Nehrung hat sich der Gesellschaft angeschlossen; 1871: Der Festprediger betont beim Rückblick auf die hinter dem Verein liegenden 33 Jahre, auf die erste Liebe sei Lauigkeit und Mattigkeit gefolgt; manche Liebe habe sich sogar in Widerspruch und Feindschaft verkehrt; im Laufe eines Menschenalters habe der Verein nur geringe Frucht getragen), so mehren sich auch die Versuche, durch Petitionen bei den Behörden und Parlamenten dem Branntweinstrome Einhalt zu gebieten, der sich über das Land ergießt. Es wird 1864 betont, die Spiritusfabrikation habe eher zu- als abgenommen; 1865: Die Schenken seien Burgen, von denen aus der Feind die Umgebung gebieterisch beherrsche; 1866: Durch ein Gesetz müsse der Verkauf von Branntwein aufs äußerste beschränkt werden; 1867: Der Staat müsse energischere Mittel gegen die überhand nehmende Trunksucht ergreifen; 1868: Der Staat müsse der Not ein Ende machen, den Branntweinhandel verbieten oder wenigstens auf das äußerste beschränken; 1870: Die Landwirtschaft werde durch die Beseitigung des Branntweins nicht leiden; es beständen in Preußen 25 000 Güter über 300 Morgen ganz gut ohne, 5000 mit Brennereien. Wie die Vereine das Verhältnis von Kirche, Vereinsthätigkeit und Staatshilfe damals auffaßten, zeigt folgende Stelle eines Stüveschen Aufsatzes aus dem Jahre 1866: „Wir müssen es freilich ausdrücklich aussprechen, daß die Frage — der Trunksuchtsbekämpfung — im letzten Grunde eine sittliche ist und daß also vollständige Hilfe nur von der Religion und ihrer Vertreterin, der Kirche, erwartet werden kann. Allein Staat und Regierung selbst ruhen auf sittlichem Boden und würden ihren Bestand selbst gefährden, wenn sie diesen Boden verlassen wollten. Wenn die Justiz nicht vom tiefen Gefühl für Gerechtigkeit und Billigkeit, die

Verwaltung nicht von dem Streben nach den sittlichen Gütern vor allem geleitet würde, so würde die beste Geschäftsbehandlung doch wenig Nutzen schaffen." Das ist gewiß richtig. Deshalb wandte sich Stüve damals an die Landdrostei mit der Bitte, die Verwaltung möge Branntwein und Berauschung bekämpfen.

Die im Laufe der Jahre öfters wiederholten Petitionen der Enthaltsamkeitsvereine an die gesetzgebenden Gewalten waren aber so gut wie ganz erfolglos. Es machte sich deshalb auch in den Reihen derselben allmählich das Gefühl geltend, die wenigen Vereine mit ihrer im öffentlichen Leben immer mehr hinschwindenden Macht könnten eine solche Riesenarbeit, die Gewerbe-, Steuer- und Strafgesetzgebung abzuändern, nicht allein leisten. Dies Gefühl gieng wohl aus der durch das strenge Enthaltsamkeitsprinzip herbeigeführten isolierten Lage dieser Vereine hervor, war eine Art von Reaktion gegen die nach 1848 eingetretene straffere Abschließung und Zusammenschließung der Vereine, und äußerte sich z. B. 1870 auf dem Jahresfeste zu Ohra in Westpreußen in lauten Beifallsrufen, als einer der Festredner erklärte: „Er wolle in dieser Sache auch mit dem Papst in Rom, selbst mit dem Sultan zusammenwirken; dieselbe müsse kosmopolitisch werden." Und 1875 sagte der Danziger Vorsteher Dr. Rindfleisch in seinem Jahresberichte, das unabsehbare Heer der Unglücklichen rufe allen zu: „Erbarmt euch unsrer Not und helft uns!" Kirche, Staat, Justiz, Polizei, Militär, Kommunen, Familien, Herrschaften, Dienstboten hätten ein Interesse daran, daß dieser Not abgeholfen werde. Derselbe fügte zu diesen Worten 1879 in seiner Schrift „Der Kampf wider den Branntwein" noch hinzu: „Deshalb sollen sich auch alle bei diesem Kampfe beteiligen, es soll das ganze Volk wie ein Mann aufstehen, um den Volksverderber aus dem Lande zu jagen."

So mündet die erste deutsche Mäßigkeitsbewegung in ihren Ausläufern in die zweite deutsche Mäßigkeitsbewegung ein. Denn der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" ist nichts anderes als eine Erfüllung des von Huber 1861 ausgesprochenen Wunsches, der Kampf gegen den Alkoholmißbrauch möge auf einen neuen Boden durch einen neuen Verein gestellt werden; der Deutsche Verein will nichts anderes sein als die von dem jetzigen Führer der Enthaltsamkeitsvereine 1879 so energisch geforderte Zusammenfassung aller menschenfreundlich und

opferwillig gesinnten Kräfte im ganzen Volke ohne Unterschied der konfessionellen und politischen Richtungen.

Durch die Gründung des Deutschen Vereins ist auch ein neuer Abschnitt in der Geschichte der Enthaltsamkeitsvereine begonnen worden. Die allgemeine Aufmerksamkeit hat sich jetzt nach den Kriegen von 1864, 1866, 1870—71, nach der Zeit des Gründungsschwindels und des wirtschaftlichen Krachs im Volke mit Vorliebe der Sozialreform zugewandt. Diese Stimmung ermöglichte es, den Deutschen Verein zu stiften, und diese Stiftung veranlaßte wiederum die weit zerstreuten Reste der ersten Mäßigkeitsbewegung zu dem Versuche, sich zu einem Verbande zusammenzuschließen. Im Jahresberichte für 1884 sagt Dr. Rindfleisch: „Die Konzentration der alten, durch den hochseligen König Friedrich Wilhelm III. ins Leben gerufenen, auf evangelisch-christlicher Grundlage ruhenden Vereine thut not, da auch der „Deutsche Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" durch eine Vereinigung aus allen Ständen und Parteien sich konzentriert hat." Hauptsächlich infolge des durch den Deutschen Verein der Mäßigkeitssache in Deutschland gegebenen neuen Anstoßes haben sich seit 1884 11 Enthaltsamkeitsvereine zu einem Centralverbande zusammengeschlossen, nämlich die zu Quedlinburg, Stettin, Westpreußen (Danzig), Löhne, Schreiberhau, Königsberg, Schönbruch, Schippenbeil, Bublitz, Zarben und Liebstadt. Vorsteher des Verbandes ist Dr. Rindfleisch, jetzt Pfarrer in Trutenau, Organ desselben das monatlich erscheinende „Centralblatt" (jährlich 70 ₰; 10 Exemplare beim Herausgeber bestellt und franko zugeschickt 3 ℳ). Die Geldmittel des Verbandes sind noch sehr gering, da er seine Thätigkeit mit nur 188 ℳ begonnen hat. Die beabsichtigte Aussendung eines Reiseagenten, der „durch öffentlich zu haltende Vorträge über die Wichtigkeit und Notwendigkeit des Kampfes wider den Branntwein in Städten, Flecken, Dörfern, Kirchen 2c. die Sache fördern und womöglich Zweigvereine bilden soll", wird sich also zunächst noch nicht ermöglichen lassen.

III.

So hat sich — ohne daß die vorangehende Darstellung auf Vollständigkeit Anspruch machte — die erste deutsche Mäßigkeits-

bewegung bis zum Beginn der zweiten entwickelt. Die Epoche machenden Jahre sind 1837, 1848, 1861, 1883. Auf die Zeit der ersten staunenswerten Fortschritte und Erfolge folgte bald eine Erschlaffung, ja vollständige Zerrüttung des Vereinslebens. Von 1848 bis 1883 ist eine trübe Zwischenzeit, wo wenige Kämpfer tapfer ihren Mann stehen, aber im Verhältnis zur Größe des Übels so gut wie nichts ausrichten, sodaß die Kenntnis von der Enthaltsamkeitssache mehr und mehr aus der Öffentlichkeit verschwindet. Dabei bahnt sich, durch das Jahr 1861 bezeichnet, allmählich eine Änderung der Frontstellung im Kampfe an, der Deutsche Verein tritt 1883 in diese neue Frontstellung mit frischen Kräften ein, und dies wird auch für die Enthaltsamkeitsvereine, welche noch hie und da vorhanden sind, das Signal zur neuen Sammlung ihrer Kräfte.

Wenn wir nun oben auf ein Urteil über die neue Bewegung seit 1883 verzichtet haben, da dieselbe noch zu jung ist, so ist ein Urteil über die erste Bewegung, welche der Geschichte angehört, doch jedenfalls gestattet. Hubers Urteil lautet: „Der freien christlichen Vereinsthätigkeit gebührt ohne Zweifel hauptsächlich die Anerkennung, daß sie bisher am meisten Ernst und Eifer in diesem Kampfe gezeigt hat. Wenn aber die wirklichen Früchte der rastlosen Thätigkeit der Enthaltsamkeits- und Mäßigkeitsvereine bisher (1861) noch viel zu unbedeutend sind und bleiben werden, als daß sie eine irgend merkliche Veränderung zum Besseren im großen und ganzen hervorbringen könnten, so liegt der Grund ohne Zweifel hauptsächlich darin, daß die christliche Liebesthätigkeit sich hier wie leider in allen anderen Richtungen viel zu sehr auf eine individuelle, subjektive Einwirkung beschränkt, und zwar mit fast ausschließlicher Berücksichtigung der Konsumenten bei fast gänzlicher Ignorierung der Distribuenten und Produzenten. Von einer solchen Behandlung sind der Natur der Dinge nach keine ausgedehnten Resultate zu erwarten, solange sie nicht teils selbst weiter zurückgreift, teils durch geeignete objektive, öffentliche, gesetzliche Maßregeln und Anstalten gegen die Produktion, Distribution und womöglich gegen die Konsumtion selbst unterstützt wird."

Das Urteil von Dr. Baer (Alkoholismus, S. 420 ff.) lautet: „Die Gesellschaften gegen die Trunksucht haben — in Deutschland, England, Amerika 2c. — viel, außerordentlich viel geleistet, aber nur soviel, als im Bereiche des Möglichen liegt. Sie haben nicht

nur durch die großen Zahlen ihrer Mitglieder der Unmäßigkeit erheblichen Abbruch gethan, sondern sie haben — und das ist für uns der Schwerpunkt ihrer Leistung — durch die Enthaltsamkeit vieler Hunderttausende ihrer Anhänger aus allen Ständen und Berufsarten gezeigt, daß der Alkohol selbst unter den schwierigsten Verhältnissen und Lebenslagen vollkommen entbehrlich ist. Die Enthaltsamkeitsgesellschaften waren und sind ein Experiment im gewaltigsten Stil, das aller verbreiteten Anschauung zuwider den unmittelbaren Beweis liefert, daß der Branntwein für die gedeihliche Existenz des menschlichen Organismus durchaus nicht notwendig sei . . . Die Mäßigkeitsgesellschaften sind vorzugsweise geeignet, die hergebrachten Anschauungen des Volkes über den Nutzen und den Wert des Branntweins umzustimmen, sowie Sitten und Gebräuche umzuändern, und darum sind sie in dem schweren Kampfe gegen die Trunksucht wertvolle Bundesgenossen, ihr Beistand ist in allen Fällen von unschätzbarer Wichtigkeit, und in recht vielen ganz unentbehrlich." Freilich weicht Dr. Baer in manchen Hinsichten von den Anschauungen der deutschen Enthaltsamkeitsvereine weit ab. Er schreibt: „Die Wirksamkeit dieser Vereine und die Größe ihrer Leistungen werden um so größer, je mehr ihre Organisation dem Geiste der modernen Gesellschaft angehört und ihren Anschauungen entspricht . . . . In Fragen dieser Art scheint uns jeder spezifisch politische und konfessionelle Standpunkt ganz unwesentlich und jede einseitige oder gar exklusive Auffassung dieses Verhaltens ebenso unberechtigt als schädlich." Dr. Baer tadelt sodann, daß in Amerika die Mäßigkeitsvereine eine politische Parteistellung einnehmen und im Falle ihres Sieges nach dem sog. Beutesystem in rigoroser Weise alle Gesetze zu Gunsten der Temperenzsache ausnutzen, bis diese mit dem nächsten Siege der Antitemperenzpartei wieder vollständig beiseite geworfen werden. Er tadelt ferner die dogmatisch-kirchliche Färbung der Mäßigkeitsbewegung in Amerika und England, wo das Temperenztum mit Intoleranz und Fanatismus sich zu decken scheine. Er fährt dann fort: „In Norddeutschland haben die Mäßigkeitsvereine von dem Beginn ihrer Thätigkeit an sich die Sympathie in der Bevölkerung nicht in dem Grade zu gewinnen vermocht, als die Sache an sich es verdient. . . Die Mäßigkeitssache war zu einer Aufgabe spezifisch-konfessioneller Thätigkeit gemacht,

und durch diese Auffassung war der ganzen Bewegung der Stempel vollständiger Exklusivität aufgedrückt, während die Propaganda gegen ein so allgemein schädliches Laster eine so allgemeine als möglich sein sollte. Nur aus diesem Grunde erklärt es sich, warum bei der Gründung und Förderung dieser Vereine die Vertretung der Wissenschaft, der Industrie, der Philanthropie, der Ärzte, des guten, zu allem gemeinnützigen Wirken so opferbereiten Bürgertums in Deutschland resp. in Preußen verhältnismäßig so wenig beteiligt war und noch ist." Dr. Baer fordert dann (1878) Mäßigkeitsvereine in neuer Gestalt. Der Deutsche Verein hat fünf Jahre später diesen Forderungen entsprochen. Von den Resten der früheren Enthaltsamkeitsbewegung in Norddeutschland sagt Dr. Baer: „Wohl haben an einzelnen Orten große und kleine Vereine bestanden und bestehen auch heute (1878) noch, aber ihre Wirksamkeit ist gänzlich bedeutungslos. Wohl haben in den später (nach 1848) organisierten Centralvereinen die Führer derselben die Übel des Branntweins stets von neuem aufgedeckt, es sind auch Kongresse (? nur einer, 1863 in Hannover) abgehalten worden, um den Kampf wieder aufzunehmen, aber alles umsonst. Im Boden des Volkes haben diese Bestrebungen den Grund verloren. Die noch vorhandenen wenigen Vereine führen ein kümmerliches Dasein." (Alkoholismus, S. 411.)

Das Urteil der in gemeinnützigen Kreisen Deutschlands weit verbreiteten und angesehenen „Sozial-Korrespondenz", welche sich auch der Mäßigkeitssache mit warmer Hingebung annimmt, lautet (1884, Nr. 37): „Wir sehen klar, worin die Einseitigkeit dieser Bewegung liegt, die ihren geringen Erfolg zur Genüge erklärt. Aus der Wurzel höherer Veranlassung und Gunst entsprossen, hat sie es immer nur mit Behörden zu thun. Das Volk ist für sie der zu bearbeitende tote Stoff, nicht der lebende soziale Körper, welcher sich selbst bethätigen und heilen muß. Folglich hängt alle Wirksamkeit davon ab, ob die Behörden ohnehin aufgelegt sind, etwas für die Sache zu thun; und wenn dies — wie leider so vielfach bisher in Preußen und dem übrigen Deutschland — nicht der Fall ist, sehen sich auch die durch König Friedrich Wilhelm III. ursprünglich ins Leben gerufenen Vereine auf rein individuelle Besserungsbemühungen an Trinkern zurückgewiesen und beschränkt. Das ist das geschichtliche Urteil, welchem diese erste

deutsche Mäßigkeitsbewegung unterliegt. Es hindert nicht die den Enthaltsamkeitsvereinen schuldige Anerkennung, daß sie das Werk begonnen und innerhalb ihrer, freilich engen, Grenzen zum Teil mit bewundernswerter Ausdauer bis heute fortgesetzt haben. Dies gilt insbesondere von Herrn Pfarrer Rindfleisch." Die „Sozial-Korrespondenz" hält also an dem schon von dem alten Zschokke 1837 in seiner berühmten „Branntweinpest" (S. 19) ausgesprochenen Ansicht fest: „Die Reform der Volkssitten muß vom Volke selbst ausgehen. Keine Regierung ist für sich allein dafür mächtig genug."

Unser eigenes Urteil deckt sich mit den eben vernommenen Äußerungen nur teilweise. Wir halten in einer Hinsicht die Mäßigkeitsbestrebungen der 30ger und 40ger Jahre geradezu für vorbildlich, nämlich durch die Begeisterung, die Unermüdlichkeit, die Thatkraft der Führer jener Zeit, die trotz Spott, Hohn und Anfeindung aller Art entschlossen ihr Ziel verfolgten. Nur wenn dieser Schwung sittlicher Begeisterung auch jetzt wieder in nachhaltiger Weise die Mäßigkeitsfreunde erfaßt, kann ein dauernder Erfolg errungen werden. Allerdings erfordert die neue Zeit neue Mittel und Formen in dem alten Kampfe. Die frühere Art und Weise kann nicht einfach wieder aufgenommen werden. Die von der ersten deutschen Mäßigkeitsbewegung gemachten Fehler sehen auch wir ein. Aber wir möchten deshalb nicht die Enthaltsamkeitsvereine gänzlich ihres spezifisch konfessionellen Charakters entkleidet, also in den Deutschen Verein aufgelöst wissen. Vielmehr haben sie — in gewissen Dingen umgestaltet — neben dem humanen oder philanthropischen Deutschen Verein eben als spezifisch konfessionelle Vereinigungen weiter zu wirken; sind sogar, wo es viele notorische Trinker, aber keinen Enthaltsamkeitsverein giebt, von neuem ins Leben zu rufen. Denn es gilt jetzt offenbar, nach zwei Richtungen hin für die Überwindung der Trunksucht zu arbeiten. Einerseits muß der einzelne Trinker von innen heraus gebessert, sittlich umgeändert, bekehrt werden. Denn die Trunksucht ist ein Laster, nicht bloß eine Krankheit des einzelnen oder ein sozialer Schaden des Volksorganismus. Laster und Sünden überwindet der Mensch aber nur mit Hilfe des heiligen Geistes, nicht aus eigener Kraft. Nur die Kirche und Gottes Wort kann ihm dazu hilfreiche Hand bieten. Sie thut es durch ihre geordneten Organe und, wo große öffentliche Notstände vorliegen,

durch die freiwilligen Hilfstruppen der kirchlichen Vereine, während der interkonfessionelle, rein humane Verein, wie jüngst die Versuche in Dresden erwiesen, in der individuellen Trinkerpflege und Trinkerbesserung wenig oder nichts ausrichtet. (Mitteilungen des Deutschen Vereins 1886, Nr. 2.) Solche Hilfstruppen sind für die katholische Kirche die Mäßigkeitsbruderschaften, für die evangelische Kirche die Enthaltsamkeitsvereine. Die sittlich-religiöse Seite des ganzen Kampfes ist diesen Factoren zu überlassen. Das ist ihr eigentliches Gebiet. Auf diesem haben sie sich gerade jetzt wieder eifrig zu bethätigen, wo wir in die zweite Phase des deutschen Mäßigkeitskampfes eingetreten sind.

Allein diese Vereine haben nur eine beschränkte Wirksamkeit. Sie können dem einzelnen Trinker viel Förderung gewähren, aber den ganzen Kampf allein zuführen, dazu sind sie nicht imstande. Denn die Alkoholnot ist ja nicht nur eine innere Not der Seele, sondern auch ein äußeres Elend, eine Folge wirtschaftlicher Verhältnisse und gesetzlicher Bestimmungen, die der Abhilfe bedürfen. Diese Abänderung herbeizuführen, haben seit 20 Jahren die Petitionen der Enthaltsamkeitsvereine vergeblich versucht. Dazu gehört ein viel stärkerer Druck, als ihn solche kleine, spezifisch konfessionelle Kreise auszuüben vermögen. Dabei müssen auch alle die humanen, gemeinnützigen Kräfte mitwirken, welche nicht gerade Enthaltsamkeitsfreunde sind. Hier also hat der große allgemeine Deutsche Verein einzusetzen. Er kann und soll mannigfache Standpunkte auf wirtschaftlichem, politischem und kirchlichem Gebiete in sich beherbergen, was der religiöse Enthaltsamkeitsverein nicht kann und nicht soll. Was in der früheren Mäßigkeitsbewegung noch unklar gemischt war, muß nun klärlich geschieden werden. Es gilt getrennt zu marschieren, aber vereint zu schlagen, denn der Feind ist derselbe. Der Deutsche Verein wird sicher den Enthaltsamkeitsvereinen nicht das Geringste in den Weg legen, sondern sich über ihre Rettungsarbeit von Herzen freuen, denn er kann diese Art von Rettungsarbeit mit seinen Mitteln nicht leisten. Die Enthaltsamkeitsvereine aber, sowohl die bestehenden als die noch zu gründenden, sollten dem Deutschen Verein überlassen, was dieser besser versteht und kraftvoller betreiben kann: die Umänderung der objektiven Verhältnisse, in denen sich der Trinker befindet. Dabei sollten aber die sämtlichen Enthaltsamkeitsvereine, wie wir dies unten näher zeigen werden,

in den Deutschen Verein eintreten, um sein Gewicht für diese Aufgabe zu verstärken.

Dies ist in kurzen Zügen ein Programm darüber, wie sich in Zukunft das gegenseitige Verhältnis der Enthaltsamkeitsvereine und des Deutschen Vereins zu gestalten hat, damit die beiden Zweige desselben Baumes sich nicht Luft und Licht nehmen, sondern beide reiche Früchte bringen können. Ehe wir jedoch dies Programm näher ausführen, werden dem Leser einige Angaben über den jetzigen Bestand der zu einem Centralverbande zusammengetretenen deutschen evangelischen Enthaltsamkeitsvereine, soweit uns dieselben zugänglich waren, willkommen sein. Die meisten dieser Nachrichten verdanken wir den Zuschriften der betreffenden Herren Vereinsvorsteher.

1. Der Westpreußische Enthaltsamkeitsverein zählt gegenwärtig 50 Mitglieder, die auf dem Prinzip der Enthaltsamkeit stehen, und circa 15, die nur das Mäßigkeitsprinzip angenommen haben. Im letzten Vereinsjahr (1885) betrug der Zuwachs 12 Personen. Außerdem haben sich dem Verein viele Mitglieder aus dem Marienburger Werder angeschlossen, die dort eine christliche Vereinigung bilden und auf dem Mäßigkeitsprinzipe stehen. Ihre Zahl läßt sich nicht genau angeben. Die Jahreseinnahme pro 1. Juli 1883/4 betrug 107 ℳ 47 ₰. Im Jahre 1885 sind 5 Vorstandssitzungen und 12 öffentliche Versammlungen abgehalten. Die Satzungen der am 27. Februar 1838 konstituierten Gesellschaft, damals nach dem Danziger Landkreise benannt, wurden später umgearbeitet und am 10. April 1860 und 26. Juni 1882 durch die Regierungsbehörden bestätigt. Sie geben als Zweck des Vereins an: „Den Branntwein als Volksgetränk in jeder Gestalt sowie die Trunksucht überhaupt zu bekämpfen. Die Gesellschaft steht auf dem Grunde des evangelisch-christlichen Bekenntnisses und führt den Kampf in der Kraft des Herrn, der gekommen ist, die Werke Satans zu zerstören, da sie sich wohl bewußt ist, daß mit menschlicher Kraft in dieser für das Wohl des Volkes und die Förderung des Reiches Gottes so wichtigen Sache nichts gethan ist. Es ist aber keineswegs die Absicht der Gesellschaft, nur Säufer zu bessern, sie will vielmehr auch alle nüchternen, insbesondere geachteten und einflußreichen Personen, die durch ihr Beispiel auf das Volk wirken, zum Kampfe gegen das große Übel der Trunksucht vereinigen." Dieser Zweck soll nach § 2 erreicht werden: 1) durch Verpflichtung ihrer Mitglieder vor dem dreieinigen Gott wie zur Nüchternheit

überhaupt, so besonders zur gewissenhaften Enthaltsamkeit von allen Arten des Branntweins; 2) durch Verbreitung auf die Sache bezüglicher Schriften; 3) durch Bestellung von Agenten und Errichtung von Zweigvereinen; 4) durch Unterhaltung der Verbindung mit anderen Gesellschaften im In- und Auslande, sowie Beschickung größerer Versammlungen für den qu. Zweck; 5) durch Erhebung eines jährlichen Mitgliederbeitrages von wenigstens 50 ₰; 6) durch Werbung von Freunden der Sache zu außerordentlichen Mitgliedern, die sich nur auf das Prinzip der Mäßigkeit verpflichten; 7) durch Einwirkung auf die Geistlichen und Lehrer; 8) durch Errichtung von Asylen zur Heilung von Säufern, sowie durch Errichtung von Thee- und Kaffeestuben für die arbeitende Volksklasse; 9) durch Petitionen an die Behörden und Einwirkung auf die Gesetzgebung in Betreff der Beschränkung des Brennereibetriebes, des Branntweinhandels, der Schankkonzessionen rc. zur Verminderung der Verbrechen und Förderung der allgemeinen Sittlichkeit; 10) durch Halten von öffentlichen Vorträgen; 11) durch Feier eines kirchlichen Jahresfestes; 12) durch Abhaltung von Kollekten. Zu diesen 12 umfangreichen Punkten fügen die Satzungen noch vorsichtig hinzu: „Die Gesellschaft behält sich vor, auch alle anderen im Laufe der Zeit notwendig werdenden, gesetzlich gestatteten Mittel zur Erreichung ihres Zweckes anzuwenden." In den Satzungen dieser Enthaltsamkeitsgesellschaft von 1882 befindet sich also schon fast das ganze Programm, das sich im Jahre darauf der Deutsche Verein stellte. Die geringe Mitgliederzahl steht aber zu diesem höchst umfangreichen Zwecke der Vereinigung in einem sichtlichen Mißverhältnis. Vorsteher ist Pastor Dr. Rindfleisch. Über das Branntweinmonopol schreibt derselbe 1886 in Nr. 3 und 4 seines Centralblattes: „Für die Bekämpfung der Branntweinpest scheint uns das Monopol wenig Hoffnung zu erwecken. Es scheint uns aber in hohem Grade bedenklich, daß der Staat sich nicht bloß zum Branntweinfabrikanten, sondern auch zum Branntweinhändler und Ausschenker macht. Gott zeige der Regierung den rechten Weg!"

2. Der Enthaltsamkeitsverein zu Quedlinburg hat dieselben Satzungen wie die westpreußische Gesellschaft. Derselbe ist gestiftet am 9. September 1884 von dem nachmaligen Missionsinspektor Wallmann. Das Mitgliederverzeichnis enthält 416 Namen. Im Laufe der Zeit sind davon natürlich sehr viele gestorben und ver-

zogen. Jetzt sind 47 Mitglieder vorhanden. Monatlich findet eine Sonntagsversammlung statt, die von 30–40 Personen besucht wird, worunter auch Nichtmitglieder sich befinden. Lokal und Erleuchtung werden im Evang. Vereinshause frei gewährt. Mitgliederbeiträge werden nicht erhoben, es wird nur jährlich eine Kollekte für den Centralverband gesammelt. Vorsteher ist Oberstlieutenant a. D. von Vangerow. „Vom Branntweinmonopol verspricht man sich auch dort nicht viel für die Hebung der Sittlichkeit. Eher hofft man dies vom schwedischen System."

3. Der Königsberger Central-Enthaltsamkeitsverein ist am 20. Dezember 1837 gegründet. „Jedes Mitglied desselben verpflichtet sich, Branntwein, Rum und alle übrigen spirituösen Getränke weder selbst zu genießen, noch jemandem unter irgend welchen Umständen zu reichen, es sei denn auf ausdrücklichen Befehl des Arztes." ... „Hieraus folgt, daß kein Mitglied des Vereins dergleichen Getränke bereiten noch damit Handel treiben darf." (§ 2 und 3 der Satzungen.) „Kein Mitglied ist zu einem Geldbeitrage verpflichtet, jedoch werden freiwillige Gaben für die Zwecke des Vereins gern angenommen werden." (§ 6.) Die Gesamtmitgliederzahl beträgt 2028. Wieviel davon gestorben, ausgetreten und verzogen sind, resp. gegenwärtig noch zum Verein gehören, wird nicht genau angegeben; es mögen etwa noch 150 Mitglieder vorhanden sein. Für die Petition des Centralverbandes im Anfange des Jahres 1885 giengen aus dem Königsberger Verein 60 Unterschriften ein. Vorsteher ist Konsistorialrat Lic. Dr. Kahle. In dem am 1. Adventsonntage 1883 abgestatteten Jahresberichte heißt es: „Es hat im letzten Vereinsjahr an gewissen Zeichen der Armseligkeit nicht gefehlt. Denn es sind im Laufe dieses Jahres nur 3 Mitglieder neu in den Verein aufgenommen. Es haben auch einige von den monatlichen Versammlungen im Evang. Vereinshause ausfallen müssen, entweder weil es an einem Redner oder weil es an Zuhörern fehlte. Auch stehen unsre Finanzen nicht günstig." Im Jahresbericht von 1885 heißt es: „In unserer Stadt ist freilich von Vereinigung der Kräfte zur Besserung der Zustände noch nicht viel zu merken. Im letzten Vereinsjahre ist ein Mitglied ausgeschieden, 10 neue sind beigetreten. Die monatlichen Enthaltsamkeitsstunden sind mit ein paar Unterbrechungen regelmäßig gehalten. Unser Vereinsvermögen beschränkt sich auf eine 3½proz.

Königsberger Stadtobligation im Nennwert von 300 ℳ." Dieser Königsberger Verein ist ein „Centralverein". Von seinen Zweigvereinen sind die meisten im Laufe der Zeit eingegangen. Aber einige bestehen noch und entfalten in der Stille, meist ohne eigentliches Vereinsleben, als Vereinigungen der Nichttrinker eine gesegnete Thätigkeit. Der, wie es scheint, regste von ihnen ist

4. der Enthaltsamkeitsverein zu Schönbruch, gestiftet am 14. März 1841, jetzt geleitet von Pfarrer Corsepius. Die Mitgliederzahl beträgt jetzt etwa 70 Personen. Beiträge werden nicht bezahlt. Die zur Verbreitung nötigen Schriften werden anderweitig beschafft. Von diesem Verein zweigten sich 1866 die Vereine zu Schippenbeil und Bartenstein ab, welche auch noch bestehen.

5. Der „Enthaltsamkeitsverein für Stettin und Umgegend" hat nach § 1 seiner Satzungen den Zweck, den Branntwein und sonstige Spirituosen als Getränk abzuschaffen. „Das Mittel zur Erreichung dieses Zwecks ist völlige Enthaltung von Branntwein, Rum und allen derartigen Getränken" (§ 2). Die Versammlung findet monatlich einmal am Sonntag Abend im Marienstifts-Gymnasium statt (§ 7). Die sich ergebenden Kosten werden durch freiwillige Beiträge gedeckt (§ 13). Die Zahl der Vereinsmitglieder beträgt ca. 80, die Einnahme für 1884 beläuft sich auf 44 ℳ 17 ₰. Vorsteher ist Rentner Köhn (Kirchenstraße 4).

6. Der Enthaltsamkeitsverein zu Löhne in Westfalen besteht seit dem 18. August 1844 und ist von dem Pastor Braun am 15. März 1850 erneuert worden. Der Verein hat 51 Mitglieder. In den Satzungen heißt es: „Wir haben als Mitglieder des Mäßigkeitsvereins uns verbunden, gegen diesen Gifttrank Branntwein, der unser Land überschwemmt und verdirbt, so lange zu kämpfen, bis er, als gewöhnliches Getränk verbannt, in seine Grenzen zurückgedrängt nur in den Apotheken als Gift neben Belladonna, Arsenik und Opium und in den Fabriken neben Vitriol und Scheidewasser zu finden ist." Der langjährige Leiter des Vereins, Pastor Ernst Braun, starb am 7. August 1885 im Seebade Norderney. Seine Schriften sind vielen zu großem Segen geworden. Einen Ersatz für ihn hat der Verein noch nicht erhalten.

7. Der „Schlesische Centralverein gegen die Vergiftung durch Alkohol" hat seinen Sitz zu Schreiberhau, wo der verdiente Pastor emer. Vetter, mit Pastor Braun noch ein Veteran

aus der ersten Enthaltsamkeitsbewegung, wohnt und den Centralenthaltsamkeitsbericht für Schlesien: „Mancherlei gegen den Branntwein“ (jährlich 10 Nummern für 85 ₰) herausgiebt. Der Verein in Schreiberhau zählt 72 Mitglieder außer den auswärtigen Gliedern und Vereinen, die sich zu seinen Grundsätzen bekennen. Diese sind folgende: 1. „Das Berauschende in allen Branntweinen ist der durch einen chemischen Prozeß hervorgebrachte (!) Alkohol; 2. Alkohol, dieses Chemikal, ist ein Leib und Seele schädigendes Gift; 3. Sein Genuß ist wider das fünfte Gebot. Ziel des Vereins ist, die richtige Erkenntnis vom Alkohol dem Volke zu vermitteln durch Wort und Schrift und den armen Alkoholisten die Retterhand zu reichen. Der Verein teilt nicht den Grundsatz der neueren Naturwissenschaft, daß in den Getränken natürlicher Gährung auch Alkohol enthalten sei. Er gestattet den mäßigen Genuß reiner gegorener Getränke.“ (Zuschrift von Pastor Vetter vom 23. Februar 1885.) Der Verein hat eine große Reihe von Traktaten herausgegeben. Der Jahresbericht für 1884 sagt aber: „Viele tausend und abertausend liegen hier ungebraucht.“ Die Einnahme des Schlesischen Centralenthaltsamkeitsvereins betrug 1884 479 ℳ 89 ₰; die Ausgabe 1368 ℳ 58 ₰; mithin blieb ein Fehlbetrag von 888 ℳ 69 ₰.

8. Der „Berliner Verein gegen das Branntweintrinken“ ist in seiner Tendenz mit dem zuletzt genannten Verein verwandt. Er wurde 1837 durch Professor Dr. med. Kranichfeld gestiftet, trug damals den Namen „Haupt- und Berlin-Märkischer Centralverein gegen die Vergiftung durch Alkohol“, gab lange Zeit eine „Statistische Chronik der Alkohol-Vergiftung“ (redigiert von Dr. Kranichfeld) heraus, und wird jetzt von dem Prediger v. Hanstein (Invalidenhauskirche) geleitet. Seit seiner Gründung bis zur Gegenwart sind ihm etwa 2600 Personen beigetreten. Der Verein hält jeden dritten Montag im Monat abends 7 Uhr, Auguststr. 81, seine öffentliche Versammlung. Dem jüngst gegründeten Centralverbande ist er nicht beigetreten. Das 47. Jahresfest wurde am 16. November 1884 in der Zionskirche gefeiert. Nach dem von dem Vorsteher erstatteten Berichte hat die Mitgliederzahl wieder abgenommen. Der Zweck des Vereins ist, „dem Laster der Trunksucht zu steuern und die Enthaltsamkeit von Spirituosen zur Förderung der Gesundheit einzuführen.“ Die jetzt noch zahlenden Mit-

glieder trugen zu den Einnahmen 1880—1881 204 M bei, darunter der Kaiser 90 M und der Kronprinz 9 M.

IV.

Es bleibt uns nun noch der schwierigste Teil unserer Erörterung übrig, nämlich der Nachweis, in welcher Art und Weise diese und die übrigen noch vorhandenen Enthaltsamkeitsvereine sich umzugestalten haben, damit sie sowohl selbständig und unmittelbar auf dem sittlich-religiösen Gebiete, als auch mittelbar in gliedlicher Verbindung mit dem Deutschen Verein in der zweiten deutschen Mäßigkeitsbewegung Tüchtiges zu leisten imstande sind. Schwierig ist diese Erörterung aber nicht deshalb, weil die betreffenden Forderungen an sich schwer zu begründen wären, sondern deshalb, weil die Enthaltsamkeitsvereine diese Vorschläge leicht als eine unberechtigte Polemik gegen eine gute und längst bewährte christliche Sache seitens einer neuen und noch wenig erprobten Richtung aufzufassen und deshalb einfach zurückzuweisen geneigt sein könnten. Daß solche Befürchtung in der That berechtigt ist, zeigt eine Äußerung der Allgem. Evang. Luth. Kirchenzeitung (1884, S. 349): „Die Polemik gegen die Enthaltsamkeitsvereine scheint das notwendige (!) Aggrediens zu der auf die allgemeine Teilnahme aller humanen Kreise gerichteten Absicht des Deutschen Vereins zu sein," sowie eine ähnliche Äußerung im „Centralblatt" (1884, Nr. 5 u. 6, S. 20): „Wir sehen nicht ein, warum der Deutsche Verein auf seine Fahne den Angriff (!) gegen die alten auf christlicher Grundlage ruhenden Vereine geschrieben hat." Klingt das nicht so, als ob der Deutsche Verein zu dem speziellen Zwecke gestiftet sei, dem Reste der früher so blühenden Enthaltsamkeitsvereine noch vollends den Garaus zu machen? Nichts kann unrichtiger sein als diese Auffassung, die weder durch die Satzungen des Deutschen Vereins noch durch seine sonstigen offiziellen Kundgebungen irgendwie begründet ist. Sollten sich hier und da in den Ostprovinzen, wo Zweigvereine des Deutschen Vereins und Enthaltsamkeitsvereine nebeneinander bestehen, vielleicht kleine Unfreundlichkeiten zwischen den betreffenden leitenden Persönlichkeiten zugetragen haben, — wovon uns indessen nichts bekannt ist — so wäre doch daraus noch nicht auf eine feindliche Stellung des Deutschen Vereins zu den Enthaltsamkeitsvereinen zu schließen.

Von einer feindlichen Polemik der Vertreter des Deutschen Vereins gegen die Enthaltsamkeitsvereine ist also hier durchaus keine Rede. Wohl aber müssen wir das Recht in Anspruch nehmen, den Enthaltsamkeitsvereinen zur ruhigen Prüfung diejenigen Bitten und Wünsche vortragen zu dürfen, deren Erfüllung nach unsrer festen Überzeugung die Bedingung zu einem neuen, kräftigen Aufblühen dieser Vereine ist. Wir dürfen dabei auch wohl die Hoffnung aussprechen, daß diese Bitten und Wünsche ohne persönliche Empfindlichkeit nach rein sachlichen Gesichtspunkten seitens der berufenen Vertreter der Enthaltsamkeitssache geprüft werden mögen. (Vergleiche hierzu Nr. 20 und 28 des Evangel. Gemeindeblattes in Königsberg, Jahrgang 1884.)

1. Unser erster Wunsch ist der, daß diejenigen Enthaltsamkeitsvereine, welche noch heute auf der von Dr. Kranichfeld vertretenen Ansicht*) beharren, daß im Bier und Wein kein Alkohol ist, diese Ansicht einmal gründlich prüfen und — gänzlich fallen lassen möchten. In den Satzungen des früheren Magdeburger Enthaltsamkeitsvereins vom 6. Februar 1846 lautete § 1: „Leitender Grundsatz des Vereins ist, daß ein wesentlicher Unterschied zwischen dem Geistigen in den gegorenen und dem in den destillierten Flüssigkeiten ist. Nur letzteres wird als Alkohol und somit als absolut schädlich, jenes als Weiniges und nur als durch Übermaß schädlich anerkannt." In der neusten (1885) Schreiberhauschen Schrift „Die rechte Hilfe für Staat und Kirche, sowie für das ganze Volk" wird ganz dasselbe nicht nur im Texte verschiedenemal gesagt, sondern es ist noch ein besonderer loser Zettel beigelegt, welcher folgenden Inhalt hat:

*) Dr. Kranichfeld hielt an der Universität sogar Vorlesungen über den Unterschied des „Weinäthers" und des „Alkohols". Als Einleitung besprach er den Unterschied von Wein (Jajin) und starkem Getränk (Schekhar) in der h. Schrift. Sein ceterum censeo war: „Nur in der Unterscheidung des Weinäthers und des Alkohols und in der Erkenntnis, daß jener als Naturerzeugnis dienlich, dieser als Produkt unheiliger Wissenschaft und Kunst verderblich, giftig ist, ist der Sieg über den Branntwein gegeben, wenn diese Unterscheidung von den vier Fakultäten anerkannt ist und von ihnen als unwandelbare Wahrheit verteidigt wird." (Statist. Chronik, 1858, S. 108). Hengstenberg wies damals in der Ev. Kirchenzeitung nach, daß in der Bibel zwischen Wein und starkem Getränke kein prinzipieller Unterschied stattfinde.

„**Zu beachten!** Durch Gärung wird kein Alkohol erzeugt, sondern vielmehr durch Destillation. Gärung ist ein Naturvorgang und erzeugt nur Weingeist (oder wie in der Schrift selbst lieber gesagt wird: „Weinäther!") Destillation ist ein chemischer Prozeß und erzeugt (?) das Alkoholgift im Branntwein, den Unheilstifter und Seelenverderber, Vagabondenwesen-Beförderer und Idioten-, Epileptische und Strafanstalten-Bevölkerer." Diese längst widerlegte Ansicht wird auch in dem Schlesischen Centralenthaltsamkeitsbericht „Mancherlei gegen den Branntwein" unermüdlich mit einer gewissen grundsätzlichen Hartnäckigkeit wörtlich wiederholt. Wir citieren aus den letzten Jahren einige Beispiele: „Durch Gärung wird kein Alkohol erzeugt, sondern vielmehr durch Destillation des Gegorenen (?). Gärung ist ein Naturvorgang und erzeugt nur „Weiniges". Destillation ist ein chemischer Prozeß und erzeugt das „Alkoholische". (1884, S. 70) „Der Übelstand, daß der Staat hierin — im Kampfe gegen die Trunksucht — nicht weiterkommt, hat seinen Grund in der falschen Wissenschaft, die nur auf dem Grundsatz feststeht, daß der Alkohol ebenso in Wein und Bier enthalten ist, wie er aus der chemischen Retorte hervorgebracht wird." (1885, S. 19) „Das größte Hindernis für die Enthaltsamkeitsvereine ist der chemische Grundsatz: „Alkohol ist auch in Bier und Wein." (1885, S. 4) „Die Alkoholgiftgegner-Vereine — wie der schlesische — bekämpfen den Alkohol als ein chemikalisches, d. i. durch Destillation erzeugtes (?) Produkt, was in der Frucht nicht liegt, aus der es gewonnen wird. Sie setzen den Ursprung (?) des Alkohols in eine der Gewinnsucht entstammende Kunst, durch welche die gute Gabe Gottes in Gift verwandelt wird. Nur von diesem Prinzipe aus und im christlichen Geist ist der Alkohol mit Erfolg zu bekämpfen. Unser schlesischer Centralverein steht auf diesem Grundsatz. Alle seine Schriften geben Zeugnis davon. Solange jener wissenschaftliche (?) Grundsatz von den Gelehrten nicht erkannt, sondern in der Chemie der Irrtum (?) bleibt, daß man aus dem Natürlichen und Guten immer wieder Natürliches und Gutes auch durch böse (?) Kunst erzeuge, werden diese Vereine ohne staatliche und soziale Hilfe bleiben und ihre Wirksamkeit mehr im Verborgenen haben" (1885, S. 5)*).

*) In Nr. 4 des Jahrgangs 1884 (S. 27) ruft der Herausgeber des „Schlesischen Centralenthaltsamkeitsberichtes" sogar aus: „O welche Siege

Das letztere ist jedenfalls richtig. Solange die Enthaltsamkeitsvereine solche, von einfacher Unwissenheit zeugende Ansichten festhalten, haben sie auf Verständnis und Anerkennung in weiteren Kreisen sicher nicht zu rechnen. Es muß leider konstatiert werden, daß sie sich durch Verbreitung derartiger „wissenschaftlicher Grundsätze“ in gewissem Maße lächerlich machen, ebenso lächerlich wie etwa ein naturkundlicher Verein, der auf dem Prinzipe feststände, es gebe nur vier Elemente (Erde, Wasser, Luft und Feuer), und der die Behauptung, daß bisher 60—70 Grundstoffe von der Chemie entdeckt seien, für eine Folge der „falschen Wissenschaft“ oder gar einer „bösen Kunst“ erklärte, denn Schiller habe gesagt:

Vier Elemente — innig gesellt —
Bilden das Leben — bauen die Welt.

Jeder Leser dieser Zeilen kann eine Probe auf die obige Behauptung machen, indem er jene Citate einem Arzt, Realschullehrer, Brauer, Brenner oder Apotheker zu lesen giebt. Die Hochachtung, die wir dem verdienten Herausgeber des schlesischen Central-Enthaltsamkeitsberichtes wegen seiner Verdienste um die Bekämpfung der Trunksucht gern und aufrichtig zollen, hindert uns, Äußerungen von solchen Sachverständigen über diese gänzlich falschen Ansichten wiederzugeben, sie darf uns aber nicht hindern, an Stelle des sachlich Falschen das sachlich Richtige zu setzen*).

---

feiert der Satan in diesem wissenschaftlichen Resultat: Alkohol ist ganz dasselbe, was Wein und Bier ist, er kann und muß nur mäßig genossen werden.“ — Es könnte aber ein hoher Preis ausgesetzt werden auf den Nachweis, daß jetzt irgend ein Vertreter der chemischen Wissenschaft, Universitätsprofessor rc. behaupte: „Alkohol ist ganz dasselbe, was Wein und Bier ist“ — und niemand würde ihn gewinnen können, denn solche Behauptung stellt kein wissenschaftlich gebildeter Mann auf. Der Satan kann also auch in dem angeblichen „wissenschaftlichen Resultat“ keine Siege feiern. Sicherlich wäre es besser, wenn die Enthaltsamkeitsfreunde sich nicht durch den Haß gegen den Alkohol geradezu blind machen ließen. Denn dieser blinde Eifer schadet der an sich guten Sache.

*) Professor Dr. Kranichfeld, der Vorsteher des „Haupt- und Berlin-Märkischen Centralvereins gegen die Vergiftung durch Alkohol“ hat einst den von ihm behaupteten „Unterschied der medizinischen, sowie der chemisch-physikalischen Eigenschaften und Wirkungen des Weinigen und des Alkohol“ in ein vollständiges System gebracht und eine „Vergleichende Zusammenstellung“ dieses Unterschiedes in Nr. 22 und 23 des „Ärztlichen Volksfreundes“

Und dies ist folgendes. Alkohol ist nicht das Produkt der Destillation, sondern der geistigen Gärung. Der Unterschied zwischen dem Alkohol und dem angeblich im Bier und Wein vorhandenen „Weinäther", der nach jener Schrift aus Schreiberhau so groß sein soll wie der Unterschied von „Wärme und Kälte, Licht und Finsternis, Wahrheit und Lüge" — besteht gar nicht. Professor Dr. Kranichfeld hat ihn erfunden und seine Anhänger sprechen es noch heute getreulich nach! Denn der Alkohol wird nicht durch den chemischen Prozeß der Destillation „erzeugt", sondern nur aus der gegorenen Masse, in der er schon vorhanden ist, abgeschieden. Das lehrt jeder Blick in eine Spiritusbrennerei. Alkohol ist daher das berauschende Prinzip sowohl im Branntwein als auch im Wein und Bier. Zwischen Wein und Bier

---

von 1842 veröffentlicht, diese Zusammenstellung auch noch einmal 1864 im Beiblatt zum „Ärztlichen Volksfreunde" abgedruckt. Er stellte darin dar: 1. Die medizinischen Eigenschaften und Wirkungen des Weinigen (Weinäthers) und des Alkohol im allgemeinen; in geringerer Quantität, in größerer Quantität. Besondere Wirkungen auf den substantiellen Teil der Leiblichkeit: a) auf den Geist, auf das den Glauben vermittelnde Organ (?) desselben, auf die geistlich-substanzlichen (!) Knoten- oder Instinktnerven; b) auf die Seele, in kleiner Gabe, in großer Gabe. Besondere Wirkungen auf den materiellen Teil der Leiblichkeit: a) auf das Blut in kleiner Gabe, in großer Gabe; b) auf das Fleisch oder den äußersten Kreis der Leiblichkeit, in kleiner Gabe, in großer Gabe. — 2. Chemisch-physikalische Eigenschaften und Wirkungen des Weinigen und des Alkohol. Im ganzen werden 54 Unterschiede aufgezählt!! Alle Naturforscher und Chemiker werden im Namen der Wissenschaft und der durch Alkohol vergifteten Menschheit aufgefordert, diese Lehre zu prüfen. Es wird sodann behauptet, den Weinäther habe Gott als Stärkungs- und Heilmittel entstehen lassen, Alkohol aber sei „ein durch Gottes heiligen Zorn gesetztes Gift." Da es trotzdem in den Apotheken gebraucht werde, seien diese mehr Gift- als Heilmittel-Niederlagen. „Der wahre, vom Geiste Gottes geleitete Arzt wendet Gifte nicht an, hilft nur mit Heilmitteln."... „Wahrhaft satanisch (!) werden die Heilmittel durch das Bereiten und Versetzen mit Alkohol berührt." Pomeranzen-, Opium-, Zimmt- 2c. Tinkturen müßten ohne Alkohol in anderer Form, vielleicht mit Wein bereitet werden. Der Gebrauch des Alkohols sei gänzlich in den Apotheken zu streichen. — Daß dies Anti-Alkoholsystem bis in die letzten Konsequenzen ausgebildet ist, liegt auf der Hand. Die Enthaltsamkeitsvereine der Gegenwart erlauben aber den medizinischen Gebrauch des Alkohol auf ärztliche Verordnung ohne Bedenken, gehen in der Praxis also schon einen Schritt zurück.

einerseits und Branntwein andrerseits ist kein prinzipieller, sondern nur ein quantitativer Unterschied in Bezug auf das Berauschende in ihnen. Wer 10 Glas Lagerbier trinkt, genießt ganz dieselbe Menge Alkohol, als derjenige, welcher ein gleich großes Glas Schnaps trinkt, denn im Schnaps sind 40 % Alkohol, im Lagerbier dagegen nur 4 %. Daß Schnapsgenuß bei weitem gefährlichere Folgen nach sich zieht als Bier- oder Weingenuß, liegt nicht daran, daß Bier und Wein „Naturprodukte" sind, Schnaps aber ein böses chemisches „Kunstprodukt", denn auch die reinsten Weine und Biere sind Getränke, die ohne Vermittelung der Menschenhand von der Natur nicht hervorgebracht würden. Vielmehr haben die Schnapstrinker nur deshalb mehr unter ihrer Leidenschaft zu leiden, weil sie viel mehr und viel unreineren Alkohol genießen als die Bier- und Weintrinker. Daß im Wein auch Alkohol ist, wissen die Weinbauern sehr gut. Sie bereiten ja aus den Weinrestern den Trester-Schnaps durch Destillation. In jedem Jahre werden in Deutschland 438 000 Hektoliter Wein und Weintreber zur Fabrikation von Schnaps verwendet. Überhaupt kann Alkohol nicht nur aus der Brotfrucht und aus Kartoffeln gewonnen werden, wie man so oft hört, sondern aus allen organischen Substanzen, die zuckerhaltige Stoffe enthalten, also 1) aus Flüssigkeiten, welche die geistige Gärung bereits durchgemacht haben, wie Wein; 2) aus Zucker enthaltenden Stoffen, wie Zucker- und Mohrrüben, Stein- und Kernobst; 3) aus stärkehaltigen Substanzen, die in Zucker übergehen können, wie Kartoffeln und Getreide. Der Mensch weiß sich sogar nicht nur aus den allerverschiedensten Erzeugnissen des Pflanzenreiches, sondern auch aus gewissen Sekreten des Tierreiches, wie Honig oder Milch, Alkohol zu bereiten. Alexander von Humboldt beobachtete 1829 in den Kalmückensteppen bei den Nomadenvölkern an der Wolga die Gewinnung des alkoholischen Getränks durch Gärung und Destillation aus — Stutenmilch. „Man muß," ruft er aus, „über die Spürkraft jener nordischen Völker staunen, welche bei dem Mangel an Cerealien und Knollengewächsen, die reich an Stärkemehl sind, oder an zuckerhaltigen Früchten, mitten in den dürren, asiatischen Steppen durch die Destillation animalischer, aus den Eutern der Stuten abgesonderter Flüssigkeiten sich ein Mittel, ihrem Hange nach geistigen Getränken zu frönen, zu verschaffen gewußt haben."

Es ist also festzuhalten, daß im Wein der Alkohol ebenso gut präexistiert als im Maischbottich der Spiritusbrennerei, und daß er durch die so arg beleumdete Kunst des Destillierens nur abgesondert, nicht erzeugt wird. Wenn der Weinrausch sich anders darstellt als der Branntweinrausch, wenn fortgesetzter Weingenuß viel seltener zu Krankheiten des Leibes und zu sittlicher Entartung führt wie fortgesetzter, wenn auch mäßiger Branntweingenuß, so liegt der Unterschied dieser Wirkungsweise, wie Dr. Baer (S. 121) sagt, nicht darin, daß im Wein das „Weinige“ und im Branntwein das „Alkoholige“ wirkt, sondern darin, daß in dem Traubensaft bei dem Prozeß der Gärung sich weniger Alkohole von schwerer toxischer Wirkung bilden und daß diese durch die anderen Beimengungen und Bestandteile des Weins in seiner Wirkungsweise noch sehr erheblich modifiziert werden, daß dagegen in dem Branntwein aus Korn, aus Runkelrüben oder Kartoffeln mehrere Alkohole zugleich gewonnen werden (Fuselöle oder chemisch Propyl-, Butyl- und Amylalkohol), die in einem viel intensiveren Grade berauschen und der Gesundheit schaden.

Man könnte nun sagen, es sei ja für die Praxis in der Mäßigkeitsbewegung gleichgültig, ob man das Berauschende Alkohol oder Weiniges nennt. Aber dieser fälschlich behauptete prinzipielle Unterschied zwischen Branntwein einerseits und Bier und Wein andrerseits hat doch bedenkliche Konsequenzen. Der Genuß von Schnaps wird in den Enthaltsamkeitsvereinen absolut verboten, der von Bier und Wein in den Grenzen der Mäßigkeit freigegeben. Dies Verfahren kann sich auf keine Weise gegen den Vorwurf rechtfertigen, daß es die besitzenden Klassen zu Gunsten des armen Mannes bevorzugt. Die englisch-amerikanischen Enthaltsamkeitsvereine verfahren offenbar logischer. Sie verbieten alle berauschenden Getränke, sowohl für den Armen wie für den Reichen, sowohl Branntwein als Bier, sowohl die destillierten als die gegorenen Getränke. Will man aber dies für allzu streng erklären, so muß man sich auf den Mäßigkeitsstandpunkt stellen, dann aber auch alle geistigen Getränke in den Schranken der Mäßigkeit erlauben, nicht nur Wein und Bier, sondern auch Branntwein, Rum, Cognak 2c.

Eine andere Folge des falschen Grundsatzes der Alkoholgiftgegner ist aber noch bedenklicher. Durch die Bekämpfung des

Branntweins zu Gunsten des Biers und Weins wird der jetzt schon übermäßig eingerissene Genuß schwerer Biere nur noch mehr befördert. Gerade in der neueren Zeit hat sich mit der steigenden Wohlhabenheit der Handwerker, Bauer und Bürger mehr als früher dem Schnapse entwöhnt und die Gepflogenheit angenommen, das Lagerbier als tägliches Getränk zu genießen. Namentlich in den Städten hausen die „Bierphilister", zu denen auch die studierten Stände und die wohlhabenden Geschäftsleute ihr großes Kontingent stellen. Jeder hat sein Kasino, seinen Stammtisch, seine Lieblingsecke und sein Stammseidel und hält es für notwendig, mehrmals in der Woche oder gar jeden Abend dem Biergenusse zu weihen. Die Biere sind jetzt aber viel alkoholhaltiger als früher. Wer am Abend 5 Seidel Bier trinkt, hat ½ Seidel Alkohol genossen. Man braucht also niemals die Grenzen der Mäßigkeit zu überschreiten und kann doch durch den gewohnheitsmäßigen Genuß der starken Exportbiere allmählich zum Trinker werden, dem dann freilich das Bier nicht mehr genügen, sondern der sich zu dem stärkeren Reizmittel des Branntweins wenden wird. Wenn die Enthaltsamkeitsvereine es als die wahre Wissenschaft verkünden, daß im Bier gar kein Alkohol vorhanden sei, so wird dadurch sicherlich der Biervöllerei Vorschub geleistet und die Trunksucht befördert, welche doch jene Vereine bekämpfen wollen. Dr. Stüve, der das Volksleben so genau beobachtete, setzte schon vor 15 Jahren in seinen „Osnabrücker Blättern" auseinander, weshalb man jetzt von der früheren Praxis der Enthaltsamkeitsvereine, den Biergenuß zu erlauben, ja zu empfehlen, abweichen müsse: „Es liegt am Tage, daß wir jetzt vollständig in derselben Lage sind, welche in England und Amerika zum Kampfe gegen das Biertrinken sowohl als gegen das Branntweintrinken geführt hat. Als wir unsere Vereine gründeten (1849), war das noch durchaus nicht der Fall. Es wäre eine Albernheit gewesen, zu der Zeit schon die Frage über das Biertrinken herbeizuziehen. . . . Das Bier hatte zu jener Zeit, wenn es gut war, seine gehörige Quantität nahrhafter Stoffe und auch das für die Verdauung wohlthätige kohlensaure Gas, das wir jetzt im Sodawasser suchen. . . . Unter dem Schicksale des Biersäufers und Branntweinsäufers ist wenig Unterschied. Der eine wird dick und aufgeschwemmt und der andere auch. Der eine verkürzt sein Leben und der andere nicht minder. Der eine treibt sich in Schenken um-

her, versäumt seine Arbeit, vernachlässigt seine Familie und der andere desgleichen. . . . Bairisch Bier ist auch ein geistiges Getränk.“ (Osnabr. Blätter 1870, S. 10 u. S. 12.)

Endlich ist bei der einseitigen Polemik der Alkoholgiftgegner gegen den Schnaps die Gefahr nicht immer vermieden worden, die Sünde in die Materie des Branntweins zu verlegen, während sie doch in der Handlung des unmäßigen Genusses besteht. Schon oben wurde eine Enthaltsamkeitspredigt aus dem Jahre 1857 angeführt, in welcher es hieß, in diesem Getränke zeige sich das Geisterhafte, Dämonische. Der Branntwein wird ein Teufelsgesöff (Mancherlei gegen den Branntwein, 1884, S. 68), ein Satanswerk (Der Kampf wider den Branntwein, von Dr. Rindfleisch, S. 16) genannt. Es wird angenommen, daß der Teufel gerade durch den Branntwein — im Unterschiede vom Wein — als „Mörder von Anfang“ sein Wesen treibe (ibidem, S. 39); es wird behauptet, zwischen dem Branntweingift und der Sünde bestände ein inniger Zusammenhang (Geschichte der Danziger Mäßigkeitsgesellschaft, S. 19); es wird geschrieben: „Der Alkohol hat viel Ähnliches mit dem Arsenik. Nur in einer Hinsicht ist er von ihm verschieden. Arsenik dringt vergiftend nur in das Blutleben der Leiblichkeit ein, Alkohol aber vergiftet auch das Seelenleben.“ (Mancherlei, 1884, S. 67) oder: „Alkohol ist noch giftiger als Opium, weil er alle seine Angriffe zunächst (!) auf das Geist- und Seelenleben der Menschen macht“ (Mancherlei, 1885, S. 2). Weil das Branntweinverderben ein Satanswerk ist, wird dann weiter gefolgert, daß der Teufel im Branntwein auch persönlich bekämpft werden müsse. „Es kommt darauf an, diesen Verderber persönlich im Namen des Herrn zu bekämpfen, der dazu erschienen ist, daß er die Werke des Teufels zerstöre.“ (Der Kampf wider den Branntwein, S. 16.)

Es wird viele gläubige Christen geben, die diesen Anschauungen nicht beistimmen und einem Verein nicht beitreten können, wo dergleichen gelehrt wird. Schon Hengstenberg hat seiner Zeit in der „Evangelischen Kirchenzeitung“ diese Ansichten mancher Enthaltsamkeitsfreunde als manichäisch bekämpft. (Dr. Kranichfeld antwortete aber u. a. in seiner Statist. Chronik, 1858, Nr. 22: „Die Feinde beschuldigen uns immer wieder aufs neue des Manichäismus, des Dualismus, des Fanatismus und zeigen sich, blickt man in den tiefen Grund solcher alberner Beschuldigungen,

als dessen verdächtig, dessen sie beschuldigen. (?)" Er besserte jedoch durch solche Replik die Vereinsamung der Vereine nicht.) Daß der Teufel in einem Getränke latent vorhanden sei, ihm gleichsam immaniere und nach dem Genusse desselben unmittelbar auf das Geistes- und Seelenleben des betreffenden Menschen Angriffe mache, ist nach der Überzeugung vieler, vielleicht der meisten gläubigen Kreise im evangelischen Deutschland ebenso unbiblisch wie etwa die Vorstellung, daß der Satan das Gold als Stoff derartig beeinflusse, daß dieser Mammon dem Seelenheile des Besitzers verderblich werden müsse. Das Böse haftet materiell weder am Golde noch am Branntwein, sondern es liegt im sündhaften Gebrauche des Goldes und des Branntweins. Jeder geschaffene Stoff, alle Kreatur ist an sich gut, auch der Stoff, der in chemischer Formel $C_4 H_6 O_2$ heißt und den die Chemie Alkohol nennt. Gott hat auch diesen Stoff einst zu guten Zwecken geschaffen. Er sollte ein Heilmittel für den leidenden Körper, ein Erfrischungs- und Erfreuungsmittel für das Herz sein (1. Tim. 5, 23; Ps. 104, 15), aber der sündige Mensch mißbraucht das an sich Gute. In der Hand dessen, der sich vor dem Mißbrauche hütet, ist Alkohol und Gold noch heute etwas Gutes, gerade wie Milch oder Eisen. Die ganze Ansicht von dem Unterschied zwischen „Weinigem" und „Alkohol", von der „Bösen Kunst" des Destillierens*), von dem „Dämonischen", das dem Branntwein stofflich anhaftet, muß also unsers Erachtens aus den Schriften und Reden der Enthaltsamkeitsvereine gestrichen werden, wenn sie wieder Einfluß gewinnen sollen. Jene Ansicht beruht teils auf großer Unkenntnis, teils auf schiefen Vorstellungen vom Wesen des Bösen. Sie würde daher mit Recht Widerspruch, nicht Beifall finden, wenn sie jetzt in der zweiten Mäßigkeitsbewegung wieder vor einem größeren Publikum vorgetragen würde.

*) In seiner Neigung, den Destillationsprozeß als etwas an sich Böses hinzustellen, gieng Dr. Kranichfeld soweit, zu behaupten, der Hauptbestandteil des Destillationsapparates seien Röhren in Schlangenwindungen, zu dem wenigstens teilweise der sich windende und krümmende Schlangenleib Muster gewesen sei. Die Schlange aber sei ein für die Absichten des Teufels ganz geeignetes Tier. „Wie das Schlangengift giftig bleibt, auch wenn die Schlange tot ist, so bleibt auch das der unheiligen Wissenschaft und Kunst entquellende Gift giftig, wenn auch der Geber der Giftbereitungsvorschrift längst gestorben ist." (Statist. Chronik, 1858, Nr. 3.)

2. Der zweite den Enthaltsamkeitsvereinen auszusprechende und oben schon erwähnte Wunsch ist der, daß sie ihren Kampf nicht nur gegen den Branntwein richten, sondern auch auf **Bier und Wein** ausdehnen möchten. Derselbe ist hier zu wiederholen, weil nicht nur die spezielle Art der „Alkoholgiftgegner", sondern auch die anderen Enthaltsamkeitsfreunde unter den berauschenden Getränken eine nach unsrer Ansicht in der Sache nicht begründete grundsätzliche Unterscheidung machen und **Enthaltung** von Branntwein, **Mäßigkeit** in Bier und Wein fordern. So schreibt Dr. **Rindfleisch** (Centralblatt, 1884, S. 20): „Das Prinzip der Enthaltsamkeit auch auf Bier und Wein auszudehnen, halten wir nicht für opportun," wozu die „Sozialkorrespondenz" (1884, Nr. 37) mit Recht bemerkt: „Für einen Enthaltsamkeitsverein ist **opportun** ein merkwürdiges Beiwort." Der öftersgenannte Centralverband heißt genauer „Centralverband der evangelisch-christlichen Enthaltsamkeitsvereine in Deutschland **zur Bekämpfung der Trunksucht**". Soll aber die Trunksucht durch vorbildliche Enthaltsamkeit bekämpft werden, so darf sich dies nicht nur auf die Branntwein-Trunksucht, sondern muß sich auch auf die Wein- und Bier-Trunksucht beziehen. Die Branntweintrinker sollen im Enthaltsamkeitsverein einen Bruderkreis finden, in welchem sie sittlich erstarken können und durch das tägliche Beispiel der Vereinsgenossen sehen, daß man auch ohne Schnaps gesund und zufrieden leben kann. Wohin sollen sich nun die dem leidenschaftlichen und übermäßigen Wein- oder Biergenuß ergebenen Trinker wenden, die in einem solchen Freundeskreise einen Rettungshafen suchen, wenn die Vereinsgenossen nicht alle berauschenden Getränke ganz aufgeben? Das englisch-amerikanische Prinzip ist konsequent*). Die dortigen Abstinenzler **enthalten** sich **aller** alkoholischen Getränke, auch der schwach-alkoholischen, und von dieser Enthaltung führen sie ihren Namen. Sie würden sich auch des Opiums, des Haschisch, des

*) Die Verwerfung des Weingenusses beim heiligen Abendmahl oder seitens der Kranken, wie sie in Amerika vorkommt, soll natürlich damit nicht gebilligt werden. Es handelt sich hier um das Aufgeben eines **Genußmittels zum täglichen Gebrauche**. Will man in Bezug auf solche Genußmittel den **einen** Rauschtrank ausschließen, so muß man offenbar auch die **anderen** verwerfen.

Morphiums und anderer berauschender Narkotika enthalten, wenn diese allgemein eingeführt und als Genußmittel anderen zum Verderben gereichen würden. Auch der Schweizerische Mäßigkeitsverein, der einen ausgesprochen christlichen Charakter trägt und das Hauptgewicht auf die Bekehrung und sittlich-religiöse Umänderung des Gewohnheitstrinkers legt, fordert von seinen Mitgliedern völlige Enthaltung von allen berauschenden Getränken. Diese Enthaltung ist ihm das Mittel, die Trinker zu bessern und die Nichttrinker zur Hilfeleistung bei dieser Besserung zu befähigen. So lange man ferner für die Enthaltsamkeitsfreunde Bier- und Weingenuß für „opportun" hält, wird man, wie oben schon angedeutet ist, den Vorwurf einseitiger Konnivenz gegen die wohlhabenden Stände und ihre Trinkneigung schwerlich gänzlich widerlegen können.

3. Galt der vorige Wunsch einer Ausdehnung des Kampfes seitens der Enthaltsamkeitsvereine, so richtet sich die dritte Bitte dahin, diesen Kampf in gewisser Beziehung einzuschränken, nämlich nicht fremdartige Elemente hinein zu mischen, die mit den berauschenden Getränken an sich nichts zu thun haben. Wir meinen damit den Tabak. Branntwein und Tabak werden im Schlesischen Centralenthaltsamkeitsbericht auch jetzt noch vollständig gleichgestellt! Hier einige Beweise: „Die beiden Gifte Branntwein und Tabak sind die unmittelbaren Ursachen, daß die Genußmittel dem Arbeiter in unsern Tagen nicht mehr ausreichen. Es ist dies auch unmöglich, weil in diesen Giften der Reiz nach mehr alle Grenzen übersteigt und das Geistesvermögen abschwächt" (1885, S. 3). „So lange die Gifte Opium, Alkohol und — Tabak durch die Welt gehen, so lange wird Laster und Verwahrlosung Nahrung in diesen Giftquellen finden und das Meiste (?) dazu beitragen, daß der Gang des Evangeliums unter den Völkern und in den Völkern in seiner seligmachenden Kraft gehemmt und aufgehalten wird (1885, S. 4). „Das Alkohol-, das Opium- und das Tabaksgift — das sind die drei Teufel, die durch die civilisierten Nationen in die Fremdländer der Erde hineinstürmen und die noch für das Evangelium empfänglichen Heidenvölker ihrem Schöpfer vom Herzen reißen" (!) (1885, S. 26). „Die Erregung, welche der Tabak auf das Seelenleben eines Menschen ausübt, führt zur Berauschung, Einschläferung und Betäubung des von Gott in uns

durch die heilige Taufe erzeugten neuen Menschen (!). Wenn man darüber klagt, daß die Gotteshäuser so spärlich besucht werden, und die Predigten so sehr der Kraft des Geistes ermangeln und daher so wenig wirken, und daß bei den Zuhörern, selbst wo eine Wirkung stattfindet, dieselbe sich bald wieder verliert, so vergesse man nicht, dabei den Tabaksgenuß als Faktor mit in Rechnung zu stellen*)." (1885, S. 13.) Deshalb, so führt der Artikel weiter aus, sind Geistliche, Lehrer und Ärzte vorzugsweise verpflichtet, dem Tabaksgenusse zu wehren. „Es möchte sich empfehlen, einen Verein zu diesem Zweck ins Leben zu rufen." (S. 14.) Denn, so sagt ein anderer Aufsatz mit dürren Worten, das Tabakrauchen ist Sünde. „Christus und seine Jünger haben nicht Tabak geraucht (!) **) und das allgemeine Gebot der Enthaltsamkeit, der Nächstenliebe und der Heiligung sollen genügen, uns über den Mangel eines speziellen Verbotes des Tabaksgenusses hinwegsehen zu lassen" (1884, S. 41). „Durch den Tabaksgenuß wird die Seele des Menschen in eine gewisse Gemächlichkeit, Trägheit und Sicherheit (!) versetzt und dadurch das Wohnen und Wirken des Geistes Gottes unterbrochen und beeinträchtigt. Mit welchem Rechte ferner will man den Unerwachsenen und den Frauen das Tabakrauchen verwehren, wenn dasselbe nichts Unerlaubtes ist?" (1884, S. 43.) „Bei dem Tabakraucher zeigt sich in Wahrheit, wie der alte Mensch sich durch Lüste in Irrtum verderbet" (S. 42). „Man rechne ferner die Nachteile für die Gesundheit der Raucher und ihrer Mitmenschen, die Verunreinigung der Luft und deren Einfluß auf die Niederschläge (!) und auf die Vegetation (!), so

*) Ludwig Harms in Hermannsburg und Blumhardt in Bad Boll waren sehr starke Raucher. Wie erklärt sich nun die großartige, weit über Deutschland ausgedehnte, anerkannt höchst segensreiche Wirksamkeit dieser beiden Männer, da doch nach obiger Ansicht der durch die heilige Taufe in ihnen erzeugte neue Mensch durch den gewohnheitsmäßigen Tabaksgenuß berauscht und betäubt war? Der selige Inspektor Wallmann sagte einmal einer Dame, der das Rauchen als Sünde erschien: „Ich bin dem lieben Gott recht von Herzen dankbar für die schöne Gabe dieses edlen Krautes." Sprach's und ließ ihr die Düfte seiner Pfeife in die Nase steigen.

**) Sie sind auch nicht auf der Eisenbahn gefahren, haben nie nach der Uhr gesehen, haben keine Kartoffeln gegessen, und keine gedruckten Bücher gelesen. Soll das nun alles Sünde sein, weil sie es nicht gethan haben? Sonderbare Beweisführung!

wird der durch das Tabakrauchen herbeigeführte Schaden ganz bedeutend (!) ins Gewicht fallen" (S. 44). „Man hat auch allgemein (?) die Erfahrung gemacht, daß die Christen bei ihrer Bekehrung gemeiniglich vom Tabaksgenusse sich losgesagt haben oder, was richtiger ist, durch die Kraft des Herrn davon befreit worden sind. Denn der heilige Geist überzeugt den Christen, der sein Herz ganz dem Herrn hingegeben hat, bald, daß das Tabakrauchen ihm überall in der Nachfolge des Herrn hinderlich ist" (S. 44). „Daher kann sich der Christ nicht ohne Sünde solchem Genusse hingeben." (S. 45.)*)

Diese Anschauungen werden vielen Lesern so sonderbar vorkommen, daß sie meinen, dieselben seien neu und ganz vereinzelt. Allein dem ist nicht so. Sie stammen wörtlich aus der ersten deutschen Enthaltsamkeitsbewegung her, wo der Kampf gegen den Tabak aufs eifrigste geführt wurde. In Berlin giengen damals die Mitglieder des „Vereins gegen Vergiftung durch Alkohol" je zwei und zwei spazieren und verteilten an die auf den Straßen rauchenden Herren ein Flugblatt, welches begann: „Neues Lied, nach der bekannten Melodie: Wahre Freundschaft soll nicht wanken." Die erste Strophe lautete:

„Wollt ihr nicht das Rauchen lassen,
Liebe Menschenkinder, ihr?
Was seh ich doch auf den Straßen,
Was ist für ein Qualm denn hier?
Giebt es nicht genug Schornsteine,
Wo der Rauch kann steigen aus?
Menschen, laßt doch ganz alleine
Allen Qualm steigen daraus" 2c.

Dr. Kranichfeld erzählt (Statist. Chronik, 1858, S. 45—46), zwei Enthaltsamkeitsvereinler hätten eines Tages in kurzer Zeit an

*) In Norddeutschland giebt es einen Generalsuperintendenten a. D., den man mit Recht den pastor pastorum genannt hat, weil er mit besonderem Ernste auf die Bekehrung der Pastoren drang und dringt. Er hat schon manches Wort über diesen Gegenstand gesprochen, aber auf den Gedanken ist er noch nie gekommen, die Pastoren müßten sich bei ihrer Bekehrung vom Tabakrauchen lossagen, weil infolge des Tabakrauchens „die Predigten der Kraft des Geistes ermangeln." Man könnte vielmehr eine ganze Anzahl unsrer tüchtigsten Geistlichen anführen, die jetzt noch starke Tabakraucher sind.

24 rauchende Herren in der Königsstraße und Unter den Linden dies Lied verteilt. „Jeder wirft seinen Stengel weg und verspricht, daß er von heute an die üble Gewohnheit des Rauchens einstellen wolle." Gegen den Tabak eifert Dr. Kranichfeld fast mit denselben Worten wie gegen den Alkohol; z. B. (Statist. Chr. 1858, S. 59): „Der gebeizte, zubereitete Tabak ist ein schädliches Gift, die Beize empfängt er nach unheiliger Kunst und Wissenschaft unter den heiligen Zorngesetzen Gottes. Die gelehrten Tabaksraucher, besonders die theologischen, verstecken ihre sündliche Fleischeslust in Beziehung auf die Tabakssünde hinter das unschuldige Wort Adiaphoron, Mittelding. Solche giebt es aber nur für Fleischesdiener, denen der Teufel den richtigen Begriff vom wahren Leben gestohlen hat." Diese Polemik gegen den Tabak ist aber auch in der Gegenwart nicht vereinzelt. In Frankreich z. B. besteht ein Verein gegen das Tabakrauchen, wie er in dem obigen Zitate gefordert wird. In der Generalversammlung 1884 wurde ein Brief der Frau Hyacinth-Loyson vorgelesen, den sie im Namen ihres Gatten an die Gesellschaft gerichtet hatte. Der einstige Pater Hyacinth schreibt in diesem Briefe dem übermäßigen Tabakgebrauche nicht nur die Verwilderung der Gewissen im Privat- und öffentlichen Leben, sondern auch die Entstehung des Nihilismus in Rußland, der Irreligiosität und der Entvölkerung Frankreichs zu! Das ist doch noch mehr als die Geistesträgheit und die mangelhaften Predigten der Pastoren, die der Schlesische Enthaltsamkeitsbericht nach Dr. Kranichfeld dem Tabak auf die Rechnung setzt!

Unter den Genußmitteln der Völker ist nun Tabak allerdings das allerverbreitetste. 100 Millionen Menschen trinken Kaffee, 100 Millionen kauen Betel, 300 Millionen essen oder rauchen Haschisch, 400 Millionen genießen Opium, 500 Millionen trinken chinesischen Thee — aber alle bekannten Völker der Erde sind rauchend, schnupfend oder kauend dem Tabaksgenuß ergeben. Wenn aber dieser Genuß so böse Folgen hätte, als der Enthaltsamkeitsbericht behauptet, so ist gar nicht zu begreifen, daß das Menschengeschlecht dadurch nicht zum Tiergeschlecht hinabgesunken ist. Damit soll keineswegs geleugnet werden, daß der Tabak unter allen Reizmitteln das allerentbehrlichste ist. Es soll auch nicht geleugnet werden, daß es höchst überflüssig ist, wenn schon sehr

jugendliche Raucher sich diesen Genuß aus Prahlsucht mühsam anquälen. Es soll sogar zugegeben werden, daß starkes Tabakrauchen bei manchen Personen das Trinken befördert, wie umgekehrt auch bei einzelnen das Genießen alkoholartiger Getränke die Lust nach dem Tabaksgenusse wachruft, so daß Tabak und starke Getränke in manchen Fällen Bundesgenossen sind. Das Rauchen macht den Mund trocken und das Trinken feuchtet ihn wieder an. Beide aber reizen Zungen- und Gaumennerven. Pfeife oder Cigarre stimmen daher gut zum Schnapsglase oder Bierseidel. Es soll endlich nicht geleugnet werden, daß das Übermaß im Tabaksgenusse für die Gesundheit die allerschädlichsten Folgen haben kann. Es ist ja bekannt, daß der jüngst verstorbene nordamerikanische General Grant durch übermäßiges Rauchen der stärksten Cigarren sich den Zungenkrebs und dadurch einen frühzeitigen Tod zugezogen hat. Aber muß deshalb der Enthaltsamkeitsbericht so übertrieben den Tabak als Quelle der Sünde hinstellen? In Süddeutschland, namentlich in Baiern, wird in den Bierhäusern überall Rettig als apetitreizend angeboten und genossen. Vielleicht ist auch der bairische „Radi", weil er thatsächlich das Trinken befördert, ein Genußmittel, welches das Geistesvermögen abschwächt, die mangelhaften Predigten der Pastoren und das geringe Auffassungsvermögen der Zuhörer verschuldet? Vielleicht muß neben dem Antitrunksuchts- und Antitabaksverein auch ein Antirettigverein gegründet werden, weil Opium, Alkohol, Tabak und Rettig die Menschheit verderben? Doch Scherz beiseite! Es ist uns völliger Ernst mit der Bitte, den Kampf gegen die Trunksucht doch nicht durch Hineinmischung so fremdartiger Elemente unnütz erschweren zu wollen. Spott und Hohn hängt sich den Mäßigkeitsfreunden schon genug an die Fersen und sucht ihre Bestrebungen in der öffentlichen Meinung herabzuwürdigen. Man muß alles vermeiden, was dazu eine berechtigte Handhabe bieten könnte. Außerdem gilt vom Tabak, was der alte Dr. Stüve gelegentlich vom Bier schreibt, als er sich weigerte, völlige Enthaltsamkeit von diesem Getränke von jedermann zu fordern: „Gott hat dem Menschen die Freiheit gegeben. Darum sollen auch die Menschen sich keine Verbote auflegen, die nicht durchaus notwendig sind. Das Verbot des Branntweins, daß wir uns auflegen, beruht darauf, daß auch das kleinste Maß imstande ist, den Menschen zu hindern, daß er seine Freiheit nicht mehr gebrauchen kann. Wo

aber die Freiheit nicht geradezu vernichtet wird, da soll der Mensch seine Verantwortlichkeit behalten. Darum erinnern wir nur an die Mäßigkeit (in Bier, Tabak 2c.) und verbieten nicht." (Osnabrücker Blätter, 1870, S. 11.)*)

4. Viel weniger als bei dem vorigen Punkte werden wir vielleicht bei dem jetzt zu besprechenden auf die Zustimmung aller Leser rechnen dürfen. Nach unserm Dafürhalten ist nämlich die bisherige Art der Enthaltsamkeitsvereine, bei den Parlamenten zu petitionieren, unwirksam und deshalb lieber ganz zu unterlassen. Wie wir oben sahen, bestimmt das Statut der Westpreußischen Gesellschaft ausdrücklich, daß die Vereinssache durch derartige Petitionen zu fördern sei. Wir sahen auch, daß solche im Laufe der Jahre öfters verfaßt und abgesendet, aber nicht von

*) Die Hineinmischung fremdartiger Elemente in den Kampf gegen die Trunksucht ist in der ersten Enthaltsamkeitsbewegung eine recht auffallende. Dr. Kranichfeld eifert neben dem Alkohol nicht nur gegen den Tabak, sondern auch gegen das Opium und die Kuhpockenimpfung. In seiner „Statist. Chronik der Alkoholvergiftung" finden sich Aufsätze mannigfaltigsten Inhalts, die mit der Bekämpfung der Trunksucht nur im allerlosesten oder auch in gar keinem Zusammenhange stehen, z. B. 1858, S. 62: „Symbolik und Typik der Säulen der mosaischen Stiftshütte, der Säulen überhaupt", S. 69: „Der Mensch — ein Königreich", S. 78: „Gedanken über das Blaufärben der Wäsche und des Zuckers", S. 82: „Der Esel und der Hund im Dienste des Menschen", (der Zusammenhang mit dem Alkohol liegt hier in den Sätzen: „Die Menschen, welche ihre 5 Sinne nicht durch Alkohol, Tabak, Kuhpockenlymphe 2c. betäuben, werden weder einer Affenliebe für ihre Kinder noch einer schändenden Hundeliebe (d. h. Liebe zu Schoßhunden) Raum geben. Berlin würde unstreitig eine bessere, patriarchalische Physiognomie darbieten, wenn wir auf dessen Straßen keine Hunde-, sondern Eselwagen hätten, welche zugleich Eselin-Milch feilbieten. Denn diese ist für die an Vergiftungskrankheiten — durch Alkohol — Leidenden ein nach Gottes Ordnung bereitetes Medikament!), S. 86: „Die Reifröcke der Frauen", S. 92: „Das Brennglas ein Symbol der Liebe", S. 97: „Der Heiland und der Teufel", S. 99: „Erzeugnisse der Chemie" (darin z. B. der Satz: „Seitdem Jesu allheilendes Blut in Gethsemane und auf Golgatha auf die Erde floß, steht alles, Elemente, Pflanzen und Tiere unter dem entgiftenden Einflusse der heiligen Gnadengesetze Gottes"). Dieses sonderbare Mixtum compositum der heterogensten Dinge steht auf S. 62—99 eines Jahrganges jener antialkoholistischen Monatsschrift! Auch die „Osnabrücker Blätter gegen Branntwein und Berauschung", redigiert von dem hochverdienten Dr. Stüve (geb. 4. März 1798, gest. 16. Febr. 1872), welche lange Jahre hindurch in Nordwestdeutschland die führende Rolle in der

nennenswertem Erfolge begleitet gewesen sind. Das liegt sicher an verschiedenen Ursachen, aber u. a. auch an dieser Art zu petitionieren selbst. Sehen wir uns die zu Anfang des Jahres 1885 an die Reichsregierung, den Bundesrat, den Reichstag, das Herrenhaus, das Abgeordnetenhaus und die Generalsynode gleichlautend gerichtete Petition der 8, damals zum Centralverbande zusammengeschlossenen Vereine etwas näher an! Sie enthält 15 sehr verschiedenartige Punkte, die teils auf dem Gebiete der Polizeiverordnungen, teils auf dem der Gewerbegesetzgebung, teils auf dem der Strafgesetzgebung liegen. Schon dies ist ungünstig, denn für Polizeiverordnungen sind die Parlamente nicht zuständig, für die Strafgesetzgebung das Herren- und Abgeordnetenhaus nicht, für gewisse Steuerfragen wiederum der Reichstag nicht. Was aber die einzelnen Petita betrifft, so sind

---

Mäßigkeitssache hatten und zum Teil wahre Muster populärer Schriftstellerei enthalten, behandeln eingehend alle möglichen Themata, welche mit Branntwein und Berauschung nur in geringer Verbindung stehen, z. B. Der Mittelstand (1855, 7), Die Eisenbahn (1855, 12), Die Gesellen (1853, 7), Kinderbälle (1854, 3), Der freie Wille (1856, 9), Wie ist dem Familienleben zu helfen? (1856, 2), Wie kommt man zur Bildung? (1858, 8), Schule und Leben (1858, 12), Spart ihr in der Zeit, so habt ihr's in der Not (1859, 5), Erhalten wir Gewerbefreiheit? (1861, 2 bis 4), Meister und Gesellen (1861, 5), Was bedeuten Handwerkerbankerotte? (1861, 12), Der Notpfennig (1862, 2). Wie ist den Zünften allein zu helfen? (1862, 5), Jugend und Alter (1863, 2), Die Baumwollen-Not (1863, 3), Kapital und Arbeit (1863, 6), Was gehört zum Wohlstand? (1863, 9), Lehrlinge und Zünfte (1864, 8), Lohnerhöhung (1865, 5), Sind Sparvereine ratsam? (1865, 10 bis 12), Was bedeutet Gewerbefreiheit? (1866, 4 bis 6), Hat Handwerk noch einen goldenen Boden? (1867, 7), Die Wohnungsnot (1867, 10 bis 12), Die Lehrlinge (1868, 3 bis 5 und 8 bis 9) Frieden (1871, 2) ꝛc. Diese Inhaltsangabe zeigt, daß die „Blätter gegen Branntwein und Berauschung" ein viel größeres Gebiet in ihren Bereich zogen, als ihr Name besagt. Man könnte aus ihnen eine Sammlung von vortrefflichen „Vermischten Aufsätzen zur sozialen Frage" zusammenstellen. Gegenwärtig ist nun eine größere Arbeitsteilung eingetreten. Vereine gegen den Mißbrauch geistiger Getränke brauchen sich z. B. nicht mehr angelegentlich mit der Hebung des Standes der Handwerkerlehrlinge zu befassen. Dazu sind die evangelischen Jünglingsvereine einerseits und die Volksbildungsvereine ꝛc. andrerseits da. Wir halten solche reinliche Scheidung der Vereinsbestrebungen für entschieden vorteilhaft und wünschen nicht, daß die jetzigen Mäßigkeitsblätter wieder ein solches Durcheinander von Aufsätzen bieten wie die früheren, namentlich die Kranichfeldschen.

1) manche Punkte geradezu irrtümlich gefordert, so Nr. 8, daß die Trunkenheit vor Gericht nicht mehr als Milderungsgrund gelte (es steht nämlich nirgends im Reichsstrafgesetzbuch, daß Trunkenheit ein Milderungsgrund sei; es kann also auch die Abänderung nicht gefordert werden); 2) manche Punkte sind undurchführbar, z. B. Nr. 4, daß die Schenken am Sonntag womöglich ganz geschlossen werden (denn in einzelnen Städten sind Hunderte, ja Tausende von Landbewohnern der Umgegend aus weiter Entfernung eingepfarrt. Wo sollen dieselben vor und nach dem Gottesdienst bleiben, wenn alle Schenken geschlossen sind?) und Nr. 13a, daß statt der Branntweinschenken mehr Kaffeeschenken, Kaffee- und Theewagen konzessioniert werden (wie kann das Parlament das bewirken? Es kann doch das Publikum nicht zwingen, solche Konzessionen nachzusuchen und anzunehmen, wenn es dies nicht freiwillig thut); ferner 13b, daß die Steuern auf alkoholfreies Bier ermäßigt werden (es giebt gar kein alkoholfreies Bier); ferner Nr. 1, daß die Konzessionen nur an zuverlässige Leute erteilt werden, die das Volk nicht in ihrem eigenen Interesse ausbeuten (wie soll der Reichstag dies bewirken? Selbst wenn er sich von jedem Schenkwirte in spe ein Leumundszeugnis der Polizei oder des Pfarrers einreichen ließe, so böte dies doch dafür keine Gewähr, daß nur zuverlässige, selbstlos denkende Leute die Konzession erhielten); 3) manche Punkte enthalten Übertreibungen, z. B. Nr. 11 und 12, denn daß Kanton-Versammlungen, Krieger- und Schützenfeste „vielfach mit Schlägereien und Messeraffairen endigen“ und daß „öffentliche Tanzlustbarkeiten meistens mit Trinkgelagen und blutigen Schlägereien verbunden sind“, läßt sich doch höchstens von einzelnen, besonders heruntergekommenen Gegenden, nicht aber vom ganzen Reiche behaupten; 4) manche Punkte müssen näher präzisiert werden, z. B. Nr. 15, daß die Brennereisteuer erhöht werde. Das ist seit 40 Jahren mündlich und schriftlich schon unzähligemal gefordert. Es kommt nun aber darauf an, womöglich bestimmte, ins einzelne gehende, nachweislich durchführbare Vorschläge zu machen oder wenigstens die Vorarbeiten dazu zu liefern. Und dies führt uns auf die Hauptsache. Die Petition ist ohne nähere gründliche Motivierung der 15 Anträge eingereicht. Selbst wenn alle Unterzeichner derselben bedeutende Koryphäen der Volkswirtschaft, hohe Staatsbeamte, und angesehene Geschäftsleute wären,

würde eine solche Petition doch wahrscheinlich keinen durchschlagenden Eindruck machen, wenn sie nicht mit einer ganz eingehenden, auf den sorgfältigsten statistischen, volkswirtschaftlichen und juristischen Studien beruhenden Begründung versehen wäre. Der Deutsche Verein macht sich seine Aufgabe nicht so leicht. Er fordert nicht 15 ganz verschiedene Punkte auf einmal, sondern nur einzelnes. Und diese einzelnen Forderungen stützt er durch Gutachten der ersten Fachmänner nach langen, sorgfältigen Beratungen in den Bezirksvereinen und im Gesamtvereine. Demnach nützen solche Petitionen, wie die gekennzeichnete, der guten Sache wenig oder nichts; sie schaden viel eher, denn sie werden durch den Übergang zur Tagesordnung (vielleicht mit freundlicher Anerkennung der lobenswerten Gesinnung der Bittsteller) einfach beseitigt und die gesetzgebenden Körperschaften gewöhnen sich an solche Beseitigung. So ist es mit der besprochenen Petition am 20. März 1885 im Herrenhause geschehen. Nach unserem Dafürhalten sollte der Centralverband dies fruchtlose Petitionieren lieber unterlassen. Es fehlen ihm die sachverständigen Kräfte ersten Ranges, welche z. B. in der ungemein verwickelten Steuerfrage die erforderliche Autorität besitzen. Der ganze „Centralverband der evangelisch-christlichen Enthaltsamkeitsvereine in Deutschland zur Bekämpfung der Trunksucht" besitzt ja überhaupt nur 582 Mitglieder, darunter unsers Wissens keinen Volkswirt oder Juristen von Ruf. Und die Petition ist nur von 1390 Personen trotz alles fleißigen Sammelns unterschrieben. Wenn das Centralblatt (1885, Nr. 11 und 12) von dieser Zahl sehr befriedigt ist und die Petition eine „allgemeine Volksstimme" nennt, die „auf Berücksichtigung wohl rechnen dürfe", so ist das doch eine sehr optimistische Auffassung. Seitdem der Deutsche Verein da ist, können sich die Enthaltsamkeitsvereine diese ganze Arbeit sparen und sie auf die Schultern des ersteren legen. Sie gewinnen damit Zeit und Kraft, um sich ihrer eigentlichen Aufgabe zuzuwenden, nämlich die Sklaven der Trunksucht aus ihren Ketten durch sittlich-religiöse Einwirkung zu befreien.

5. Dies führt uns zu dem weiteren Wunsche, die Enthaltsamkeitsvereine möchten sich dem Deutschen Verein anschließen, also unbeschadet ihrer Selbständigkeit in den Rahmen des allgemeinen Vereins eintreten und dessen Bestrebungen, z. B. durch

Unterschreiben seiner sachkundig ausgearbeiteten und eingehend begründeten Petitionen, unterstützen. Das scheint uns sowohl für die katholischen Mäßigkeitsbruderschaften als für die evangelischen Enthaltsamkeitsvereine in allen das religiöse Gebiet nicht berührenden Fragen ganz unverfänglich, ja sehr naheliegend zu sein. Wenn jener Enthaltsamkeitsredner von 1870 selbst mit dem Papst und dem Türken zusammengehen wollte, so wird er doch die Hand des Deutschen Vereins nicht zurückweisen! Es ist ja nicht nötig, daß die zum Teil unbemittelten Mitglieder der Enthaltsamkeitsvereine jeder für sich den 2 ℳ betragenden Jahresbeitrag des Deutschen Vereins bezahlen. Es kann der Enthaltsamkeitsverein als solcher Mitglied des Deutschen Vereins werden. Es liegen auch schon erfreuliche Anzeichen dafür vor, daß die Vertreter der Enthaltsamkeitsvereine ein Zusammengehen mit dem Deutschen Verein wünschen. Konsistorialrat Lic. Dr. Kahle sagte bei der Königsberger Jahresfeier 1883, das ablaufende Jahr sei im Vereinsleben als ein gesegnetes zu preisen, denn es habe sich in demselben der Deutsche Verein gebildet, so daß der Feind nun von zwei Seiten angegriffen werde. „Mit dem Zwecke dieses Vereins können wir nur einverstanden sein." Pastor Fürer äußerte am 11. Sonntage nach Trinitatis 1884 in der Festpredigt beim Stettiner Jahresfeste: „Auch in Deutschland ist ein Verein wider den Mißbrauch geistiger Getränke entstanden. Der Enthaltsamkeitsverein sieht solche Vereine als Bundesgenossen an. Hier gilt das Wort: Wer nicht wider uns ist, der ist für uns." Wenn der Festredner fortfuhr: „Aber das sagen wir: Wenn es das höchste und letzte Ziel sein sollte, das Volk vom Branntwein abzubringen, ohne es zum Heiland zu führen, so wäre das ein aussichtsloses Beginnen," so hatte er ganz Recht. Dies letzte und höchste Ziel steckt sich der Deutsche Verein nicht, aber er hindert es auch nicht. Endlich ist zu erwähnen, daß in einer Versammlung des westpreußischen Vereins am 12. Oktober 1883 in Danzig folgender Antrag des Pastors v. Engelke angenommen wurde: „Die Versammelten begrüßen die durch Herrn Lammers — den Geschäftsführer des Deutschen Vereins — veranlaßte Vereinsbildung in Danzig als ein erfreuliches Ereignis, dem sie guten Fortgang wünschen. Die Enthaltsamkeitsgesellschaft wird indessen auch fernerhin von evangelisch-christlichem Grunde aus den Kampf wider den Branntwein und die

Trunksucht führen und **rechnet auf gegenseitige Unterstützung.**" Daß die Enthaltsamkeitsgesellschaft ihrerseits auf ihrem Boden weiterarbeiten will und nach Gründung des Zweigvereins des Deutschen Vereins in Danzig nicht daran denkt, vom Schauplatz abzutreten, ist nur zu billigen; ebensosehr aber ist die in Aussicht genommene gegenseitige Unterstützung erfreulich. Sie wird gewiß den Enthaltsamkeitsvereinen, wenn nur die leitenden Persönlichkeiten **beiderseits** den guten Willen dazu haben, seitens des Deutschen Vereins gern gewährt werden. Schrieb doch der Sanitätsrat Dr. **Baer**, einer der Führer des Deutschen Vereins, schon am 11. Oktober 1878 an den Leiter des westpreußischen Enthaltsamkeitsvereins: „Es wäre mir eine große Genugthuung, wenn ich der Enthaltsamkeits- oder Mäßigkeitssache mit meiner Arbeit (dem Buche über den Alkoholismus) einen Dienst erweisen könnte. Mein Wille war gut, und der Erfolg wird nicht ausbleiben. In einem Kampfe gegen ein so altes und leider mit so tiefen Wurzeln im Volke eingenistetes Laster ist jeder Mitstreiter willkommen zu heißen. Mögen Sie viele Freude in Ihrem Wirken erleben und mögen Sie in immer neuem Mute zu neuem Eifer erstarken." Hoffentlich nehmen die Enthaltsamkeitsvereine umsoweniger Anstand, mit dem Deutschen Verein zusammen zu arbeiten und womöglich als Glieder in den Organismus desselben einzutreten, als der letzte **Kongreß für Innere Mission in Karlsruhe** im September 1884 auf Antrag seiner Kommission die Resolution faßte: „Der 23. Kongreß für Innere Mission **empfiehlt** den Eintritt in den „Deutschen Verein gegen den Mißbrauch geistiger Getränke" und seine Unterstützung, und richtet das Augenmerk auf die Gründung von Bezirks- und Provinzialvereinen zur Bekämpfung der Trunksucht." Der Deutsche Verein würde es ohne Zweifel freudig begrüßen, wenn die Enthaltsamkeitsvereine, die Vereine für innere Mission, ja auch diejenigen für äußere Mission (wegen des Spiritusexports in die Heidenländer) seine Bestrebungen und Petitionen unterstützten. Im Januar 1851 bewegte sich ein vierspänniger Schlitten langsam durch die Straßen der Hauptstadt Portlands nach dem Repräsentantenhause. In diesem lag die Riesenpetition mit 250 000 Unterschriften, welche die gesetzliche Unterdrückung des Branntweins verlangte und den Erlaß des sogenannten Maine-Gesetzes zur Folge hatte. Auch bei uns können nur solche

Petitionen auf die gesetzgebenden Faktoren in der Branntweinfrage Eindruck machen, die von allen Seiten unterstützt werden und dadurch eine wirkliche Macht darstellen.

6. Unsere Bitten sind aber noch nicht zu Ende. Man kann die Enthaltsamkeitsfrage nicht besprechen, ohne die Gelübde-Frage zu berühren. Dr. Rindfleisch (Der Kampf wider den Branntwein, S. 43) teilt das Gelöbnis der katholischen Mäßigkeitsbruderschaft in der Diözese Pelplin mit, welches beginnt: „Im Namen Gottes des Vaters, des Sohnes und des heiligen Geistes! Amen. Ich N. N. verspreche vor Gott, der seligsten Jungfrau, vor meinem Schutzengel und der Kirche Gottes hiermit feierlich, mit Gottes Hilfe mich streng zu enthalten von allen gebrannten Getränken, mäßig zu sein in allen anderen und zu gleicher Nüchternheit aus allen Kräften auch meinen Nächsten zu bewegen." Dies Gelübde erneuern die Mitglieder an allen Hauptfesten. Wer seinem Gelöbnis zuwiderhandelt und aus der Bruderschaft ausgeschlossen wird, bleibt mit seinem Gott gegebenen Versprechen dennoch lebenslänglich gebunden. Dr. Rindfleisch fügt hinzu: „Wenn wir auch vom evangelischen Standpunkte aus gewöhnlich das eidliche Versprechen in dieser Sache nicht billigen, weil der Mensch durch Übertretung so leicht wieder eidbrüchig werden kann, so ist doch ohne ein feierliches Gelübde vor dem dreieinigen Gott in diesem Kampfe nichts auszurichten." Danach verfährt der westpreußische Verein, dessen Aufnahmeformular beginnt: „Ich N. N. verpflichte mich hierdurch im Namen des dreieinigen Gottes durch eigenhändige Unterschrift und Handschlag, mich des Genusses des Branntweins als Getränk in jeder Gestalt zu enthalten, auch in oder außer meinem Hause denselben an niemand zu verabreichen." So geschieht es auch noch in anderen Gegenden, z. B. in Rössel (Ostpreußen), wo zwar kein geschlossener Enthaltsamkeitsverein ist, aber doch eine vom Pastor geleitete Nichttrinker-Gemeinschaft. Die Mitglieder derselben legen das Gelübde am Altar ab. Diese Vereinigung wurde 1878 ins Leben gerufen. Neun Personen legten seitdem das Gelübde der Enthaltsamkeit und einer das der Mäßigkeit ab; von diesen 10 sind aber schon wieder 2, d. h. 20 % untreu geworden. Ähnlich steht es in Bischofsburg (Ostpreußen). Ein Verein im eigentlichen Sinne mit Satzungen und Vorstand besteht auch hier nicht, sondern nur eine Vereinigung der Nicht-

trinker, welche auf ein oder zwei Jahre, oder auf Lebenszeit sich zur Enthaltsamkeit vor der Gemeinde am Altar unter Gebet verpflichten. Im Laufe der Jahre sind etwa 100 Personen so verpflichtet worden, „teils aus Beeinflussung und Zureden der Frauen, teils auf Drängen der Brot- und Gutsherren, wovon die meisten aber wieder rückfällig geworden sind." (Centralblatt, 1884, S. 10.)

Wir fragen nun: Wo liegt der Unterschied zwischen dem eidlichen Versprechen der katholischen Mäßigkeitsbruderschaft, welches Dr. Rindfleisch ablehnt, und dem feierlichen Gelübde vor dem dreieinigen Gott, das am Altar in Gegenwart der Gemeinde abgelegt wird? Ist beides nicht wesentlich gleichbedeutend? Wie kann man nun den Eid verwerfen, aber das Gelübde bei Gott billigen? Im Eide versichere ich die Wahrhaftigkeit einer Aussage oder die Aufrichtigkeit und Lauterkeit eines Versprechens damit, daß ich mich dabei auf Gott berufe. Ganz dasselbe geschieht, wenn ich mich „im Namen des dreieinigen Gottes" zur Enthaltsamkeit feierlich verpflichte. Diese Verpflichtung ist im Grunde ein promissorischer Eid. Alle promissorischen Eide aber sind bedenklich, sofern sie mehr aussagen sollen als den vom Schwörenden mit aller ihm möglichen Lauterkeit, Entschiedenheit und Festigkeit gefaßten Entschluß. In der Erwägung, wie wenig der Mensch die Zukunft in seiner Gewalt und zugleich, wie viel er Ursache zum Mißtrauen gegen sich selbst habe, wünscht sie Rothe gänzlich abgestellt. (Vergl. Herzog, Encyklopädie, Art. Eid.) Wir lassen dahingestellt, ob dies möglich ist. Jedenfalls aber liegt es im Sinne der neutestamentlichen Sittenlehre, den Gebrauch der Schwurformen möglichst einzuschränken. (Matth. 5, 33—37; Jak. 4, 12.) Die eidlichen Enthaltsamkeitsversprechungen sind im Laufe der letzten Jahrzehnte zu vielen Tausenden gebrochen worden. Das sollte doch äußerst vorsichtig in der Abnahme derselben machen, oder vielmehr zum völligen Aufgeben einer Aufnahme-Feierlichkeit führen, welche mit einem Versprechen unter Anrufung des dreieinigen Gottes verbunden ist. Denn daß auch noch in der Gegenwart, wo von solchen Massenaufnahmen wie früher gar keine Rede mehr ist, die eidlichen Enthaltsamkeitsversicherungen vielfach gebrochen werden, beweisen die obigen Mitteilungen aus Ostpreußen.

Man wird vielleicht entgegnen, diese Enthaltsamkeitsverpflichtungen enthielten keinen Eidschwur, sie seien vielmehr Gelübde. Wir wollen dies einmal annehmen. Aber auch wenn es Gelübde sind, kommen wir zu keinem anderen Ergebnis als zu dem Wunsche, dieselben abzuschaffen. Die Gelübde stammen aus der katholischen Kirche. Wenn man Gott eine Leistung oder einen Verzicht verspricht, wodurch man sich ein besonderes Verdienst und höhere sittliche Vollkommenheit erwirbt, so thut man im Sinne der katholischen Kirche ein Gelübde, wobei es nicht notwendig ist, daß dies laut vor der Gemeinde oder mit ausdrücklicher Anrufung des Namens Gottes geschieht. Der bloße innere Vorsatz einer Wallfahrt oder einer bestimmten Gebetsübung kann ein Gelübde sein. Wesentlich ist nur dabei, daß man etwas gelobt, wozu man eigentlich nicht verpflichtet ist, was also nicht durch ein praeceptum gefordert, sondern nur durch ein consilium evangelicum angeraten ist. Dahin gehören in der mittelalterlichen Ethik freiwillige Armut, Gehorsam, Ehelosigkeit (die bekannten aus 1. Joh. 2, 16 abgeleiteten Mönchsgelübde), aber auch die freiwillige Enthaltung von gewissen Speisen und Getränken, von Spiel und Vergnügungen bei Geistlichen oder bei Laien. „Diese Lehre von den Gelübden machte Luthern viel zu schaffen, als er für diejenigen, welche das Mönchstum aufgaben, einen sicheren Grund suchte, von welchem aus sie ihren Schritt vor ihrem Gewissen rechtfertigen könnten. Natürlich, wenn man sich wirklich etwas, wozu man eigentlich nicht verpflichtet ist, durch ein Gelübde zur Pflicht machen könnte, so wäre man auch hernach gehalten, es unweigerlich zu vollbringen. Sind aber vielmehr einem jeden von Gott — alle — seine Pflichten auferlegt, weil jedem eine individuelle, sittliche Lebensaufgabe gestellt ist, in welcher er der allgemeinen Verpflichtung, wie sie in dem christlichen Tauf- (und Konfirmations-) Gelübde gegeben ist, in der Weise genügen soll, wie es gerade für ihn von Gott geordnet ist, so kann und darf er sich durch ein Gelübde weder an der Erfüllung dieser seiner Pflicht hindern, noch erst dazu nötigen lassen, weil sie ihn nicht bloß objektiv bestimmt, sondern auch in sein Bewußtsein als solche aufgenommen ist, so daß ihn nur noch der innere Drang der freien Liebe, aber nicht mehr irgend ein äußerer Zwang durch einen Buchstaben des Gesetzes zu

ihrer Vollbringung antreibt." (Neander, Katholizismus und Protestantismus, 1869, S. 172.)

Wer also fühlt, daß ihm die individuelle Lebensaufgabe geworden ist, auf den Genuß alkoholischer Getränke zu verzichten, weil diese ihm seiner eigentümlichen körperlichen und geistigen Verfassung nach zum sittlichen Fall Veranlassung geben, oder wer fühlt, daß er dieselbe individuelle Lebensaufgabe habe, damit er Trinkern die Bruderhand zur Rettung reichen kann und ihnen im enthaltsamen Leben ein Vorbild sei, der braucht kein Enthaltsamkeitsgelübde abzulegen. Er ist vielmehr schon durch sein Tauf- und Konfirmationsgelübde zur Erfüllung dieser individuellen Lebensaufgabe verpflichtet, denn er hat sich in demselben dem dreieinigen Gott übergeben, im Glauben und Gehorsam ihm treu zu sein bis in den Tod, also auch aus Liebe zu Gott diesen besonderen, für ihn pflichtmäßigen Verzicht auf Genüsse zu leisten, die an sich erlaubt sind. Wenn nun also Gelübde vom evangelischen Standpunkte aus als unnötig bezeichnet werden müssen, so darf andrerseits nicht verschwiegen werden, daß sie sogar für das innere sittliche Leben des Christen gefährlich sein können. An Pharisäern und Mönchen kann man sehen, daß sich mit dem Gelübde sehr leicht geistlicher Hochmut ins Herz einschleicht. Wer angeblich mehr leistet oder auf mehr verzichtet, als es eigentlich Christenpflicht ist, überhebt sich leicht über diejenigen, die dies nicht thun. Er sieht auf sie herab und glaubt, sein enthaltsames, asketisches, leistungsreiches Christentum sei allein das wahre und volle Christentum und seine Sittlichkeit sei vollkommener als die der übrigen Christen. Dergleichen will man auch bei den Enthaltsamkeitsfreunden in und außerhalb Deutschlands beobachtet haben. Wir wollen kein Urteil in dieser Hinsicht aussprechen. Aber neigt nicht z. B. folgende Stelle aus dem letzten Jahresberichte des „Centralverbandes" (1884, S. 30) zu diesem Fehler hin: „Alle ehrlichen, aufrichtigen und frommen Seelen, die das Hinken auf beiden Seiten nicht lieben, werden sich um die Fahne der Nüchternheit und Enthaltsamkeit sammeln, und der Herr wird sie zu immer herrlicherem Siege führen, wenn wir nur treu sind." Liegt hier nicht zwischen den Zeilen die Beschuldigung, daß die Christen, welche nicht das Enthaltsamkeitsgelübde ablegen oder nur für Mäßigkeit eintreten, weder ehrlich noch aufrichtig, noch fromm sind, sondern das Hinken auf beiden

Seiten lieben? In der Zeit, wo die Enthaltsamkeitsbegeisterung der vierziger Jahre zusammengebrochen war, und zwar nicht nur, weil die politischen Umwälzungen eintraten, sondern auch, weil in der Bewegung selbst Fehler lagen; in der Zeit, als Wichern und seine Schüler die sozialen Verhältnisse von innen heraus zu bessern suchten, ohne sich gerade für die Enthaltsamkeitsgelübde dauernd begeistern zu können, schrieb der um die Bekämpfung der Trunksucht in Hannover sehr verdiente, vor kurzem verstorbene Pastor Böttcher: „Die Herren von der Inneren Mission kümmern sich leider nur wenig oder gar nicht um die Enthaltsamkeitssache. Sie ist ihnen zu praktisch, d. h. zu sehr ins Leben des Volks greifend. Allerdings ist sie das. Und gerade deshalb sollte man diese Universal- und Fundamental-Volkskrankheit vor allem und zuerst angreifen. Man fürchtet sich aber davor und geht vornehm darüber hinweg (!). Dabei ist allerdings wenig zu riskieren. Man liebt den Frieden. Ich kenne aber einen, der ist nicht gekommen, den Frieden zu bringen, sondern das Schwert!" Ist dies nicht eine entschieden hochmütige Verurteilung der Inneren Mission, welche die Enthaltsamkeitssache in ihrer damaligen Form als wenig oder gar nicht wirksam beiseite liegen lassen mußte? Das kommt davon, wenn man durch solche Gelübde nach katholischer Art das Bewußtsein der Abstinenzler als einer besonders vollkommenen Art von Christen in die Höhe schraubt! Allerdings würden die jetzigen Führer der Enthaltsamkeitsvereine das Böttchersche Wort keineswegs unterschreiben. Sie betrachten vielmehr mit Recht ihr Werk als einen Teil der Inneren Mission der evangelischen Kirche. Aber daß in jenen Gelübden eine sittliche Gefahr liegt, der nicht jedermann entgeht, glauben wir festhalten und deshalb die Abschaffung sowohl der eidlichen Enthaltsamkeitsverpflichtungen als auch der Gelübde empfehlen zu sollen.

7. Wenn aus allen diesen Abänderungsvorschlägen geschlossen werden sollte, im Grunde sei uns doch wohl das Eingehen der Enthaltsamkeitsvereine das liebste, so wäre dies ein großer Irrtum. Vielmehr glauben wir, daß zur Zeit der neuen humanen deutschen Mäßigkeitsbewegung die kirchliche Bewegung auf demselben Gebiete in beiden Konfessionen frische Kräfte nötig hat und ernstlich unterstützt werden muß, um dies Gebiet nicht völlig der Philanthropie anheim fallen zu lassen. Um solche Unterstützung

ist es uns hier allein zu thun, auch wenn wir das kritische Messer ansetzen. Man wird nun aber mit Recht verlangen, daß wir zum Schlusse positiv zeigen, in welcher Weise die Enthaltsamkeitsvereine, nachdem die gemachten Ausstellungen beseitigt sein werden, zu organisiren sind. Es ist dies mit einem Worte sofort gesagt: sie sind den christlichen Trinkerasylen als christliche Trinkerheilvereine nach schweizerischem Muster an die Seite zu stellen.

Notorischen Trinkern kann der Deutsche Verein dauernd mit seinen Mitteln nicht helfen. In Dresden und Osnabrück haben die Zweigvereine desselben allerdings eine individuelle Trinkerpflege ins Leben gerufen. Diese kann für die Ordnung der wirtschaftlichen Verhältnisse des Trinkers, für den Schutz seiner Angehörigen, für seine Beaufsichtigung, für die Gewährung von Arbeit, für seine Bewahrung vor der Anziehungskraft der Schenken 2c. von großem Einfluß sein. Aber die innere Besserung des Trinkers kann ein interkonfessioneller Verein als solcher nicht zur Vereinsaufgabe machen. Und doch — alle wirtschaftlichen Schäden sind sowohl beim Individuum als beim Volksganzen im tiefsten Grunde sittliche Schäden. Der wirtschaftlich rehabilitierte Trinker wird sicher wieder zurückfallen, wenn er sich nicht sittlich ändert. Manche meinen nun, einem notorischen Säufer wäre überhaupt nicht zu helfen. Durch medizinische und wirtschaftliche Hilfe allerdings nicht, wohl aber durch sittlich-religiöse Hilfe. „Ist denn keine Salbe in Gilead? Oder ist kein Arzt nicht da?" Die Antwort lautet: „Ich bin der Herr, dein Arzt!" . . . „Bei den Menschen ist es unmöglich, aber bei Gott sind alle Dinge möglich."

Der Evangelische Trinkerheilverein bietet dem tiefgefallenen Bruder zu diesem Zwecke die Rettungshand. Ein solcher ist der am 21. September 1877 gegründete, schnell über die deutsche und französische Schweiz ausgebreitete, jetzt im großen Segen stehende „Schweizerische Mäßigkeitsverein", der am 30. September 1884 schon 88 organisierte und 13 im Entstehen begriffene Lokalvereine mit 3963 Mitgliedern zählte, jetzt 4217 Mitglieder in über 200 Orten hat, darunter etwa 580 gerettete Trinker, und den „Kalender des Blauen Kreuzes" jährlich als sein Organ erscheinen läßt. Derselbe hat nicht die Absicht, wie es die Abstinenzler in England und Amerika oder auch manche deutsche Enthaltsamkeitsvereine wollen, den Gebrauch sämtlicher alkoholischer Getränke oder auch nur der destillierten alkoholischen Getränke gänzlich abzuschaffen.

Er nimmt an, daß der Genuß eines Getränkes, das im Übermaße berauschen würde, keine Sünde ist, wenn man es mäßig genießt, da ja Christus und die Apostel solche Getränke in den Schranken der Mäßigkeit genossen haben. Allgemeine Mäßigkeit zu erzielen ist sein schriftgemäßes Ziel. Dazu dienen wirtschaftliche und gesundheitliche Maßregeln, vor allem aber die sittlich-religiöse Pflege des Trinkers. Um solche zu bieten, fordert der Verein völlige Enthaltsamkeit von allen berauschenden Getränken, also auch von Bier und Wein: 1) bei denjenigen, welche tief gefallen sind, bei den Säufern, die schon Sklaven ihrer bösen Leidenschaften wurden; 2) bei denjenigen, welche fühlen, daß sie der Trinkleidenschaft gegenüber schwach sind. Wenn die ersteren sich in ihren Besserungsentschlüssen bewähren, wenn die letzteren sich vor dem sittlichen Falle bewahren wollen, so dürfen sie offenbar keine Art von Berauschungsmitteln, auch nicht der wenig alkoholhaltigen Genußmittel, zu sich nehmen. Der Verein fordert aber 3) völlige Enthaltsamkeit auch von denjenigen, welche aus Liebe zu Gott und den Mitmenschen den Entschluß fassen, den einen bei ihrer Bewährung, den anderen bei ihrer Bewahrung zu helfen, ohne daß sie selbst für ihre Person es nötig hätten, enthaltsam zu sein, wenn sie nicht eben den inneren Liebesdrang und damit die sittliche Pflicht zu solcher Retterarbeit fühlten. Denn das hat langjährige Erfahrung hinreichend bewiesen, daß ein Säufer nur in solcher christlichen Umgebung sittlich erstarken kann, die ihm Gottes Wort und Willen nicht nur vorspricht, sondern auch vorlebt. Die beiden ersten Arten der Enthaltsamen müssen dem Genusse jener Getränke entsagen um ihrer eigenen Schwachheit willen. Die dritte Art muß demselben entsagen um der Schwachheit der Brüder willen. (1. Kor. 9, 19—20.) Bei der letzteren ist von einem Gelübde in dem oben besprochenen Sinne gar nicht die Rede. Sie wollen sich keinen höheren Grad der Heiligkeit, keine höhere Sittlichkeit durch dies Versprechen gänzlicher Enthaltsamkeit erwerben. Sie geloben auch nichts, was sie eigentlich unterlassen könnten. Sie handeln nur so, wie es ihre individuelle sittliche Lebensaufgabe mit sich bringt, ähnlich wie ein zu den Heiden gehender Missionar, der den Beruf zu diesem Amte in sich fühlt, durchaus nichts anderes als seine einfache Christen- und Jüngerpflicht thut. Von allen drei Arten der Enthaltsamen fordert der „Schweizerische Mäßigkeitsverein“ keine

Eidesleistung am Altar. Er hat nur eine öffentliche Verpflichtung durch Unterschrift als einen feierlichen und wirkungsvollen Aufnahmemodus eingeführt.

Man sieht: hier werden alle Einseitigkeiten vermieden, welche den Enthaltsamkeitsvereinen sonst leicht anhaften. Diese Grundsätze sind ebenso einfach und klar, als logisch und konsequent, christlich und biblisch. Wir haben hier die durch die läuternde Macht der Zeit und der Erfahrung verbesserte, wirklich evangelische Gestalt eines rechten Enthaltsamkeitsvereins vor uns, wie er sein soll. Nichts von Eiden oder Gelübden im katholisierenden Sinne, nichts von unberechtigter Nachgiebigkeit gegen den Genuß von Bier und Wein, nichts von falscher Stellung zur Sünde als einer durch dämonische Einflüsse, die dem Teufelstranke des Alkohols innewohnen, hervorgebrachten Wirkung, nichts von der Forderung gänzlicher Enthaltsamkeit aller wahren Christen, die „nicht auf beiden Seiten hinken", nichts von dem gänzlich unhaltbaren Unterschiede von „Weinigem" und „Alkoholischem".

Das Werk dieses Mäßigkeitsvereins, so sagen die Thesen vom Jahresfeste zu Lausanne 1882 mit Recht, bildet nur einen der vielen Zweige des großen allgemeinen Erlösungswerkes, welches der Heiland der Welt auf der Erde durch die Mitwirkung menschlicher Werkzeuge verfolgt. Sein Zweck ist, eine gewisse Klasse von Sündern zu Christo zu führen. Die allgemeine Enthaltsamkeit der Vereinsmitglieder ist nicht Zweck, sondern nur Mittel des Vereins. Andere Vereinsmittel werden noch neben diesem angewendet, namentlich Gottes Wort, Gebet und Zeugnis in einem Bruderkreise, in welchem der Neuerweckte erwarmen kann. Die Versammlungen des Vereins tragen durchaus keinen trübseligen, sondern einen frischen, fröhlichen Charakter, obgleich nur Wasser bei Tisch genossen wird. Der Verein hat auch schon zwei Trinkerasyle errichtet. Und da in der Schweiz kein dem Deutschen Verein entsprechender großer, rein philanthropischer Mäßigkeitsverein ist, so hat er auch die Errichtung von Kaffeeschenken, Beförderung des Sparsinns &c. auf seine Fahne geschrieben, um nicht bloß unmittelbar, sondern auch mittelbar die Trunksucht zu bekämpfen.

Nach diesem schweizerischen Vorbilde sollten jetzt unsers Erachtens die deutschen Enthaltsamkeitsvereine ausgestaltet werden. Der

Centralverband sollte durch Delegierte an Ort und Stelle die schweizerische Bewegung studieren lassen und dieselbe dann, soweit sie mustergültig ist, auf deutschen Boden hinüberpflanzen. Dies wäre ein sicheres Mittel, der Enthaltsamkeitsbewegung auch bei uns wieder einen frischen Antrieb zu geben, während nach unsrer Überzeugung das oben gerügte hartnäckige Festhalten an den Ansichten und Verfahrungsweisen aus dem Anfange der vierziger Jahre trotz des regsten und lobenswertesten Eifers der leitenden Persönlichkeiten nicht nur die Ausbreitung der Enthaltsamkeitsvereine erschwert, sondern sie sogar dem völligen Marasmus preisgeben wird.

Erfreulicherweise finden wir schon in den Berichten der deutschen Enthaltsamkeitsvereine einzelne Äußerungen, welche mit den schweizerischen Ideen eine sehr große Verwandtschaft zeigen. So im Jahresbericht des Westpreußischen Vereins für 1878/79, wo es heißt: „Das Wirken unsers Vereins, dem die Feinde der Sache sogar gerne den biblischen Grund absprechen möchten, ist nur zu erklären aus der christlichen Liebe, die um der Schwachen willen, die durch den Branntwein in unsägliches Elend geraten sind, sich selbst eines Getränkes enthält, das soviel Verderben stiftet." Und Dr. Rindfleisch schreibt (Kampf wider den Branntwein, 1879, S. 45): „Es ist in diesem Kampfe nichts zu machen, wenn man nicht selbst mit gutem Beispiel vorangeht und sich dieses verderblichen Genusses enthält. Es kann derselbe nur durch die christliche Liebe geführt werden, die sich selbst verleugnet. ... Der Apostel Paulus wollte lieber gar kein Götzenopferfleisch essen, als seinen Brüdern dadurch Veranlassung zur Sünde geben, denn Viele meinten dadurch in die Gemeinschaft der heidnischen Götzen zu kommen; es konnte dieser Genuß also ihrem Glauben gefährlich werden. Sollte der Christ sich denn nicht des Branntweins enthalten können, der doch gewiß nicht unter die unschuldigen Genüsse zu rechnen ist, um nicht andere zu gleichem Genusse zu verleiten, sondern ihnen vielmehr ein Vorbild der Nüchternheit zu werden?" Wir bitten die Enthaltsamkeitsvereine, den hier ausgesprochenen Keim weiter zu pflegen; es wird dann ganz von selbst die richtige Theorie in die Enthaltsamkeitsvereine hinein kommen, wie wir sie in der Schweiz gefunden haben. Dr. Rindfleisch hat sich ja auch, wie er im Centralblatt mitteilt, im Sommer 1885 gelegentlich einer Schweizerreise in persönliche Verbindung mit dem Leiter des

Schweizerischen Mäßigkeitsvereins, Pastor Bovet in Bern, gesetzt und demselben die Schriften des Centralverbandes übermittelt. Aber auch zur richtigen Praxis sind schon Ansätze vorhanden. Man höre, was Pfarrer Corsepius aus Schönbruch (Ostpreußen) 1884 berichtet: „Was unseren Schönbrucher Verein anbetrifft, so hat derselbe von Anfang an viel Leben entwickelt und manchen Segen geschafft; und auch heute noch, obwohl er etwas zusammengeschrumpft ist, übt er, wenn auch nur als eine kleine Kraft, seine gesegneten Wirkungen, so daß jeder, der von der Last und Gefangenschaft der Branntweinsknechtschaft ernstlich frei zu werden trachtet, unter sein schützendes Dach sich flüchtet und in der Gemeinschaft seiner ehrenfesten Mitglieder Halt und Stütze sucht. Auch ist der Verein nicht so vernichtet, wie das vielleicht anderwärts der Fall ist, sondern durch seine mehr als 40jährige Wirksamkeit hat sich das Gefühl und Bewußtsein in der Gemeinde festgesetzt, es gehöre zum christlichen Anstande, keinen Branntwein zu trinken. Seit dem Jahre 1853 hält der Verein seine Versammlungen vierteljährlich. Die Beteiligung daran ist verschieden, im Durchschnitt sind's zwanzig Männer und ebensoviel Frauen. Als Mitglieder, deren Namen eingezeichnet sind, gehören ihm etwa 90 an, zur Hälfte Männer und Jünglinge, zur Hälfte Frauen und Jungfrauen. Die Beteiligung der letzteren an der Enthaltsamkeitssache ist sehr wesentlich und hat sich als durchaus praktisch bewährt. Außer den Mitgliedern des Vereins nehmen auch Gäste an den Versammlungen teil, weil dieselben mit Gesang und Gottesdienst begonnen und mit Gebet geschlossen einen erbaulichen Charakter tragen. Zu Gottes Preise können wir sagen, daß nur selten eine Versammlung gehalten wird, bei welcher sich nicht einer oder manchmal auch ein paar zum Eintritt melden. So geht die Wirksamkeit des Vereins im stillen und Verborgenen fort und wirkt als ein gutes Salz, welches schon manchem Gesundheit gebracht hat." Was ist dieser Schönbrucher Enthaltsamkeitsverein anders als ein Trinkerheilverein für eine einzelne Parochie, der ein „schützendes Dach" für diejenigen bietet, welche von der Trinkleidenschaft ernstlich frei werden wollen? In dieser Weise sollten überall, wo notorische Trinker in größerer Zahl vorhanden sind, also namentlich in den Kartoffelspiritusgegenden Ostdeutschlands und in den Industriegegenden West- und Mitteldeutschlands,

Trinkerheilvereine in Städten und Dörfern nach Maßgabe des vorhandenen Bedürfnisses ins Leben gerufen werden. Im „Kalender des Blauen Kreuzes" (Bern und Leipzig, 20 ₰) für 1886 finden sich schon „Statuten für die Lokalvereine des Mäßigkeitsvereins des Blauen Kreuzes in Deutschland" abgedruckt, welche die Einführung des schweizerischen Mäßigkeitsvereins oder doch wenigstens seiner Grundsätze in Deutschland erleichtern sollen, und Pastor Bovet hat im Herbste 1885 manche deutsche Mäßigkeitsfreunde schon selbst aufgesucht und in mehreren Versammlungen der Inneren Mission gesprochen. Möchte die Gründung solcher Mäßigkeitsvereine bei uns bald gelingen! In ihrer christlichen Gemeinschaft könnte der gefallene Bruder aufgerichtet, der irrende auf den rechten Weg zurückgeführt werden. Für diejenigen Trinker aber, die aus den heimischen Verhältnissen ganz herausversetzt werden müssen, um gesund an Leib und Seele zu werden, müßten überall in den Provinzen und Ländern Deutschlands Trinkerasyle mit christlich-erziehlichem Charakter gebaut werden, wie sie schon in der Rheinprovinz und in Holstein (Lintorf und Sophieenhof) vorhanden und für Schlesien und Brandenburg jetzt eben in der Einrichtung begriffen sind (Nieder-Leipe, Kreis Jauer und Köthen in der Mark).

Das sind unsre Gedanken von den Aufgaben des Deutschen Vereins einerseits und der Enthaltsamkeitsvereine andrerseits, sowie von ihrem gegenseitigen Verhältnis zu einander. Man möge sie vorurteilslos sine ira et studio prüfen, wie sie ohne Erregung und Parteileidenschaft nur in der Absicht geschrieben sind, zur Klärung der Ansichten und zur Förderung des nationalen Kampfes gegen die chronische Alkoholvergiftung des deutschen Volkes einen bescheidenen Beitrag zu liefern.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XI. Heft 7.

Die Jünglingsvereine in Deutschland.

Von

D. v. Oertzen.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1886.

Vorwort.

Motto: Lebendiges, nicht aufgeregtes Christenthum!

Ueber die Sache der Jünglingsvereine ist bereits so viel geschrieben und gedruckt worden, daß es Manchem überflüssig erscheinen könnte, die Zahl der schon vorhandenen Schriften noch um eine neue zu vermehren. Indessen lassen den Schreiber dieser Zeilen zwei Gründe dennoch die Veröffentlichung seiner Ansichten für zulässig halten. Der erste Grund ist der, daß in den letzten Jahren aus England und besonders aus Amerika allerlei neue, uns Deutschen bis dahin fremde Gedanken und Einrichtungen in die Jünglingsvereinssache hineingetragen worden sind, Gedanken, mit denen es gilt, sich abzufinden, sei es im zustimmenden oder ablehnenden Sinne. Und der zweite allgemeinere Grund ist der, daß leider Alles, was bisher auf diesem Gebiete erreicht worden ist, sich immer noch äußerst klein und kümmerlich ausnimmt im Hinblick auf die Riesenaufgabe, welche zu lösen bleibt und daß mithin jeder, auch der geringste Anstoß, der Jünglingssache näher zu treten, seine Berechtigung in sich selber trägt. Verfasser hat keinen wärmeren Wunsch als den, daß diese Schrift für den Einen oder den Anderen Beweggrund werden möchte, der großen und wichtigen Frage sein Interesse zuzuwenden und vielleicht hier und da Zweifelnde zu der Ueberzeugung zu führen, daß eine christliche Gemeinde der Gegenwart, in welcher nichts geschieht, um die zahlreiche, durch die elementaren Produktionsveränderungen unserer ganzen Volkswirthschaft aus jedem Familienleben herausgerissene Jugend der mittleren und kleinen Stände in ihren Feierstunden zu sammeln und der gesammelten den rechten Inhalt für diese Erholungszeit zu geben, von ihrer idealen Ausgestaltung noch sehr weit entfernt

ist, und daß überall, wo die Kirche ihre Pflicht an der Jugend versäumt, noch ein großes Stück der Hirtenarbeit ungethan ist, eine Lücke klafft, die lieber heute als morgen gefüllt werden sollte.

Sein persönliches Recht aber, über diese Frage zu schreiben, leitet Verfasser daraus her, daß es ihm möglich geworden ist, das Alte und das Neue in lebendiger Praxis zu vergleichen. Seit einem Jahrzehnt etwa steht er der Sache der christlichen Männer- und Jünglingsvereine nahe und hat in verschiedenster Weise durch Vorträge und Ansprachen aller Art in denselben sich nützlich zu machen gesucht. Und neuerdings hat er anderthalb Jahre hindurch die Leitung eines sogenannten „Christlichen Vereins junger Männer" selbst in der Hand gehabt und damit eben die Möglichkeit zum Vergleich der Neuerungen mit dem Althergebrachten gewonnen.

Immerhin bleibt er der Schwierigkeit, in allen einzelnen Fragen das Rechte zu treffen, sich um so mehr bewußt, als er kleinstädtische und ländliche Verhältnisse auf diesem Gebiete nur oberflächlich kennen gelernt und wesentlich in Großstädten seine Erfahrung gesammelt hat. Eben darum wird er aber auch gerne die eigenen Urtheile und Vorschläge zu Gunsten besserer, woher sie auch kommen mögen, zurückziehen. Dem Verdacht aber, als solle nicht sachlich geprüft, sondern in voreingenommener Einseitigkeit für oder gegen irgend eine feststehende Schablone Partei ergriffen werden, wird hoffentlich die ganze Art der Darstellung erfolgreich zu begegnen wissen.

I.

Der sittliche Zustand unserer Jugend.

Es ist eine triviale, aber eben darum vollkommen unbestreitbare Wahrheit, daß auf der Jugend die Zukunft eines Volkes beruht. Aus einer Jugend, die in Zucht und Gottesfurcht zu idealer Gesinnung erzogen wird, kann ein sittenreines, gesundes und darum auch körperlich kräftiges Volk hervorgehen, während umgekehrt ein gottlos und sittenlos heranwachsendes Geschlecht zunächst geistig dem Materialismus verfallen, dann aber auch körperlich entarten muß. Mit der Zerrüttung der Sitten geht die Zerrüttung des Körpers Hand in Hand. Beide führen schließlich dahin, auch die politische Macht eines Volkes zu zerstören. Denn es ist gleichfalls eine alte, durch jedes Volk der Geschichte bestätigte Wahrheit, daß noch keine Nation den Verfall ihres Glaubens und ihrer Sitte lange überdauert hat. Entnervte Völker verschwinden aus der Geschichte.

Wie steht es nun mit unserem deutschen Volk und mit seiner Jugend? Darauf ist nur Eine Antwort möglich: es steht entsetzlich schlecht. Der Trunk und die Unzucht richten geradezu furchtbare Verheerungen unter unserer Jugend an. Das läßt sich ziffermäßig beweisen, wenn auch hier nicht der Ort dazu ist. Hinsichtlich der Statistik des Trunkes verweisen wir nur auf die in dieser Zeitschriftensammlung erschienene Flugschrift von Fuchs-Beerfelden über den Alkoholismus. Es unterliegt aber wohl keinem Zweifel, daß die Gewohnheitstrinker durchweg in den Jünglingsjahren sich dem Laster ergeben, dessen willenlose Sklaven sie im späteren Lebensalter werden; und nicht anders steht es mit den Sünden gegen das sechste Gebot. Der Beginn derselben fällt meistens schon in die unreifen Schul- und Lehrlingsjahre und ihre Fortsetzung zieht sich durch das ganze Jünglingsalter hindurch. Es

ist heutzutage nicht mehr Regel, sondern zur äußerst seltenen Ausnahme geworden, wenn ein Jüngling seinen Weg unsträflich geht. Weitaus die Meisten erliegen den fleischlichen Versuchungen und tragen dann freilich auch die Folgen ihres Wandels. Als einzige statistische Ziffer auf diesem Gebiet sei die Thatsache genannt, daß in Berlin in Einem Jahre 7012 junge Leute mit Geschlechtskrankheiten in die Charité eingeliefert worden sind. Man wird kaum fehlgehen, wenn man annimmt, daß mindestens die doppelte Zahl von Kranken in Privatkuren geheilt wird. Zahllose, zum großen Theil jüdische Aerzte, deren bekannter und vorurtheilsloser Erwerbssinn sie auf die in solchen Fällen so oft vorhandene Möglichkeit der Erpressung hinführt, leben vorzugsweise von der Behandlung unsauberer Krankheiten. Und bringt man ferner in Anschlag, daß in ungezählten anderen Fällen die Sünde geübt wird, ohne doch direkt von Krankheiten gefolgt zu sein, so fragt man sich billig, was schließlich übrig bleibt an keusch und sittenrein verbrachter Jugend.

Und setzt man etwa die Gedankenreihe in der Richtung fort, daß man erwägt, wie nachtheilig die Gewohnheit fleischlicher Sünden auf den Charakter des Einzelnen einwirkt, wie die Selbstsucht dadurch gesteigert, der Sinn für geistige und geistliche Dinge abgestumpft wird; denkt man ferner nach all' dem Elend, welches zerrüttete Ehen, gebrochene Gesundheiten, krank geborene und vom ersten Tage an dem Siechthum verfallene Kinder zu erdulden haben, so kann man zu keinem anderen Schlusse kommen, als zu dem: entweder es muß besser werden mit uns und unserem Volk und wir Christen müssen die Tugenden wieder gewinnen, welche einst Tacitus unseren heidnischen Vorfahren nachrühmte, die Keuschheit und die Sittenreinheit, oder aber wir sind ein sinkendes Volk und wir müssen uns darauf gefaßt machen, daß der Periode des Ruhmes und der Siege, die wir in den letzten Jahrzehnten mit Stolz durchleben durften, eine Periode der Niederlagen und der Demüthigung folgen wird, wie zuchtlose Völker sie verdienen.

Wie aber kann es besser werden?

Gewiß ist es nöthig, allen denen, die schon gefallen sind, immer wieder die helfende Hand entgegenzustrecken, und die Innere Mission thut dies ja in mancherlei Weise, wenn sie sich der Erkrankten, der Gefangenen, der Säufer, der Vagabunden, der Magdalenen annimmt. Aber es ist bekannt genug, daß auf allen diesen Gebieten vieler Mühe und großen Kosten meistens sehr geringe

Erfolge gegenüberstehen. Daher gilt es vor allen Dingen, **bewahrend** und **vorbeugend** zu arbeiten. Und die Erfahrung lehrt, daß hier fast immer diejenige Thätigkeit, welche als Saat auf Hoffnung im Glauben bei der **Jugend** einsetzt, mit durchweg geringen Mitteln verhältnißmäßig große Erfolge zu erzielen im Stande ist.

Wir haben bisher ganz allgemein von der deutschen Jugend gesprochen. Und in der That, wenn es sich darum handelt, den Grad der Sittenverderbniß festzustellen, so wüßten wir unter den verschiedenen Ständen und Bildungsstufen keinen Unterschied zu machen. Die Zügellosigkeit und Fäulniß ist im Allgemeinen gleich groß unter Studenten und Offizieren, unter Kaufleuten und Beamten, unter Handwerkern und Arbeitern, in der Stadt und auf dem Lande; nicht nach Ständen, sondern höchstens nach Gegenden und Orten ließen sich einige Ausnahmen machen. Gehen wir aber nun auf die Mittel ein, welche angewandt werden müssen, um bessere Zustände herbeizuführen, so können wir nicht umhin, Grenzen zu ziehen. Im letzten Grunde giebt es ja natürlich nur ein einziges Heilmittel gegen die Versuchungen in uns und um uns und nur Einen Befreier, der Reiche und Arme, Vornehme und Geringe bewahren und losmachen kann von den Ketten der Sünde; aber zur Vermittlung dieses Helfers und seiner Hilfe können mancherlei Mittel in Kraft treten. Und wenn dasjenige wirksam werden soll, das wir hier vorschlagen, **die Christianisirung der jetzt durch Sünde verwüsteten Erholungsstunden des Volkes**, so müssen je nach der äußeren Lebenslage der Betreffenden auch verschiedene Wege eingeschlagen werden. Für die gebildeten Stände wird die Erholung sich etwas anders gestalten müssen, als für den gemeinen Mann. Auch für erstere werden Vereine von Segen sein, für die Studenten christliche Verbindungen, wie es deren seit langer Zeit giebt, für junge Kaufleute kaufmännische Verbindungen; indessen sind sie hier doch nicht so unabweislich nöthig, weil immerhin Bildung die Selbständigkeit des Charakters fördert und in guter Presse und Literatur Mittel darbietet, die dem Volk oft unzugänglich bleiben. Für die große Menge derer aber, welche mit Volksschulausbildung in das Leben treten und sowohl in Folge ihrer Vorbildung, als auch deshalb, weil harte Berufsarbeit ihre Tage von früh bis spät ausfüllt, zu selbständigem geistigen Leben meist nicht gelangen, für Alle die, welche kaum jemals dazu kommen, Bücher und Zeitschriften

zu lesen, wird es schwerlich ein anderes Mittel geben, die Einzelnen in christlicher Lebensluft und bei christlichen Vorsätzen zu erhalten, als Jugend- und Jünglingsvereine. Dem Höhergebildeten ist, wie gesagt, durch Kenntnisse und Erziehung auch für den Einzelkampf eine größere Widerstandskraft mit auf den Weg gegeben. Der Ungebildete ist in ganz anderem Grade abhängig von den Umständen, in denen er lebt. Das Objective und um ihn her Vorhandene erscheint ihm außerordentlich leicht auch als das Berechtigte; was Alle thun, macht er mit, und der Widerstand gegen die Sitte oder auch Unsitte, ist für ihn ein ungleich größerer Entschluß, als für uns. Gerade darum aber ist es hier von ungeheurer Wichtigkeit, nicht den Einzelnen sich selbst und seiner Umgebung zu überlassen, sondern die Vereinzelten zur Gemeinschaft zu sammeln.

Wer billig urtheilen will, muß zugestehen, daß die Luft, in welcher die Jugend unseres Handwerker- und Arbeiterstandes heranwächst, eine außerordentlich versuchungsreiche ist, namentlich in größeren Städten. Unsere Volksschule ist ja im Großen und Ganzen noch eine christliche und an ihren Fundamenten kann auch in den Großstädten nicht gerüttelt werden; aber auf dem Gebiete des Religionsunterrichts ist Alles Personenfrage und die in der Regel demokratischen Magistrate sorgen ja mit Vorliebe dafür, daß nur solche Lehrer berufen werden, welche dem positiven Christenthum so fern wie möglich stehen. Ob daher ein Volksschüler, wenn er in den Konfirmationsunterricht eintritt, wirklich religiöse Eindrücke mit auf den Weg bekommen hat, ist mindestens zweifelhaft. Von der Konfirmation selbst aber hat man mit Recht gesagt, daß durch sie die jungen Christen nicht mehr in die Kirche ein-, sondern aus der Kirche ausgesegnet werden; denn bei Unzähligen ist in der That vom Konfirmationstage an jedes Band mit der geistlichen Mutter zerschnitten. Hat stellenweise die Zucht eines mehr oder minder christlichen Hauses den Jungen noch in Ordnung gehalten, und war früher die Lehrzeit im Hause des Meisters dazu bestimmt, diese Einflüsse fortzusetzen, so ist jetzt von solcher Fortsetzung nicht mehr die Rede. Schon der Lehrling und noch mehr der „jugendliche Arbeiter" werden oft als einzige Heimath auf eine ungemüthliche Schlafstelle angewiesen und für ihre freie Zeit bleiben ihnen nur zwei Möglichkeiten offen, entweder ohne Geld sich auf der Straße umherzutreiben oder, wenn sie Geld haben, ins Wirthshaus zu gehen, und es dort

in schlechter Gesellschaft an den Mann zu bringen. Wirthshausleben aber kostet nicht nur Geld, sondern es ist auch häufig genug mit dem Verluste alles dessen verbunden, was ein Jüngling noch aus der Jugend her an Treue und Glauben, an Rechtschaffenheit und Sittlichkeit mitgebracht hatte. Die Sozialdemokratie wird zum großen Theil aus Bier und Schnaps geboren.

Seit Jahrzehnten sind diese Mißstände, welche theils in den äußeren Verhältnissen der modernen Produktionsweise liegen, theils immer noch als Folge des durch den Rationalismus bewirkten kirchlichen Verfalls zu betrachten sind, schwer empfunden worden; seit Jahrzehnten hat diese Noth auf den Herzen vieler Christen und Volksfreunde gelastet und es ist Manches geschehen, um ihr abzuhelfen. Inwieweit hier schon das Rechte getroffen und inwieweit das schon Erreichte besserungs- und steigerungsfähig ist, soll nachstehend erörtert werden; wir fügen hier zunächst einige statistische Daten an.

II.

Literatur und Statistik.

Ueber den Stand der Vereinssache giebt bereits eine ausgiebige Literatur Aufschluß. Wir nennen einige wenige Bücher.

— Die Mission an den Jünglingen. Eine Monographie über Jünglings-Vereine, Herberge und Kosthaus von Johannes Hesekiel, Reiseprediger. (Berlin, Wiegandt u. Grieben.) 1864. 63 S.

— Sechs Tage im August 1865. Vierte General-Konferenz von Vertretern der evangelischen Jünglingsvereine aller Länder. Herausgegeben vom Komitee des Rheinisch-Westfälischen Jünglingsbundes. (Elberfeld, Fridrichs.) 1866. 100 S.

— Die Innere Mission unter der männlichen Jugend. Verhandlungen der siebenten internationalen Konferenz der Jünglingsvereine von Deutschland, Holland, Belgien, Schweiz, Frankreich und Amerika. Im Auftrage der Konferenz herausgegeben von O. Jordan, Pastor. (Halle, Fricke.) 1875. 134 S.

— Die evangelischen Jünglingsvereine in den verschiedenen Ländern der Erde, dargestellt von Karl Krummacher, Pastor. (Gütersloh, Bertelsmann.) 1881. 82 S.

Zu diesen und vielen anderen, schon älteren Büchern und Flugschriften ist 1885 hinzugekommen, 272 Seiten stark: „Die Praxis des Jünglingsvereins." Ein Hilfsbuch für Leiter und Mitglieder evangelischer Jünglingsvereine. Herausgegeben von L. Tiesmeyer, Pastor in Bremen. (Verlag von Heinsius.) Hauptsächlich auf diese Bücher stützen wir uns in unseren nachfolgenden statistischen Angaben.

Die Jünglingssache ist jetzt genau sechzig Jahre alt. 1824 und 1825 entstanden in Elberfeld unter Leitung des Pastors Döring und in Basel die ersten Jünglingsvereine, die sich allmählich (1835 in Frankfurt a. M.) über Deutschland ausbreiteten. Am kräftigsten entwickelte sich von Anfang an die Sache in Rheinland und Westfalen, wo ausgezeichnete persönliche Kräfte, P. Dürselen und P. Krummacher die Sache förderten, denen allerdings die Gunst der Umstände in Gestalt eines stark ausgebildeten konfessionellen Gegensatzes fördernd zu Hilfe kam. 1847 erschien dort das erste Vereinsblatt „Der Jünglingsbote", 1848 konnten bereits zahlreiche Vereine zum Rheinisch-Westfälischen Jünglingsbund zusammentreten. Gegenwärtig zählt der Bund über 200 Vereine mit 10,000 Mitgliedern. Besonders ausgebildet sind, namentlich in den westfälischen Landgemeinden, die Posaunenchöre, deren es etwa 50 mit 600 Bläsern giebt. Diese Musik dient zur Verschönerung nicht nur der eigenen, sondern aller kirchlichen Feste überhaupt.

Zu dem Westbunde ist 1856 ein Oestlicher Jünglingsbund hinzugekommen, der von Berlin aus geleitet wird, aber leider in den letzten Jahren nicht gerade sehr viel geleistet hat. Von lebhafter Missionsarbeit zur Ausbreitung der Sache, namentlich im Osten, spürt man „kaum einen Hauch". So konnte z. B. im Sommer 1885 von einem Freunde der Jünglingssache, der Ostpreußen bereiste, festgestellt werden, daß in dieser großen Provinz nicht ein einziger Jünglingsverein besteht. Früher vorhanden gewesene sind eingeschlafen. Immerhin zählt auch dieser Bund noch über 100 Vereine. In Berlin selbst hat sich der Stand der Jünglingsvereine in neuester Zeit wesentlich gehoben. Was aber geschehen ist, verdankt man durchaus nicht der Leitung des Ostbundes, sondern theils den rührigen „Christlichen Vereinen junger Männer", theils einzelnen fleißigen Geistlichen und der Stöcker'schen Stadtmission. Der Stand der

Dinge in Berlin wird etwa der sein, daß 19 Vereine mit gewiß 3000 Mitgliedern thätig und wirksam sind.

Endlich besteht seit 1880 ein vom Ostbunde abgezweigter **Norddeutscher Jünglingsbund**. Derselbe hat seinen Sitz in **Hamburg** und umfaßt Mecklenburg, Schleswig-Holstein, Hannover, Braunschweig und die Hansestädte. In diesem Nordbund ist Kraft und aufblühendes Leben; die Zahl der Vereine und der Mitglieder wächst fortdauernd. Augenblicklich giebt es 74 städtische und 29 ländliche Vereine mit etwa 3000 Mitgliedern. Etwa 50 Vereine besitzen Posaunenchöre; sehr viele treiben Schriftenverbreitung und leisten Hilfe in den Sonntagsschulen. Auch mehrere Vereinshäuser sind schon durch Anregung der Vereine entstanden, ebenso christliche Volksfeste und musikalische Gottesdienste. — Ein „**Hessen-Thüringer**“ Jünglingsbund (Frankfurt, Eisenach, Mühlhausen, ev. Marburg, Hanau 2c. 2c.) ist in Aussicht genommen. Um die Verbindung der einzelnen Vereine innerhalb eines Bundes aufrecht zu halten, dienen nicht nur regelmäßig veranstaltete größere Feste, sondern auch **Vereinsblätter**, deren es mehrere giebt. Der Inhalt derselben beschränkt sich wesentlich auf Berichte aus den Einzelvereinen und auf gelegentliche Erörterung prinzipieller Fragen, welche das Vereinswesen betreffen. In Berlin erscheint für den Osten und Norden „**Der Bundesbote**“, Redakteur Pastor **Wießner**; das Blatt ist durch jede Postanstalt zu beziehen.

In **Sachsen** giebt es 40 Vereine mit etwa 2000 Mitgliedern. **Württemberg** zählt 23 Vereine mit etwa 1100 Mitgliedern. In **Elsaß-Lothringen** giebt es 10 mit etwa 700 Mitgliedern. Dazu kommen 10 Jünglingsvereine der altlutherischen Kirche Preußens und zahlreiche Vereine der Baptisten, Methodisten und anderer Gemeinschaften.

Mit den Jünglingsvereinen Hand in Hand gehen an vielen Orten christliche **Lehrlingsvereine** und christliche **Männervereine**. Zuverlässige Statistik über diese letzteren fehlt uns. Indessen ist die Zahl derselben nicht gering anzuschlagen, namentlich wenn man die politisch konservativen, doch zu einem großen Theile auch prinzipiell christlichen Vereine hinzuzählt. Solcher **Bürgervereine** giebt es z. B. in Berlin in Menge und im Grunde kann ja die ganze **christlich-soziale Partei** hierher gezählt werden. Daß freilich hier bisweilen das „Christenthum“ mit Anführungszeichen versehen werden muß, ist bekannt; es ist

bei Einigen nur die Flagge, welche die antisemitische Waare decken muß, freilich eine Flagge, die nicht ohne Bedeutung ist. Sie beweist, daß es in weiten Volkskreisen nicht mehr als Schande, sondern als Ehre gilt, ein Christ zu heißen.

In voller Eigenart bestehen ferner seit 3 Jahren in Berlin 2 sogenannte „Christliche Vereine junger Männer", welche, nach amerikanischem Muster organisirt, eine bedeutende Thätigkeit entfalten und zusammen etwa 1500 Mitglieder zählen mögen.

Die Statistik des Auslandes, welche uns vorliegt, ist alt und lückenhaft. In England soll es 300 Vereine mit großer Mitgliederzahl geben; ein einziger Londoner Verein soll deren angeblich 6000 haben. In Frankreich und Belgien giebt es nur einige wenige. In der Schweiz 110. In Holland 300 mit 7000 Mitgliedern. In Amerika zahlreiche „Christliche Vereine junger Männer", welche indessen, wie schon gesagt und weiter unten eingehender gezeigt werden wird, ganz etwas Anderes sind, als unsere Jünglingsvereine.

Christliche Vereine junger Kaufleute giebt es fast in allen größeren Städten Deutschlands, indessen sind sie bisher nie recht in Blüthe gekommen. Feste Zahlen fehlen uns.

Nicht unerwähnt dürfen endlich an dieser Stelle die katholischen Gesellenvereine bleiben, die mit wunderbarer Schnelligkeit aufgeblüht sind. Wir werden weiter unten darzulegen suchen, daß uns der letzte Grundsatz dieser Vereine, nicht Erbauung und nicht Belehrung zu treiben, sondern christliche Unterhaltung und Erholung zu pflegen, in gewissem Sinne richtig scheint. Die katholische Kirche ist auf praktischem Gebiet die Kirche der Erbweisheit und des historischen Realismus, der sich nicht allzuhoch von der Erde erheben mag, weil eine bald zweitausendjährige Geschichte ihm an jedem Tage die Schwäche menschlicher Flugkraft gepredigt hat. Aber freilich ist mit solcher allzugroßen Nüchternheit die Gefahr verbunden, sich Ideale gar nicht erst zu stecken, weil sie doch nicht erreicht werden — im Gegensatz zur subjektiven Glaubensenergie des bekehrten evangelischen Christen, der leicht geneigt ist, zu vergessen, wie er asketische und erbauliche Anforderungen, die er frischweg an den Neuling stellt, selbst erst nach schweren Kämpfen zu erfüllen, befähigt worden ist. Und so entspricht denn auch die Ausführung des katholischen Programms ebenso wenig unserer Anschauung, als sie zur ganzen Art und Weise des römischen Wesens

vortrefflich paßt. Einerseits werden Bälle, Theatervorstellungen und weltliche Vergnügungen aller Art in den Vordergrund des Vereinslebens geschoben und andererseits die geistliche Pflege der Mitglieder durchaus vernachlässigt, die Predigt, welche den natürlichen Menschen ernstlich straft, vermieden, so daß kaum ein Unterschied gefunden werden könnte zwischen rein weltlichen Tanz- und Theater-Klubs und diesen Vereinen. Als unterscheidendes Merkmal bleibt eigentlich nur die formale, im Namen liegende Unterwerfung unter die Kirche und der Umstand übrig, daß den abendlichen Festen, Tänzen und Theatervorstellungen Vormittags eine Messe vorherzugehen pflegt, und daß die Abende durch Anwesenheit der Kapläne verschönt werden. Die Vereine verdanken ihrer Oberflächlichkeit den wie gesagt großen Aufschwung; aber es ist billig zu bezweifeln, daß sie diejenige Wirksamkeit ausüben, die ein Verein doch ausüben muß, der den Namen Christi in besonderer Weihe auf seine Fahne schreibt: Salz in der sittlichen Fäulniß unserer männlichen Jugend, Lichter zu sein, die in das Dunkel eines sinkenden Zeitalters wirksam hineinscheinen.

Nicht eigentlich hierher gehören die Studentenvereine. Doch sei erwähnt, daß der „Wingolf“ fast auf allen deutschen Universitäten vertreten ist. Derselbe zählt durchschnittlich in Berlin 40, in Erlangen 60—70, in Leipzig 20, in Greifswalde 50 Mitglieder. Verwandt in den Grundsätzen, aber doch etwas weitere Grenzen haben gezogen: „Germania“ in Göttingen mit durchschnittlich 15, „Uthenruthia“ in Erlangen mit 65, „Nordalbingia“ (Leipzig) „Tuiskonia“ (Halle), „Sedinia“ (Greifswald) mit geringerer Mitgliederzahl. Dazu kommen übrigens eine Menge freier Gesellschaften ohne Statuten und Farben, aber gleicher Tendenz.

III.

Die Einwände.

Wie jede gute Sache hat auch die Jünglingssache mancherlei Widerspruch erfahren und sich ihr Existenzrecht schwer erkämpfen müssen. Von orthodoxer Seite ist sie als Sektirerei und Laienwesen hart befehdet, von liberaler Seite als Pietismus und Muckerthum verschrieen worden. Mit umfassender Gründlichkeit auf die mannigfachen, oft sehr wunderlichen Bedenken einzugehen, ist heut-

zutage nicht mehr nöthig. Die Sache hat mittlerweile eine solche Ausdehnung gewonnen, daß eben in dem Umfang schon ein schlagender Beweis für das vorhandene tiefe Bedürfniß liegt, während ohnehin die Gegner sich schwerlich noch viel Erfolg von ihrem Streiten versprechen. Auf einige der wesentlichen Einwände mag aber dennoch eingegangen werden, zumal ihre Widerlegung nur dazu dienen kann, das Recht der guten Sache zu erhärten.

Es wird erstens gesagt, das ganze moderne Vereinswesen sei überhaupt ein Krebsschaden, weil es außer den großen natürlichen und gottgewollten Gemeinschaften von Kirche, bez. Gemeinde, Staat und Familie nicht andere zu geben brauche. Jeder Verein sei nur ein Krankheitssymptom, und wirke daher mehr zersetzend, als erhaltend auf diejenige der genannten Gemeinschaften ein, die er ganz oder theilweise ersetzen wolle.

Dagegen ist nur zu sagen, daß es allerdings schön wäre, wenn das organisch gegliederte Volksleben den Drang nach Gemeinschaft aller derer, die gleiche Interessen haben, vollauf befriedigte; aber wie die Dinge thatsächlich liegen, ist bekanntermaßen von einer solchen Befriedigung weder jetzt die Rede, noch kann auf Jahrzehnte hinaus davon die Rede sein. Auf dem kirchlichen Gebiet ist man, zumal in größeren Städten, von dem Ideale der christlichen Gemeinde weiter abgekommen, als je. Ungeheure Massengemeinden, an denen die wenigen Geistlichen kaum die Taufen und Trauungen zu vollziehen Zeit finden, und in denen kein Mensch den anderen in der Gemeinde kennt, sind ganz außer Stande, das Gemeinschaftsbedürfniß eines warmen Gemüths zu befriedigen, ganz außer Stande, jenen körpergleichen Organismus darzustellen, in welchem Christus das Haupt und einer in Liebe des anderen Glied ist. Nicht besser steht es ja auf dem (hier nur beiläufig erwähnten) politischen Gebiet, wo alle naturgemäßen Korporationen vom Liberalismus zerstört worden sind — eine Zerstörung, die an ihrem Theile dem Kapital die Arbeit preisgegeben und dadurch beigetragen hat, die Sozialdemokratie zu erzeugen. Gewiß kann man darum zugeben, daß jeder Verein ein Krankheitszeichen sei, aber ebenso gewiß ist er auch ein Ansatz zur Besserung. Bessern die Vereine die Kirche nicht, so machen sie sie besserungsfähiger und es kommt doch geradezu auf das fiat justitia, pereat mundus hinaus, wenn die ganze Jugend unseres Volkes nur deshalb der Weltlust oder dem Lasterleben überliefert bleiben soll, weil eigentlich nicht der freie

Verein, sondern die organisirte Gemeinde sich der Verirrten annehmen müßte.

Wir sind damit mitten hinein geführt in eine Frage, welche durch jede Neugründung eines Jünglingsvereins angeregt zu werden pflegt, die Frage nach dem Recht des geistlichen Amtes in der evangelischen Kirche, bez. die Frage nach dem Recht der kirchlichen Laienthätigkeit auf Grund des allgemeinen Priesterthums aller gläubigen Christen.

Der Schreiber dieser Zeilen — ein armer frère ignorantin auf theologischem Gebiet — ist nun sehr weit entfernt, sich zuzutrauen, er könne theoretisch etwas feststellen in dieser Frage. Aus der Praxis heraus und als Bekenntniß seiner Gefühle möchte er aber einschalten, daß er bei gelegentlichen Diskussionen dem überspannten Amtsbegriff gegenüber, auf Seite der Laien, dem Laien-Selbstbewußtsein gegenüber, wenn es auf das Amt herabsieht, oder gar von den Laien alles Heil der Kirche erträumt, auf Seite des Amtes zu stehen pflegt. Und beide haben ja doch wohl auch ihr prinzipielles Recht. Eine andere Formel der Abgrenzung aber, als die in beiderseitiger Demuth liegt, wird nach des Verfassers bescheidenem Erachten nie gefunden werden. Das aber ist ja kein Unglück, sondern ein Glück, wenn eben nicht alle Grenzen im Reiche Gottes sich mit Messerschärfe ziehen lassen, sondern stets in jeder kirchlichen Frage ein Rest bleibt, der nur in Geist und Kraft des Evangeliums aufgeht.

Vor wenigen Tagen erzählte uns ein eifriger Laie, wie er in seinem Wohnort, einem großen Dorfe von 1000 Einwohnern, nach und nach Sonntagsschule, Gemeindediakonie und Jünglingsverein ins Leben gerufen habe, Alles gegen den passiven Widerstand des gläubigen Geistlichen. Immer erst, wenn dieser gesehen habe, daß schlechterdings um diese Neuerungen nicht herumzukommen sei und daß sie, wenn nicht mit ihm, dann ohne ihn ins Leben treten würden, habe er gute Miene zum bösen Spiele gemacht; dann aber die Dinge in die Hand genommen; offenbar jedoch nicht mit der warmen Hand der herzlichen Liebe zum Volk, sondern gewissermaßen, um die Laien-Konkurrenz gegen das geistliche Amt todt zu machen.

In der That ist das eine Sachlage, welche man häufiger beobachten kann. Der Geistliche weckt durch gläubige Predigt lebendiges Christenthum und den Wunsch mancher Gemeindeglieder, in be-

sonderer Weise mitzuarbeiten am Bau des Reiches Gottes. Fängt aber dann das Feuer wirklich an zu brennen, so erschrickt der Pastor vor sich selbst und dem, was er angerichtet und beeilt sich, statt der Flamme Ort und Grenze anzuweisen, die kaum entfachte Gluth möglichst wieder zu dämpfen und zu löschen. Umgekehrt giebt es ein beschränktes Laientum, das eigentlich die ganze Theologie, wenn nicht für ein Hinderniß der Frömmigkeit, so doch für sehr überflüssig hält und der selbstzufriedenen Ansicht ist, daß gesunder Menschenverstand, persönliche Innigkeit und dazu etwas Zungenfertigkeit vollkommen ausreichen, um das ganze geistliche Amt überflüssig zu machen. Schon die Ausbildung der Laien für ihren Beruf in Brüderanstalten wird verworfen. Jeder christlich gefärbte Lärm, und wären es selbst die Skandale der Heilsarmee, ist willkommenes Lebenszeichen. Amerika und England bilden meist das Ideal dieser Leute, während sie für den geradezu unschätzbaren, aber freilich geräuschlosen Segen evangelischer Landeskirche und christlicher Volksschule oft gar kein Verständniß haben und den Beginn der Christianisirung Deutschlands nicht mehr in die Zeiten des Bonifacius und Lutgerus, sondern häufig genug in die Zeit des Beginns ihrer eigenen Wirksamkeit verlegen.

Wir haben geglaubt, diesen Gegensatz eines allzuengen hochkirchlichen Amtsbegriffs einerseits und des freikirchlichen, stets etwas freibeuterischen Laien- und Evangelistenthums andererseits hier kurz und scharf — vielleicht etwas zu scharf und kraß — skizziren zu sollen, weil er fort und fort auch in der Jünglingssache sich geltend macht. Hier der missionirende Verein, dem die „evangelistische" Erweckungspredigt, das subjektive Moment, die Hauptsache ist. Man will womöglich die Mitglieder zur Bekehrung „treiben"; dort der deutsche Jünglingsverein, der bisher wesentlich vom geistlichen Amt einer historischen Kirche getragen, auf der Voraussetzung ruht, daß seine Mitglieder nicht Heiden, sondern Christen sind und ein solches Maß von religiöser Erkenntniß schon in den Verein mitbringen, daß es nur der ruhigen und stetigen Pflege bedarf, um jene Deo juvante in den Kämpfen des Lebens zu befestigen und zu vertiefen. Der Schwerpunkt liegt hier nicht in der Absichtlichkeit der Erweckungspredigt, sondern in der unabsichtlich bewahrenden Macht, welche eine nach christlichen Grundsätzen verfaßte Gemeinschaft ausüben soll und gewiß auch dann auf den Einzelnen ausübt, wenn noch sehr viel weniger, als bisher darin gepredigt würde.

Daß wir das, was man Erweckungspredigt nennt, wenn es zur rechten Zeit und am rechten Orte geschieht, durchaus verwerfen, soll damit keineswegs gesagt sein. Im Gegentheil thut ja, wenn nur über der Peitsche nicht das Brod vergessen wird, ein gelegentlicher Peitschenhieb auch dem Eifrigsten sehr wohl. Aber Zeit und Ort müssen recht gewählt sein. Wenn ein „Evangelist" in eine kleine, gut versorgte Landgemeine ohne Rücksprache mit dem Geistlichen einbricht, so wird er meist nur Hader und Unfrieden anstiften. Geschieht dasselbe da, wo etwa zwei Geistliche 80,000 Seelen versorgen sollen, so ist es ganz in der Ordnung. Denn die unsterblichen Seelen, um die es sich hier handelt, wohnen in sterblichen Leibern und diese Leiber sind vergänglicher, als eingewurzelte kirchliche Mißstände.

Gelingt es jemals dem preußischen Kirchenregiment, die Berliner Massengemeinden derart zu zerschlagen und kirchlich zu versorgen, daß der geistliche Nothstand aufhört, gelingt es den Konsistorien und Synoden anderer Bundesstaaten und Provinzen, mit den unübersehbaren ländlichen Gemeinden das Gleiche zu thun, so werden wir die Ersten sein, das Greifen in ein fremdes Amt zu verwerfen; so lange aber das gegenwärtige Chaos herrscht und z. B. das Kirchenregiment in Berlin demselben nahezu rathlos und hülflos gegenübersteht, ohne Gebäude, ohne Plan, ohne geistliche Kräfte, ohne Geld, so lange muß auch jedem evangelischen Christen das Recht unverkümmert bleiben, einzuspringen, wo er will und kann.

Ein anderer Einwand ist der, daß es Unrecht sei, gerade die besseren, religiös angelegten Jünglinge aus der großen Menge herauszuziehen. Es sei das ein Verstoß gegen die Weisung des Herrn, daß Unkraut und Weizen mit einander aufwachsen und die Menschen jede vorzeitige Scheidung vermeiden sollen. Darauf ist zu erwidern, daß von einer solchen vorzeitigen Scheidung in deutschen Jünglingsvereinen bisher niemals die Rede gewesen ist und daß alle ungesunden Versuche in donatistischer Richtung, die von England, besonders Schottland und von Amerika ausgegangen sind, auf den größeren Jünglingskonferenzen immer noch abgelehnt wurden. Das deutsche Jünglingswesen steht auf der breiten Grundlage, daß man Niemanden fragt, woher er komme, sondern Jeden nur, wohin er wolle. Und was die Absonderung der christlichen Jüng-

linge aus der unchristlichen Welt betrifft, so kann doch die gemeinsame gesellige Erholung an einigen Sonntagabendstunden nur von übelwollender Prinzipienreiterei in dieser Richtung gedeutet werden. Ist es jetzt schon schwer, auch nur die gesammelten christlichen Jünglinge vor den schweren Versuchungen einer Großstadt zu bewahren, um wie viel geringer ist die Aussicht, daß sie an den Sonntagabenden, der Welt zurückgegeben, in dieser Welt und für diese Welt ein Salz bilden würden. Im Gegenteil spricht die überwältigende Wahrscheinlichkeit dafür, daß sie in großer Mehrzahl im Einzelkampf erliegen würden, während ihnen doch jetzt in den Jünglingsvereinen manche Waffe aus geistlicher Rüstkammer in die Hand gegeben und ihr Muth durch das Gefühl gemeinsamer Kampfgenossenschaft gehoben und gestärkt wird.

Ein anderer Einwand ist der, daß man im Jünglingsvereine die Leute gewöhne, ihr religiöses Bedürfniß nicht in der Kirche, sondern im Vereine zu befriedigen; statt junge Leute der Kirche zuzuführen, führe man sie im Gegentheil davon ab. — Dazu ist zu bemerken, daß diese unzweifelhaft vorhandene Gefahr doch nur dann Verderben bringen kann, wenn der Verein verkehrt geleitet wird und, statt seinem eigentlichen Zweck zu dienen, zum erbaulichen Konventikel ausartet. Wird der Verein in richtiger und frischer Weise geführt und die Christianisirung der Erholung, nicht die Erbauung, als Lebenszweck betrachtet, so beweist die Erfahrung mehrerer Jahrzehnte, daß nicht nur Niemand von der Kirche abgeführt wird, sondern im Gegentheil durch Jünglingsvereine der Kirchenbesuch wächst. Kommt hinzu, daß viele oder einzelne Mitglieder in der Sonntagsschule helfen und daß Ein Mal oder mehrmals im Jahr der ganze Verein sich an der Feier des h. Abendmahls betheiligt, so wird erst recht von Nebenkirchenthum keine Rede sein können. Nicht unerwähnt mag übrigens bleiben, daß in Folge der gewohnheitsmäßigen Sabbathschändung, welche, unbeschränkt durch das Gesetz, heutzutage von so vielen Gewerbtreibenden, Kaufleuten und leider auch staatlichen Verkehrsanstalten (Post und Eisenbahn) betrieben wird, viele Jünglinge gar keine Zeit haben, eine Kirche zu besuchen und daher froh sein können, wenn am Sonntag Abend der Verein wenigstens in etwas ihrem berechtigten, aber unbefriedigten Bedürfniß in seiner Weise entgegenkommt.

Noch weitere Einwände gegen die Jünglingssache zu prüfen, versagen wir uns. Wie gesagt: die Vereine haben sich in sechzig-

jährigem Kampf ihr Existenzrecht erstritten. Werden dennoch heute die eben behandelten und andere, zum Theil rabulistische Gründe, immer noch hier und da wiederholt, so ist es gewiß weit seltener der aufrichtige Widerwille gegen eine für irrig gehaltene Sache, als vielmehr Schlendrian und Trägheit, die sich auf die Suche nach Vorwänden begeben, um ungestört in ihrer Indolenz und Unthätigkeit verharren zu können.

IV.

Was wollen die Vereine?

Sind also Vereine zur Sammlung der Jugend im Allgemeinen berechtigt, so bleibt die Frage zu erledigen: Wie sollen sie sich ihr besonderes Ziel stecken? Wie soll die Zeit, welche im Verein zugebracht wird, ausgefüllt werden? —

Man hat darauf die Antwort gegeben, daß die Vereine Dreierlei bieten sollen, gesellige Erholung und Unterhaltung, zweitens Belehrung und drittens Erbauung.

Wir wollen diese Dreiheit des Zweckes nicht rundweg ablehnen, können sie uns aber doch nur derart aneignen, daß wir die Pflege christlicher oder christlich zulässiger Geselligkeit und Unterhaltung durchaus in den Vordergrund stellen, Belehrung aber und Erbauung, oder vollends volkswirthschaftliche Ziele, wie Krankenkassen u. dgl. nur insoweit anerkennen, als sie ihrerseits dem ersten und eigentlichen Hauptzweck dienen.

Wir wissen wohl, daß wir uns mit diesem Satze in Widerspruch setzen gegen viele, auch bewährte Förderer der Jünglingssache. Ihnen ist und bleibt die unmittelbar religiöse Einwirkung durch das gesprochene Wort derart die Hauptsache, daß sie einen unverhältnißmäßigen Theil der verfügbaren Zeit auf Erbauung verwenden oder gar auf gemeinsame Gebetstunden. Wir glauben nicht, daß das richtig ist, halten vielmehr dafür, daß die zu große Enge und Einseitigkeit in dieser Hinsicht dem evangelischen Vereinswesen schon außerordentlich geschadet hat, und fortdauernd schadet. — Wir geben nachstehend ein paar Gedanken über Erbauung, Belehrung und Unterhaltung in den Vereinen, und zwar stellen wir die Betrachtung über das Religiöse voran, weil wir hier mit etwas Kritik an mancher hergebrachten Praxis einsetzen möchten.

1. Die religiöse Seite der Vereine.

Wir wünschen, nicht mißverstanden zu werden, wenn wir der Erbauung in den Vereinen die zweite Stelle zuweisen. Aus Erfahrung ist uns bekannt, daß nur diejenigen Mitglieder, welche lebendige Christen sind, auf die Dauer Stand halten und daß ein Verein, der seine Mitglieder religiös verwahrlosen ließe, der sein Christentum verstecken und nicht mehr dieses als Norm der Erholung und als Einheitsband festhalten wollte, sehr bald den zuverlässigsten Stamm seiner Mitglieder verlieren und auseinanderfallen würde. Aber wenn irgendwo, so kommt es hier auf die Art der Ausführung an. Und das Uebermaß kann ebenso verhängnißvoll wirken, als die Vernachlässigung. Letztere ist selten. Um so häufiger dagegen findet man, daß Alles erdrückt und überschüttet wird von Erbauungsstoff. Es ist unseres unmaßgeblichen Erachtens ein Mangel an Weisheit, dem wir oft begegnet sind, wenn gereifte und geförderte oder gar aufgeregte, neubekehrte Christen der unreifen und in den Wegen Gottes noch völlig unerfahrenen Jugend eine religiöse Aufnahmefähigkeit zutrauten, die sie im Durchschnitt schlechterdings nicht besitzt. Auf den Durchschnitt aber und nicht auf einzelne religiös besonders empfängliche Naturen muß doch gerechnet werden. Die Folgen des Uebermaßes pflegen auch nicht auszubleiben. Sehr häufig ziehen sich die energischen und oft auch die aufrichtigen Naturen zurück, weil sie sich abgestoßen fühlen von der mit dem Zuviel so oft verbundenen religiösen Verflachung, die bei den Redenden nur zu leicht als unwahrer Lippendienst zu Tage tritt, von den Hörern oft genug zum konventionellen, nur von unselbständigen Leuten willig getragenen Joch sich gestaltet. Aber auch, wo die Wahrheit bei der Länge bleibt, gilt das Wort: non multa sed multum. Am letzten Ende wirkt auf das jugendliche Gemüth doch nicht die langathmige, wenn auch noch so tiefe und geschickte Beweisführung, sondern das lebendige Beispiel des Christen, der redet, weil er glaubt. Zumal beim Volk, und erst recht bei seiner Jugend, ist es viel wichtiger, daß der Redner persönliches Vertrauen, als daß er Redegabe besitze. Und eine durch seine Autorität getragene Ansprache von 15 Minuten kann gelegentlich schon um ihrer Kürze willen viel tieferen Eindruck machen, als die stundenlange Predigt oder

Bibelstunde, bei welcher die Ermüdung schließlich alle Andacht verscheucht*).

Besonders wichtig scheint es uns, daß an Sonntagen, das heißt an solchen Tagen, an denen stets auch solche junge Leute zu kommen pflegen, die zunächst noch an das Christenthum, als an etwas ihnen innerlich Fremdes herantreten, daß an solchen Tagen thunlichst nur in der Sprache zu ihnen geredet wird, die sie noch verstehen, und ihnen nicht starke Speise, sondern die Speise geboten wird, die sie ertragen können. Vor allen Dingen sollten an solchen Tagen eigentliche Gebetsstunden durchaus vermieden und überhaupt das freie Gebet, wenn denn ein solches gesprochen wird, möglichst kurz und knapp gehalten werden. Wenn es schon zweifelhaft sein kann und uns persönlich zweifelhaft ist, ob nicht das Gebet, die

---

*) Anm. der Red. Der Eine der Redakteure der „Zeitfragen", der selbst dreizehn Jahre lang einen sehr blühenden Jünglingsverein leitet, muß hier doch eine Bemerkung machen, daß unter den 1352 Bibelstunden, die er bis jetzt gehalten, kaum eine einzige gewesen, die nicht nahezu eine Stunde, die meisten sogar etwas darüber gedauert, ohne daß sich Ermüdung gezeigt. Bei einer Ansprache von 15 Minuten ist's kaum möglich, gerade das, was am meisten anregt, die lebendige Illustration aus der Geschichte, der Welt- wie der Kirchengeschichte, insbesondere der Zeitgeschichte, der inneren und äußeren Mission und namentlich aus eigenen Erlebnissen zu bringen. Es müssen gar dürre, abstrakte Expositionen sein, die bei einer stundenlangen Dauer schon ermüden. Man kann sehr gut allerhand Erlebnisse, auf Reisen, aus der Schul- und Universitätszeit mit einflechten, welche die jungen Leute aufs Höchste interessiren, bei denen sie auch einmal herzlich lachen können, ohne daß solches der Würde der Sache Eintrag thut. Red. erinnert sich aber sehr wohl, daß unter den 1352 Bibelstunden etliche waren, die volle zwei Stunden überdauert, wo die jungen Leute auf seine eigene Bitte um Entschuldigung wegen dieser Ausdehnung entschieden protestirten. In einer Auslegung des Wortes: „Wir haben einen Herrn, der da hilft, den Herrn Herrn, der vom Tode errettet" und des andern: „Mein Loos ist mir aufs Liebliche gefallen," in der Auseinandersetzung der Wahrheit, daß Gott uns durch Versagen unserer Wünsche oft ein lieblicheres Loos zutheile, als durch Erfüllung derselben, illustrirt mit eigenen Erfahrungen, nämlich u. A. in sechs eigenen Errettungen aus Todesgefahr, war die Aufmerksamkeit der Jünglinge, die meistens mit den Thränen kämpften, am Schluß noch stärker, als am Anfang. Wer nicht mit Leichtigkeit eine Stunde lang anziehend, anregend und fesselnd reden kann, sollte überhaupt niemals Jünglingen eine Bibelstunde halten. Ein arbeitsmüder Eutychus mag ja auch wohl in einer Bibelstunde selbst des Apostels Paulus einschlafen. Das hat aber nichts zu sagen. Uebrigens erkennen wir die relative Wahrheit in obiger Behauptung an.

energische Erhebung der Seele zu Gott, etwas so Persönliches und Subjektives ist, daß es nur in eigene Worte sich kleiden, nur aus eigenem inneren Drange emporquellen, nicht aber den Worten eines Anderen folgen und sich führen lassen kann, so halten wir es erst recht nicht für leicht für die Freunde der langen Gebetsstunden, sich mit dem klaren Herrenwort der Bergpredigt abzufinden, welches das Gebet bedingungslos ins Kämmerlein verweist und vor der unangemessenen Oeffentlichkeit in diesen Dingen entschieden warnt. Wir wissen, daß andere Stellen der Schrift bis zu einem gewissen Grade der Bergpredigt entgegengesetzt werden können, aber unsere Erfahrung stimmt mehr mit letzterer, selbst wenn wir die Beweiskraft jener anderen Stellen zugeben. Thatsächlich haben wir schon sehr oft aus eigentlichen Gebetsversammlungen recht unerquickliche Eindrücke mit hinweg genommen und uns scheint der ganze, namentlich den Gebetswochen zu Grunde liegende Gedanke, daß man durch die Häufung der Gebete außerordentliche Erfolge für das Reich Gottes erzielen will, und die Art und Weise, in welcher oft über bereits erzielten „Segen" berichtet wird, auf eine doch etwas mechanische Auffassung des Christenthums und aller Beziehungen der oberen zur unteren Welt zu deuten, so daß wir diese transatlantische, in Deutschland noch niemals heimisch gewordene Form der Erbauung — religiöse Vorträge in Gebetsform — für ein nur mit größter Vorsicht zu betretendes Gebiet halten.

Ueber das gemeinsame Gebet führen wir an, was Hesekiel in seiner schon erwähnten Schrift: „Die Mission an den Jünglingen" sagt, obschon wir auch hier nur zum Theil zustimmen. „Natürlich" — heißt es da — „kann der Verein es nicht als Gesetz seinen Mitgliedern vorschreiben, daß sie regelmäßig in der Bibel lesen, zu gewissen Zeiten beten, das Sakrament gebrauchen und in die Kirche gehen: das Alles ist vielmehr die nothwendige und natürliche Frucht des christlichen Geistes im Vereine. Wir handeln hier nur vom Gebet und Gottesdienst im Verein als solchem. Das Gebet schließt sich am natürlichsten an die Bibelstunde an. Wie es ein übles Zeichen ist, wenn christliche Freunde nicht zusammen beten, so auch, wenn in einem christlichen Vereine kein Gebet ist. Der Verein muß als Verein ein Zeugniß von seiner Gemeinschaft mit dem Herrn ablegen. Fehlt es an dem Trieb, dieselbe zu bezeugen, so fehlt's immer auch an dem klaren Bewußtsein von dieser Gemeinschaft. Darum stellt man sich auch

ein geistliches Armuthszeugniß aus, wenn man meint, durch Gesang das Gebet ersetzen zu können. Erst wenn daneben das Gebet klar und bestimmt seine Stelle findet, werden die Vereinsglieder hinter der Liedform den Gebetscharakter verstehen, und damit Gott dem Herrn „im Herzen" zu singen und zu spielen lernen. Eine solche Heiligung des Gesanges ist aber um so dringender nothwendig, als so häufig, namentlich beim vierstimmigen Gesange, die geistliche Bedeutung ganz hinter der künstlerischen zurücktritt. Das gemeinsame Gebet will also immer die natürliche Bezeugung einer schon vorhandenen Gemeinschaft mit dem Herrn sein: es ist gleichsehr eine Verkennung dieser Aufgabe des Gebets, wenn man dasselbe zu einem Erweckungsmittel anwesender Nichtgläubiger, Bekehrungsmittel des in seiner Gesammtheit dem Gebete vielleicht nicht ganz zustimmenden Vereins macht. Für beide Zwecke ist das Gebet im Kämmerlein da. Für das gemeinsame Gebet kann aber auf Maß und Wahrheit nicht genug hingewiesen werden, auf Maß aus pädagogischer Weisheit, um nicht die Ungewonnenen damit abzuschrecken; — auf Wahrheit und Ehrfurcht vor Gott, um nicht seine Gnade abzuhalten; denn auch dem gemeinsamen Gebet gilt in einem gewissen Sinne das: schleuß die Thüre zu! d. h. bete so, als ob du mit Gott allein wärest. Darum dringen wir auf ein Gebet des Leiters bei der Bibelstunde, empfehlen für die andern Vereinsabende unter Umständen ein Abendgebet (und zwar am liebsten ein festes, gelesenes) oder Abendlied (sei es Gebetslied oder Erbauungslied), beschränken die Forderung des eigentlichen Gebetslebens aber nur auf die engere Gemeinschaft der Vorsteher und einzelne kleinere ausnahmsweise geförderte Jünglingsvereine."

Die hier vertretene Forderung, daß das Gebet niemals Zweck und Inhalt eigener Versammlungen bilden, sondern nur in diskreter, Maaß haltender Weise sich an Bibelstunden anschließen soll, ist das Mindeste, was im Jünglingsverein zu verlangen ist. Daß indeß der Verein nur durch gemeinsames Gebet Zeugniß ablegen könne von seiner Gemeinschaft mit dem Herrn, scheint uns zu viel gesagt, da doch jede erbauliche Vereinigung um Gottes Wort thatsächlich dieses Zeugniß ablegt.

Was nun den Charakter der erbaulichen Versammlungen betrifft, so scheint uns, daß eine ruhige, stetig fortlaufende Einführung in das Verständniß der heiligen Schriften, der Planlosigkeit bunter „Ansprachen", welche von immer verschiedenen Leuten

gehalten werden, weitaus vorzuziehen ist. Mit fortgesetzter „Erweckung" geht es den Objekten derselben wie dem Fuhrmannspferd mit dem Peitschenknallen — sie gewöhnen sich daran. Und wenn dann die momentanen Eindrücke verwischt sind, eine wirkliche Schrifterkenntniß und Schriftkunde aber nicht vermittelt worden ist, so kann leicht an Stelle vorübergegangener Begeisterung sich geistige Leere einstellen. Noch schlimmer ist es, wenn menschliche Absichtlichkeit darauf aus ist, die vermeintlich „Unbekehrten" zur Bekehrung zu treiben. Solchen Plänen und solcher Praxis liegt in der Regel ein christliches Titanentum zu Grunde, dem die nüchterne Abwägung dessen, was wir können und nicht können, fehlt. Gerade jungen Leuten gegenüber hat man sich besonders gegenwärtig zu halten — und die nie ausbleibenden traurigen Erfahrungen sorgen ja dafür, daß man erinnert wird — daß die Lenkung der Herzen nicht unsere, sondern Gottes Sache ist und daß es nicht davon abhängt, ob wir rennen und laufen, sondern lediglich davon, ob Gottes Stunde geschlagen hat, wenn hier und da ein glimmender Funke zur Flamme angeblasen werden soll. Der geistliche Leiter eines Jünglingsvereins soll einfach Evangelium predigen und sich getrost darauf verlassen, daß es nicht leer zurückkommt, daß es wirkt, auch ohne Ueberspannung, auch ohne sensationelle Zuthaten und Hülfsmittel.

Endlich aber möchten wir hervorheben, daß alle Erbauung dem jugendlichen Alter angepaßt sein sollte. Erstens in formeller Hinsicht müssen die Ansprachen kurz sein. In einer halben Stunde läßt sich sehr viel sagen; in Dreiviertelstunden viel mehr, als der Durchschnittsmensch mit nach Hause tragen kann. Dann aber ist Folgendes zu beachten: Das Christenthum will erfahren werden; andiskutiren kann man es Niemandem, am wenigsten einem Jünglinge, dem alle Erfahrung des Lebens fehlt. Und darum darf vor allen Dingen das Gesetz nicht fehlen. Die Geheimnisse der Erlösung und Versöhnung, die Pflicht der vollen Hingabe an den Heiland, die lebendige Ewigkeitshoffnung, das Alles sind Dinge, deren Erkenntniß erst in den Stürmen des Lebens zu reifen pflegt; das Gebot dagegen: du sollst nicht stehlen, nicht fluchen, sollst mäßig sein im Essen und Trinken, sollst Unzucht und Unreinigkeit meiden, das Alles sind Dinge, deren Nothwendigkeit auch der Unreife vollkommen begreift. Und da, wie für die Menschheit, auch für den Einzelnen der Weg zum Evangelium durchs Gesetz hindurch führt,

so wird eben der Gehorsam gegen das letztere oft eine bessere Brücke der christlichen Erkenntniß sein, als vorzeitige Treiberei auf unverstandene Ziele hin. Noch schlimmer als bei Jünglingen ist — beiläufig gesagt — die Treiberei in Sonntagsschulen. Es ist eine sündliche Verkehrung aller göttlichen Oekonomie, wenn man sogenannte Kinder-Erweckungen anstrebt.

Zu dem bekannten Leiter einer christlichen Anstalt in Mitteldeutschland kam ein „Evangelist" und bat um Statistik über die in der Anstalt vorgekommenen „Bekehrungen". „„Bekehrungen"" — erwiderte darauf der angegangene Vorsteher — „kommen in unserer Anstalt überhaupt nicht vor!" — Diese Antwort giebt — cum grano salis verstanden — durchaus unsere Anschauung vom Begriff der Bekehrung wieder, daß sie nämlich kein einmaliger Akt, sondern ein vielleicht mit einem einmaligen Akt beginnender, dann aber fortdauernder Prozeß ist, ein täglicher Kampf, der nie zum vollen Siege führt, sondern endgültig erst abgeschlossen wird, wenn mit dem letzten Seufzer das Menschenherz zu schlagen aufhört. Und die amerikanistisch-schablonenhafte Eintheilung der ganzen Menschheit in „Bekehrte" und „Unbekehrte" ist uns wegen ihrer Oberflächlichkeit stets ebenso unsympathisch gewesen, als die affektierte und süßliche „Brüderlichkeit", die oft doch nur in Worten besteht und fast stets der Gegenseitigkeit ermangelt.

* * *

Fassen wir zusammen, was über die Erbauung in den Vereinen gesagt ist, so soll es weiter unten in konkreten Vorschlägen zum Ausdruck kommen. Allgemein sei hier nur gefordert, daß die bisher vielfach vorhanden gewesene pietistische Enge verlassen, daß das Uebermaß von erbaulicher und biblischer Beschäftigung vermieden werden muß, wenn man den Durchschnittsjüngling erreichen will. Wird dieser Forderung, wie es oft geschieht, entgegengehalten, daß einzelne, besonders erweckte Mitglieder, an einer freieren Gestaltung des Vereinslebens Aergerniß nehmen würden, daß aber Niemand Aergerniß finden dürfe, so ist doch hier große Vorsicht am Platz. Die Folge einer allzu schnellen Rücksichtnahme auf angeblich genommenes Aergerniß, pflegt immer die zu sein, daß die Querulanten ihre Forderungen noch höher spannen und daß der Leiter des Vereins allmälig, wenn er ihnen folgt,

aus einer Stellung in die andere zurückgedrängt wird. Dann kann es kommen, daß schließlich der Gesang von Volksliedern aufhört, die Spiele in den Schrank geschlossen, daß Bier und Cigarren verboten oder doch mit sehr scheelen Augen angesehen werden, daß selbst dem Abschluß von Freundschaften unter den jungen Leuten — auch das ist vorgekommen — entgegen gewirkt wird. Und schließlich bleiben als einziger Inhalt der Zusammenkünfte der geistliche Gesang und die religiösen Ansprachen übrig. Den Rest der Zeit beherrscht — die Langeweile! Darum aber ist es Pflicht eines jeden Leiters, nicht nur die Weltkinder, die allzu weiten, zu größerer Enge zu erziehen, sondern auch die allzu engen, dem Winkelpietismus zuneigenden Gemüther zu größerer Freiheit der Auffassung heranzubilden. Daß das mit Vorsicht geschehen muß, niemals etwa mit Ironie, sondern stets mit heiligem Ernst, versteht sich von selbst. Daß es überhaupt geschehe, ist unabweisbare Pflicht und eine ungesunde, so oft mit Bekehrungsselbstgefühl verbundene Vergeistlichung kann der Missionskraft der Vereine ebenso hinderlich sein, als Verweltlichung und Erschlaffung. Die goldene Mittelstraße wird übrigens hier nicht nur von dem Takt des Leiters, sondern auch von den äußeren Bedingungen abhängen. Ein ländlicher Jünglingsverein im Ravensbergischen kann ohne Schaden seinen Mitgliedern mehr Geistliches bieten oder auch zumuthen, als etwa ein großstädtischer Verein in den Vororten Berlins.

2. Die Unterhaltung in den Vereinen.

Wir gehen über zu der Frage, wie denn nun die Unterhaltung und Erholung in einem Jünglingsvereine zu gestalten sei.

Was wir über diesen Punkt in den sonst vortrefflichen Schriften des Pastors Karl Krummacher, des hochverdienten Vorkämpfers der Jünglingssache im Westen, gefunden haben, erscheint uns durchweg von zu großer Enge. In der Schrift der „Rheinisch-Westfälische Jünglingsbund“ (Barmen, 1873) sind schon der Genuß eines Glases Bier und das Unterhaltungsspiel dem Verfasser mindestens sehr unsympathisch. „Wo aber“ — sagt er — „derartige Einrichtungen getroffen werden, sei man um so mehr auf der Hut, daß Alles ordentlich und ehrlich zugehe und trete jeder etwaigen Ausschreitung mit Entschiedenheit entgegen. Nur wo strenge Zucht gehandhabt wird, kann die größere Freiheit der Jünglinge von guter Wirkung sein, ohne den christlichen Grundcharakter des

Vereins zu beschädigen. Noch viel weniger aber wäre es möglich, theatralische Vorstellungen und Tanzvergnügungen, denen einige schlesische Jünglingsvereine, geblendet durch die außerordentlichen Erfolge der katholischen Gesellenvereine, die das Alles pflegen und gutheißen, das Wort geredet haben, in unseren Vereinen einzuführen. Es hieße das geradezu, die Vereine in Grund und Boden zerstören. Alle besseren Elemente würden ihnen sofort verloren gehen, und von einer Pflege christlichen Lebens könnte in denselben nicht weiter die Rede sein. Wohl ist es unser Begehren, ein frisches und fröhliches Jünglingsleben zu befördern, aber wir dürfen nie vergessen, daß unsere Vereine Anstalten der inneren Mission sind und möchten an unserem Theile nichts dazu thun, daß das weltliche Wesen in sie hineinfluthet."

Wenn wir dem theilweise zustimmen, so wird doch die Bemerkung gestattet sein, daß es nun darauf ankommt, wo denn „weltliches Wesen" anfängt und aufhört, und ob denn ein Jünglingsleben noch „frisch und fröhlich" sein wird, dem man jeden, auch den harmlosesten Schmuck und Genuß verkümmert. Wir wollen hier keine Abhandlung über die Mitteldinge schreiben; aber das möchten wir doch sagen zur Kennzeichnung unserer grundsätzlichen Stellung, daß unseres Erachtens unterschieden werden muß zwischen dem, was theoretisch und prinzipiell erstrebenswerth und dem, was auf Grund thatsächlich vorhandener Zustände und Mißstände gefordert oder zugelassen werden kann. Nehmen wir als Beispiel die beiden umstrittensten Dinge, welche die städtische Jugend am meisten locken, den Tanz und das Theater, so ist es, wenn man im Reiche der Theorie bleibt, entschieden falsch, sich weltflüchtig davon zurückzuziehen. Es ist eine große Illusion, zu glauben, daß das Volk sich jemals diese Dinge nehmen lassen wird. Sie werden bestehen, so lange es Menschen giebt. Wären sie an sich sündlich, so müßte man natürlich dennoch damit unverworren bleiben. Aber in der Bibel wird uns nichts davon gesagt, daß der Reigen bei der Rückkehr des verlorenen Sohnes etwas Verwerfliches gewesen sei. Und die Schaubühne ist doch, wie Plastik und Malerei, schon oft genug direkt in den Dienst des Christenthums gestellt worden, um die Möglichkeit solchen Thuns zu erhärten. Man muß doch geradezu zu der Behauptung fortschreiten, daß die Walzermelodien an und für sich sündlich sind, und daß auch dramatische Poesie und Schauspiel-

kunst dem Vater der Lüge ihr Dasein verdanken, wenn man Alles a limine abweisen will.

Diese Dinge zu verdammen ist leicht, sie zu christianisiren ist schwer; aber dennoch muß letzteres das Ziel bleiben, wenn es auch mit der Aufgabe der Jünglingsvereine als solcher zunächst nichts zu thun hat.

Gehen wir hier auf die Praxis ein, so ist, was das Theater betrifft, unbedingt zuzugeben, daß unsere ganze moderne Bühne derart dem Fleisch verfallen ist, daß man nur jedem Jüngling den Besuch des Theaters dringend widerrathen kann. Die wenigen Bühnen, welche edle Kunst pflegen, sind für das Volk zu theuer; die billigeren Volksbühnen aber der Großstädte triefen von Schmutz. Dagegen ist gar nicht abzusehen, warum nicht auch die Freude an dramatischer Dichtkunst und Darstellung, die Gott uns Menschen in das Herz gegeben, für die Vereine und zum Schmuck des Vereinslebens auf dem Wege eigener Aufführungen nutzbar gemacht werden sollte. Thatsächlich sind uns Jünglingsvereine bekannt, in denen nicht nur ohne den geringsten Schaden, sondern vielmehr zum wesentlichen Nutzen der Sache kleine Aufführungen stattgefunden haben; z. B. passende Scenen aus Schiller und Shakespeare, Weihnachtsspiele, christliche Dramen und kleine Lustspiele. In einem Verein bei Barmen mußte ein Lutherfestspiel mehrfach wiederholt werden.

Selbstverständlich ist, daß hier in vernünftiger Weise Maß gehalten werden muß. Ein Verein, der etwa alle 8 oder 14 Tage ein großes Lust- oder Trauerspiel aufführen wollte, würde seinen Charakter vollständig verlieren. Ein Verein dagegen, in dem vielleicht zwei Mal im Laufe des Winters kleine Aufführungen einstudirt und an geselligen Familienabenden vor Angehörigen und Bekannten aufgeführt werden, wird nur Nutzen aus der Sache ziehen und es könnte sich unseres Erachtens augenblicklich jemand ein großes Verdienst erwerben, wenn er ein zum Gebrauch der Jünglingsvereine bestimmtes Buch mit Deklamationen, Zwiegesprächen und geeigneten kleinen Festspielen herausgeben wollte. Die Katholiken besitzen hier bereits eine ansehnliche Literatur, freilich, so weit wir sie einsehen konnten, eine solche, um die wir sie nicht zu beneiden brauchen: platte, triviale, zum Theil geradezu häßliche Sachen.

Der Tod alles Vereinswesens ist aber die Langeweile. Sie fern zu halten muß die Aufgabe jedes Leiters sein. Der ganze Ver-

einsabend wird verschönt, die Liebe zum Verein gestärkt, wenn den Besuchern auch einmal ein außerordentlicher geistiger Genuß geboten, ja vielleicht Gelegenheit gegeben wird, einmal herzlich zu lachen. Und auf die Neulinge macht es oft einen überraschenden und sie gewinnenden Eindruck, wenn sie sehen, daß in den christlichen Vereinen nicht nur geistlich gesungen und erbaulich geredet wird, sondern auch harmlose Freude an dramatischer Poesie und Darstellung eine offene Stätte finden.

Schwieriger ist die Sache mit dem Tanz. Wenn auch hier unterschieden werden muß zwischen dem, was für den Einzelnen außerhalb des Vereins zulässig ist, und dem, was etwa von Vereins wegen veranstaltet werden könnte, so widerspricht es zunächst der evangelischen Freiheit, für den Einzelnen Gesetze zu machen. Was die Vereine betrifft, so ist es im Ganzen gewiß besser, wenn sie mit dieser weltlichen Form, Feste zu feiern, unverworren bleiben. Die kirchliche Gesammtlage unseres Zeitalters ist entschieden so, daß sich heutzutage ein Mitglied christlicher Vereine manche asketische Einschränkung gefallen lassen muß, auch wenn er sieht, daß die Anforderung, das Leben bis zu einem gewissen Grade zu verneinen, an junge Leute gerichtet, in denen jede Faser das Leben bejaht, der Ausbreitung und dem Wachsthum der Vereinssache hindernd im Wege steht.

Der Schreiber dieser Zeilen ist Offizier gewesen und hat als junger Mensch häufig tanzen müssen, ohne jemals irgend besondere Freude daran zu finden. Er redet also keineswegs pro domo. Das aber möchte er doch aus Erfahrung bestätigen, daß ihm der Tanz in anständiger, durch christliche Zucht und Sitte regierter Gesellschaft kaum irgend welche Gefahren der Versuchung und Verführung zu bieten scheint. Diese lauern an ganz anderen Orten. Im Gegentheil ist es für einen jungen Menschen außerordentlich heilsam, nicht nur mit Männern, sondern auch mit züchtigen Frauen zu verkehren und es läßt sich geradezu die Beobachtung machen, daß sittlich zügellosen Leuten der Verkehr mit anständigen Frauen unheimlich und lästig ist. Die Frage ist nun aber, ob es möglich ist, nicht nur den jungen Leuten der „besseren" Stände, sondern auch denen des Arbeiter- und Handwerkerstandes Gelegenheit zu bieten, in anständiger Gesellschaft zu tanzen. Die Frage wird je nach Ort und Umständen in der Regel zu verneinen, ausnahmsweise zu bejahen sein. Es versteht sich zunächst von selbst, daß

jeder Besuch von Tanzböden, wo ledige Personen beiderlei Geschlechts auf eigene Hand tanzen, als die schlimmsten Brutstätten der Sünde durchaus verboten und gemieden werden müssen. Aber auch die Zulässigkeit von Tanzfesten, bei welchen — conditio sine qua non — die Töchter in Gegenwart ihrer Eltern erscheinen, möchten wir für Großstädte, wenn nicht schon aus theoretischen, dann ganz sicher aus dem praktischen Grunde widerrathen, weil eine moralische Kontrole der Theilnehmer absolut unmöglich wäre. Man würde gelegentlich dem Eindringen ganz ungeeigneter Elemente machtlos gegenüberstehen.

Wie weit unter ländlichen Verhältnissen, z. B. bei gewissen landüblichen Erntefesten, und in kleinen Städten, wo Jeder den Anderen kennt, Ausnahmen gemacht werden können, lassen wir dahingestellt sein, da uns die bezüglichen Verhältnisse nicht hinreichend bekannt sind. Daß sie gerade sehr nützlich und wünschenswerth wirken könnten, glauben wir nicht; besser ist es gewiß, wenn sie unterbleiben. Aber andererseits ist eben oft das Gute des Besseren Feind und es gilt das französische, zunächst vom politischen Leben gemeinte Sprichwort, daß, wenn die anständigen Leute sich von den öffentlichen Dingen fernhalten, die nichtsnutzigen sich derselben bemächtigen, gewiß auch von allen Mitteldingen. Die Aufgabe ist nicht, sie der sündigen Welt als ausschließliche Domäne zu überlassen, sondern, wenn irgend möglich, ihre Gestaltung in die Hand und ihnen den Stachel der Sünde zu nehmen. Gerade die Reife eines geförderten Christen, der das vanitas vanitatum von allen Erdendingen längst erfahren hat und sich nur noch resignirt und widerwillig mit ihnen abfindet, gerade die Reife eines solchen Christen wird sich doch, denken wir, nicht in banausischer Engherzigkeit der Jugend gegenüber äußern, sondern darin, daß er mit engem Gewissen ein weites Herz verbindet, und eingedenk bleibt, wie „in meines Vaters Hause viele Wohnungen" sind und wie nur von Denen, denen viel vertraut ist, auch viel gefordert werden soll, von den Meisten also wenig.

Außerordentlich wichtig, wenn und wo man Zugeständnisse macht, ist selbstredend das Maßhalten. Werden ein oder zwei Mal im Jahre größere Feste veranstaltet, so kann das geschehen, ohne dem Vereine seinen Stempel zu nehmen; geschieht es in übertriebener Häufigkeit, dann freilich wird gerade die Vergnügungssucht großgezogen werden, deren Bekämpfung eine Hauptaufgabe der Vereine bilden muß.

Was aber in der Regel, namentlich in den Großstädten, vom Tanz gilt, daß es geboten ist für einen christlichen Verein, sich auch von einer an sich nicht unzulässigen, aber immerhin gefährlichen Sache fern zu halten, dasselbe gilt auch vom Kartenspiel und vom Genuß der Spirituosen. Wo Unzähligen, die im schweren Kampf um's Dasein liegen, schon Ein Groschen willkommene Hülfe sein würde, darf um diesen Groschen von Christen nicht gespielt werden. Und wenn zwar nicht das todte Getränk zu beschuldigen ist, sondern die lebendigen Menschen, die durch Unmaß den Branntwein zu einer Pestilenz in unserem Volke gemacht haben, so muß ein christlicher Verein, auch wenn er hinsichtlich des Genusses dem Einzelnen keine Vorschriften macht, dennoch durch Ausschluß des Volksverderbers aus seinen Räumen eine Warnungstafel aufrichten, als mahnendes memento.

Haben wir von Tanz und Dramatik, insofern man dieselben überhaupt zulassen will, als von jedenfalls seltenen Ausnahmefällen geredet, so möchten wir nicht unterlassen, ein Wort zu sagen, wie wir uns denn nun die Ausgestaltung der Durchschnittsabende denken. In einem Berliner Zweigverein des „Christlichen Vereins junger Männer", der nach amerikanischer Vorschrift einseitig religiös arbeitete, gelang es nicht, trotz vorzüglich gelegener und gut ausgestatteter Räume, trotz vieler künstlichen Mittel, z. B. Versammlungen für besondere Stände und für besondere Landsmannschaften und trotz massenhafter Zettelvertheilung Rauschen in die Todtengebeine zu bringen, d. h. das wirklich zu schaffen, was doch geschaffen werden sollte — einen Verein. Es gelang sehr wohl, durch die Gewalt der Reklame ein volles Haus zu machen; aber stets verschwanden die Besucher, so schnell wie sie gekommen waren, auch wieder von der Bildfläche. Ein eigentliches Vereinsleben entstand nicht. Die Sache änderte sich mit einem Male, seit in deutscher Weise vor allen Dingen der Ton darauf gelegt wurde, erstens die Ungemüthlichkeit und zweitens die Langeweile zu bannen und den Besuchern die Vereinsabende lieb zu machen. Als die beste Form der Gemeinschaft ergab sich aber das, was wir mit kurzem Worte den christlichen Kommers nennen möchten. Es wurde zur Regel gemacht, an dem Hauptabend der Woche, am Sonntag, gemeinsam Thee zu trinken, der einschließlich Gebäck für 15 Pfennige herzustellen ist. Das Sitzen an gedeckten Tischen erhöht in ganz besonderer Weise

die Behaglichkeit. Der Abend beginnt allemal um 8 Uhr mit dem Gesange eines geistlichen Vereinsliedes, das von einem Mitgliede eigens für jenen Verein aus einem Volksliede umgedichtet worden war. Dann folgt eine Theepause. Dem Thee folgt als Hauptstück ein Vortrag von etwa einer halben oder höchstens Dreiviertelstunden. Indessen sind hierbei alle wissenschaftlichen Themata, namentlich gelehrte, schwer verdauliche Sachen, ausgeschlossen. Es handelt sich um Unterhaltung, sei es durch Erzählung, sei es durch biographische Skizzen. Nun folgt abwechselnd Musik mit den verfügbaren Instrumenten (Harmonium, Geige, Flöte u. s. w.), einstimmiger Gesang von frischen Volksliedern, vierstimmige Chöre, Solovorträge, ernste und besonders auch humoristische Deklamationen. (Für den Gesang wurden die „Liederperlen" [Gütersloh, Bertelsmann] angeschafft; eine auch noch ziemlich einseitig geistliche, aber übrigens sehr brauchbare Sammlung.) Die Fürsorge für deklamatorische und musikalische Unterhaltung wurde einer Unterhaltungskommission übertragen, die mit Fleiß ihres Amtes walten muß. Das Programm der Abende wird so entworfen, daß der Humor in die Mitte gestellt wird und am Schlusse die ernsten Sachen folgen, um überzuleiten zu einer Abendandacht, welche etwa 15—20 Minuten dauert. Die Form dieser Abende hat sich außerordentlich bewährt. Die Theilnahme ist dauernd gewachsen und wächst fort und fort. Zwar die Mühe ist nicht gering, immer neue Unterhaltung zu finden; aber sie ist des Schweißes werth, und Schreiber dieses legt sich immer wieder, wenn er Sonntags an den buntbeklebten Litfaßsäulen Berlins vorbeigeht, mit ihren zahllosen Einladungen zu allen jenen weltlichen, oft wirklich mit viel Aufwand an Geist veranstalteten Vergnügungen, nicht ohne Beschämung die Frage vor, ob denn wirklich die Christen allein so geistverlassene Wesen sind, daß sie es nicht fertig bringen, von der herrlichen Gottesgabe der Feierstunden einen geistig anregenden Gebrauch zu machen, sondern immer wieder durch öde Einseitigkeit auch die wohlwollenden Neutralen abschrecken müssen.

Es mag an dieser Stelle, obschon es eigentlich nicht hierher gehört, erinnert werden an die amerikanische Praxis, womöglich alle thätigen Mitglieder in Kommissionen einzuweisen, um Jeden an seinen Ort zu stellen, damit er dem Verein mit der Gabe, die er empfangen, an seinem Theile diene. Der Gedanke ist an sich entschieden richtig, wenn er auch in deutscher Praxis allmälig manche

Veränderung erleiden wird. Für uns weitaus die wichtigste Kommission ist die Unterhaltungskommission. Arbeitet diese schlecht, sind die Abende langweilig und öde, so hat alles Empfangen, Einladen und Werben keinen Zweck, sondern im Gegentheil: je fleißiger man zu langweiligen Vereinsabenden einladet, um so größer wird die Zahl derjenigen, die man leicht ein für alle Mal abschreckt. Sind aber die Abende frisch und hübsch, so treten auch die anderen Kommissionen um so wirksamer in ihre Rechte ein, z. B. die Empfangskommission, deren Aufgabe es ist, jeden eintretenden Neuling freundlichst zu begrüßen, oder die Einladungskommission, deren Zweck es ist, in ortsüblich geeigneter Weise Propaganda zu treiben. In den amerikanischen Vereinen giebt es noch viele andere Kommissionen, indessen ist ganz richtig, was Pastor Tiesmeyer in seiner „Praxis des Jünglingsvereins", auf Seite 59 und 60 sagt, daß es unmöglich ist, alle Vorstandspflichten auf solche Kommissionen abzuladen; die Hauptsache muß immer dem Vorstand bleiben und selbstredend muß auch stets dem Vorstand das Recht gewahrt bleiben, die Beschlüsse der Kommissionen zu beeinflussen. Ueberhaupt kommt es ja aber in allen Vorstandsfragen viel mehr auf Personen, als auf Statuten an und der „aufgeklärte Despotismus", vorausgesetzt, daß er wirklich aufgeklärt und auf Vertrauen gegründet ist, hat hier Manches für sich.

Wir erwähnen endlich noch die Besuchskommission, deren Bildung wünschenswerth und nützlich ist. Ihr Zweck ist, Säumige zu besuchen und, wenn möglich, dem Verein zurückzugewinnen, ihr Erfolg naturgemäß gering. Denn wer nicht aus innerem Triebe in den Verein kommt, wird auch durch Zureden schwerlich zum regelmäßigen Gaste werden.

Hier, wie überall, zeigt sich eben der Unterschied der deutschen und der amerikanischen Vereine: einerseits die wirkliche Vereinsarbeit, welche die Feierstunden des Volkes christianisiren möchte; dort die freikirchliche Missionsanstalt mit dem gewaltsam propagandistischen Zug. Man will die entfremdeten Massen im Sturmschritt gewinnen; aber es wird eben häufig dabei übersehen, daß alle Früchte auf Erden, besonders aber diejenigen im Reiche Gottes, langsam reifen. Gott der Herr wird auch einst nicht die „Massen" von unseren Händen verlangen, sondern nur darüber, ob wir treu

gewesen sind in der uns zugewiesenen Arbeit, Rechenschaft fordern. Für Menschen wird es natürlich immer schwer zu entscheiden sein, wer am letzten Ende mehr ausrichtet für den Herrn, ein Verein, der hundert Mitglieder sammelt, und dauernd ganz in Besitz nimmt, oder ein anderer, der Tausende anregt, aber verhältnißmäßig nur Wenige festhält.

3. Die Belehrung in den Vereinen.

Eine eigene Sache ist es mit dem, was in den Vereinen an Belehrung geboten wird, bez. geboten werden kann. Zwar der Bildungsfanatismus, wie er vor 15 und 20 Jahren herrschte und den Glauben durch das Wissen ersetzen wollte, hat ja sehr abgenommen. Man ist vielfach zu der Ueberzeugung gelangt, daß einseitige Ausbildung des Geistes ohne gleichzeitige Ausbildung des Gemüthslebens nur „kluge Teufel" zu Stande bringt. Aber von dem Werth oder Unwerth der formalen Bildung für die arbeitenden Klassen brauchen wir hier überhaupt nicht zu handeln. Wir halten auch auf diesem Gebiete daran fest, daß der eigentliche Zweck des Vereins die Christianisirung der Erholungsstunden ist und daß daher Jünglingsvereine sehr wohl bestehen können, ohne daß etwas für Unterricht und Fortbildung der Mitglieder geschieht. Ohnehin ist es klar, daß einer erfolgreichen Unterrichtsertheilung die größten Hindernisse entgegenstehen, für die Lernenden sowohl wie für die Lehrenden. Das erste Erforderniß zum Begreifen und Aufnehmen neuen Lernstoffs ist geistige Frische, die nur bei körperlicher Frische möglich ist. Wo aber soll die herkommen, wenn der Unterricht Abends, nach einem schwer durchgearbeiteten Tage ertheilt wird. In einzelnen Fällen mögen ja Erfolge möglich sein, bei besonders energischen Schülern und besonders anregenden Lehrern. Unter Durchschnittsverhältnissen wird, fürchten wir, wenig bei dem Unterricht herauskommen. Dann ferner liegt für den Lehrer eine sehr große Schwierigkeit darin, daß ihm jede Disziplinargewalt fehlt. Ist er eine geeignete Persönlichkeit, so wird zwar die Handhabung der Disziplin während des Unterrichts ihm keine Mühe machen; sehr viel schwieriger dagegen ist die Stellung zu den Säumigen, die oft völlig einwandfreie Entschuldigungen haben oder doch machen. Viele Versäumnisse können aber nicht nur den Unterricht stören, sondern gänzlich zerstören und auch den regelmäßigen Besuchern die Sache verleiden. Das ist in der That häufig genug

das Bild des Unterrichts, der, mit großer Begeisterung angefangen, schon nach wenigen Wochen als versiegendes Bächlein im Sande verläuft. — Vollends unmöglich ist meist die Fortbildung da, wo kommunale oder gewerbliche Schulen mit reichem Lehrmittelapparat und unentgeltlichem Unterricht sich darbieten. Dergleichen Anstalten schließen in der Regel alle mittlere Konkurrenz aus. — Nur am Rhein und in Westfalen soll es hier und da geglückt sein, der offiziellen Konkurrenz wirksam zu begegnen.*)

Ein anderes Bildungsmittel sind die Vorträge. Bei diesen hängt Alles von der Wahl des Gegenstandes ab und von der Gabe des Vortragenden, dasselbe volksthümlich zu behandeln. Sie können gerade so gut überflüssig, vielleicht auch schädlich sein und die Halbbildung fördern, als sie andererseits auch großen Nutzen stiften können. Besonders gefährlich ist alle Popularisirung der Wissenschaft, weil fast immer bei den Hörern die Vorbegriffe fehlen; Themata, wie Spektralanalyse, geologische Urgeschichte u. dgl. mehr, sind der reine Verderb. Ebenso solche geschichtliche Themata, die nur im Zusammenhang der ganzen Periode verstanden werden können. Praktisch ist das Biographische aus Welt- und Kirchengeschichte, insonderheit das stets verständliche, rein Menschliche in den Charakteren.**) Formell ist es dabei entschieden rathsam, nicht an

---

*) Anm. d. Red. Im Jünglingsverein zu J. haben wir die Erfahrung gemacht, daß der Besuch der Unterrichtsstunden im gewerklichen Zeichnen, in Geschäftsaufsätzen, im Rechnen rc. rc., der jedem Mitglied völlig freistand, durchweg ein guter war. Bei Jahresfesten fand die Ausstellung von Zeichnungen oft die lebhafteste Anerkennung von Meistern. Die Möglichkeit, an diesen Unterrichtsstunden theilzunehmen, die ungemein billig waren, hat dem Verein manches neue Mitglied zugeführt, junge Leute, die man zunächst nur als brave, fleißige, strebsame Jünglinge bezeichnen konnte, die aber im Verein bald auch die Eine kostbare Perle fanden.

**) Anm. d. Red. Unser verehrter Verfasser hat gewiß nichts gegen einen geschichtlichen Ueberblick über den 30jährigen Krieg, die Befreiungskriege, den Krieg von 70 und 71; vielleicht selbst nichts auch gegen einen solchen über die französische Revolution, zumal wenn Jünglinge, die von Revolutionen viel Rühmens dieser letzten gehört, ausdrücklich darum bitten, wie es einmal geschah durch eine in den Fragekasten eingelegte Frage: „Was ist's eigentlich mit den großen Prinzipien von 1789?" Das konnte man nicht beantworten, ohne die ganze Geschichte bis zu Bonaparte's Zwingherrschaft zu erzählen. Sehr viel liegt gerade an der Zeit. Nach dem Friedensschluß zu Frankfurt am Main 1871 erschienen im Fragekasten des dortigen Jünglingsvereins Bitten, wie die: Sagen Sie uns doch einmal genau, wie Straßburg und der Elsaß

bestimmten Tagen um jeden Preis Vorträge halten zu lassen und sich, wenn man keinen passenden hat, mit unpassenden Lückenbüßern zu behelfen, sondern es ist, bei Jünglingen wenigstens, wichtiger, nur dann Vorträge zu bieten, wenn man ein gutes Thema und einen guten Vortragenden hat. Andernfalls wird häufig die Gefahr vorhanden sein, daß durch mehrere langweilige und verunglückte Vorträge der Jugend diese Art der Belehrung vollends verleidet wird und daß, wenn man dann endlich einmal einen wirklich guten Vortragenden findet, dieser vor leeren Bänken spricht, die seine Vorgänger verschuldet haben.

Unbedingt erforderlich sind eine gute Bibliothek und noch mehr in unserer Zeit gute Zeitungen. „Kreuz-Zeitung", „Reichsbote" und eine Anzahl guter Sonntagsblätter sollten in keinem Vereine fehlen.

4. Volkswirthschaftliche Zwecke.

Man hat endlich in neuerer Zeit mit den Jünglingsvereinen volkswirthschaftliche Zwecke verbinden wollen, insonderheit Krankenkassen. Wir glauben, daß diese Dinge von der eigentlichen Aufgabe der Vereine noch weiter abliegen, als die anderen schon genannten. Abgesehen davon, daß der Staat das Versicherungswesen immer mehr in die Hand nimmt, und ferner davon, daß jetzt schon manche Gewerke, z. B. die Schriftsetzer, ausgezeichnet organisirte Kassen haben, die zu verlassen man dem Einzelnen gar nicht zumuthen kann, so lange nicht die Jünglingsvereine — wozu einstweilen nicht die geringste Aussicht — ihrerseits etwas Aehnliches bieten können, abgesehen von allen diesen Bedenken giebt es noch zwei Haupteinwände: der erste scheint uns in der folgenden Alternative zu liegen: entweder die Kassen gedeihen und dann können sie leicht, auch aus materiellen Gründen, Leute in die Vereine hineinziehen, die denselben innerlich gar nicht angehören. Oder aber die Kassen machen Schwierigkeiten und schlechte Geschäfte, schädigen vielleicht durch mangelnde Lei-

dem Deutschen Reich verloren gegangen sind? Gab wieder einen Geschichtsvortrag. Dazu kam Mitte der 70er Jahre, daß die Sozialdemokraten Geschichtsvorträge für „die deutsche Jugend des Arbeiterstandes" veranstalteten, daß bei anderen Anlässen Büchner, Vogt und Häckel Vorträge hielten, die auch von der Handwerkerjugend stark besucht waren. Da mußte man wohl auch eine Antwort geben, die sich in drei Worten nicht abmachen ließ.

stungsfähigkeit ihre Theilhaber und damit den Ruf der Vereine überhaupt, schrecken ab, statt auf dem Wege materieller Vortheile anzulocken. So lange das Christenthum prinzipiell das Einigungsband der Vereine bildet, müssen dieselben mit Händeln der Nahrung unverworren bleiben. — Der zweite Haupteinwand ist aber der, daß für die Zugehörigkeit zu einem christlichen Verein moralische Eigenschaften nothwendig gefordert werden müssen, während eine Kasse nichts anderes als pünktliche Zahlung verlangen kann. Aus dem Rechte aber, das sich jeder Verein wahren muß, ungeeignete Mitglieder gegebenen Falles auszuschließen, und aus den dann fortdauernden zivilrechtlichen Ansprüchen solcher Mitglieder an die mit dem Verein verquickten Kassen kann gar nichts anderes hervorgehen, als unliebsamer Zank und Streit. Es sei denn, daß die Kasse Kautelen erfindet, die ihr vielleicht den Rückzug decken, die dann aber andererseits den Eintritt in die Kasse nothwendig erschweren müssen.

Ganz etwas anderes ist, wenn der Trieb zum Sparen gefördert, und auch in den Vereinen die Möglichkeit, Gelder zu hinterlegen, eröffnet wird. Aber auch hier wird es sich empfehlen, nicht etwa besondere christliche Kassen zu gründen, sondern Anlehnung zu suchen an schon bestehende, bekannte und gut geleitete Institute. (Auch zur Pflege des Wohlthätigkeitssinnes und der thätigen Bruderliebe ist die Begründung einer Krankenunterstützungskasse, — etwas wesentlich anderes, als die Krankenkassen, die Versicherungen bieten sollen, — auch eine solche, die durchreisende Vereinsglieder mit freiem Quartier unterstützt, — wie in F. — nicht bloß zulässig, sondern empfehlenswerth in hohem Grade. Anm. d. Red.)

IV.

Die amerikanischen Vereine.

Um zunächst ein Bild zu geben über die Art und Weise, wie der nach amerikanischem Muster begründete „Christliche Verein junger Männer" in Berlin, Friedrichstraße 214, arbeitet, entnehmen wir dem 2. Jahresbericht von 1884 Folgendes: Die Zahl der Mitglieder betrug 721 gegen 449 im Vorjahr. Dieselben vertheilen sich auf die verschiedenen Stände, wie folgt: 2 Aerzte, 3 Apotheker, 9 Arbeiter, 3 Architekten, 2 Baumeister, 71 Beamte, 2 Bild-

hauer, 2 Buchdruckereibesitzer, 14 Buchhändler, 3 Kollektanten; 24 Diener, 1 Droschkenkutscher, 2 Fabrikanten, 16 Geistliche, 229 Handwerker, 2 Journalisten, 162 Kaufleute, 37 Kellner, 4 Künstler, 6 Landwirthe, 11 Lehrer, 2 Missionsgehülfen, 3 Musiker, 3 Offiziere, 2 Organisten, 1 Professor, 1 Redakteur, 6 Schreiber, 2 Seeleute, 12 Soldaten, 5 Stadtmissionare, 1 Stenograph, 68 Studenten, 7 Techniker, 3 Zahntechniker. Eingeschrieben werden kann jeder junge Mann von 18 bis 40 Jahren, der sich eines sittlichen Lebenswandels befleißigen will. Die thätigen Mitglieder sind die, welche in irgend einer Weise an einer der Vereinsarbeiten in den Kommissionen theilnehmen. An diese Abtheilung der eigentlichen „jungen Männer" vom 18. Lebensjahre aufwärts schließt sich nach unten eine Jugendabtheilung an, welche zunächst nur 15 Mitglieder zählte, und eine Knabenabtheilung von 188. Die Knabenabtheilung kommt einmal in der Woche, die Jugendabtheilung, welche nur aus Konfirmirten besteht, am Sonntag Nachmittag zusammen. Zu den eingeschriebenen und thätigen Mitgliedern kommen berathende und unterstützende Mitglieder hinzu. Jedes unterstützende Mitglied verpflichtet sich, jährlich mindestens 10 Mark an die Vereinskasse zu zahlen. Es soll auf diese Weise eine regelmäßige, halbwegs sichere Einnahme geschaffen werden, welche die Möglichkeit giebt, das schwierige Budget einigermaßen im Gleichgewicht zu halten.

Die Versammlungen des Vereins tragen in überwiegendem Maße religiösen Charakter. Es finden wöchentlich statt 2 größere religiöse Versammlungen am Mittwoch und am Sonntag, ferner eine biblische Besprechung für Mitglieder, eine Bibelstunde für Sonntagsschulhelfer, daneben tägliche Hausandachten und vielfache außerordentliche Gebetsversammlungen; da die wöchentlich einmal stattfindenden Vorträge, nominell weltlichen Inhalts, sehr häufig das religiöse Gebiet berühren, und andere als geistliche Lieder in den Versammlungen überall nicht gesungen werden, so ergiebt sich der fast ausschließlich religiöse Charakter des ganzen Vereinslebens von selbst. Dieser Charakter kann aber auch gar nicht anders sein, wenn er dem in Art. II. der Satzungen ausdrücklich angegebenen „Zweck" entsprechen soll, welcher als „gemeinsame Missionsthätigkeit und Förderung der Interessen des Reiches Gottes" bezeichnet wird. In dieser Bezeichnung liegt beschlossen, daß der Verein sich nicht auf Sammlung und Fest-

haltung junger Leute beschränken, sondern daß er durch seine Mitglieder Missionsaufgaben der verschiedensten Art lösen will.

Umfassende Missionsarbeit erfordert aber persönliche Kräfte, große Geldmittel und einen umständlichen Agitationsapparat mit viel schriftlicher und mündlicher Arbeit; neben dem Präses, welcher fast seine ganze Kraft in den Dienst der Sache gestellt hat, sind zwei, ursprünglich dem Kaufmannsstande angehörige „Generalsekretäre" und mehrere Schreiber ununterbrochen thätig und haben dennoch oft Mühe, die Bureauarbeit zu bewältigen.

Neben dieser schriftlichen Arbeit der Berufsarbeiter geschieht eine Menge mündlicher Arbeit in den Kommissionen, deren es 19 mit 120 Mitgliedern giebt, z. B. die Unterhaltungs-Kommission, Aufnahme-Kommission, Besuchs-, Mitgliedschafts-, Kosthaus-, Stellenvermittelungs-Kommission u. s. w.

Es wird angegeben, daß von diesen Kommissionen etwa 1002 Besuche gemacht worden sind.

Die lebhafteste Thätigkeit entwickelte die Einladungs-Kommission, welche 20,000 Einladungszettel und 8000 Exemplare des Vereinsorgans auf den Straßen vertheilt hat. Der objektive Erfolg dieser Einladungen ist zwar sehr gering. Auf 100 Einladungen darf etwa Ein Erfolg insofern gerechnet werden, als der betreffende Eine sich den Verein ansieht; der Prozentsatz derer, welche auf Grund dieser ersten Besichtigung Mitglieder werden, ist natürlich noch geringer; indessen möchten wir darum gleichwohl diese immerhin mechanische Art der Propaganda nicht rundweg ablehnen. Ist der äußere Nutzen für den Verein nicht so groß, als man wünschen könnte, so bleibt andererseits der subjektive Nutzen, der für den Einladenden darin liegt, mit der ganzen Persönlichkeit für die Sache des Reiches Gottes vor der Welt einzutreten, nicht zu unterschätzen. Ohnehin gilt es ja auf geistlichem Gebiet, daß uns Menschen nichts weiter obliegt, als Treue in derjenigen Arbeit, die wir für die rechte halten, und daß der Erfolg, gleichviel ob er groß oder gering, leicht oder schwer erkauft ist, ausschließlich dem Herrn anheim gestellt werden soll.

Zu der freikirchlichen Mission des Vereins gehören die Versammlungen für besondere Stände und Landsmannschaften. Es werden die Mitglieder gewisser Stände, bez. die Angehörigen gewisser Bundesstaaten und Provinzen, auf bestimmte Stunde brieflich, bez. durch Plakate öffentlich eingeladen und ihnen dann zu-

nächst von einem Standesgenossen oder Landsmann eine kurze, speziell auf sie berechnete weltliche, dann aber als Hauptsache eine religiöse Ansprache gehalten. Hier und in allen andereren Versammlungen wird der Verkauf von Bibeln und Neuen Testamenten lebhaft betrieben. Ebenso ist es eine ganz besondere Arbeit des Vereins gewesen, in den Fremdenzimmern der Hotels Exemplare der heiligen Schrift auszulegen. 11 größere Berliner Hotels sind auch im letzten Jahre mit 549 Neuen Testamenten versehen worden. — Eine Preßkommission bemüht sich, in christlichen Blättern möglichst häufig auf den Verein hinzuweisen u. s. w.

Um recht viele Miglieder in die Arbeit stellen zu können, hat man ferner eine Anzahl christlicher Veranstaltungen organisch mit dem Verein verbunden, welche, wie Sonntagsschulen und Schriftenverbreitung, an sich sehr nützlich und wünschenswerth, doch mit dem eigentlichen Jünglingsvereinszweck nicht gleichbedeutend sind. Und zudem Dinge, die auf den unübersehbaren Missionsfeldern der großstädtischen Gemeinden sehr wohl freibeuterisch betrieben werden können, ohne daß man Jemandem ins Gehege kommt, die aber an kleinen Orten schwer oder gar nicht durchführbar sein würden, ohne Verwirrung anzustiften.

Wir glauben damit das Thatsächliche über die Arbeit der „Christlichen Vereine junger Männer“ kurz skizzirt zu haben. Was sich kritisch zu dem schon Gesagten noch hinzufügen ließe, wäre etwa Folgendes: Die amerikanischen Vereine sind ganz etwas anderes als die deutschen. Nach dem eigenen Urtheil des gegenwärtigen ersten Leiters dieser Unternehmungen in Deutschland wollen sie gar nicht Vereine im eigentlichen Sinne des Wortes sein, sondern mehr Agitationszentren, von denen religiöses Leben auf weite Kreise ausgeht. Der C. V. j. M. ist eine großartige, auf dem freikirchlichen Boden Amerika's erwachsene Missionsanstalt, welche ihren Lebenszweck in ununterbrochener Anregung nicht nur jüngerer, sondern auch älterer Leute findet. Alles, was im Verein getrieben wird, ist nur Mittel zum Zweck, auch die Vorträge, das Turnen, das Singen, der Unterricht, Lesezimmer, Stellenvermittelung, alles das wird dem Geist der ganzen Veranstaltung nach nicht so sehr geboten, weil es legitime Bedürfnisse der Jugend befriedigt, als um dieselbe in das Lokal zu führen und — „man merkt die Absicht“ — religiösen Ansprachen auszusetzen. Jede Zusammenkunft, auch profane Vorträge, wurden anfänglich in Schriftverlesung, Gesang und Gebet eingerahmt. Neuer-

dings sieht man hiervon ab, wie denn überhaupt der Verein unter den trefflichen Händen, die ihn leiten, schon manche exotische Fessel abgestreift hat und sich dem deutschen Wesen anpaßt. Ueberall aber tritt der Missionsgedanke klar zu Tage, und die Tendenz, nicht nur speziell durch Sammlung der jungen Männer, sondern ganz im Allgemeinen die Interessen des Reiches Gottes zu fördern.

Wir denken nun gewiß nicht gering, weder von der Kühnheit dieser großen Aufgabe, noch auch von dem, was solche Vereine leisten können und speziell von dem, was der größte Verein in Berlin, Friedrichstraße 214, geleistet hat. Es sind in der That viele segensreiche Anregungen von dieser Stelle ausgegangen; aber, wie schon gesagt, die Menge der Mitglieder — und ein solcher Verein kann gar nicht anders als groß sein — schließt den eigentlichen Vereinscharakter aus. Es ist völlig unmöglich, daß sich 800 Mitglieder wirklich kennen und als Glieder einer brüderlichen Gemeinschaft fühlen sollen; und mit der Größe der Mitgliederzahl vermindert sich entschieden auch die bewahrende Kraft. Der Einzelne verschwindet derart, daß kaum bemerkt wird, ob er da ist oder ob er fehlt, und dazu bringt die Größe der Räume und die rastlose Thätigkeit des Vorstandes und der Kommissionen eine Ungemüthlichkeit zu Wege, die von uns Deutschen auf die Dauer schwer empfunden wird. Auch diesem Mangel sucht man übrigens neuerdings durch gemüthlichen Zusammenschluß der Kommissionen zu steuern und so die rechte Mitte zwischen Arbeitsamkeit und Erholung zu finden. Waren vielleicht manche Jünglingsvereine in Unthätigkeit und Beschaulichkeit zu gemüthlich versunken, haben sie sich zu wenig bemüht, neue Mitglieder zu werben unter den Alters- und Standesgenossen, so war hier bisher doch wohl ein wenig das andere Extrem, welches nicht nur jeden Jüngling zum Missionar machen, sondern auch die Stunden der Ruhe und Erholung fast ganz und gar mit Missionsarbeit ausfüllen wollte. Die Folge davon ist denn auch, daß ungeheuer viele Mitglieder nicht in den Verein hinein, sondern nur durch den Verein hindurch gehen, daß viele nur gelegentlich, andere gar nicht wieder kommen — eine Erscheinung, die sich ja übrigens bis zu gewissem Grade bei jedem Verein wiederholt, und namentlich bei jedem großstädtischen Verein, dessen Mitglieder einem stark fluktuirenden Bevölkerungstheil entstammen. Immerhin bedarf es wohl keines Beweises, daß, wenn man Jünglinge ganz haben und fesseln will, man ihre Erholungs-

stunden nicht so vorwiegend mit religiösem Inhalt ausfüllen darf. Will man Jünglinge ganz haben, so muß man jedem legitimen Drange der Jugend Rechnung tragen, dem ernsten religiösen Bedürfniß von Herz und Gemüth, aber auch dem Drange nach fröhlicher Unterhaltung und der Freude am Humor; ja selbst für etwas „holde Thorheit" muß man Nachsicht bereit halten.

In großen Städten bringt man ja vorläufig auch für die religiösen Dinge immer wieder ein Publikum zusammen; aber das kann unseres Ermessens doch nur so lange dauern, als man über die Sammlung ganz verschwindend kleiner Bruchtheile der Jünglingswelt nicht hinauskommt. Will man aber in Zukunft und mit der Zeit nicht nur eine auserlesene Garde, sondern den Durchschnitt in Vereinen — deren Zahl mindestens verdreißigfacht werden muß — sammeln, so müssen die Zeltpflöcke weiter gesteckt werden. Findet ein junger Mensch das nicht im Verein, was er sucht, so geräth er schnell genug in irgend andere der tausend Hände, die sich nach ihm ausstrecken. In einem bestimmten Verein wurden z. B. die sommerlichen gemeinsamen Sonntagnachmittagausflüge vernachlässigt. Die Folge war selbstredend nicht, daß die Mitglieder zu Hause blieben, sondern daß sie ihre Spaziergänge in beliebig anderer, sittlich unkontrolirbarer Gesellschaft machten, mit Turnern, Sängern u. s. w. Und ebenso natürlich verödete der Verein. Die Theilnahme der Mitglieder an demselben beschränkt sich, wenn solche Mängel einreißen, leicht darauf, daß sie ihn nicht als gewohnte und liebe Heimstatt, sondern als einen Ort betrachten, wo man gelegentlich seine Erbauung sucht und findet.

Als ein erschwerender Umstand kommt bei der Frage, ob man etwa die Jünglingsvereine durch „Christliche Vereine junger Männer" ersetzen könnte, zu Ungunsten der letzteren die Finanzfrage in Betracht. Die rastlose Agitation erfordert Geld über Geld. Es müssen große Vereinsräume vorhanden sein, geheizt und erleuchtet werden: Lesezimmer, Gesellschaftszimmer, Restaurationsräume, Bureaus für die Verwaltung, Turnhalle, große und kleine Säle. Es müssen, wie schon gesagt, mehrere Berufsarbeiter und Bureaupersonal besoldet werden. Es müssen Agitationsschriften aller Art gedruckt, Zettel und Einladungen versandt werden. Alles dies kostet viel Geld. 1884 betrugen aber im Berliner Verein die Beiträge der Mitglieder nur 2000 Mark bei einer Gesammtausgabe von 16,000

Mark — ein Mißverhältniß, das in neuerer Zeit durch Erweiterung der Lokalitäten noch gewachsen sein wird. Irren wir nicht, so nähert sich die Gesammtausgabe der Summe von 25—30,000 Mark, während die einigermaßen regelmäßigen Einnahmen mit 10,000 Mark sehr reichlich veranschlagt sein werden. 15—20,000 Mark müssen durch freiwillige Geschenke beschafft werden.

Aus dieser ganzen Schilderung wird hervorgehen, daß, wenn die Gründung eines Jünglingsvereins verhältnißmäßig leicht ist, und wenig Apparat erfordert, diejenige eines „Christlichen Vereins junger Männer“ eine schwere und verantwortungsvolle Sache ist, die nicht leichtfertig in die Hand genommen werden sollte. Die Verpflanzung dieser Sache aus den Großstädten, in denen sie bisher allein in vereinzelten Exemplaren heimisch ist, in kleinere Städte oder aufs Land, erscheint uns bis auf Weiteres unmöglich. Die Mittel sind dort schlechterdings nicht aufzubringen. Die geistigen Kräfte würden ebenfalls fehlen und endlich verbietet sich da, wo Einer über den Anderen ziemlich orientirt ist, die propagandistische Thätigkeit ganz von selbst. Aufdringliche Bekehrungssucht kann leicht mehr schaden, als nützen. In solchen Groß- und Mittelstädten aber, wo Raum und Kräfte für einen solchen Verein vorhanden sind, thut man sicherlich gut, ihn unter den Abänderungen, die wir unten vorschlagen wollen, mit dem evangelischen Vereinshause eng zu verknüpfen, damit einerseits Geld gespart wird, und zweitens nicht zweck- und inhaltslose Eifersüchteleien entstehen.

Haben wir aber so an dem „Christlichen Verein junger Männer“ einige Kritik geübt, so wollen wir nicht unterlassen, darauf hinzuweisen, daß derselbe der Jünglingssache gewisse Einrichtungen gebracht hat, welche entschieden der Nachahmung werth sind, und für welche die Jünglingsvereine nicht dankbar genug sein können. Zunächst können wir von ihm überhaupt lernen den lebendigeren Missionsdrang; zwar braucht er nicht so weit zu gehen, daß man alle Erholung in Missionsarbeit umwandelt; nicht so weit, daß man, wie es in Amerika — nicht mehr in Deutschland — geschieht, selbst künstliche Mittel anwendet, um Leute anzulocken und das Christenthum „pikant“ zu machen, oder daß man gar Täuschungen sich erlaubt, indem man den Leuten nur weltliche Unterhaltung ankündigt, ihnen dann aber unvermuthet religiöse Ansprachen beibringt. Aber andererseits kann es in unserem Zeitalter der Reklame, wo die Leute sich gewöhnt haben, die Dinge an sich kommen zu lassen, gewiß nicht

schaden, wenn auch die christlichen Bestrebungen jedes ehrliche Mittel der Neuzeit zur Propaganda ausnutzen; ohnehin ist wohl, wie wir schon sagten, nicht zu bestreiten, daß manche Jünglingsvereine in dieser Hinsicht viel zu wenig gethan haben. Praktisch kann auch, wenn richtig verfahren wird, eine gewisse Theilung der Arbeit und ihre Vertheilung an Kommissionen werden. Es wird da Jedem, wie gleichfalls schon gesagt, nach seiner Gabe eine Arbeit zugetheilt, und nichts macht fester im Glauben als selbstthätige Arbeit im Dienste des Reiches Gottes. Nur die gefährliche Klippe ist zu vermeiden, daß man nicht schnellfertig die Objekte und Subjekte der inneren Mission verwechselt und kurzer Hand willige, aber noch ganz unreife, vielleicht selbst unlautere Leute in die Arbeit stellt.

Sehr richtig ist ferner die in den Jünglingsvereinen nur selten, in den amerikanischen Vereinen dagegen streng durchgeführte Trennung der Jugend von den Erwachsenen. Von der Konfirmation bis zum vollendeten 17. Lebensjahre gehört der Jüngling der Jugendabtheilung an und darf die eigentlichen Vereinsräume nicht betreten. Das ist gut und richtig. Noch eher lassen sich die Stände vermischen, als die Lebensalter. Die Mehrzahl der reiferen Gesellen erträgt es nicht, von einer Unzahl lärmender Lehrjungen umgeben zu sein. Ohnehin kommt es leicht, daß diese, die Mangels Geld ein Asyl, wie die Vereinsräume, besonders gut brauchen können und gern aufsuchen, auch wenn sie nicht wegen, sondern trotz des Christenthums kommen, Alles überschwemmen und den Aelteren die Plätze fortnehmen, noch ehe sie da waren. Unrichtig dagegen ist, daß Alles über 18 und bis 40 Jahre unter den Begriff des „jungen Mannes“ fallen soll, und daß der Männerverein fehlt. Es erklärt sich das daraus, daß in Amerika nur junge Kaufleute den Vereinen angehören und daß der unselbständige Kaufmann jeden Lebensalters „junger Mann“ heißt. Arbeiter und Handwerker sind bisher in den amerikanischen Vereinen überall nicht vorhanden, ein Beweis, daß wir in Deutschland in der Ueberwindung des sozialen Gegensatzes viel weiter sind, als die drüben. Eine Trennung der in ihrer Mehrzahl unverheiratheten Jünglinge und der älteren verheiratheten Leute ist ebenfalls unbedingt nöthig, und die Bezeichnungen Jugendabteilung, Jünglingsverein und Männerverein sind daher unseres Erachtens die zutreffendsten. Man sollte sich über diese allgemein verständigen, zumal die Jünglingsbezeichnung seit 60 Jahren fest eingebürgert und gar keine

Aussicht vorhanden ist, daß die alten Vereine den jüngeren Geschwistern zu Liebe ihren bewährten Namen ändern werden. Daß die Aufgaben der Männer- und Jünglingsvereine ganz verschieden sind, liegt auf der Hand. Als wesentliches Unterscheidungsmerkmal möchten wir z. B. nennen, daß in den Männervereinen unbedingt die Behandlung politischer, volkswirthschaftlicher und kirchenpolitischer Fragen zulässig sein muß, wie es thatsächlich auch an vielen Orten, z. B. in Hamburg, seit vielen Jahren ohne den geringsten Schaden für die Sache geschieht, während von den Jünglingsvereinen die Politik besser auszuschließen ist.

Was endlich die Vereinigung der verschiedenen Stände in den Vereinen betrifft, so haben die amerikanischen sowohl, als die deutschen evangelischen Vereine keine Schranken gezogen. Jeder junge Mann ist willkommen und theoretische Grenzen lassen sich auch gar nicht ziehen, weil hinsichtlich der Stände in der modernen Volkswirthschaft alles flüssig ist. Dagegen wird es in der Praxis doch stets so bleiben, daß ein dauerndes gemüthliches Zusammensein, daß herzliche Freundschaft und anregende Geselligkeit nur da gedeihen werden, wo die Mitglieder gleiche Lebensgewohnheiten, gleiche Bildung und einigermaßen gleiche Interessen haben. Eine christliche Geselligkeit schaffen zu wollen, an der junge Kaufleute und jugendliche Arbeiter, Studenten und Gesellen geistig theilnehmen sollen, ist ein ganz utopischer Plan. Nicht einmal ist Allen ganz das Gleiche zu bieten auf religiösem Gebiet möglich. Eine rein erbauliche Ansprache kann ja unter Umständen für den Gebildeten und Ungebildeten gleich packend und ergreifend sein. Sobald es sich aber auch nur um Förderung der religiösen Erkenntniß handelt, so können und müssen die Dinge für gebildete Leute ganz anders behandelt werden, als für das Volk.

Man denke nur an den verschiedenartigen Ursprung der religiösen Zweifel. Wer niemals eine Kritik der heiligen Schriften las und von den Ergebnissen der Naturwissenschaft nichts hörte, verlangt auch nicht nach christlicher Gegenkritik. Wer aber aus jenem Kelch getrunken, wird sich unmöglich mit dem begnügen können, was dem Verständniß der Ungebildeten entspricht, vielmehr erwarten und verlangen, daß auch vor ihm die wissenschaftlichen Gegner auf ihrem eigenen Gebiet geschlagen werden.

Die christlichen Studentenvereine sind die einzigen, welche

im Stande sind, auch äußerlich scharf die Grenze zu ziehen, welche sie allseitig abschließt.

Endlich gilt es, hier ein Wort zu sagen über die Konfession der Vereinsglieder. Wir stehen durchaus auf dem Standpunkte, daß wir Jedem die Aufnahmefähigkeit zusprechen, der irgend einer christlichen Konfession angehört; zu den Konfessionen rechnen wir aber auch einige Sekten, deren Zulässigkeit freilich von Fall zu Fall geprüft werden und deren Mitglieder die Vermeidung aller Proselitenmacherei zusagen müssen. Ein anderer Standpunkt als dieser weit ökumenische, ist in Großstädten kaum möglich.

Einer noch größeren Weite der amerikanischen Vereine stimmen wir nicht zu. Dieselben nennen sich „Christliche Vereine junger Männer" im absichtlichen Unterschiede von „Vereinen christlicher junger Männer". Damit, daß nicht die Mitglieder, sondern der Verein als christlich bezeichnet wird, soll eine Hinterthüre offen gehalten werden, um auch Juden und Heiden allenfalls aufnehmen zu können. Den Widerspruch gegen die christliche Missionstendenz des Vereins gleicht man dadurch aus, daß man zwischen „eingeschriebenen" und „thätigen" Mitgliedern unterscheidet. Wir halten diesen Weg nicht für richtig, theils weil er nicht gerade und offen ist, theils weil sehr leicht die „thätigen" Mitglieder geneigt sein werden, sich für die „bekehrten", und die „eingeschriebenen" für die „unbekehrten" zu halten, vielmehr fordern wir, daß nur getaufte Christen als Mitglieder zugelassen werden und daß es nur einerlei Mitglieder gebe. Was aber die konfessionellen Gegensätze innerhalb des Christenthums betrifft, so ist es erfahrungsmäßig ganz wohl möglich, dieselben friedlich neben einander und auseinander zu halten und in den Vorträgen und Ansprachen den gemeinchristlichen Boden nicht zu verlassen. Nirgends sind die Unterscheidungslehren leichter fern zu halten, als im Jünglingsverein. Wo sie aber berührt werden, kann es mit Takt und Schonung, und immer ohne lieblose Polemik geschehen.

V.

Die Aufgabe der Zukunft.

Was soll denn nun aber geschehen? fragt man uns. Sollen wir „Jünglingsvereine" gründen, oder „christliche Vereine junger Männer"? Sollen wir eigene Berufsarbeiter anstellen zur Pflege

der Vereinssache, dieselbe der Freiwilligkeit oder dem geistlichen Amt überlassen? Sollen wir eigene, die ganze Woche geöffnete Vereinslokalitäten schaffen oder uns mit einmaliger Zusammenkunft am Sonntag begnügen?

Eine runde Antwort auf diese Fragen ist nicht möglich; Ort und Umstände fallen maßgebend ins Gewicht. Aber doch wollen wir uns bemühen, in großen Zügen klar zu sagen, was wir meinen.

Was zunächst den Namen betrifft, so geben wir zu, daß der „Jünglings"name etwas Weichliches, und theoretisch angesehen, der „Junge Mann" seine Vorzüge hat. Andererseits aber darf, wie schon gesagt, nicht vergessen werden, daß die Jünglingssache in Deutschland eben unter diesem Namen eine sechzigjährige Geschichte hinter sich hat und daß nicht die geringste Aussicht ist, es werden der Westbund und Nordbund ihre alte, aus Psalm 119, Vers 9 hergeleitete Bezeichnung einigen neuen amerikanischen Vereinen zu Liebe aufgeben. Da aber eine zweck- und gegenstandslose Nebenbuhlerschaft immer da entstehen wird, wo verschiedene Leute unter verschiedenen Formen ein und dasselbe wollen, so gilt es für jeden Freund des Friedens und der guten Sache, auf einheitliche Bezeichnungen hinzuarbeiten und da halten wir es für das Beste, wenn ohne Ausnahme alle diejenigen Vereine, welche ihr Publikum innerhalb der Volksschulbildung suchen, sich in ihrer ältesten Abtheilung „Männerverein", in der folgenden, welche junge Leute von 17 Jahren an aufwärts bis zur Verheirathung umfaßt, „Jünglingsverein" nennen. Die jüngere Abtheilung, welche das 14. bis 16. Lebensjahr umschließt und eine Unterabtheilung des Jünglingsvereins bildet, heißt „Jugendabtheilung", nicht Lehrlingsverein. Sehr praktisch ist es, mit den Männer- und Jünglingsvereinen Frauen- und Jungfrauenvereine derart lose zu verbinden, daß Ein gemeinsamer Vorstand für Alle besteht und etwa einmal monatlich im Winter der Gesammtverein zu gemüthlichen Familienabenden, im Sommer zu Ausflügen, eingeladen wird. Eine in Berlin unter dem Namen „St. Michael" zusammengetretene Vereinigung bemüht sich, derart organisirte Gesammtvereine, besonders in die Arbeitermassen der Großstädte hinein zu gründen. Kleine Anfänge, welche bisher gemacht wurden, versprechen günstigen Fortgang.

Wie wir uns im Allgemeinen den Geist und die Grundsätze

der Jünglingssache denken, glauben wir in den ersten Abschnitten dieser Schrift dargelegt zu haben; auch die Gestaltung eines Sonnabends, wie wir sie uns im Einzelnen denken, haben wir zu schildern versucht. Es bliebe etwa noch ein Normalprogramm zu entwerfen für die Gestaltung der Woche. Auch hier wiederholen wir, daß es uns das Richtigste scheint, wenig anzusetzen, um dann auch mit Bestimmtheit darauf dringen zu können, daß die Abende wirklich besucht werden. Setzt man zu viel an, so zersplittert sich der Besuch und schwach besuchte Versammlungen wirken wenig einladend auf den Neuling und niederdrückend auf den Redner, der vor leeren Bänken spricht.

Uns scheint nun das Beste, auf Sonntag den Unterhaltungsabend festzusetzen, weil an diesem Tage Viele oder doch Manche schon in Kirche und Sonntagsschule gewesen sind; ferner, weil Sonntags am ehesten fernstehende Gäste kommen, die durch diese Form der Abende am leichtesten gewonnen werden. Einmal in der Woche muß Bibelstunde stattfinden und an jedem Sonntag energisch darauf hingewiesen werden, daß es Ehrensache sei, für Jeden, der den Unterhaltungsabend mitmachte, sich auch zur Bibelstunde einzufinden. Es lassen sich auf diese Weise sehr gute Prozentziffern des Bibelstundenbesuchs erreichen.

Als dritter Abend, der wenigstens für die musikalischen Mitglieder obligatorisch gemacht werden muß, ist der Musikabend zu nennen. Ueber vierstimmigen Gesang und Posaunenchöre wagt Verfasser im Einzelnen nichts zu sagen, da er auf diesem Gebiet zu wenig sachverständig ist. Nur ein Wort möchte er noch hinzufügen über die viel angefeindeten „Evangeliumslieder", „Jubiläumslieder" und andere aus dem Englischen übersetzte Sammlungen — und zwar unter folgendem Vorbehalt zu Gunsten derselben. Es ist zuzugeben, daß die Form der Uebersetzungen eine vielfach sehr mangelhafte, hölzerne, unpoetische ist; Verfasser schenkt ferner gerne denen Glauben, die ihm versichern, daß auch die Musik sich an Tiefe und Innigkeit mit der unserer besseren Choräle durchaus nicht messen könne, daß man dieser Lieder bald, der Choräle niemals überdrüssig werde. Aber einen unzweifelhaften Vorzug haben die Lieder: sie wirken frisch, anregend und werden von der Jugend besonders gern gesungen. Verwendet man sie daher am rechten Ort, nicht im eigentlichen Gottesdienst, sondern zwischendurch als christliche Volkslieder da, wo sie hingehören, so

glauben wir, daß ihre Einführung nicht nur völlig unbedenklich ist, sondern im Gegentheil viel Segen stiften kann.

Nothwendig in das Programm des Vereinslebens gehören die Feste, nicht nur Stiftungstage oder andere, vorzugsweise religiös zu feiernde Tage, sondern auch regelmäßige, mehr unterhaltende Abende, zu denen im Winter größere Säle erforderlich sind, während sie im Sommer zu Ausflügen in die Umgegend sich gestalten werden.

Wirft Jemand ein, daß unser Programm zu vergnügungssüchtig sei und den Theilhabern zu viel Geld kosten werde, so verkennen wir diese Gefahr nicht. Und wo die Leute noch genügsam sind, hüte man sich, sie begehrlicher zu machen. Aber andererseits bleibt nicht zu vergessen, was wir schon einmal erwähnten, daß, wenn der christliche Verein hier zu wenig thut, die Konkurrenzkraft der Turner- und Sängervereine nothwendig steigt. Und was das Geld betrifft, so ist allzu große Aengstlichkeit auch nicht am Platze. Alle anderen Vereine stellen doppelte und dreifache Ansprüche an die Kasse ihrer Mitglieder, ganz abgesehen von der für diese stets vorhandenen Versuchung, in den Wirthshäusern große Zechen zu machen.

In größeren Orten, wo es möglich ist, die erforderlichen bedeutenden Summen aufzubringen, mag man „Christliche Vereine junger Männer" mit der bestimmten Richtung auf die kaufmännisch sogenannten „Jungen Leute" gründen. Aber freilich müssen diese Vereine den Charakter der freikirchlichen Missionsanstalt dann ablegen und statt der unbeschränkten Propaganda sich mit dem beschränkten Zweck begnügen, junge Leute zu suchen, zu sammeln und durch den Verein zu fesseln. Selbstredend muß die Ausstattung des Lokals und die Art der Unterhaltung bei entsprechender Höhe des Beitrages, den Lebensgewohnheiten der Gebildeten entsprechen. Nachahmenswerth scheint uns hier die Bestimmung, welche der Hamburger Verein „Excelsior" in seine Satzungen aufgenommen hat, daß er nämlich ausdrücklich nur für gebildete junge Leute da sein will und seine Hauptaufgabe „unter den jungen Kaufleuten" sucht, ohne grundsätzlich Mitglieder anderer Stände auszuschließen.

Jünglingsvereine sowohl als christliche Vereine junger Männer ordnen sich stets dem Bunde ein, in dessen Gebiet sie liegen. In-

dessen ist hier alle absolutistische Zentralisation thunlichst zu vermeiden, und namentlich auch die Bildung von Generalstäben, hinter denen keine Armee vorhanden ist.

Die zweite Frage, welche wir zu beantworten haben, ist die: wer soll den Verein leiten? der Pastor, der besoldete Berufsarbeiter oder der freiwillige Laienhelfer?

Zunächst muß allgemein festgestellt werden, daß es dringend wünschenswerth ist, wenn irgend Jemand sich recht eingehend mit den Angelegenheiten des Vereins befaßt. Nicht nur fordert es viel Arbeit, namentlich an zeitraubenden, oft vergeblichen Besuchen, immer wieder für passende Programme und die dazu nöthigen Kräfte zu sorgen, sondern es ist auch, unter den zahllosen abziehend wirkenden Kräften der Großstädte, eine genaue Kontrole des Personalstandes nöthig, um gegebenen Falles dem Einzelnen nachgehen zu können; kurzum eine Vertrauensperson muß da sein, welche die Seele des Vereinslebens bildet und an welche sich alle Mitglieder mit jedem inneren und äußeren Anliegen wenden können.

Eignet sich hierzu der Pastor? Man hat eingewendet, daß es gerade für den Geistlichen unmöglich oder doch sehr schwer sei, mit den jungen Leuten so zu verkehren, daß ihnen in seiner Gesellschaft wirklich behaglich werde. Die Jugend werde sich durch die Anwesenheit des Pastors immer gedrückt fühlen. Auf diesen Einwand ist zu erwidern, daß, wenn der Pastor wirklich solche Beklemmungen verursacht, dies doch wohl vorzugsweise an der Person und nicht allein am Stande liegt. Die Jugend ist gerne geneigt, auch dem älteren, durch Stand und Bildung von ihr getrennten Mann sich an- und aufzuschließen, wenn sie nur merkt und durchfühlt, daß ihr ein Herz voll Liebe entgegengebracht wird. Kann der Pastor nur in Amtswürde und Amtsbewußtsein und nicht in wahrhaft brüderlicher Weise mit den Jünglingen verkehren, dann freilich wird er wie ein Alp auf dem Vereine lasten. Ist aber Liebe zu den Seelen bei ihm wirklich vorhanden, so überwindet sie Alles; die Jugend fühlt das schnell mit feinem Instinkt heraus und weder Stand noch Bildung, noch auch persönliche Ungeschicklichkeit und vielleicht pedantische Formen bilden dann mehr ein Hinderniß des Vertrauens. Ja, es kann kommen, daß für die Dauer ein durch viel Mißtrauen hindurch schwer und langsam erkämpftes Vertrauen weit besser Stand hält, als eine Zuneigung, die vielleicht auf Grund

natürlicher Begabung und liebenswürdiger Formen leicht und schnell erworben wurde. Der Stand als solcher erregt uns also keine Bedenken. Gefährlich dagegen kann allerdings der Umstand werden, daß dem Geistlichen nothwendig die religiösen Interessen an allererster Stelle stehen, und daß ihm, wenn er der einzige Vorsitzende ist, noch mehr wie anderen die Klippe droht, in einseitig erbauliche Richtung zu gerathen. Die glücklichste Kombination wird daher wohl immer die sein, wenn der Verein einen geistlichen und einen weltlichen Leiter hat; den letzteren für die äußeren Sorgen und die weltliche Unterhaltung, den Geistlichen als Seelsorger und Leiter der Bibelstunden und Andachten.

Ob nun der helfende Laie besser nur ein Freund der Sache oder ein ausgebildeter Berufsarbeiter sein soll, hängt wesentlich von den Umständen ab und von den Geldmitteln. Besser kann in den meisten Fällen der eigene Berufsarbeiter wirken, aber es wird das erforderliche Gehalt an großen Orten nicht immer, an kleineren Orten sehr selten aufzubringen sein. Bisweilen wird sich die Stelle des Berufsarbeiters mit anderen Funktionen, z. B. mit denen der Stadtmissionare, Diakonen Hausväter u. s. w., verbinden lassen. Wo aber auch das nicht angeht, z. B. in Kleinstädten und auf dem Lande, ist mindestens nöthig, daß für bestimmt abgegrenzte Distrikte ein Agent vorhanden sei, der die vorhandenen Vereine besucht, Vorträge hält, die Verbindung unter den räumlich getrennten herstellt und möglichst an jedem dazu geeigneten Orte neue Vereine ins Leben ruft. Thatsächlich ist das bereits vielfach geschehen und die bewährte Praxis bedarf nur der Erweiterung und Ausdehnung, deren sie fähig ist.

Besondere Schwierigkeiten kann auf dem Lande die Erlangung eines passenden Lokals machen. Indessen doch nur dann, wenn die Zahl der warmen Herzen sehr klein ist. Andernfalls wird doch wohl immer ein Wohlthäter ausfindig zu machen sein, der im Winter ein warmes Zimmer für den Sonntag Nachmittag hergiebt, mag er nun Gutsbesitzer, Bauer, Förster, Pastor oder was sonst sein. Uebrigens macht die Liebe erfinderisch und selbst einen Schulsaal gemüthlich und heimlich herzurichten, ist nicht unmöglich.

In den Städten ist immer auf ein eigenes Lokal hinzuarbeiten. Am zweckmäßigsten wird es sein, dasselbe in einer „Herberge zur Heimath“ oder in einem „Evangelischen Vereinshause“ zu miethen; zumal sich hier die Frage der leiblichen Verpflegung, die an an-

deren Orten viel Schwierigkeiten machen kann, leicht und sicher löst. Die Mitglieder brauchen einerseits nicht in Kneipen und Restaurationen zu gehen, um passende Mahlzeiten zu finden und andererseits braucht man nicht das Vereinslokal zum Wirthszimmer zu machen.

Das ungefähr ist es, was wir über Grundsätze, Organisation und Ausbau der Jünglingssache denken, oder doch so viel davon, als sich in dem knappen Rahmen einer Flugschrift sagen läßt. Es bliebe nur noch übrig, einmal ziffermäßig auszurechnen, wieviel bisher in der Jünglingssache erreicht worden ist, wieviel überhaupt gethan werden müßte, das erstere vom letzteren abzuziehen und sich so ein klares Bild des ungeheuren Defizits zu machen, welches ausgeglichen werden muß. Aber wir versagen uns diese Rechnung, weil es bei der Arbeit im Reiche Gottes nichts Gefährlicheres giebt, als sich durch die Größe der Aufgaben erschrecken zu lassen. Wer die Hand an den Pflug legt, darf nicht rückwärts schauen und die Furchen zählen wollen. Der Glaube giebt dem pessimistischen Verstand den Abschied, er blickt nur vorwärts und aufwärts.

Als vor 1800 Jahren der verlumpte und gefesselte Gefangene, der „Lotterbube" Paulus an der italischen Küste entlang schiffte, um auch den Römern das Evangelium zu bringen und zu verkünden, da winkte ihm von jeder Bergeshöhe ein schimmernder Götzentempel entgegen. Hätte er da die Tempel zählen wollen, die erst geschlossen oder zerstört werden müßten, bis das Wort vom Kreuz siegreichen Einzug halten könnte — er würde nicht viel erreicht haben. Weil er aber gar nicht rechnete, sondern einfach die sieghafte Gewißheit im Herzen trug: Ich vermag Alles durch den, der mich mächtig macht, Christus — darum hat er auch gesiegt. Wenige Jahrhunderte später waren alle jene Tempel zu Kirchen und ihre Götzentische zu christlichen Altären geworden.

Nur wenig besser als mit den Aussichten des Paulus steht es, wenn man einzelne Gegenden unseres Vaterlandes ausnimmt und gleichzeitig erwägt, daß wir nicht im Heidenthum, sondern mitten in der Christenheit leben, mit der Jünglingssache in Deutschland. Kleine Anfänge — stellenweise diese noch nicht. Und heute wie damals als vornehmstes Hinderniß der Ausbreitung die Ueppigkeit und Genußsucht einer hochgetriebenen Kultur, welche die

Gebildeten und Besitzenden abhält, ihre Polster zu verlassen, dem Volke die Hand zu reichen, seine Sorgen zu theilen, seine Feierstunden zu verschönen. Mit dem Volke ist es aber wie mit den Kindern. Es macht nach, was es die Reichen und Gebildeten thun sieht. Sieht es hier Einfachheit, Mäßigkeit, Enthaltsamkeit, Sittenreinheit, Gottesfurcht, so kann man sicher sein, daß das exempla trahunt sich bewährt und zwar besser bewährt, als alle Rederei. Sieht es im Gegentheil einen zur Weichlichkeit gesteigerten Luxus, eine Vergnügungssucht, welche die Sonntage und selbst die Passionszeit für ihre Feste zu Hülfe nehmen muß, eine Ausartung der Gelage und Schmausereien zum Fressen und Saufen, eine Ausdehnung des Kneipenlebens bis tief in die Nächte hinein und endlich — last not least — jene immer weiter sich ausdehnenden und (zur Schande unserer Reichshauptstadt gerade dort) immer frecher sich spreizenden Menschenmärkte, auf denen die chair à vendre sich feilbietet — sieht das Volk alles dies täglich vor Augen, so darf man sich nicht wundern, wenn es der Sozialdemokratie verfällt. Und gegen diese, insoweit sie als Weltanschauung im Herzen sitzt, können auch die schönsten Sozialreformen nicht helfen.

Entweder also die Gebildeten, die Besitzenden, die Reichen thun Buße, entweder die Christen unter ihnen machen sich auf, um durch Wort und Wandel die Ideen der Gottesfurcht, der Autorität, der Mäßigkeit, der Keuschheit wieder ins Volk und vor allem in seine Jugend zu tragen. Oder aber die erzenen Sandalen der Sozialrevolution schreiten auch über uns hinweg, um alle Kultur und Zivilisation unter ihren dröhnenden Tritten erbarmungslos zu zermalmen.

Daß der von uns angedeutete Weg der Besserung durch Thaten der Entsagung und Liebe kein schneller, sondern nur ein langsamer sein kann, ist uns voll bewußt. Und wir, die wir jetzt leben, dürfen im besten Falle nur hoffen, wie einst Moses, von weitem einen Blick hinein zu thun ins Land der Verheißung. Aber hoffen dürfen wir. Denn die Jugend von heute ist schon eine andere als die vor zehn und zwanzig Jahren und es geht unzweifelhaft wie ahnungsvolles Frühlingswehen ein Zug zu Christo, dem Gnadenreichen und Hochgelobten, sieghaft durch sie hindurch.

Gelingt es, diesen Zug zu stärken und zu vertiefen, dann wird das begonnene Werk auch freudig wachsen; und mit seinem

Wachsthum wird mehr und mehr auch die Erkenntniß siegen, daß Er der Höchste und daß es das Höchste auf Erden ist, Ihm zu dienen.

Denn Sein ist heut'
Und allezeit
Das Reich, die Kraft,
Die Herrlichkeit!

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.
376

Zeitfragen des christlichen Volkslebens.

Band XI. Heft 8.

Wissenschaft und Kirche

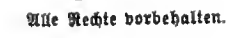
im Streit um

die theologischen Fakultäten.

Von

Martin von Nathusius,
Pastor in Barmen.

Heilbronn.
Verlag von Gebr. Henninger.
1886.



I.

In einer eigentümlichen Lage befinden sich die Geistlichen der evangelischen Kirche. Es muß nämlich den Anschein gewinnen, als sei ihre Ausbildung bis auf einen gewissen Grad dem Zufall überlassen. Zwar ist nach der einen Seite hin die Vorbereitung auf ihr kirchliches Amt vollständig geordnet. Es ist dafür gesorgt, daß ihre Ausrüstung mit den Kenntnissen und Fertigkeiten, welche die Wissenschaft bietet, eine regelrechte und vollständige werde. Die Bildungsanstalten für die Theologen sind mit wissenschaftlichen Hilfsmitteln reich ausgestattet, die Lehrer an den theologischen Fakultäten sind zum größten Theil Männer, deren Namen auch auf allgemein wissenschaftlichem Gebiet einen guten Klang haben, von welchen sowol in Bezug auf die Methode als auch auf den Schatz ihres Wissens viel zu lernen ist. Und es ist in dieser Beziehung auch niemals anders gewesen. Man hat, so lange es eine evangelische Theologie giebt, über die wissenschaftliche Leistungsunfähigkeit derselben, wol zu keiner Zeit mit Recht zu klagen gehabt. Zwar mögen solche Vorwürfe gegen einzelne Fakultäten und Richtungen erhoben worden sein. Aber es wird nicht gesagt werden können, daß dem jüngeren Theologen jemals die Gelegenheit gefehlt habe, sich diejenige philosophische und gelehrte Bildung anzueignen, deren das Zeitalter überhaupt fähig war. Anschließend an solche Ueberlieferungen sind auch in der Gegenwart die Leistungen der theologischen Wissenschaft auf dem Gebiete der exakten Forschung nicht minder als auf dem der spekulativen Konstruktion von hervorragender Art.

Nach dieser Seite hin bliebe also für den künftigen Geistlichen kaum noch etwas zu wünschen übrig. Allein mit dem bisher Be-

rührten sind die Anforderungen, die an ihn gestellt werden, keineswegs erschöpft. Während er über seine wissenschaftliche Bildung in den zu bestehenden Prüfungen, sowol vor dem Eintritt in das Studium, als auch während desselben und nach demselben zu voller Zufriedenheit sich ausweisen konnte, findet er sich zu dem Zeitpunkt, wo er das Amt antreten will, dem die Vorbereitung galt, plötzlich vor noch ganz andere Anforderungen gestellt. Er soll nämlich, um der Geistliche einer bestimmten Gemeinde zu werden, nicht nur Kenntnisse und Fertigkeiten, sondern auch gewisse Ansichten haben, — eine bestimmte Art von religiösen Überzeugungen, welche gerade durch ihn innerhalb seiner künftigen Gemeinde zu pflegen sein werden. Und zwar stellt diese Anforderungen eine dunkle Macht, die Kirche, von der er bisher bei seinen wissenschaftlichen Studien eine ziemlich abstrakte Vorstellung hatte, als von einem nicht leicht zu definirenden, jedenfalls aber sehr verbesserungsbedürftigen Institute, — die ihm aber nun auf einmal höchst konkret in der Gestalt von Bekenntnissen und Consistorialräten entgegentritt.

Nun liegt zwar meistens die Sache so, daß der junge Theologe schon ehe er sich an das Studium begiebt, die Überzeugungen theilt, welche er später zu vertreten hat. Auch fühlt er sich bei seiner wissenschaftlichen Beschäftigung vielfach von der Voraussetzung getragen, daß die Lehre seiner Kirche wahr sei; ja an vielen Punkten wird ihm das auf eine überzeugende Art ausdrücklich bewiesen. Mit anderen Worten: die meisten theologischen Lehrer bekennen sich zum Christentum und zwar zum evangelischen Christentum, viele auch zur Lehre der besonderen Kirche, in der der junge Mann später sein Amt verwalten soll. Allein daneben finden sich auch solche Professoren, welche ganz abweichende Ansichten vortragen, Ansichten, welche in der Gemeinde gar nicht ausgesprochen werden dürften, für welche es einer besonders künstlichen Terminologie und Verblümung bedarf, um sie kanzelfähig zu machen. Es sind dies nicht nur Ansichten über die Bibel und deren göttliches Ansehen, sondern auch über die Gottessohnschaft Jesu Christi, über seine Auferstehung u. s. w. Ja es giebt gegenwärtig theologische Professoren, welche die Religion aus dem naturalistischen Prinzip erklären, demnach jede Offenbarung, also auch die gesammten Eigenthümlichkeiten des Christentums, wie sie bisher in der Kirche aufgefaßt wurden, für Wahnvorstellungen ausgeben. Eignen sich nun die Schüler diese Ansichten ihrer Lehrer an, so

kann es kommen, daß sie sich damit selbst unfähig fühlen, ein Pfarramt zu bekleiden, oder daß sie von der Kirche, welche nicht nur ihre Kenntnisse, sondern auch ihre Ansichten zu prüfen und sie in das Amt einzusetzen hat, für unfähig dazu erklärt werden.

Ich wiederhole, daß die theologischen Fakultäten im ganzen keineswegs so beschaffen sind, daß der beschriebene Fall eintreten müßte. Es sind nur Ausnahmen, um die es sich handelt. Aber immerhin kommen diese Ausnahmefälle vor. Nicht nur in Hannover sind wiederholt Geistliche, in Folge des mit ihnen angestellten Kolloquiums, für nicht wahlfähig erklärt, auf Grund ihrer wissenschaftlichen Ueberzeugungen. Auch in der preußischen Landeskirche ist seiner Zeit dem jüngeren Hanne die Bestätigung des Kirchenregimentes versagt worden; über den Diakonus Lühr in Eckernförde schwebte längere Zeit das Urteil der Absetzung, und ganz neuerdings ist wieder einem holsteinischen Geistlichen durch das Brandenburger Konsistorium der Eintritt in ein Pfarramt Berlins verwehrt worden. Vor allem aber sind es einzelne Äußerungen theologischer Lehrer, durch die immer wieder die Frage angeregt wird: könnten Theologen, welche den Ansichten dieser Lehrer folgen, ein geistliches Amt in einer evangelischen Kirche bekleiden? Besonders die bekannte Lutherfestrede Benders in Bonn hat diese Angelegenheit von neuem zur Verhandlung gestellt. Und nachdem Bender jetzt seine Ansichten über das Wesen der Religion und des Christentums in einem systematischen Werke aufgedeckt hat, dürfte kein Zweifel darüber herrschen, daß ein Kandidat mit diesen Ansichten in einer der deutschen Landeskirchen schwerlich Anstellung finden würde, kaum in Baden oder Gotha, höchstens noch in Hamburg oder Bremen.

Nun machte aber seiner Zeit Lühr, als er wegen Irrlehre aus dem Amte entfernt werden sollte, auf die große Ungerechtigkeit aufmerksam, mit welcher gegen die Theologen verfahren würde. Die Ansichten, welche den Grund für seine Absetzung bilden sollten, habe er auf der Universität sich gebildet. Auf den Universitäten muß der Theologe seine Vorbereitung für das geistliche Amt suchen. Eignet sich nun der Schüler die Ansichten der Meister an, auf welche er angewiesen ist, so kann es kommen, daß er nach beendeter Vorbereitung für unfähig erklärt wird, das Amt zu bekleiden, dem die Vorbereitung galt. O mira rerum conversio! absolvuntur magistri, condemnantur discipuli. (Vinc. Lirin.)

Wir sehen, daß der evangelische Geistliche bei der Amtsübernahme der Möglichkeit eines höchst bedenklichen Konfliktes ausgesetzt ist. Es kann ihm ähnlich gehen wie dem Offizier, den zuerst das Ehrengericht bei Strafe der Verabschiedung zum Duell verurteilt und der dann von einem anderen Gericht für diesen Gehorsam wegen einer gesetzwidrigen Handlung auf Festung geschickt wird, — beides im Namen des Staates. Auch bei dem Theologen ist es im Grunde ein und dieselbe Macht, welche ihn in den Konflikt hineintreibt, nämlich das staatliche Kirchenregiment. Der Kultusminister beruft die theologischen Professoren, und wenn derselbe dabei auch im Namen des Staates handelt, so ist eben er doch die Person, durch welche der Landesherr seine bischöflichen Rechte wahrnimmt. Der evangelische Oberkirchenrat giebt bei der Besetzung der theologischen Lehrstühle zwar sein Gutachten ab. Aber auch er ist durch rechtskräftiges Erkenntnis in letzter Instanz für eine Staatsbehörde erklärt worden. Und die Konsistorien, deren höhere Instanz in Preußen entweder wiederum der Kultusminister oder der Oberkirchenrat ist, weisen die Schüler jener Professoren von dem geistlichen Amte zurück. Das staatliche Kirchenregiment also setzt Lehrer der Theologie ein und setzt die Pastoren, welche jenen Lehrern folgen, ab. In der That ein Zustand, der von einem dadurch Betroffenen (wie Diakonus Lühr) recht wohl als eine Ungerechtigkeit empfunden werden kann.

Es leuchtet ein, mit welchem Rechte wir den Satz aufstellen konnten, daß die Ausbildung des evangelischen Geistlichen bis auf einen gewissen Grad dem Zufall überlassen scheine. Derselbe soll die Glaubensüberzeugung der evangelischen Kirche nach wissenschaftlicher Methode erfassen und vertreten. Bei seiner Ausbildung ist aber nur die wissenschaftliche Methode gesichert, dagegen der Besitz einer evangelischen Glaubensüberzeugung hängt von Umständen ab, auf welche weder er selbst noch die Kirche Einfluß hat, die doch später über eben diese Ueberzeugung ihr Urteil abzugeben, resp. dieselbe zu überwachen hat. Die evangelische Kirche ist für die Ausbildung ihrer künftigen Diener auf Staatsanstalten angewiesen, welche, als organische Glieder der Universitäten, nicht nach kirchlichen, sondern nach rein wissenschaftlichen Gesichtspunkten behandelt werden. Daher können immer Fälle, wie die vorhin erwähnten Konflikte, eintreten.

Und wenn dieselben auch nicht immer zum Bruch führen, wenn der künftige Geistliche dem biblischen Christentum im Ganzen geneigt bleibt, so fehlt doch die Gewähr, daß er nicht in vielen einzelnen Punkten durch seine wissenschaftliche Waffenrüstung an der einfältigen Ausübung seines Amtes gehindert wird, anstatt durch dieselbe gefördert zu werden. Die Klagen über eine ungenügende Vorbereitung der Theologen auf ihre kirchliche Amtsführung haben sich deshalb immer mehr ausgebreitet. Es sind nicht Klagen über zu wenig wissenschaftliche Ausrüstung. Hat man wol gesagt, es sei derselben zu viel, so weisen wir dies ganz entschieden zurück; aber man wird sagen dürfen, daß die wissenschaftliche mit der praktisch-kirchlichen Vorbildung sich nicht die Wage halte.. Die Gemeinden müssen jetzt den Pastor erziehen, so hieß es kürzlich, anstatt daß der Pastor die Gemeinde erziehen sollte, d. h. der in das Amt tretende junge Theologe müsse erst in schmerzlicher Erfahrung viele Theologie wieder vergessen lernen, ehe er in Segen arbeiten könne. Auch aus der Mittelpartei heraus wird deshalb jetzt schon Beschwerde erhoben über „die Unzulänglichkeit des theologischen Studiums in der Gegenwart".

Das geistliche Amt aber ist, auch für das Allgemeine, den Staat und die Gesellschaft, eine zu wichtige Einrichtung, als daß man die Vorbereitung dazu an so schwerwiegenden Mängeln leiden lassen dürfte. Es konnte deshalb auch nicht fehlen, daß das wunderliche Verhältnis, in welchem sich die evangelischen Geistlichen befinden, im weiteren Publikum zum Gegenstand des Nachfragens und Nachdenkens wurde. Man fing an, eine rege Theilnahme an den Vorschlägen zu zeigen, welche von den verschiedenen Seiten zur Abhilfe des Nothstandes gemacht werden. Von der einen Seite wird nämlich die Vermeidung von Konflikten angestrebt durch die Beseitigung aller kirchlichen Bedingungen für das Pfarramt. Die Vorbereitung müsse nun einmal durch die Wissenschaft bewirkt werden, die Wissenschaft aber sei ihrem Wesen nach frei, ihren Führungen habe die Kirche unbedingt zu folgen. Von der anderen Seite wird im Gegentheil in erster Linie das Interesse der Kirche und der kirchlichen Ueberlieferung vertreten. Für diese und in sie hinein sollen die Geistlichen gebildet werden, diesen Zwecken gemäß sind deshalb die theologischen Fakultäten zu gestalten. Von dieser Richtung sind die vielbesprochenen Anträge auf den Generalsynoden schon von 1875 an gestellt und

regelmäßig wiederholt worden, dahin gehend, daß Mittel und Wege gefunden werden möchten, um der am meisten unabhängig dastehenden kirchlichen Instanz, eben den *Synoden*, *einen bestimmenden Einfluß auf die Besetzung der theologischen Lehrstühle zu verschaffen*, — in der Hoffnung, daß auf diese Weise ein größerer Einklang in der Ausbildung des Theologen zwischen seinen wissenschaftlichen und seinen kirchlichen Anforderungen erzielt werden würde. Seit den Verhandlungen über diesen Antrag auf der letzten preußischen Generalsynode ist die Frage auch in der Tagespresse von den entgegengesetztesten Standpunkten vielfach betrachtet und beurtheilt worden. In den Zeitschriften finden sich noch immer prinzipielle Behandlungen der Frage: was für Forderungen die Kirche an die Wissenschaft zu stellen habe. Auch Benders Auftreten hat das Interesse an der Theologie in Laienkreisen noch länger wach erhalten. Da ist denn wohl eine Behandlung dieses Gegenstandes unter den „*Zeitfragen des christlichen Volkslebens*" wohl am Orte.

II.

Es handelt sich also um die *Frage nach dem Charakter der theologischen Fakultäten*. Können dieselben so gestaltet werden, daß sie gleichmäßig dem wissenschaftlichen wie dem kirchlichen Interesse dienen, daß die Vorbildung, welche auf ihnen die künftigen Diener der Kirche genießen, nicht nur die Bürgschaft für eine vollkommen wissenschaftliche Ausbildung, sondern auch diejenige einer kirchlich genügenden Ausrüstung biete, soweit solche Bürgschaften überhaupt möglich sind, — daß zum wenigsten die *kirchlichen* Erfordernisse nicht derartig dem Zufall überlassen bleiben, wie sie es nach den thatsächlichen Verhältnissen zu sein scheinen? Von der einen Seite werden, mit geringerer oder größerer Klarheit über die Durchführbarkeit der eigenen Forderungen, allerlei Änderungen des theologischen Studiums, der Fakultäten, der Professoren, der Wissenschaft u. s. w. verlangt. Von der anderen Seite werden dieselben als ganz unthunlich abgelehnt und alle Schuld für etwa vorkommende Mißstände auf Seiten der Kirche, jedenfalls nicht auf Seiten der Wissenschaft gesucht. Wir reden deshalb von einem *Streit*, der über die theologischen Fakuläten *zwischen der Wissenschaft und der Kirche* geführt werde. Und zu dieser Fragestellung seien erst noch einige Vorbemerkungen gestattet.

Erstlich dürfte es wichtig sein, daran zu erinnern, daß es sich lediglich um die theologischen Fakultäten und ihre Aufgabe in der Vorbereitung der künftigen Geistlichen handelt. Es ist eine andere Frage, ob denn nicht außerhalb derselben noch eine andere Vorbereitung nöthig sei. Wir bejahen dieselbe ganz entschieden, und bedauern, daß für eine der wissenschaftlichen nachfolgende mehr praktische Einweisung in den Kirchendienst die Gelegenheit meistens fehlt. Nur in Baden, Hessen-Darmstadt und Nassau giebt es Seminarien, welche alle in der betreffenden Landeskirche zur Anstellung kommenden Candidaten besuchen müssen resp. können. Außerdem giebt es in der hannöverschen, braunschweigischen und sächsischen Landeskirche je eine (zu Loccum, Wolfenbüttel und Leipzig) und in der preußischen Landeskirche zwei Anstalten, auf welchen einige Auserwählte eine besondere praktische Vorbereitung genießen können, (das Domkandidatenstift in Berlin und das Predigerseminar in Wittenberg). Am besten scheint noch die Würtembergische Landeskirche mit ihren Vikariatseinrichtungen gefahren zu sein. Gegenwärtig ist in vielen Kreisen, besonders auch der preußischen Landeskirche, das Bewußtsein erwacht, daß zur Beseitigung des Mangels einer praktischen Vorbereitung für das geistliche Amt etwas geschehen müsse. Auf einer kirchlichen Conferenz zu Berlin im Jahre 1885 sind nach dieser Richtung sehr gute Vorschläge gemacht worden. Dieselben sind im Herrenhause gelegentlich der Verhandlungen über die Beendigung des Kulturkampfes als Forderungen der evangelischen Kirche an den Staat zur Sprache gekommen. Allein in den nachfolgenden Blättern soll die Frage nach der Vorbereitung zum Pfarramt überhaupt nicht erschöpfend behandelt werden. Wir gehen darum an der Seminarfrage vorüber, indem uns hier nur daran liegt, die eigentümliche Schwierigkeit, in welcher sich die theologischen Fakultäten zwischen den Forderungen der „freien Wissenschaft“ und der evangelischen Kirche befinden, darzulegen und zu ihrer Lösung beizutragen. Diese Frage würde bleiben, auch wenn überall genügende Einrichtungen bestünden, welche dem Candidaten nach vollendetem Universitätsstudium eine — nach unserer Ansicht sehr nöthige — praktische Vorbereitung für sein Amt ermöglichten. Immerhin ist zuzugestehen, daß unser Gegenstand durch jenen Mangel noch verwickelter wird, indem von den theologischen Fakultäten nunmehr oftmals unbilligerweise verlangt wird, was nur Semi-

narien (oder wie man es nennt) leisten können. Mag auch der wissenschaftlichen Bildungsanstalt, so lange die praktische fehlt, im Interesse der Kirche noch manche besondere Pflicht erwachsen, — so kann ihr Charakter als einer wissenschaftlichen doch dadurch nicht verändert werden. Und es bleibt die Schwierigkeit der Frage bestehen: wie sich die Aufgabe der Wissenschaft mit ihrer „freien Forschung" und die Aufgabe der Kirche mit ihrer Gebundenheit an eine gewisse Lehre in der Stellung der Fakultät vereinigen lasse. Es bleibt die Schwierigkeit für die künftigen Pastoren, daß die Uebereinstimmung der Ansichten, welche sie auf den Universitäten gewinnen, mit denen, welche sie in der Kirche predigen sollen, dem Zufall überlassen ist. Wollte man diese Schwierigkeit durch Seminarien lösen, so hieße das: die Kirche solle sich Anstalten einrichten, auf welchen sie den übeln Folgen der Universitätsstudien in den Gemüthern der Theologen entgegenarbeiten könnte! Ganz abgesehen von dem Zweifel an dem Erfolg dieser Arbeit wäre dies eine durchaus unwürdige Lösung der Frage; anstatt den Streit beizulegen, würde dies Verfahren denselben verewigen.

Zur Fragestellung ist aber zweitens noch eine Bemerkung zu machen über die beiden Mächte, welche wir als streitende vorführen. Wer ist denn die Kirche, welche hier ihre Interessen vertritt? Und stehen etwa die Vertreter der Interessen der Wissenschaft außerhalb der Kirche? Keineswegs. Wir sind weit davon entfernt, denjenigen akademischen Lehrern, welche etwa den erwähnten Anträgen der Generalsynode entgegentreten, abzusprechen, daß nicht auch sie in ihrem Sinne das kirchliche Interesse vertreten. Ebensowenig denken wir daran, den Streit, um den es sich hier handelt, zusammenfallen zu lassen mit dem zwischen Glauben und Unglauben. Wer die Frage so fassen wollte, würde sie gänzlich mißverstehen. Es giebt freilich zwei auf dem kirchlichen Gebiet sich gegenüberstehende Parteien, die liberale und die positive, welche verschiedene Ansichten haben über das, was in der Kirche geglaubt werden solle. Den Streit aber, den wir hier meinen, bezeichnen wir nicht als zwischen zwei kirchlichen Parteien geführt über die Gegenstände des Glaubens, sondern zwischen der Wissenschaft, auch der gläubigen, und der Kirche. Es ist mehr ein Streit über die Methode, als über den Inhalt von Ueberzeugungen. Und zwar ist die „Wissenschaft" dabei vertreten durch die große Mehrzahl der akademischen Lehrer aller

Fakultäten, und ihnen stimmen viele Geistliche und Laien zu. Die „Kirche" aber ist vertreten durch die große Mehrzahl der im kirchlichen Amte stehenden Theologen und durch die Masse der gläubigen Gemeinde. Die beiden Parteien decken sich also nicht mit der positiven und negativen theologischen Richtung, wenn auch nicht zu läugnen ist, daß sie vielfach zusammenfallen. Denn die negative macht eben die „Freiheit der Wissenschaft" für sich geltend, ohne welche sie innerhalb der Theologie nicht bestehen könnte und durch welche sie auch in die Kirche einziehen möchte. Doch ist mit der Entscheidung der Frage, ob der Glaube oder der Unglaube Recht hat, noch nicht entschieden, ob jene mehr wissenschaftliche oder jene mehr kirchliche Anforderung an die theologischen Fakultäten Recht hat, um welche sich unser „Streit" dreht.

Am sichtbarsten kommt der geführte Krieg zum Ausdruck in den Bewegungen, welche der Besuch der theologischen Fakultäten aufweist. Sobald nämlich eine Fakultät im ganzen dem theologischen Liberalismus verfallen ist, so pflegt der Besuch derselben durch die Studenten abzunehmen, und wo sich neues positives Leben zeigt, dà vermehrt sich auch der Besuch wieder. Daß hierbei noch andere Gründe mitwirken, z. B. die Stipendien, oder die ungewöhnliche Anziehungskraft einer Persönlichkeit, oder die Bedeutung der ganzen Universität an sich oder wenigstens für ein besonderes Land u. s. w., soll nicht geleugnet werden. Aber durch alle diese wirkenden Ursachen hindurch bricht jenes ausgesprochene Gesetz mit unleugbarer Gewalt hindurch. An Heidelberg war es sehr deutlich zu bemerken. Und eine Gegenprobe liefert seit einigen Jahren Greifswald, diese früher ganz verschwindend kleine Fakultät, die seit der Wirksamkeit der Herren D.D. Zöckler, Cremer, Haupt u. A. einen noch nicht dagewesenen Aufschwung genommen hat. Die Herren in Greifswald oder in dem überaus stark besuchten Leipzig werden nicht der Meinung sein, daß sich in diesem Zudrange ein Urtheil der theologischen Jugend über ihre wissenschaftliche Bedeutung, etwa im Gegensatz zu Männern wie Hase, Holsten, Holtzmann u. A. ausdrücke. Sie müssen es selbst wissen, daß sie von dem jungen Nachwuchs der Kirchendiener aufgesucht werden, weil dieselben das kirchliche Interesse neben dem wissenschaftlichen bei ihnen am besten gewahrt glauben. Es ist wie ein unverabredetes Interdikt, mit welchem Fakultäten wie Heidelberg belegt werden, —

nicht durch die officielle Kirche, auch nicht durch die Gesammtheit der Kirchenglieder, denn jene Fakultätsmitglieder gehören ja selbst zur Kirche und haben innerhalb der Kirche noch viele Gesinnungsgenossen. Jenes Interdikt wird vielmehr ausgesprochen durch diejenigen Kreise, aus denen in ihrer großen Mehrzahl die künftigen Pfarrer hervorgehen. Die jungen Leute pflegen ja nicht selbst den Ort ihres Studiums zu bestimmen, sondern sie folgen darin einem gewissen Gemeingefühl, das sich in den Kreisen ausbildet, welche sich am kirchlichen Leben, an der Arbeit in der Gemeinde oder im Reich Gottes — oder wie man es nun bezeichnen will — betheiligen. Diese Kreise also rechnen wir in dem Streit zwischen Wissenschaft und Kirche zur Vertretung der letzteren, weil ohne ihr Dasein und ohne ihre Arbeit von einer Kirche, die nicht in der Theologie oder der Wissenschaft aufginge, bald nicht mehr die Rede sein würde.

Allein — nur am sichtbarsten, sagen wir, kommt in dem besprochenen Umstand der Streit zu Tage. Geführt wird er außerdem in der Presse, auf freien kirchlichen Versammlungen und besonders in den Synoden, welche sich zu allerhand Verwahrungen und Forderungen gegenüber den Fakultäten oftmals veranlaßt gesehen haben, — vorzüglich in der Generalsynode und dem von ihr angenommenen Antrage. Aber wir wiederholen: durch die Rede von einem Kriege zwischen Wissenschaft und Kirche fällen wir kein Urtheil über die „Kirchlichkeit" der Männer, welche hierbei die Wissenschaft vertreten. Wir verehren in einer ganzen Anzahl derselben hervorragende Förderer des kirchlichen Lebens; ihre Wirksamkeit ist zur Quelle geworden, aus der der Kirche reiche Lebensströme zugeflossen sind. Wir bezeichnen mit jenen Ausdrücken nur zwei verschiedene Grundsätze in Bezug auf die Gestaltung der theologischen Fakultäten.

III.

Gehen wir nun auf die beiden entgegenstehenden Ansichten des Näheren ein. Die Angreifer finden sich auf Seiten des kirchlichen Interesses. Die Gegner vertheidigen nur einen vorhandenen Besitzstand. Was wollen die Angreifer? Die „Protestantische Kirchenzeitung", wenigstens ihr Mitarbeiter August Baur, klagte schon 1875: „Mit welch' bittersüßen, gottergebenen Mienen, mit welch' frommen und doch jederzeit zum Fluch über die Ungläubigen bereiten Worten klagen nicht unsere Frommen, unsere

Gläubigen, unsere hohen und niederen Stundenhalter in den Consistorien und in den dumpfen Bauernstuben über die Gottlosigkeit der Wissenschaft und den Unglauben der Professoren! Wie oft wird nicht im Stillen nach Abschaffung der theologischen Fakultäten oder wenigstens nach einer anderen Besetzung derselben geseufzt; ja nicht im Stillen geseufzt, sondern in stürmischem Kreuzzug verlangt!" So beschreibt er die Vertreter des kirchlichen Princips. Und dieser Satz hat ihm so gut gefallen, daß er ihn in einem Aufsatz von 1886 noch einmal abdruckt, um dann die kirchlichen Forderungen selbst mit folgenden blühenden Ausdrücken zu beschreiben: „Die Unterwerfung unter die Kirche ist für diese Herren nichts Anderes als die unbedingte Verpflichtung der Theologen, im umfassendsten Sinne das Wort genommen, in ihrer ganzen Lehrdarstellung sich einzig und allein an die strikteste Bekenntnißlehre des 16. und noch mehr (!) des 17. Jahrhunderts zu binden mit der rechtlichen Wirkung, daß jede Ueberschreitung des in der Bekenntnißtheologie gezogenen Kreises in Wort und Schrift nicht nur überhaupt kirchliche Maßregelung, sondern insbesondere auch Entfernung vom Amte wegen Irrlehre von Rechts wegen zur Folge haben soll." — Dies nun ist natürlich eine Unwahrheit. Ob solche Gedanken hier und da gehegt werden, oder auch in kleinerem Kreise ausgesprochen sind, ist uns nicht bekannt. Die Forderungen, wie sie von der Mehrheit der preußischen Generalsynode und in verwandten Aeußerungen geltend gemacht sind und werden, enthalten von den Schreckgespenstern der „Protestantischen Kirchenzeitung" nichts. Sie gehen nur dahin, daß der Kirche die Gelegenheit gegeben werde, darauf hinzuwirken, daß die wissenschaftlichen Lehrer, welche die künftigen Geistlichen ausbilden, selbst in dem Glauben stehen, welchen jene später predigen sollen.

Niemand wird sagen können, daß in diesem Wunsche an sich etwas Unberechtigtes liege. Man wird es Niemandem verdenken, wenn er Anstrengungen macht, um am Leben zu bleiben. Es ist aber geradezu eine Lebensfrage der Kirche, wie diejenigen ausgebildet werden, welche in ihr den Dienst am Worte haben. Und außerdem ist es noch eine ihr eingestiftete Pflicht, für die Verkündigung des Evangeliums zu sorgen. Wie sie von Jesus Christus gelehrt ist, zu beten um treue Arbeiter in die Ernte, so muß zu diesem Beten auch hier das Arbeiten kommen, d. h. ein bestimmtes Handeln, welches auf die Erziehung tüchtiger Prediger hinwirkt.

Wenn die Kirche nun, in Folge des Ueberganges des Kirchenregimentes an die Staatsbehörde, auch die Ausübung dieser Pflicht an dieselbe abgegeben, und letztere dieselbe durch Einrichtung der theologischen Fakultäten übernommen hat, so kann damit das Recht und die Pflicht der Kirche, für die Ausbildung ihrer künftigen Diener zu sorgen, doch nicht aus der Welt verschwinden. Es muß sich zum wenigsten darin zeigen, daß sie ihre Zustimmung oder ihre Unzufriedenheit mit der Vorbereitung derselben ausspricht, welche sie auf den Staatsanstalten erhalten. Und sie wird auf Mittel und Wege sinnen müssen, wie den vorhandenen Unzuträglichkeiten abzuhelfen ist.

In der Gegenwart ist dies ganz besonders nöthig Man möchte wohl seitens der Wissenschaft die Kirche damit beruhigen, daß sich die theologischen Dozenten ihr durch eine moralische Verpflichtung verbunden erachteten. Allein diese moralische Verpflichtung scheint nicht mehr zu genügen. Denn auch solche Männer, welche sich derselben bewußt zu sein behaupten, sind dadurch nicht abgehalten worden, die geschichtlichen Thatsachen, auf welche die Kirche ihren Glauben gründet, fortzudeuten. Wenn die Vertreter der protestantischen Linken, deren pantheistische und rationalistische Ansichten zu Tage liegen, der Meinung sind, daß sie „die conservative Pflicht der theologischen Wissenschaft voll anerkannt und durchgeführt", daß sie „den Beweis der Pietät der freieren Theologie gegen das kirchliche Dogma erbracht" haben — so sind große Kreise der Kirche anderer Meinung. Einen todten Christus, einen in die Materie und ihre Entwickelungsgesetze eingeklemmten Gott und eine durch Ausscheidung des Mythischen mit solcher Lehre in Einklang gesetzte Bibel können wir nicht gebrauchen. Also die „moralische Verpflichtung" genügt dann nicht, wenn es in der Theologie eine Richtung giebt, welche den Gegensatz von Tod und Leben, Geschöpf und Schöpfer für unerheblich erklärt, für beruhend auf einer falschen Fragestellung.

Die Kirche muß daher verlangen, daß ihr selbst ein Urtheil darüber gestattet werde, ob diejenigen, welche der Staat zu ihren Lehrern in die theologischen Fakultäten beruft, diesen Dienst zu leisten im Stande sind. Damit ist nicht eine „Unterwerfung unter die Kirche" für die Theologie in dem Sinne verlangt, daß durch eine Censur des jeweiligen Kirchenregimentes theologische Professoren aus dem Amte entfernt oder zu Aenderungen ihrer Vorträge ge-

zwungen werden könnten. Die Forderungen der Kirche, um die es sich hier handelt, richten sich im Grunde gar nicht an die Wissenschaft, sondern an den Staat. Von ihm wird verlangt, daß er seine Berufungen der theologischen Dozenten unter solchen Formen vollziehe, die der Kirche die nöthigen Bürgschaften geben. Und das ist durchaus nichts Neues. Es ist nur die Erinnerung an die rechtliche Lage der Sache. Die Fakultät, von welcher die letzten Anregungen zur öffentlichen Behandlung dieser Frage ausgegangen sind, nämlich die zu Bonn, ist durch ihr vom Staat gegebenes Statut zu einer bestimmten Richtung ihrer wissenschaftlichen Wirksamkeit verpflichtet. Es heißt dort: „Die Fakultät bekennt sich zu der unierten evangelischen Kirche und ist verpflichtet, ihre Lehre mit den Grundsätzen dieser Kirche, wie sie in deren anerkannten Bekenntnißschriften übereinstimmend und schriftgemäß aufgestellt worden sind, im Einklang zu erhalten und ihre Wirksamkeit dem Dienste dieser Kirche zu widmen.“ Und sämmtliche anderen theologischen Fakultäten, auch die, welche keine derartigen statutarischen Bestimmungen haben, stehen dennoch gleichfalls auf einem confessionellen Boden. Denn als besondere evangelische Fakultäten sind sie von den katholischen geschieden; so ist es die Bestimmung von dem Bekenntniß einer Sonderkirche her, welche constitutive Bedeutung für sie hat.

Keiner jener Vertheidiger der wissenschaftlichen Lehrfreiheit würde daran Anstoß nehmen, wenn ein Theologe, der seine kirchliche Ueberzeugung wechseln und sich zu dem Tridentinum bekennen würde, aus der evangelischen theologischen Fakultät, nöthigenfalls auf dem Disciplinarwege, entfernt würde, wie es jedermann selbstverständlich erschienen ist, daß der zum Irvingianismus übergetretene Heinrich Thiersch nicht mehr Glied der theologischen Fakultät in Marburg blieb. Und es ist noch ein besonderer Umstand hierbei zu beachten. Die theologischen Fakultäten haben als solche wichtige Rechte in der evangelischen Kirche. Nicht nur, daß sie an den Prüfungen der künftigen Geistlichen Theil nehmen, auch zu den Synoden entsenden sie ihre Vertreter, welche der Natur der Sache gemäß dort einen entscheidenden Einfluß ausüben. Indem sie diese Rechte anstandslos ausüben, stellen sie sich auf einen confessionellen Boden. Wird also die Grenze der wissenschaftlichen Lehrfreiheit nach der einen Seite von niemand bestritten, so darf doch wohl gefragt werden: ist es etwas so Un-

geheuerliches, wenn die evangelische Kirche verlangt, daß dieselbe auch nach der anderen Seite gezogen werde? Wenn man es zugiebt, daß ein Lehrer, der neben der Anbetung Christi die Anbetung der Maria lehrt, Glied der evangelischen theologischen Fakultät nicht sein kann, soll eine Beschränkung der Lehrfreiheit darin gefunden werden, wenn auch ein solcher nicht als Glied jener Fakultät gewünscht wird, der die Anbetung Christi selbst leugnet? — Und nicht nur diese, nein jedes Gebet zu einem lebendigen Gott, das persönliche Verhältniß zu Gott, die persönliche Unsterblichkeit wird geleugnet, ohne daß die Kirche an den Namen der evangelischen Fakultät erinnern und eine evangelische Lehre von ihren Professoren soll verlangen dürfen? — Die Kirche darf nach Recht und Vernunft eine bekenntnißmäßige Lehre von den Fakultäten erwarten.

Es wird ihnen damit durchaus keine solche Fessel angelegt, daß ihnen nichts Anderes überbliebe als vorzutragen, was frühere Theologen festgesetzt haben. Die Bekenntnißschriften der lutherischen Kirche führen sich selbst nur ein als eine „Erklärung des Glaubens, wie die heilige Schrift in streitigen Artikeln in den Kirchen Gottes von den damals Lebenden verstanden und ausgelegt und derselben widerwärtige Lehre verworfen und verdammt worden." Sie wollen selbst den prophetischen und apostolischen Schriften alten und neuen Testamentes, als der alleinigen Regel und Richtschnur für die Lehren und die Lehrer, unterworfen sein. (Form. Conc. I Einleitung.) Es liegt in dem Begriff der evangelischen Kirche, daß das Dogma als der Niederschlag der kirchlichen Erfahrung angesehen werde. Die letztere aber ist zu keiner Zeit, so lange der Herr die Seinigen noch hier im Streit läßt, eine abgeschlossene. So ist eine tiefere Erfahrung und deshalb eine weitere Ausgestaltung der Lehre weder durch die Feststellung der Lehre im Bekenntniß, noch durch die Gebundenheit der Dozenten an dieselbe ausgeschlossen. Vielmehr muß die evangelische Kirche grundsätzlich von ihren Lehrern die Erwartung haben, daß sie die Erfahrungen der kirchlichen Kämpfe sammeln und zum lehrhaften Ausdruck bringen, mögen sie damit auch zu einer Fortbildung der bekenntnißmäßigen Lehre beitragen.

Aber bei all dieser Freiheit zum Fortschritt kann die Kirche den Boden des evangelischen Bekenntnisses doch nicht für ein unbegrenztes Gebiet halten. Es giebt einen ge-

wissen Mittelpunkt und bestimmte Grenzlinien, außerhalb deren ein Dienst für die evangelische Kirche nicht mehr möglich ist. Es fragt sich aber nun: sind diese Grenzen in bestimmte Satzungen und Paragraphen zu fassen? — oder soll es etwa eine Instanz geben, welche über ihre Innehaltung eine fortgehende Ueberwachung übt? Letzteres ist der Weg, den die katholische Kirche einschlägt. Sie verhängt die Censur über die Lehrer mit stagnischen Ansichten und nimmt ihnen dadurch die Möglichkeit, auf die künftigen Geistlichen Einfluß zu üben. Der Staat, als der Inhaber der Universitäten, giebt jener Censur keine weitere Folge. Als die römische Kirche bei der Uebereinkunft mit dem Staate in Würtemberg (1857) das Verlangen stellte, daß die Professoren der katholisch-theologischen Fakultät für ihre ganze Lehrwirksamkeit der Censur des bischöflichen Stuhles unterworfen sein sollten, wurde dasselbe abgelehnt, wenigstens soweit der Staat seine Hand bieten sollte, um jener Censur (die natürlich an sich ebensowenig verhindert werden kann, als das oben besprochene unverabredete Interdict der gläubigen evangelischen Kreise über protestantenvereinliche Fakultäten) äußeren Nachdruck zu geben. Jene Ablehnung geschah auf Grund einer Vorstellung des akademischen Senats der Universität Tübingen, der in jenem Falle darauf antragen zu müssen erklärte, daß die Professoren der katholisch-theologischen Fakultät nicht mehr als Vertreter der „freien Wissenschaft zu betrachten, also auch unfähig seien, Mitglieder des Senats zu bleiben." Wir stimmen dieser Erklärung vollkommen zu. Hat man einmal jemanden an die schöne und verantwortungsreiche Stellung eines wissenschaftlichen Lehrers berufen, so muß er es als etwas Unwürdiges empfinden, wenn ihm bestimmte Aeußerungen verboten werden oder er gar zum Widerruf gezwungen werden soll. Der Erlanger Hofmann hat einmal gesagt: die Theologie solle der Kirche als dem Leibe Christi dienen, aber nicht der Kirche als jeweiliger Erscheinung. Dies Wort, das man schon den Bestrebungen auf eine größere Kirchlichkeit der theologischen Fakultäten entgegengehalten hat, ist uns ganz aus der Seele geredet. Er fährt dann fort: „Eine Theologie, welche einem Kirchenregimente unterthänig wäre in ihrer Thätigkeit, würde ihren hohen Beruf, Christo zu dienen, verkaufen, und den Beruf menschlicher Knechtschaft dafür einkaufen." Dies ist ein treffender Ausdruck des allgemeinen evangelischen Standpunktes, ohne den eine Reformation,

ohne den auch das Aufkommen der neuen gläubigen Theologie nicht möglich gewesen wäre. (Man denke z. B. an die Verhandlungen zwischen Hengstenberg und dem Minister Altenstein). Dies Wort Hofmanns unseren Bestrebungen entgegenzuhalten, ist also gänzlich verfehlt. Denn wir suchen die Bürgschaft für Innehaltung der Grenzen der evangelischen Lehre nicht in irgend welchen überwachenden Einrichtungen, sondern in gewissen Maßregeln bei der Anstellung der akademischen Lehrer. Hierbei die rechten Männer zu finden, darauf kommt es an. Stehen sie im Glauben der Kirche und kann man von ihrem Eifer für die Sache des Herrn überzeugt sein, so darf ihnen auch die Freiheit, welche sie als wissenschaftliche Lehrer genießen, nicht verdacht werden. Tritt dennoch der Fall ein, daß sich ein Docent später als ein anderer zeigt, als für den man ihn hielt, oder daß er sich innerlich in einer Richtung entwickelt, welche ihn zu scharfen Conflikten mit der evangelischen Lehre führt, so muß es den kirchlichen Organen überlassen bleiben, sich in Uebereinstimmung mit den übrigen akademischen Lehrern mit dem Kultusminister zu verständigen, damit der Betreffende in geeigneter Weise aus der theologischen in die philosophische Fakultät übergeführt werde.

Die bisher in der Kirche laut gewordenen Wünsche bezogen sich nicht auf eine fortlaufende Ueberwachung der Docenten, sondern auf gewisse Maßregeln bei der Besetzung der akademischen Lehrstühle. Und zwar sind dies schon alte oft wiederholte Forderungen. Seit 1820 ist in der rheinisch-westphälischen Kirche oft davon die Rede gewesen.*) Wie die evangelisch-theologische Fakultät in Bonn durch ihr Statut mit dem Bekenntniß der Kirche verknüpft ist, wurde oben schon mitgetheilt. § 6 der Universitätsstatuten besagt nun: „Das besondere Verhältniß der Fakultät zu der evangelischen Kirche der westlichen Provinzen des preußischen Staates, zu deren Dienst sie zunächst gegründet ist, wird durch besondere Verordnungen bestimmt werden". Solche Verordnungen sind nie erlassen worden. Aber es traten 1848 Abgeordnete der beiden westlichen Provinzialsynoden zusammen, welche sich über

*) Näheres hierüber findet sich in einem Sonderabdruck aus der „Rh. W. Post": Das Verhältniß der ev. Kirche zu den theol. Fakultäten, von P. Altgelt, Barmen 1884, — der überhaupt noch manches interessante Material beibringt.

bestimmte Punkte einigten, die den Synoden vorgelegt werden sollten. Nr. 10 derselben lautete folgendermaßen: „Da auf den Universitäten, durch die theologischen Fakultäten, die Bildung der Lehrer der Kirche geschieht, die Kirche also bei der Besetzung derselben wesentlich betheiligt ist, so übt sie nach Analogie des der katholischen Kirche zustehenden Rechtes an der Ernennung der Professoren der Theologie durch das Consistorium und die Examinationskommission eine Mitwirkung aus. Die theologische Fakultät hat dagegen das Recht, durch einen aus ihrer Mitte zu nennenden Vertreter mit Sitz und Stimme an den Verhandlungen der Provinzialsynode theilzunehmen". Die Synoden nahmen 1850 diesen Antrag an, gaben der Fakultät das bezeichnete Stimmrecht „unter Voraussetzung der Fortdauer ihrer statutarischen kirchlichen Stellung und einer angemessenen Einwirkung der Kirche auf die Besetzung der Fakultät". Diese Beschlüsse wurden einstimmig gefaßt, auch die Professoren Nitzsch, Rothe und Dorner, welche Mitglieder der damaligen Synode waren, stimmten ihnen zu; letzterer gab noch die Erklärung ab, daß die theologische Fakultät zu Bonn von Herzen dafür stimme, ihr im innigen Verbande mit dem kirchlichen Bekenntniß statutarisch geordnetes Verhältniß zur Kirche fortdauernd festzuhalten.

Wie nun die „angemessene Einwirkung der Kirche auf die Besetzung" zu denken sei, ließ die Synode von 1850 noch unbestimmt. Inzwischen war der Evangelische Oberkirchenrath in Berlin eingesetzt und ihm auch die rheinische und westphälische Provinzialkirche mit unterstellt worden. Demselben war durch Cabinetsordre des Königs zugestanden, daß er bei Besetzung der ordentlichen Professuren der Theologie eine gutachtliche Aeußerung abzugeben habe. Hier knüpften nun die Generalsynoden an. Schon auf der außerordentlichen von 1876 beantragten die Professoren der Theologie Kähler, Kraft und Christlieb, daß „bei Vorschlägen und Begutachtungen, betreffend die Stellen des Kirchenregimentes und der theologischen Lehrämter, soweit jene zum Ressort des Oberkirchenrathes gehören", der Generalsynodalvorstand zugezogen werden solle. Derselbe Antrag wurde auf der ersten ordentlichen Generalsynode von 1879 durch Lic. Kölling, Professor Zöckler und Genossen wiederholt, und in etwas anderer Form auch auf der zweiten ordentlichen Generalsynode von 1885 eingebracht.

Es wird hierbei von der richtigen Grundforderung ausgegangen, daß der Kirche eine geeignete Mitwirkung bei der Berufung der Lehrer für ihre künftigen Geistlichen gestattet sein müßte. Diejenigen Organe aber, welche jetzt die in der Kirche lebenden Interessen am unabhängigsten vertreten können, sind die Synoden. Deshalb ist der Generalsynodalvorstand der geeignetste Mund der Kirche in dieser Sache.

Jeder, der sich unbefangen in die Lage der Kirche hineindenkt, wird zugeben müssen, daß mit dieser Forderung außerordentlich wenig verlangt wird, — so wenig, daß es zweifelhaft erscheinen kann, ob die Maßregel auch nur etwas nützen werde. Wir bemerken dazu aber dreierlei. Erstlich dürfte das Gutachten natürlich nicht erst dann eingeholt werden, wenn die Fakultät und der Minister über die zu berufende Persönlichkeit sich geeinigt haben, sondern zu einem Zeitpunkt, wo das Urtheil des Synodalvorstandes noch von entscheidendem Einfluß sein kann. Zweitens müssen wir sagen, daß wenn dies wirklich geschieht, uns damit doch Erhebliches gewonnen zu sein scheint. Bei der Begutachtung durch den evangelischen Oberkirchenrath allein werden wesentlich die Herren Professoren, welche Mitglieder dieser Behörde sind, den Ausschlag geben. Der Synodalvorstand aber ist so vielseitig zusammengesetzt und zählt seine Mitglieder aus allen Theilen des Landes, daß eine viel eingehendere Prüfung der Frage nach der kirchlichen Qualität des zu Berufenden möglich sein wird, d. h. nach seiner Fähigkeit, den jungen Theologen das Vertrauen zu einer wahrhaft harmonischen Ausbildung für ihren Lebensberuf einzuflößen. Auch ist von dem Gutachten des durch den Generalsynodalvorstand erweiterten Oberkirchenrathes ein größerer Eindruck an den betreffenden Stellen zu erwarten. Wir glauben wenigstens, daß der Parlamentarismus gegenwärtig eine solche Macht ist in unserem öffentlichen Leben, daß selbst theologische Fakultäten, geschweige denn ein Kultusminister, sich seinem oft unbewußten Einfluß schwerlich entziehen werden. — Und endlich drittens ist zu sagen: Sichere Bürgschaften werden der Kirche freilich auch hiermit nicht gegeben. Allein es gehört zum Begriff der Kirche, als des lebendigen Leibes Christi, daß ihr Fortbestand und ihr Gedeihen niemals von irgend welchen äußeren Organisationen gewährleistet sei. Die einzige untrügliche Gewähr dafür, daß wir gute theologische Docenten haben, liegt in einer lebendigen Ge-

meinde, welche um Hirten und Lehrer bittet. Was im Uebrigen dazu geschieht, hat nur relativen Werth und unterliegt dem Wechsel der Zeiten und Bedürfnisse. Was aber in der Gegenwart zu erreichen ist, das glauben wir, liegt in den aufgestellten Forderungen.

IV.

Wir wenden uns nun zu den Einwänden, welche auf Seiten der Wissenschaft gegen diese bescheidenen kirchlichen Forderungen erhoben werden. Es ist aus den Reihen der akademischen Theologen gegenüber der Bitte um einen kirchlichen Einfluß auf die Besetzung der Lehrstühle des öfteren gemahnt: man möchte ihnen, den theologischen Professoren, die „Schmach" ersparen, die sie in den Augen ihrer Kollegen aus den anderen Fakultäten erleiden würden, wenn sie vor denselben als „unfrei" dastünden, als abhängig von kirchlichen Organen. Die Besorgniß, welche sich in dieser Begründung ausspricht, ist richtig. Denn es giebt unter den Vertretern der heutigen Wissenschaft eine große Anzahl, deren Feindschaft gegen das positive Christenthum ihnen jede Besonnenheit zu rauben im Stande ist, so daß sie im Namen der „Freiheit der Wissenschaft" die wunderlichsten Dinge verlangen. Man hat sich Vorstellungen gemacht von der Wissenschaft und deren Vertretung durch die Universitäten, welche weder der geschichtlichen Entwickelung noch den gegenwärtigen Verhältnissen entsprechen. Die Verfassung der Universitäten dulde es nicht, sagt man, daß andere als rein wissenschaftliche Gesichtspunkte bei den Berufungen auf ihre Lehrstühle geltend gemacht würden. Es soll wirklich, als im Jahre 1879 die Generalsynode den bewußten Antrag angenommen hatte, der Senat der Berliner Universität sich an den Kultusminister gewandt haben, mit der Bitte, er möchte vor der Entscheidung über denselben sich mit den Senaten aller Landesuniversitäten darüber verständigen, es stünde sonst zu befürchten, daß der Senat den künftigen Professoren der Theologie nicht mehr alle Ehren und Vorrechte eines ordentlichen Docenten zusprechen könnte. — Dies erinnert an die Bedenken des Tübinger Senates, gegenüber den Ansprüchen des Papstes in dem Würtemberger Conkordat. Allein welch ein Unterschied! Dort handelte es sich um die fortlaufende Censur eines römischen Bischofs, und hier um das einmalige Gutachten des Vorstandes der evangelischen, aus freien allgemeinen

Wahlen hervorgegangenen Generalsynode, bei der Berufung der ordentlichen Professoren!

Konsequenter Weise müßte von dem Namen einer evangelisch-theologischen Fakultät her gleichfalls gefolgert werden, daß der Senat den Professoren der Theologie nicht mehr alle akademischen Ehren und Vorrechte zuertheilen könnte. Denn sie sind ja evangelisch, also confessionell gebunden. Indem man neben katholischen auch evangelische Theologen beruft, werden schon Gesichtspunkte eingehalten, welche außerhalb der Wissenschaft liegen. Und in der That kann man solche Aeußerungen auch jetzt schon hören, daß die Theologie in ihrer gegenwärtigen Gestalt als einer kirchlichen Wissenschaft gar eine Wissenschaft im eigentlichen Sinne ausmache, daß die Duldung der theologischen Fakultäten an der wissenschaftlichen Hochschule eine unberechtigte Schwäche sei und dgl. In die Oeffentlichkeit traten derartige Ansichten zuerst durch die Rede eines niederländischen Naturforschers, als Rektors der Universität Leyden. Und ein nach derselben Seite gehender Ausspruch in Greifswald machte vor einigen Jahren die Runde durch die Zeitungen, wonach ein Naturforscher einem Studenten erklärt habe, daß eine bestimmte wissenschaftliche Preisarbeit aus dem Gebiete der Theologie nicht entnommen werden dürfe, da die Theologie keine Wissenschaft im strengen Sinne sei. Daß das Gerede von dem unwissenschaftlichen Charakter der Theologie schon jetzt gehört und der theologischen Fakultät ihr Daseinsrecht bestritten wird, zeigt wenigstens, daß man auf jener Seite von der bereits vorhandenen Gebundenheit der Theologie eine gewisse Vorstellung hat. Und man kann sich leicht denken, wie solche theologischen Lehrer, denen eine klare Vorstellung über die Beziehung ihrer Wissenschaft zur Kirchenlehre abgeht, sich von den Drohungen ihrer glaubensfeindlichen Kollegen einschüchtern lassen können.

Die Besorgnisse, die sie uns entgegen halten, sind also richtig. Aber damit sind sie nicht berechtigt. Wir werden das nachweisen, indem wir aus einer geschichtlichen Betrachtung das Wesen der Fakultäten richtig zu erfassen suchen, um von da aus den Einwand, den man gegen die Berechtigung der theologischen, oder auch gegen die gewisse Verbindung derselben mit der Kirche macht, zu beurtheilen. Wie sind die Fakultäten entstanden? — und was sind es für Bewegungen, welche auf eine Umgestaltung ihrer Verhältnisse hinwirken oder hinzuwirken versucht haben?

Die Fakultäten sind älter als die Universitäten. Ursprünglich gab es an einem Orte nur Gelegenheit zur Ausbildung in einem Fache. Hervorragende Praktiker, welche eine verständige Theorie ihres Thuns besaßen, sammelten Lernende um sich und bildeten Schulen. Geistliche waren die ersten Professoren. Die theologische Fakultät ist der Krystallisationspunkt, um den herum sich das gebildet hat, was wir jetzt eine Universität nennen. Wie die Theologen an verschiedenen Orten, so machten es die Juristen in Bologna, die Aerzte in Salerno. Waren aber einmal solche Städte zum Anziehungspunkte für viele Lernbegierige geworden, so besetzten sich daselbst auch Lehrer an anderen Fächern. Und so konnte man an einem und demselben Orte sich die facultas, die Fertigkeit als Jurist, als Arzt oder als Geistlicher zu praktiziren, erwerben. Facultas heißt das Können; mit diesem Worte drückte man aus, was die Wissenschaft verschaffen soll. Und daraus entstand bald die Bezeichnung für die Gesammtheit derer, welche in einem bestimmten Fache sich die Kenntniß ihrer künftigen Praxis aneignen wollten, einschließlich derer, welche darin unterrichteten. Gab es mehrere solcher Fakultäten, so wurde die Gesammtheit der Lehrenden und Lernenden die universitas genannt. Und später, als das Wissen die Menschen abstracter machte, dachte man bei diesem Ausdruck nicht mehr an die Gesammtheit der dort vereinigten Menschen, sondern der dort zu lernenden Stoffe, und ergänzte: universitas literarum.

So sind die Universitäten mit ihren drei Fakultäten entstanden, den Ausbildungsstätten für die Geistlichen, die Richter und die Aerzte. Allmählich entstand noch eine vierte Fakultät, in der zwar keine Wissenschaft (scientia) gelehrt wurde, die vielmehr Gelegenheit gab, sich mit den freien Künsten bekannt zu machen, zuerst den sieben: Grammatik, Rhetorik, Dialektik, Arithmetik, Geometrie, Musik und Astronomie, — welche sich später zu den Lehrfächern der Grammatik, Dialektik, Mathematik, Physik, Metaphysik und Moral herausbildeten. In den letzteren haben wir die Hauptzweige der heutigen philosophischen Fakultät, welche lange hat kämpfen müssen, bis sie den gleichen Grad und Rang erlangte, wie die drei sogenannten oberen Fakultäten, während sie ihnen jetzt zumeist nach Zahl der Lehrer und Lernenden, sowie nach der Breite des Raumes, den sie in dem öffentlichen Leben des Volkes einnimmt, weit überlegen ist. Aus dieser Entstehungsart der Universität leuchtet

ihre Idee hervor. Sie will eine Ausbildungsanstalt sein für diejenigen, welche leitende Stellen einnehmen sollen in der Sorge für das äußere und innere Wohl der Menschen.

Allein es kam bei ihrer Gestaltung noch ein weiterer Beweggrund mitwirkend hinzu. Es liegt in der Natur des Menschen, daß er seinen geistigen Blick, vom Erkenntnißdrange getrieben, auf ein Ganzes richten muß. Er will für seine Praxis nicht nur Fertigkeiten haben, sondern eine Theorie, eine Anschauung des Ganzen, mit der Erkenntniß der Zusammenhänge, der Gründe und Folgen der einzelnen Theile. Diese Richtung auf Erkenntniß kann sich von dem Wunsche nach praktischer Fertigkeit selbständig loslösen. Der Geist will wissen, nicht um danach zu handeln, das Wissen ist Selbstzweck. Die Geschichte der menschlichen Bildung hat es gezeigt, welch ungeheueren Einfluß auf die Ausbildung unseres Geschlechtes dieses Wissen und dieser Wissensdrang, diese Beschäftigung mit der Erkenntniß als solcher geübt haben. Und man ist zu der Einsicht gelangt, daß es für den Geist sowohl als für den Gegenstand, mit dem er sich beschäftigt, von entscheidender Bedeutung ist, ob diese Beschäftigung mit einem praktischen Ausnutzungsinteresse geschieht, oder aus reiner Lust am Erkennen. Im letzteren Falle nennt man es eine „wissenschaftliche" Behandlung des Gegenstandes, zu welcher demnach erforderlich ist, daß die Sache, um deren Erkenntniß es sich handelt, dem Geiste an sich selbst Vergnügen bereite, daß sie Gelegenheit genug biete, dem uns innewohnenden Drange der Verknüpfung der Ursachen, der Erforschung der Gründe, der verbindenden Anschauung, also des Theoretisirens und Systematisirens Befriedigung zu gewähren. Völker, welche es zu einer wissenschaftlichen Betrachtung in diesem Sinne nicht gebracht, welche die Erkenntniß der Dinge nur zu ihrer Ausnutzung, nicht zur Ausbildung und zum Erfreuen des Geistes gesucht haben, sind zu einer Bedeutung in der Geschichte der Menschheit nicht gelangt (z. B. die ungeheuer Vieles wissenden Chinesen, welche aber keine Wissenschaft kennen).

Dieser wissenschaftliche Trieb nun, der bei der Herausbildung der ersten Lehranstalten mitwirkte, hat seinen Einfluß auf das Ganze ihrer Gestaltung darin gezeigt, daß die Universität zu einem unabhängigen Institut geworden ist, gewissermaßen einem Staat im Staate, zu einer zunftmäßigen Organisation

des Wissens und des wissenschaftlichen Lernens, der man das Monopol auf Wissenschaft noch heute bis auf einen gewissen Grad dadurch anerkennt, daß ihr allein die Fähigkeit zuerkannt wird, wissenschaftliche Ehren und Grade zu ertheilen. Die Universität hält sich mit Stolz für die Vertreterin des Wissens, steht mit einer gewissen Vornehmheit dem praktischen Leben und Thun gegenüber, und hütet sich sorgsam davor, daß ihr Leben und Streben von dem Strome der Wirklichkeit nicht mit fortgerissen werde.

Aus dieser berechtigten Stellung der wissenschaftlichen Hochschule ergeben sich aber auch manche Gefahren. Denn je mehr jener Erkenntnißtrieb sich seiner selbst bewußt wurde, desto näher trat ihm die Gefahr, sich selbst — im Vergleich mit den Dingen, die er erkennen sollte — zu überschätzen. Die Philosophie kam dahin, daß sie den menschlichen Verstand für das höchste Wesen erklärte. Man verwechselte die Thätigkeit des Schaffens und des Begreifens. Anstatt die Gegenstände, die Thatsachen, die realen Lebensmächte zu erkennen, sollte die Wissenschaft dieselben hervorbringen. Die Vernunft sollte durch wissenschaftliche Thätigkeit aus sich heraus die ganze Wahrheit erzeugen, auf allen Gebieten. Da konnte es nicht fehlen, daß man mit der historisch entwickelten Universität und ihren an das praktische Leben sich anschließenden Fakultäten nicht mehr zufrieden war. Fichte nannte die Universität, als die Centralstätte des Wissens, des Begreifens, der Bethätigung des für göttlich erklärten menschlichen Ichs — „das Heiligste, was das Menschengeschlecht besitzt", — ja „die sichtbare Darstellung der Einheit der Welt, als der Erscheinung Gottes, und Gottes selbst". Und von solchen Anschauungen aus suchte man die Universität neu zu organisiren. Nur die Idee des Wissens oder die wissenschaftlichen Grundsätze sollten dabei maßgebend sein. Fichte schrieb einen ausführlichen „deducirten Plan einer zu errichtenden höheren Lehranstalt", nach welchem der Betrieb der Wissenschaft ein völlig selbständiger, durch die Rücksicht auf praktische Bedürfnisse in keiner Weise getrübt sein sollte. Das Wissen lediglich um des Wissens willen, und nach den Principien, welche die Vernunft aus dem Begriff des Wissens zu entwickeln hat.

Zum Glück für die Menschheit blieben dergleichen Tollheiten in den Büchern verschlossen. Es waren andere Männer, von denen der Betrieb der Wissenschaft an den Universitäten seine Gestaltung bekam als solche Philosophen. Die jüngste und bedeutendste Uni-

versität in unserem Vaterlande, deren Gründung in die Epoche des Wiedererwachens des deutschen Geistes fiel, bekam in ihre Satzungen die Bestimmung, daß sie die Diener in Kirche und Staat auszubilden habe. Wilhelm von Humboldt, der Verfasser der Statuten der Universität Berlin (1810), hatte andere Vorstellungen vom Wissen als jene, wonach es aus logischen Kategorien reale Wahrheiten erzeugen soll. Und Schleiermacher, der erste Stern an der jungen Lehranstalt, leitete den Begriff der theologischen Fakultät, an der er lehrte, aus dem Begriff der Kirche und ihrer praktischen Bedürfnisse her.

Daß die Universität die Gesammtheit alles Wissens umfaßt, und daß sie als ein selbständiges Institut dasteht, das ausschließlich für den Betrieb der Wissenschaften bestimmt ist, deutet auf ihre Bestimmung hin, nach der sie die reine Wahrheit, die Wahrheit als solche zu erforschen lehren soll. Daß sie sich aber nach Fakultäten gliedert, enthält die Anerkennung, daß das Wissen am besten gedeiht im Anschluß an das praktische Leben. Wollte man die Abtheilungen der wissenschaftlichen Hochschule rein nach Grundsätzen bilden, so könnten die Fakultäten in ihrer jetzigen Weise nicht bestehen. Es läge dann z. B. kein Grund vor, die medizinische Fakultät zu sondern von den naturwissenschaftlichen Fächern der philosophischen. Auch die juristische Fakultät würde in historische und philosophische Fächer auseinandergerissen. Und ebenso würde die theologische mit all ihren Fächern in der Geschichte, der Anthropologie und der Philosophie untergebracht werden. Demnach ist es diese letztere keineswegs allein und an sich, welche dem Anstürmen der Vertreter der „freien Wissenschaft" weichen müßte. Sie hat — wie die anderen — das Gesetz ihres Daseins, ihrer Begrenzung und Gliederung, in einem praktischen Zwecke, der außerhalb der Wissenschaft liegt. Wie die medizinische Fakultät aus dem weiten Gebiete der Natur diejenigen Gebiete für sich in Anspruch nimmt, welche sich auf die menschlichen Krankheiten und ihre Heilung beziehen, so constituirt sich die theologische Fakultät auf Grundlage des Begriffes der Kirche und ihrer Glaubenslehre. Die oben berührten Bonner Fakultätsstatuten sprechen darum ebenso korrekt wie unbefangen von dem Dienst der rheinisch-westphälischen evangelischen Kirche, zu dem die theologische Fakultät gegründet sei. Wie soll demnach plötzlich eine Verletzung der „Freiheit der Wissenschaft"

darin liegen, wenn bei der Auswahl der Männer, die in der theologischen Fakultät zu lehren haben, eine Instanz mitredet, die über die Fähigkeit zu jenem Dienst auskömmlich befinden kann? Daß aber durch das Gutachten der Männer, die im Generalsynodalvorstand sitzen, die Wissenschaft leiden würde, das zu behaupten ist eine grundlose Anmaßung, die allerdings dem Geiste eines gewissen Professorenthums ganz entsprechend ist, die aber doch Niemanden einschüchtern sollte, der sich nicht vor Gespenstern fürchtet.

Wir machen zum Schluß noch auf eine weitere Inconsequenz derer aufmerksam, welche einen Einfluß der kirchlichen Organe auf die Besetzung der akademischen Lehrstühle für „unverträglich" erklären mit dem Wesen der Wissenschaft, deren Pflege die Universität dient. Folgerichtig müßten sie auch den Einfluß des Ministers auf die Besetzung ablehnen, und verlangen, daß sich die Fakultäten lediglich durch freie Zuwahl ergänzten. Denn auch der Minister ist kein Vertreter der absoluten Wissenschaft. Er hat als Staatsdiener die Pflicht, bei der Berufung der Professoren staatliche Rücksichten obwalten zu lassen und unter Umständen eine wissenschaftliche Größe, deren Berufung eine Fakultät (z. B. die juristische oder die philosophische) wünscht, um der Wohlfahrt des Staates willen abzulehnen. Ist das der selbständigen Wissenschaft würdig? — ist das nicht eine demüthigende Fessel für die freie wissenschaftliche Hochschule, dieser „sichtbaren Darstellung der Einheit der Welt als der Erscheinung Gottes?" — Aber jene Gegner reden ganz unbefangen von dem „selbständigen Rechte dessen, der die Universität unterhält, des Staates".*) Wird, wie hier, das Recht des Geldsackes an der Wissenschaft geltend gemacht, so möchten wir empfehlen, nicht zu untersuchen, woher der Staat die Mittel hat, aus denen er die Universitäten unterhält. Bekanntlich sind es zum großen Theile eingezogene Kirchengüter, welche dazu dienen. Aber wo bleibt denn bei dieser Berufung auf das Recht des Unterhalters die Selbständigkeit der Wissenschaft? Glauben jene Gegner wirklich, daß dieselbe durch die Rücksichtnahme auf die Interessen der Kirche mehr gefährdet sei, als durch die Abhängigkeit vom staatlichen Interesse? Und wollen sie behaupten, daß die Mitglieder des Generalsynodalvorstandes weniger im Stande seien, neben den von

---

*) Vgl. den oben citirten Aufsatz in der Prot. K.-Z. 1886 S. 102 (Nr. 5).

ihnen zunächst vertretenen kirchlichen Gesichtspunkten die wissenschaftlichen gebührend zu berücksichtigen — weniger als der Kultusminister das könne neben den von ihm zu vertretenden Interessen der Staatswohlfahrt? Oder treffen wir vielleicht das Richtige, wenn wir als ihre Meinung hinstellen, daß ein Minister durch das Geschrei der liberalen Presse und die Vorstellungen liberaler Abgeordneter eher zu beeinflussen sei, falls er einem ungläubigen Vertreter der Wissenschaft die Berufung in eine Fakultät versagen wollte, die anerkanntermaßen für den Dienst der evangelischen Kirche gegründet ist?

V.

Wir sehen, daß eine Berufung auf die Universitätsverfassung und die Stellung der Fakultäten in derselben gegenüber den bescheidenen Anforderungen der Kirche ganz unhaltbar ist. Allein wir müssen die Frage noch tiefer fassen. Wir gestehen zu, daß es nicht ganz leicht erscheint, die beiderseitigen Interessen der Wissenschaft und des positiven christlichen Glaubens in der Thätigkeit der theologischen Fakultät in einer Theorie zu vereinigen. Die Wissenschaft ist ihrem Wesen nach frei. Sie will feststellen, was der menschliche Geist wissen kann. Sie muß deshalb ohne vorgefaßte Meinungen an ihr schwieriges Werk gehen, darf durch Parteinahme für subjective Ansichten sich in der objectiv fortschreitenden Untersuchung nicht stören lassen, nicht beirren durch das persönliche Interesse des Forschers oder ihm angehörender Kreise. Sie darf für ihr Beweisverfahren nicht ein Endergebniß vorweg aufstellen, zu dem es unter allen Umständen gelangen soll. Dagegen das kirchliche Interesse verlangt die Gebundenheit des Docenten an bestimmte Grundanschauungen. Wenn wir auch, den obigen Ausführungen gemäß, die Gebundenheit an bekenntnißmäßige Lehre noch so weit fassen, so bleibt doch immerhin ein bedeutsamer Rest derselben bestehen, der schon in dem Namen einer evangelisch-theologischen Fakultät angedeutet ist. Ja wenn es auch nur die Lehre von der Existenz eines Gottes oder der Unsterblichkeit der Seele wäre, sobald dieselbe als Voraussetzung für die wissenschaftliche Arbeit in der theologischen Fakultät verlangt wird, liegt dann darin nicht eine gewisse gebundene Marschroute für die wissenschaftliche Methode? Ist damit nicht das Verlangen gezeigt, daß der wissenschaftliche Beweis zu einem End-

ergebniß führen soll, das schon vorher feststand? — und ist das freie Forschung, wie sie die Wissenschaft verlangt?

Die eben aufgeworfenen Fragen werden thatsächlich von den Gegnern des kirchlichen Interesses bejaht. Und sie verlangen daher eine unbeschränkte Lehrfreiheit auch für die Theologie; sie wollen sich keine andere Bedingung für dieselbe gefallen lassen, als die „moralische" Gebundenheit des Theologen, daß er auf das Interesse der Kirche „möglichste" Rücksicht nehme, d. h. soweit es eben seine Wissenschaft erlaubt.

Aus welchem Grunde die dem positiven Christenthum abgeneigten Docenten diese Stellung einnehmen, leuchtet ein; eben diese „Freiheit der Wissenschaft" soll ihnen ja zum Mittel dienen, um den Kirchenglauben durch etwas Anderes, von ihnen Erfundenes, zu ersetzen. Bemerkenswerth ist aber die Stellung, welche die bibelgläubigen Vertreter dieses Standpunktes einnehmen müssen. Indem sie sowohl das positive Christenthum als auch die schrankenlose „Freiheit der wissenschaftlichen Untersuchung" festhalten wollen, versichern sie uns, daß diese freie Forschung keine Bedenken für die Kirche habe, da die wahre Wissenschaft stets zu den Ergebnissen des Christenthums führen und allen Bedürfnissen der kirchlichen Verkündigung gerecht werden müsse. Sie wollen also der Kirche die Bürgschaft für die Wahrheit ihres Glaubens in einem korrekten wissenschaftlichen Verfahren geben. Sowohl die metaphysische Spekulation führe, wenn nur alle Einseitigkeiten vermieden würden, zu den Ergebnissen des Theismus, wie ihn die Bibel lehrt, — als auch die historische Untersuchung, mit der nöthigen Besonnenheit und Sachlichkeit geführt, die Wahrheit der christlichen Heilsthatsachen als verbürgt ergäbe.

Wenn die Sache so läge, so wäre das für die kirchliche Wissenschaft ganz schön. Noch einfacher hatten es schon die Hegelschen Theologen. Sie hatten den Gegensatz von Glauben und Wissen ganz aus der Welt geschafft, indem sie die Theologie für eine höhere Stufe oder Form der Religion erklärten. Die religiösen Gefühle werden zu Vorstellungen und diese wieder zu Begriffen, und zwar auf dem einfachen Wege der nothwendigen dialektischen Entwickelung. Die Vorstellungen aber vertreten den Kirchenglauben, und die Begriffe die Wissenschaft. In dem stetigen und naturgemäßen Uebergang von Gefühl, Vorstellung und Begriff hatten sie die theoretische Grundlage für die Stellung der theologischen

Fakultät und für die gleichmäßige Vertretung des Glaubens und der Wissenschaft in derselben. So einfach haben es nun zwar die modernen wissenschaftlichen Vertreter des positiven Glaubens, von denen eben die Rede war, nicht. Immerhin nehmen sie denselben grundsätzlichen Standpunkt ein, daß sie nämlich die Wahrheit der evangelischen Verkündigung, um die es sich in der Kirche handelt, für beweisbar durch die Mittel der Wissenschaft halten; nur ihr Begriff von Wissenschaft ist ein anderer geworden als er bei Hegel war. Wo jener mit der bloßen Spekulation auskam, nehmen sie gleichmäßig die historische, positive, empirische Wissenschaft in Anspruch wie die spekulativ-philosophische.

Allein für uns ist dies der Weg ganz und gar nicht, auf dem eine Vereinigung des kirchlichen und wissenschaftlichen Interesses möglich scheint. Wir wollen die Lehrfreiheit der Theologen, wenn sie nur mit der Kirche aller Jahrhunderte auf dem gemeinsamen Boden des geschichtlichen Christenthums stehen, nicht beschränken. Aber eine Lehrfreiheit, welche diesen kirchlichen Boden gar nicht anerkennt, und doch in sich selbst der Kirche die nöthige Gewähr bieten will, können wir für keine Lösung der Frage halten, die zwischen Wissenschaft und Kirche auszutragen ist. Und zwar deshalb nicht, weil darin eine Verletzung des Wesens des Glaubens liegt, daß die freie Forschung der Wissenschaft an sich die Wahrheit des christlichen Glaubens gewährleisten soll. Für uns ist diese Meinung der *allergefährlichste Irrthum der Gegenwart*, gefährlicher als *Alles*, was von den Gegnern des Christenthums aufgestellt werden kann, so gefährlich wie der Irrthum eines Feldherrn es wäre, der die Schlagfertigkeit seines Heeres in etwas setzt, worin sie niemals liegen kann. Wir wollen allerdings die christliche Ueberzeugung, welche die evangelischen Geistlichen in der Kirche einst vertreten sollen, — als Voraussetzung für die Arbeit in der Theologie anerkannt wissen. Wir wollen aber dabei ganz klar festhalten, daß dies *eine außerhalb der Wissenschaft liegende Voraussetzung ist, eine Grundüberzeugung, die sich durch wissenschaftliche Mittel und auf wissenschaftlichem Wege nie und nimmer zu Stande bringen läßt*. Und die Aufgabe ist für uns also die: nachzuweisen, daß trotzdem die auf dieser Grundlage stehenden Forschungen und Lehren den vollen Anspruch auf wissenschaftlichen Charakter, also auf die Eingliederung in das Ganze der wissenschaftlichen Hochschule auf-

recht erhalten können. Zunächst aber handelt es sich um die Klarstellung des Satzes, daß die für die Theologie verlangte Vorbedingung wirklich eine außerwissenschaftliche Voraussetzung ist.

Wenn wir das Wesen der christlichen Glaubensüberzeugung darstellen wollen, so dürfen wir uns dabei nicht von vornherein durch ein bestimmtes Interesse leiten lassen, nämlich das Interesse, eine Ansicht vom Glauben zu gewinnen, welche der Wissenschaft keine Schwierigkeit macht. Was diese damit nachher anfängt, muß uns zunächst gleichgiltig lassen. Wir haben nur zu fragen: was sagt der christliche Glaube über die Art seiner Ueberzeugung und die Möglichkeit seiner Begründung selbst aus?

Der christliche Glaube nimmt für sich eine unbedingte Gewißheit in Anspruch, die von einer andern Gewißheit ganz unabhängig ist. Dies tritt uns überall in der heiligen Schrift entgegen. Hebr. 11, 1: „Es ist aber der Glaube eine gewisse Zuversicht deß, das man hoffet und nicht zweifelt an dem, das man nicht siehet." Röm. 8, 38: „Ich bin gewiß, daß weder Tod noch Leben ... uns scheiden mag von der Liebe Gottes." 1. Tim. 1, 15: „Das ist je gewißlich wahr rc." — Ebenso bestimmt aber tritt auch das Bewußtsein auf, daß diese Gewißheit sich nicht auf das gewöhnliche menschliche Beweisverfahren gründet. 1. Cor. 2, 4: „Mein Wort und meine Predigt war nicht in vernünftigen Reden menschlicher Weisheit, sondern in Beweisung des Geistes und der Kraft, auf daß euer Glaube bestehe nicht auf Menschen Weisheit, sondern auf Gottes Kraft", — und V. 13, „Welches wir auch reden, nicht mit Worten, welche menschliche Weisheit lehren kann, sondern mit Worten, die der heilige Geist lehret." Ebendahin gehören die „klugen Worte" (Cap. 1, 17), die Paulus nicht gebrauchen will, ferner die Stellen, wo er den Glauben in seiner „großen Gewißheit" (1. Thess. 1, 5) zurückführt auf eine Wirkung der göttlichen Stärke im Gemüth, und nicht minder die Forderungen des Herrn, welche — um zu seiner selbst Erkenntniß zu gelangen — den Weg der sittlichen That, nicht den der vernünftigen Untersuchung weisen (Joh. 7, 17. 8, 47. 18, 37).

Wir können demnach sagen, daß sich die christliche Gewißheit nicht als eine logische oder wissenschaftliche einführe, sondern als eine Gewißheit von wesentlich anderem Charakter.*) Und es giebt

*) Für diese Ausführungen, welche an dieser Stelle nicht so gründlich sein können, als es die Sache verlangt, verweise ich auf meine Arbeit über

auch in der That zwei ganz verschiedene Arten von Gewißheit im Menschen, die sich durch die Gesetze, nach denen sie zu Stande kommen, klar von einander unterscheiden. Neben der wissenschaftlichen (logischen, intellectuellen) steht die moralische Gewißheit. Die wissenschaftliche ist eine objectiv giltige, die andere hat nur subjektive Giltigkeit. Bei der ersteren nimmt die Beweisführung nur solche Sätze zu Hilfe, deren Wahrheit in einer für jedes menschliche Denken zwingenden Weise erwiesen werden kann. Hier gilt das Experiment, die Sinnenfälligkeit und die Logik. Was mit wissenschaftlicher Gewißheit feststehen soll, das darf in der Beweisführung nicht eine Lücke aufweisen, wo es von dem Belieben des Menschen abhängt, die Anerkennung eines Satzes zu leisten oder zu versagen. Es muß vielmehr der Nachweis geführt werden können, daß das Gegentheil des aufgestellten Satzes unmöglich ist. Es giebt zwar auch wissenschaftliche Wahrheiten, die in dieser Weise noch nicht feststehen, deren Beweis man noch zu erbringen hofft, immer aber müssen sie dann auf solchen Gebieten liegen, welche einen allgemein giltigen, das menschliche Denken an sich zwingenden Beweis zulassen.

Die moralische Gewißheit entsteht anders. Sie gründet sich auf ein unmittelbar im Menschen hervortretendes Gefühl, das sittliche Bewußtsein oder das Gewissen. Eine Wahrheit drängt sich hier dem Menschen auf und richtet sich an die Entscheidung seines freien Willens, dessen Zustimmung verlangt wird. Geht der Mensch mit seinem Willen darauf ein, so wird er seiner Sache gewiß und zwar für sich selbst unerschütterlich gewiß, ohne daß er einem anderen dieselbe Wahrheit logisch beweisen kann. Der andere kann zu derselben Ueberzeugung nur dadurch gelangen, daß er dieselbe Erfahrung macht: das Herantreten jener inneren Forderung und die Bejahung derselben durch den freien Willen.

Man erkennt nun wohl den Unterschied dieser beiden Gewißheiten an, erklärt aber die moralische für eine niedere Art der Gewißheit, welche durch verständige Ueberlegung oder durch nachfolgenden Beweis aus der Verworrenheit zur Klarheit geführt

---

„das Wesen der Wissenschaft und ihre Anwendung auf die Religion" (Leipzig, 1885), bes. Theil II, Cap. 3: Der Betrieb der Religionswissenschaft in der theologischen Fakultät (die christliche Gewißheit im Verhältniß zur wissenschaftlichen).

werden müsse. Allein das beruht auf einer oberflächlichen Vorstellung von ihrem Wesen. Die christliche Ueberzeugung, welche eben eine solche moralische Gewißheit ist, leidet ganz und gar nicht an Verworrenheit. Es wird ausdrücklich von ihr verlangt, daß sie wisse, was sie glaube, daß sie jedermann Rechenschaft geben könne von dem Grunde der Hoffnung, die in ihr ist. Es wird nicht verlangt, daß der Christ einen jeden auf vernünftigem Wege zu derselben Hoffnung und Ueberzeugung führe; es bleibt immer noch der Sprung zu thun, die Entscheidung und Zustimmung des Willens, ohne die keine moralische Ueberzeugung zu Stande kommt, und zu der man wohl ermahnen kann, aber sie nicht durch Demonstration erzwingen. Die moralische Gewißheit des Glaubens wird dadurch aber nicht weniger gewiß, oder von geringerem Werthe. Ihre Gewißheit gründet sich auf das unmittelbare Gefühl, an welches die christliche Verkündigung anknüpfte, und auf welches sie jenen überwältigenden Eindruck machte, daß die Zustimmung des Willens darauf erfolgte. Auch sie ist durch einen ganz folgerechten Schluß zu Stande gekommen, der sich nur dadurch von dem Schluß des wissenschaftlichen Beweises unterscheidet, daß der Obersatz nicht eine allgemeingiltige Wahrheit enthält, sondern eine nur das Subjekt bindende. Aber dieses wird auch auf das allerzwingendste gebunden. Jene ersten unmittelbaren Eindrücke hängen mit dem tiefsten Wesen des Menschen zusammen; die Bürgschaft ihrer objektiven Wahrheit liegt für den Gläubigen in dem Dasein seiner eigenen sittlichen Persönlichkeit, an der sie sich bewährt. Durch diesen subjektiven Ausgangspunkt des Schlußverfahrens bei der moralischen Gewißheit des Glaubens bekommt der letztere gerade seinen besonderen Werth. Seine Ueberzeugung ist eine Gewißheit viel höherer Art. Die wissenschaftliche oder die intellektuelle Gewißheit läßt das persönliche Interesse ganz außer Spiel, sie könnte auch da vorhanden sein, wo das eigenthümlich Menschliche fehlt, das sittliche Bewußtsein. Ein Wahnsinniger, der das Selbstbewußtsein, das Bewußtsein seiner Identität verloren hat, könnte zu allen möglichen wissenschaftlichen Ueberzeugungen geführt werden, ohne daß es den geringsten Einfluß auf sein Personleben hat. Wäre nun die religiöse, die christliche Ueberzeugung eine solche auf dem wissenschaftlichen Wege zu erzeugende Gewißheit, so könnte unser Wahnsinniger zu ihr geführt werden, ohne daß sie im Geringsten das wirkte, was sie wirken

soll: nämlich eine Durchgeistigung des persönlichen, eine Erneuerung des sittlichen Lebens, eine Befriedigung des Daseins nach seinen tiefsten Bedürfnissen.

Aus dem Bisherigen leuchtet ein, daß das Geschäft der Theologie nicht darin bestehen kann, die christliche Glaubensgewißheit auf dem Wege des wissenschaftlichen Verfahrens zu einer höheren Gewißheit zu erheben. Es giebt keine höhere Gewißheit als die des Glaubens. Wenn es in der heiligen Schrift so oft heißt, daß die Gläubigen reich an Erkenntniß werden sollen, so ist eine „wissenschaftliche" Erkenntniß damit ganz und gar nicht gemeint, sondern eine solche, die auch dem einfältigsten Menschen durch Vertiefung seiner Glaubenserfahrung an dem Worte Gottes werden kann. Wenn man, was besonders der Apostel Paulus von der christlichen Erkenntniß sagt, auf die theologische Erkenntniß, also auf etwas, das durch wissenschaftliche Methode zu Stande kommt, beziehen will, so ist das eine Verkehrung der christlichen Begriffe, wie sie größer nicht gedacht werden kann.

Diesen Glauben also nun machen wir zur Voraussetzung für die theologische Wissenschaft, d. h. wir verlangen, daß jene höchste — die Glaubensgewißheit — vorhanden sein müsse, ehe die wissenschaftliche Arbeit beginnt; weil wir ja auf dem Satze stehen, daß eine der Kirche förderliche wissenschaftliche Thätigkeit nur von dem ausgeübt werden könne, der in dem Glauben der Kirche steht, der er dienen soll. Würde der Theologe seine Glaubensgewißheit in eine wissenschaftliche umwandeln, so könnte er sie nicht erhöhen, sondern nur erniedrigen. Aber er kann sie auch gar nicht umwandeln, weil dasjenige, was den eigentlichen Inhalt der christlichen Glaubensüberzeugung ausmacht, nämlich die Anerkennung Jesu Christi, als des Auferstandenen und Lebendigen, auf dem wissenschaftlichen Wege nicht erzwungen werden kann. Eine Wahrheit, zu deren Gewißheit die sittliche Anerkennung, die Zustimmung des Willens gehört, kann niemals eine Wahrheit werden, welche ohne Willensentscheidung auf dem Wege des vernünftigen Denkens erwiesen wird.*)

*) Es seien hier unter dem Text noch einige Bemerkungen dazu gestattet. Es handelt sich für jeden Christen, besonders aber für den Prediger, um die Frage: warum glaubst du, daß Jesus Christus der Sohn Gottes und der von den Todten Erstandene ist? Wir haben hier eine geschichtliche Thatsache, die der Christ für wahr hält, nicht wie andere historische Fakta, in Folge einer genauen historischen

Möchte sich die Kirche nicht durch irgend eine Theologie, auch wenn sie das freundlichste Gesicht zeigt, die Eigenthümlichkeit und Energie ihres Glaubens abschwächen lassen. In diesem Charakter der Glaubensüberzeugung liegt die Kraft der christlichen Verkündigung. Dieselbe wendet sich an das Gewissen und will eine subjektiv giltige Ueberzeugung wecken durch Zustimmung der Entscheidung des Willens. Und in der gemeinsamen Ueberzeugung vieler Einzelnen von der Objektivität der Wahrheiten und Thatsachen, welche doch jeder Einzelne nur in subjektiv bindender Weise erfahren hat, liegt die Gewalt der religiösen Ideen, mit denen wissenschaftliche Ueberzeugungen sich nicht von ferne messen können, wenn es sich um den belebenden Einfluß auf die Menschheit handelt.

Wir halten darum auch für unsere Frage daran fest, daß die christliche Glaubensüberzeugung von der wissenschaftlichen Unter-

Untersuchung, sondern die ihm verbürgt wird durch eine noch in die Gegenwart hinein sich erstreckende Wirkung, welche sich ihm in dem innersten Kern seines Wesens zu erfahren giebt. Die Thatsachen des christlichen Glaubens sind zeitliche Ereignisse mit ewigem Inhalt. Die Wissenschaft kann an dieser geschichtlichen Thatsache für den Glauben gar nichts mehr thun, sie kann sie ihm weder sicherer machen noch zweifelhaft. Hierüber aber muß Klarheit herrschen in der Theologie, welche der Kirche dienen will. Ich hatte in meinem „Wesen der Wissenschaft" hierauf hingewiesen, und speciell die Anhänger Ritschl's gefragt, aus welchem Grunde sie denn diese geschichtlichen Thatsachen annähmen. Allein ich habe keine Antwort auf diese Frage bekommen. An zwei Punkten hatte ich dem Ritschl'schen Verfahren gegenüber bestimmte Fragen gestellt. Die eingehende Besprechung meiner Schrift von Gottschick in der „Theol. Literaturzeitung" antwortet auf den einen Punkt mit einem Satze, dessen Deutsch mir noch heute nicht ganz klar geworden ist, und der in einen köstlichen Satz der Apologie ausläuft, von dem ich nicht begreife, was er gegen mich beweisen soll, — die andere Frage, aus welchen Gründen der Christ historische Ereignisse zu Theilen seines Glaubenslebens werden lasse, wird auch nicht einmal gestreift. — Die moderne scholastische Theologie aber antwortet auf die Frage: warum glaubst du an die Auferstehung? — folgendermaßen: sie ist mir im Glauben, auf Grund sittlicher Erfahrungen, unmittelbar gewiß, aber ich kann sie nun auch noch wissenschaftlich beweisen. Daß die Söhne unserer Zeit an solcher „wissenschaftlichen" Stellung keinen Geschmack finden, ist nicht zu verwundern. Wenden sie sich aber zu den Ritschlianern, so werden sie auch nicht klüger. An der Frage: bist du zu deinem Glauben an die Auferstehung Christi durch die wissenschaftliche Untersuchung gekommen oder durch die sittliche Erfahrung? — scheiden sich die Geister, scheidet sich eine lebensvolle und eine unfruchtbare Theologie, die wohl todte Orthodoxie aber nicht lebendigen Glauben pflegen und ausrüsten kann.

suchung unabhängig ist —, und daß wir jene gerade als Bedingung für diese in der Aufgabe der Theologie verlangen müssen. Es gilt nun noch nachzuweisen, daß damit nicht etwas verlangt ist, was das Wesen der freien wissenschaftlichen Forschung beeinträchtige.

VI.

Wir dürfen überzeugt sein, daß Niemand eine Beschränkung der Lehrfreiheit darin finden würde, wenn an einer Bauakademie ein Lehrstuhl für Gothik und ein anderer für Renaissance errichtet würde. Und wir denken auch, man wird es für ganz selbstverständlich halten, daß für die Gothik nicht jemand berufen werde, der dieselbe für eine Geschmacksverirrung hält und das Ideal der Verwirklichung des Schönen in der Antike sieht. Die Voraussetzung also für die wissenschaftliche Lehrthätigkeit eines solchen Akademikers ist eine Geschmacksrichtung, ein abgeschlossenes Urtheil. Ist dasselbe bei ihm noch nicht abgeschlossen, so wird er anderen weder für die geschichtliche Kenntniß seines Gegenstandes, noch für dessen Verständniß, noch für dessen technische Verwerthung förderlich sein können.

Wenden wir dieses Gleichniß auf unseren Gegenstand an. Freilich ist eine religiöse Ansicht nicht mit einer Geschmacksrichtung auf dieselbe Stufe zu stellen. Aber was sie beide mit einander theilen, ist dies, daß weder die eine noch die andere das Ergebniß einer wissenschaftlichen Untersuchung ist, daß weder die eine noch die andere durch ein exaktes Verfahren, durch Experiment oder logische Folgerung, zu einer allgemein giltigen Wahrheit gemacht werden kann. Es sind Vorurtheile, d. h. Urtheile, die vor der wissenschaftlichen Untersuchung und unabhängig von ihr gebildet sind, die aber diese selbst keineswegs hindern, sondern derselben gerade ihren Gegenstand verschaffen. Es muß nur zuerst festgestellt werden, daß das Gebiet, auf dem diese Urtheile gelten, für den allgemein giltigen Beweis überhaupt nicht zugänglich ist, weil die Schlüsse, die zu der Bildung jener Urtheile führten, immer einen subjektiven Ausgang nehmen, von einer unmittelbaren Anschauung oder Empfindung (in der Aesthetik), oder von einer sittlichen Erfahrung (in der Religion), und zwar diesen subjektiven Ausgang nehmen müssen. Wird dies aber festgehalten, so ist damit eine Grenze gezogen für den wissenschaftlichen Beweis und diesem letzteren innerhalb seiner Grenzen der freieste Spielraum gelassen. Jene Grenze aber ist nicht gezogen durch einen äußeren Machtspruch, sondern durch das Wesen

der Wissenschaft selbst. Sie will die Gegenstände auf dem Wege der allgemein zugänglichen Erfahrung zu allgemein giltiger Darstellung bringen. Giebt es also Gegenstände, welche zu einer solchen Erfahrung nicht kommen, so liegt in ihnen die Grenze für das specifisch wissenschaftliche Verfahren. Auf diese, nur zu subjektiver Erfahrung im unmittelbaren Gefühl gelangenden Gegenstände läuft aber jede Untersuchung, die man über irgend etwas in der Welt anstellen kann, immer hinaus. Ueberall entsteht die Frage nach dem Woher und Wohin? nach den Beziehungen zwischen den Dingen und dem Subjekt mit seinen persönlichen Zwecken und Interessen. So weist also die Wissenschaft über sich hinaus mit Fragen, auf die sie keine Antwort zu geben im Stande ist. Es giebt keine Wissenschaft, die ohne solche Voraussetzungen bestehen kann, welche für sie selbst Räthsel bleiben, — Voraussetzungen, über welche subjektive Instanzen entscheiden, nämlich die Weltanschauung und der bei dieser den Ausschlag gebende Wille. So ist in der Jurisprudenz ein Unterschied zu machen zwischen den Ansichten der Lehrer, die zur wissenschaftlichen Gewißheit gebracht werden können, nämlich auf dem Gebiet der Geschichte, der Kritik, der Auslegung u. s. w., und zwischen denen, für welche die Schüler wohl zu begeistern, die ihnen aber nicht auf allgemein giltigem Wege zu beweisen sind, es sind das die philosophischen Fragen über das Wesen des Rechts überhaupt, seine Entstehung und seinen ewigen Gehalt. Wollte man solche Fragen von der Wissenschaft überhaupt ausschließen, so würde dieselbe zu einem bloßen Handwerk herabgedrückt. Sie verleihen der wissenschaftlichen Arbeit gerade ihren besonderen Werth, wollen aber streng geschieden sein von denjenigen Fragen, in welchen das Experiment und der wissenschaftliche Beweis entscheiden. Eben dasselbe gilt von der Naturwissenschaft, worauf wir hier nicht näher eingehen, da es in einem früheren Hefte dieser Sammlung ausgeführt ist,*) — und für alle anderen Wissenschaften.

Wir verlangen nun für die Theologie nicht mehr und nicht weniger, als daß man ihr diesen gewissermaßen außerwissenschaftlichen Boden der allgemein sittlichen oder Weltanschauung gleichfalls zugestehe, den wir einen außerwissenschaftlichen nennen, nicht

*) 55. Heft, des VIII. Bds. 7. Heft: Naturwissenschaft und Philosophie ꝛc., vgl. auch das Wesen der Wissenschaft ꝛc. des 1. Theiles 4. Kapitel: Die Grenzen der Wissenschaft.

als ob er in der Wissenschaft nicht Raum hätte, sondern weil er ohne ihr Zuthun, ohne ihre Methode, unabhängig von dem specifisch wissenschaftlichen Untersuchungen zu Stande kommt. Diese Voraussetzung für die evangelische Theologie ist die Ueberzeugung von der Wahrheit der evangelischen Lehre in der heiligen Schrift und dem Bekenntniß der Kirche. Die Wissenschaft kann an die Behandlung des Christenthums gar nicht gehen, ohne entweder auf christlichem oder auf antichristlichem Boden schon zu stehen, und wenn es der christliche ist, so fragt es sich wiederum: ist es der evangelische oder der katholische Standpunkt? Wie nun aber von solchem Boden aus die Wissenschaft ihre Aufgabe in der theologischen Fakultät entfaltet, dürfte noch in kurzen Strichen auszuführen sein, um — wenn auch nicht den Beweis zu führen — so doch in den Grundzügen anzudeuten, wie innerhalb derselben der Streit zwischen Wissenschaft und Kirche gegenstandslos gemacht werden kann.

Die Theologie muß zunächst ihren Standpunkt rechtfertigen, daß sie nämlich von der Anerkennung einer bestimmten Religion ausgeht. Und zwar muß sie das gegenüber den anderen Religionen und gegenüber der Wissenschaft. Aus dem ersten Theil dieser Aufgaben ergiebt sich die allgemeine Religionslehre, welche in neuerer Zeit so erfreuliche Fortschritte macht und für die grundlegende Arbeit der Theologie ganz neue Aufgaben und Aussichten zu eröffnen scheint. Sie hat hier die Anerkennung des Christenthums als der Vollendung aller religiösen Bedürfnisse und Bestrebungen, durch eine geschichtliche und vergleichende Betrachtung dessen, was die Religion im Menschenleben überhaupt ist und will, vorzubereiten. Der andere Theil dieser Aufgabe der Theologie besteht darin, daß sie sich vor der Wissenschaft rechtfertigt in Bezug auf die unabhängige Stellung des religiösen Glaubens überhaupt und des christlichen insbesondere. Man kam diesem Theil der theologischen Aufgabe bisher zumeist in der Einleitung zur christlichen Glaubenslehre nach; allein es wird mehr und mehr erkannt, daß er eine selbständigere Bedeutung besitzt und man hat darum eigene theologische Lehrfächer dafür ausgebildet: die theologische Principienlehre, von einigen auch Apologetik genannt, oder dergl. Die Theologie kommt hier überall den Anforderungen der unbefangenen Darstellung thatsächlicher Verhältnisse auskömmlich nach, indem sie aus dem psycho-

logischen Bestande des Menschen die Art aufweist, wie Gewißheit in ihm zu Stande kommt, und zwar die unterschiedliche Art, wie die intellektuelle und wie die moralische erzeugt wird, und wie beide in der Einheit der Person zwar sich begegnen und zusammengefaßt werden, jede doch aber ihre eigenthümlichen Gesetze und Bedingungen behält.

Eine zweite Hauptaufgabe der Theologie besteht dann weiter darin, die Thatsachen des Christenthums in ihrem geschichtlichen Charakter darzustellen. Es sind hier die schriftlichen Urkunden der heiligen Bücher nach ihrer menschlich-geschichtlichen Seite in Bezug auf Ursprung und Beschaffenheit zu untersuchen und ihre Auslegung zu begründen, ferner die Entwickelung des Christenthums in der Menschheit und sein Einfluß auf die verschiedenen Gebiete des Lebens, und endlich der innere Zusammenhang seiner Lehren und Lebensregeln zu geben (exegetische, historische und systematische Theologie). Dieser ganze Theil der wissenschaftlichen Arbeit der theologischen Fakultät ist insofern der schwierigste, als der Glaube mit seinen festen Voraussetzungen und die wissenschaftliche Untersuchung mit ihrer schrankenlosen Freiheit hier am scheinbarsten aufeinanderstoßen. Allein für die besonnene wissenschaftliche Prüfung ergeben sich daraus wohl Schwierigkeiten, jedoch keine Unmöglichkeiten. Es verhält sich mit den Realitäten des christlichen Glaubens nicht anders wie mit allen anderen realen Größen, die der wissenschaftlichen Untersuchung unterworfen sind. Sie müssen, auch wo der letzteren Schwierigkeiten aufstoßen oder der Weg vorläufig ganz abgeschnitten zu sein scheint, anerkannt werden, weil sie da sind, und weil die Wissenschaft ihren Gegenstand nicht erzeugen oder vernichten, sondern nur erforschen und darstellen kann. Das Christenthum besteht aus geschichtlichen Ereignissen mit ewigem Gehalt. So gehen von diesen Ereignissen und Erscheinungen der Vergangenheit z. B. von der Person Christi noch gegenwärtige Wirkungen aus. Diese Wirkungen treten in dem religiösen Glauben zu Tage, und diesem ist — mit moralischer Ueberzeugung — die Ursache, von der sie ausgehen, gewiß. Und eben wegen dieses Doppelcharakters jener Ereignisse, einerseits als historischer äußerer Vorkommnisse, die der allgemeinen Beobachtung unterliegen, und andererseits als Träger von Kräften, die durch alle Zeit hindurch bis in die Gegenwart hinein wirken, ist eine doppelte Gewißheit in Bezug auf sie möglich. In Folge des ganzen Charakters einer

historischen Untersuchung ist aber die religiöse Glaubensgewißheit hier durchaus die maßgebende und durchschlagende, — sie ist eben die Realität, welche die Wissenschaft nicht wegdeuten kann.

Ich versuche noch einige Beispiele zu geben. Die Wissenschaft soll z. B. das geschichtliche Ereigniß untersuchen, durch welches die Regierung der Mark Brandenburg in den Besitz der Hohenzollern übergegangen ist. Nun mag die Untersuchung finden wollen, daß es dabei nicht mit rechten Dingen zugegangen sei oder dergl., aber sie macht sich einfach lächerlich, wenn sie als Ergebniß hinstellen will: jene Besitzergreifung habe niemals stattgefunden. Die Urkunden eines solchen historischen Ereignisses mögen Schwierigkeiten bieten, es mag dies und das nicht mehr nachzuweisen sein, aber noch in die Gegenwart hinein ragt die Wirkung, an der die Ursache mit handgreiflicher Erfahrung nachgewiesen werden kann. Und ebenso mag mir die Wissenschaft nachweisen, daß man über meinen Großvater nichts wisse; ich werde dadurch nicht zu der Ueberzeugung gelangen, daß ich keinen gehabt habe.

Die Auferstehung Christi ist solch ein geschichtliches Ereigniß mit noch in die Gegenwart hineinragenden Wirkungen. Mit moralischer Gewißheit ist es dem Gläubigen gewiß, daß der Jesus von Nazareth, von dessen Leben und Lehre, Tod und Auferstehen ihm verkündigt wird, derjenige ist, für den er gehalten wissen will. Er lebt durch die Verbindung mit ihm in einer übersinnlichen Welt, deren Wahrheit ihm so gewiß ist, wie sein ganzes Dasein überhaupt. Die fortgehende Erfahrung seines Lebens, seiner Kämpfe und seiner Beseligungen ist die methodische Vertiefung seiner Einsicht in die Wahrheit der christlichen Verkündigung. So ist ihm auch unmittelbar gewiß, daß die Urkunden, aus denen diese Verkündigung schöpft, nicht nur im Allgemeinen Wahres enthalten, sondern daß sie auch, was insbesondere ihre Entstehung betrifft, Recht haben, mit anderen Worten, daß der christliche Glaube auf Offenbarung beruht, d. h. auf einer, von den Kräften und Mitteln der ersten Schöpfung unabhängigen unmittelbaren Einwirkung des Schöpfers auf den Geist der auserwählten Verkündiger. Das ganze Dasein der christlichen Kirche, die gesammten Erfahrungen derselben durch die Jahrhunderte hin, wie die heutigen übereinstimmenden Erfahrungen aller derer, die im wahren Glauben stehen, sind solche Wirkungen von Kräften, deren erste Aeußerungen zwar, als geschichtliche Erscheinungen, der wissenschaftlichen Untersuchung unterliegen, aber

doch immer nur bis auf einen gewissen Grad. Denn an den fortgehenden noch gegenwärtigen Wirkungen hat die freie Forschung ihre Grenze, welcher nicht erlaubt ist, diese gegenwärtigen Realitäten zu leugnen. Und was kann die wissenschaftliche Untersuchung an der geschichtlichen Ueberlieferung ausrichten? Auch im besten Falle kann immer nur bewiesen werden, daß vor 1800 Jahren Schriften geschrieben sind, in welchen Leute, die als Augenzeugen gelten können, behaupten, den Auferstandenen gesehen zu haben, und daß sich für diese Aussagen aller Zeit Gläubige gefunden haben, an deren Leben die Annahme des Glaubens bestimmte Folgen hatte. Ist aber damit mein Glaube bewiesen, daß Jesus lebt? Und würde, wenn jener wissenschaftliche Beweis nicht in der gedachten Weise geführt werden könnte, dieser Umstand meinen Glauben gefährden? — Es leuchtet ein, daß sich die Gewißheit des wissenschaftlichen Beweises und die des religiösen Glaubens zwar auf denselben Gegenstand beziehen, aber auf ganz andere Seiten desselben, daß die eine gerade da einsetzt, wo die andere aufhört, daß also weder eine Stärkung noch eine Abschwächung der einen durch die andere möglich ist.

Die Anerkennung der christlichen Offenbarung auf Grund der persönlichen Erfahrung ist also die Voraussetzung für die geschichtswissenschaftliche Behandlung des Christenthums in der Theologie. Diese Voraussetzung theilt der wissenschaftliche Lehrer mit jedem lebendigen Gliede der Gemeinde, und er besitzt kein Mittel, um darin gewisser zu werden als dieser letztere. Groß aber und weit bleibt nun für ihn das Feld der specifisch wissenschaftlichen Untersuchungen. Es versteht sich von selbst, daß es eine Fülle von Fragen giebt, welche sich auf das Aeußerliche und Menschliche, das Weltgeschichtliche der Offenbarung beziehen, und welche nicht durch einen Machtspruch des christlich überzeugten Gewissens entschieden werden können, — allein diejenigen, welche sich auf diesen letzteren Umstand berufen, um gegen die Gebundenheit der Theologie an ein Bekenntniß zum christlichen Glauben zu polemisiren, begehen entweder eine Heuchelei oder sie kennen keinen Unterschied zwischen solchen Ueberzeugungen, die auf verstandesmäßigen Beweisen und solchen, die auf sittlicher Erfahrung beruhen. Ist dieser Unterschied anerkannt, und ist dann das Bekenntniß zu dem lebendigen Christus und seinem Wort vorhanden, — so kann der freien Forschung der weiteste Spielraum gelassen werden.

Die dritte Hauptaufgabe der Theologie bildet die Krone des Ganzen, es ist die sog. praktische Theologie, welche die gesammten Ergebnisse der beiden ersten Haupttheile in ihrer Verwerthung für den Dienst der Kirche aufzuweisen und die Kunstregeln dafür hinzuzufügen hat. Da diese Blätter in erster Linie nicht für Theologen bestimmt sind, so können wir eine Ausführung dieser Aufgabe hier übergehen. Nur kurz sei daran erinnert, daß es Schleiermacher war, der zuerst die theologische Wissenschaft von dem Standpunkt der praktischen Theologie aus aufbaute. Sind wir auch in nicht unwichtigen Punkten über Schleiermacher hinausgeschritten, besonders in einer gesunderen Auffassung der Wissenschaft überhaupt und in einem tieferen Verständniß des historischen Christenthums, so wird doch dies die Grundlage bleiben müssen, die er unserer Wissenschaft durch die praktische Theologie gegeben hat. Von diesem Fundamente aus kann die Grenze zwischen allgemeiner Religionsphilosophie, Religionskunde 2c. einerseits und der Theologie andererseits gezogen werden. Was außerhalb dieser Grenze liegt, mag in der philosophischen Fakultät getrieben werden und es können dort die religiösen Voraussetzungen für diese Studien so frei gewählt werden, als es der Staat gestatten will; die Kirche wird nicht darein reden, wenn sie nur ihre Theologie mit den kirchlichen Voraussetzungen in der theologischen Fakultät gewahrt sieht.

So verfährt die Theologie bei ihrer dreifachen Aufgabe durchaus wissenschaftlich. Wie jede Wissenschaft Voraussetzungen allgemeiner oder philosophischer Art macht, wie die naturalistische oder die theistische Ansicht in der Naturwissenschaft nicht erst gewonnen wird, so soll und kann die Theologie die christliche Ueberzeugung nicht machen, sondern sie muß sie voraussetzen. Aber sie kann sich wissenschaftlich über dieselbe rechtfertigen und kann den wissenschaftlichen Maßstab an alle Gegenstände legen, welche in ihr Gebiet fallen. Die Kirche verlangt darum von der Wissenschaft nichts anderes, als daß sie sich ihres Wesens, ihrer Aufgabe und ihrer Grenzen bewußt bleibe, — auch wenn sie die Religion zu ihrem Gegenstande macht, und sie verlangt das Recht, von der christlichen Voraussetzung aus die Religionswissenschaft betreiben zu dürfen. Daß sie mit solchen Voraussetzungen überhaupt dem Wesen der Wissenschaft nicht zuwiderhandelt, daß vielmehr die gesammte Wissenschaft es überall mit Voraussetzungen zu thun hat, darf sie getrost behaupten.

VII.

Gegen das Vorhandensein von theologischen Fakultäten mit konfessionellen Voraussetzungen, für den Dienst der katholischen und evangelischen Kirche, können also im Interesse der Wissenschaft Bedenken nicht erhoben werden. Daß aber die Kirche so geartete Vorbildungsanstalten für ihre künftigen Diener bedarf, dürfte nicht minder gewiß sein. Es erübrigt uns noch ein Blick auf den dritten dabei in Frage kommenden Faktor, das ist der Staat. Hier ist allerdings zuzugestehen, daß es an und für sich einem Staate ganz gleichgiltig sein könnte, ob es an seinen Universitäten eine kirchliche Theologie giebt oder nicht. Die Voraussetzung für das gegenwärtige Verhältniß, wonach der Staat an seiner wissenschaftlichen Hochschule auch konfessionelle Fakultäten unterhält zum Dienst der beiden hauptsächlichen in seinem Bereich vertretenen Kirchen, — die Voraussetzung dafür ist die, daß der Staat zu den betreffenden Kirchen in einem gewissen freundschaftlichen Verhältniß steht, daß er an dem religiösen Standpunkt, welchen die Fakultät vertritt, an ihrem kirchlichen Bekenntniß einen gewissen Antheil, wenigstens ein Interesse habe. Nur ein Staat, der sich in seinen Ordnungen und Grundrechten auf den Boden des Christenthums stellt, kann theologische Fakultäten unterhalten. Und eine solche Stellung des Staates wiederum ist nur möglich, wenn die Gesellschaft an den christlichen Grundanschauungen festhält.

Dies Gesetz gilt aber nicht nur vom Christenthum im Allgemeinen, sondern auch von dem besonderen konfessionellen Standpunkte innerhalb desselben. So lange z. B. die staatlichen Einrichtungen so mit dem Katholicismus verbunden sind wie in Spanien, ist es undenkbar, daß die spanische Regierung auf Staatskosten eine protestantische theologische Fakultät einrichte. Kaum daß die öffentliche Meinung Spaniens eine freie Fakultät der evangelischen Kirche ertragen würde. Es müßten zuerst die ganzen Volksanschauungen völlig umgeändert sein, und dies müßte sich in den öffentlichen Institutionen ausdrücken, — ehe an eine solche staatliche Fakultät zu denken wäre. Und ein anderes Beispiel bietet uns Rußland. In dem Augenblicke, wo die öffentliche Meinung in Rußland die Regierung dazu leitet, die lutherische Kirche der Ostseeprovinzen als eine für den Staat gleichgiltige, ja schädliche Sache anzusehen, muß sich die Frage erheben, ob nicht die theologische

Fakultät in Dorpat aufzuheben sei, wie dieselbe kürzlich in russischen Zeitungen erörtert wurde.

Wenn bei uns in Deutschland der Zeitpunkt einmal eintreten sollte, wo die Gesellschaft in der Weise entchristlicht wäre, daß die staatlichen Einrichtungen dem Drängen derselben nicht mehr widerstehen könnten, so würde natürlich auch die Grundlage fortfallen, auf der sich die jetzige Verfassung der staatlichen Universitäten mit ihren konfessionellen theologischen Fakultäten erbaut. So liegen aber die Verhältnisse bei uns noch lange nicht. Nicht nur die Verfassung bestimmt wenigstens in Preußen, daß den staatlichen Einrichtungen die Grundsätze der christlichen Religion zu Grunde liegen. Sondern es binden den Staat auch noch besondere Interessen und Versprechungen an die evangelische Landeskirche, um welche es sich für uns hier zunächst handelt. Als im Jahre 1810 die Kirchengüter eingezogen wurden, ist dabei das Königliche Versprechen gegeben worden, daß der Staat für die Bedürfnisse der evangelischen Landeskirche ausreichend Sorge tragen würde. Zu diesen Bedürfnissen gehören aber in erster Linie die Veranstaltungen für die Ausbildung ihrer künftigen Diener.*) So drängen die Verhältnisse des preußischen Staates (und ähnlich liegt es in den anderen deutschen Staaten) dahin, daß er für die evangelische Kirche an seinen Universitäten auch eine theologische Fakultät unterhalte. Wenn er für besondere Kunstrichtungen eigene Lehrstühle errichtet, — ein wie viel tiefer gehendes Interesse hat er an dieser religiösen Richtung, welche in der christlichen, speciell der evangelischen Kirche zum Ausdruck kommt!

Die neuesten Entwickelungen der Gegenwart legen nun aber die Erinnerung an jene Verpflichtungen des Staates besonders nahe. Er hat soeben seine Verhältnisse zur römisch-katholischen Kirche durch die Beendigung des Kulturkampfes neu geordnet. Es sind derselben dabei Ehrenbezeugungen zu Theil geworden, wie sie die evangelische Kirche niemals erwarten kann und auch gar nicht beansprucht; es sind ihr aber auch Freiheiten gewährt, welche nothwendigerweise Vergleiche hervorrufen müssen mit der Gebundenheit, in welcher sich die treueste Freundin des Staates, die evangelische Kirche, noch immer befindet. Daß sich dieselbe, wie das bekannte Schlagwort lautet, noch jeden Consistorialrath erbitten muß von

*) Die Einkünfte des evangelischen „Klosters Bergen" sollen wesentlich zur Unterhaltung der Universität Halle verwendet worden sein.

der Mehrheit eines Abgeordnetenhauses, in welchem Juden und Katholiken das große Wort führen, ist in der That eine Fessel, an deren Beseitigung nicht die Freunde der Kirche allein arbeiten sollten. Es ist deshalb die Frage der Dotation der Kirche neuerdings zur Verhandlung gestellt, und wenn sie auch verschoben werden kann, so wird sie doch hoffentlich so bald nicht von der Tagesordnung verschwinden.

Lassen wir aber diese weitergehenden Ziele. Für uns handelt es sich hier nur um die eine Forderung, daß die Staatsregierung den kirchlichen Organen, d. h. dem durch den Generalsynodalvorstand erweiterten Oberkirchenrath das Recht einräume, bei der Besetzung der Lehrstühle an den evangelisch-theologischen Fakultäten seinen Einfluß in wirksamer Weise geltend zu machen. Dieselbe Universität, deren evangelische Fakultät bereits mehrfach von uns erwähnt ist, die zu Bonn, gewährt statutenmäßig dem erzbischöflichen Stuhle das Recht, die Anstellung oder Zulassung eines theologischen Professors wegen erheblicher, die Lehre oder den Wandel des in Vorschlag gebrachten betreffenden Bedenken, abzulehnen. Der Herr Kultusminister hat bereits im Jahre 1884 im Abgeordnetenhause erklärt, nachdem er das statutenmäßige Recht des Bischofs in Münster, um die Anstellung auch der philosophischen Docenten an der dortigen Akademie befragt zu werden, nachgewiesen hatte: „Das muß ich aber anerkennen, daß wenn die Statuten so lauten, wie sie lauten, man als Chef der Unterrichtsverwaltung dafür zu sorgen hat, daß dort eine Philosophie existire, welche ohne Beeinträchtigung von den Studirenden der katholischen Theologie gehört werden kann." — Wir wollen uns hier nicht mit den katholischen Theologen und Philosophen über die „Freiheit der Wissenschaft" auseinandersetzen, und sind ganz und gar nicht gewillt, Konsequenzen ziehen zu lassen aus denjenigen Forderungen, die die katholische Kirche für ihre Diener an die Wissenschaft richtet. Wir wollen nicht einen Einfluß der Kirche auf die Philosophie, nicht eine Censur oder Kontrolle der evangelischen Theologen durch die kirchlichen Organe, — wir bitten nur, daß der Chef der Unterrichtsverwaltung dafür Sorge trage, daß in den evangelischen Fakultäten eine Theologie existire, welche ohne Beeinträchtigung derjenigen Kirche von den Studenten gehört werden kann, zu deren Dienst jene Fakultäten gegründet sind.

Daß ein wissenschaftliches Interesse gegen diese Forderungen nicht erhoben werden kann, glauben wir nachgewiesen zu haben. Wenn man aber ein staatliches Interesse dagegen vorschiebt, so kann der Sinn nur der sein, daß man dem Unglauben möchte in den staatlichen Organen eine Waffe frei halten, deren er sich — mit Hilfe ungläubiger Mehrheiten in den Parlamenten — zur Unterdrückung der „Orthodoxie", wie man sagt, eventuell bedienen könnte. Ob das ein staatliches Interesse sei, überlassen wir dem Urtheil des Lesers. — Ganz anders könnte dies letztere aber dahin geltend gemacht werden, daß es — sogar im volkswirthschaftlichen Interesse — für den Staat angezeigt erscheint, diejenigen Institute, welchen seine akademischen Lehrer dienen sollen, nach der Brauchbarkeit derselben zu fragen. Wenn katholische Professoren vom Staate angestellt werden, deren Vorlesungen seitens des Erzbischofs kirchlich verboten werden, so ist die Auszahlung ihres Gehaltes vom wirthschaftlichen Standpunkte angesehen, eine Vergeudung öffentlicher Mittel. Ebenso war z. B. in Baden die Unterhaltung der gesammten theologischen Fakultät, mit Einschluß des Predigerseminars, Jahre und Jahrzehnte lang eine ungeheuere Verschwendung von Staatsmitteln. Denn man wollte doch damit der evangelischen Kirche dienen, diese erklärte aber — wenn auch nicht durch Urkunden, so doch durch den thatsächlichen geringen Besuch von Heidelberg, — daß sie von einer so protestantenvereinlichen Fakultät keinen Gebrauch machen könne. Es ist also durchaus praktisch, wenn die Staatsbehörden, ehe sie akademische Lehrer berufen, die kirchliche Zustimmung für dieselben sich verschaffen.

Doch wir brauchen unserm Leser nicht erst zu versichern, daß von dieser Art nicht die Gründe sind, mit denen wir unsere Forderung begründen. Wir gründen dieselbe auf das gute alte Recht der evangelischen Kirche an den Staat, dem die Führung des Kirchenregimentes durch ein Vertrauensverhältniß früherer Zeiten übergeben worden war, in der Zuversicht, daß er diejenige Macht, der er seine Entwickelung wesentlich mit verdankt, gebührend schützen und versorgen werde. Wir gründen sie auf das Existenzrecht der evangelischen Kirche, das mit einer ihrem Bekenntniß entsprechenden Vorbildung ihrer Diener verwachsen ist. Wir gründen sie auf die statutarischen Bestimmungen der Universitäten, in welchen der Staat selbst sich für das Interesse der evangelischen Kirche verbunden hat. Wir gründen sie auf die moralischen Verpflichtungen, welche mit

der Uebernahme des Kirchenvermögens in den staatlichen Besitz übernommen und seiner Zeit durch ein Königswort ausgesprochen sind. Nicht als Bettler erscheinen wir vor weltlichen Instanzen, nicht eine Abhängigkeit der Kirche von menschlichem gutem Willen wollen wir konstatiren, — die Kirche wird leben und blühen, wenn es keine Universitäten und keine Abgeordnetenhäuser mehr geben wird. Und wenn wir auch kein Tribunal wissen, an das wir auf Grund geschriebener Paragraphen uns wenden können, — der Richter, dem wir unsere Sache befehlen, ist der Herr der Welt. Den irdischen Herren aber rufen wir unsere Forderungen zu, zusammenfassend was wir zu sagen haben in das eine Wort:

Gerechtigkeit!

Inhalt.

Pierer'sche Hofbuchdruckerei. Stephan Geibel & Co. in Altenburg.

